Geschichte

der

poetischen Literatur

der Deutschen.

Von

Werner Hahn.

Achte, verbesserte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1877.

Vorrede.

Die Absicht, für den ersten Unterricht in der Geschichte der deutschen Poesie ein brauchbares Lehrbuch zu schreiben, hat dem vorliegenden Werk seine Grenze gezeichnet und die Art seiner Abfassung vorgeschrieben.

Jeder erste Unterricht in irgend einer Wissenschaft hat den doppelten Zweck: einerseits in einem bestimmten Umfang allgemein feststehende Kenntnisse zu lehren, andrerseits wirksame Anregungen zum weiteren Studium mitzutheilen. Dieser doppelten Aufgabe nachzukommen, ist es bei der Abfassung des vorliegenden Werkes auf zweierlei besonders abgesehen worden: 1. darauf, daß alles dasjenige übersichtlich geordnet werde, was als bedeutungsvolles Faktum aus dem Gebiet der Literaturgeschichte gelernt werden muß, wenn man den ersten Blick in die Geschichte unserer Poesie thut; 2. darauf, daß durch Vorführung des Charakters und Inhalts der bedeutungsvolleren literarischen Erscheinungen ein Gefühl von der Größe, dem Werth und Charakter unserer Literatur geweckt werde.

In dieser letzteren Hinsicht besonders unterscheidet sich das vorliegende Werk von den sonst in Schulen gebräuchlichen Lehrbüchern. Während in den meisten Schulbüchern herkömmlich ist, die charakterisirenden Inhaltsangaben der poetischen Werke aus der Zeit bis 1300 ziemlich genau aufzunehmen, begnügt man sich für die Dichtungen der späteren Zeit mit Aufzählung von Namen, höchstens unter Angabe der Richtung, in der sich die Dichter, und unter Angabe der Gattung, in der sich die Poesien halten. In dieser Hinsicht ist in dem vorliegenden Werk als Princip innegehalten, daß kein Werk genannt werde, dessen Inhalt nicht durch eine charakterisirende Analyse, durch ein charakterisirendes Citat, oder wenigstens durch Hinweisung auf ein ähnliches Werk näher vorgeführt werden konnte.

Soll zur Rechtfertigung dieses Princips etwas hinzugefügt werden, so wird ja allgemein zugegeben, daß einerseits Namen bloß von Richtungen und Gattungen nicht genügen, um mit den Dichtern und ihren Werken vertraut zu machen, daß dazu vielmehr ein Einblick in ihre Gedanken- und Vorstellungsweise unerläßlich ist, andrerseits aber, daß es ganz außer der Möglichkeit liegt, den Schüler das Bedeutendere aus der Zeit von 1300 bis auf unsere Tage, und wenn auch in einer vorsichtigen und begrenzten Auswahl, selbst lesen zu lassen. Der Lehrer wird kaum Zeit haben, außer der Besprechung der kleineren lyrischen und epischen Gedichte der anerkannt größten Dichter, nur etwa zwei oder drei ihrer Dramen eingehend durchzunehmen.

Dadurch, daß das angegebene Princip durch die vorliegende Arbeit durchgeführt wurde, konnte ein literaturgeschichtliches Werk, selbst in dem kleinen Umfang eines Schulbuchs, seiner eigentlichen Aufgabe möglichst genähert werden, — nämlich der Aufgabe, den Entwicklungsgang der Volksbildung aus den poetischen Werken jeder Zeit anschaulich zu machen.

Anordnung und Darstellung des vorliegenden Leitfadens sind dem Bildungsstandpunkt derjenigen Schulklassen der Gymnasien, der Realschulen, und ferner auch der höheren Töchterschulen angepaßt, in denen der erste Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte ertheilt wird. —

Dies war — in der Hauptsache — der Wortlaut der Vorrede zur ersten Auflage, die im Jahre 1860 erschien. Ich bin, wie bei den inzwischen erschienenen Auflagen, so auch bei dieser achten, bemüht gewesen, die Fortschritte der Wissenschaft für das Werk zu benutzen.

Schließlich erwähne ich, daß im Jahre 1872 ein Werk von mir im Buchhandel erschienen ist, das sich als Ergänzung für die in §. 11 gegebenen kurzen Andeutungen empfiehlt: „Edda, Lieder germanischer Göttersage, bearbeitet und erläutert"; ferner, daß die von mir besorgten „Tabellen" zur deutschen Literaturgeschichte im Jahre 1875 in zweiter Auflage erschienen sind.

Berlin, 1877.

Werner Hahn.

Inhalt.

Einleitung.

Erste Periode.

Der altdeutsche heidnische Volksgesang oder die Zeit der Sagenbildung. Von der fernsten Vorzeit bis Karl den Großen 800.

Zweite Periode.

Die Poesie unter dem Einfluß der christlichen Geistlichkeit. Von Karl dem Großen bis in das erste Jahrhundert der Kreuzzüge 800—1100.

Dritte Periode.

Die Blüthe der ritterlichen und der Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge. 1100—1300.

Erster Abschnitt. Epische Dichtung der Zeit 1100—80.

Sechste Periode.

Periode der Nachahmung 1624—1748.

Erster Abschnitt. Die erste schlesische Schule und ihre Zeit 1624—1660.

Zweiter Abschnitt. Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner 1660—1725.

Dritter Abschnitt. Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer 1725—1748.

Siebente Periode.

Die Zeit der klassischen Vollendung der deutschen Poesie. Seit Klopstock 1748.

Erster Abschnitt. Klopstock und Wieland und deren Wirkungen auf die deutsche Poesie.

Zweiter Abschnitt. Lessing und Herder und die Einflüsse ihrer Ideen.

Dritter Abschnitt. Goethe, Schiller und ihre Zeit.

Vierter Abschnitt. Neuere Zeit. 1815—1840.

Einleitung.

§. 1. Literatur und Literaturgeschichte.

Literatur ist der Inbegriff der in Sprache und Schrift niedergelegten Geisteswerke. Literaturgeschichte ist die Entwicklung der geistigen Bildung, wie sich diese aus den Sprach- und Schriftwerken erkennen läßt.

§. 2. Die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache gehört zu dem Sprachstamm, der nach seinen Endpunkten der indogermanische genannt wird. Die bedeutendsten Kultursprachen gehören demselben an: indisch, persisch, griechisch, römisch und deutsch, desgleichen die slavischen und keltischen Sprachen.

Das Wort deutsch (goth. thiudisko, ahd. diutisc, mhd. diutsch) heißt „volksmäßig, volksthümlich"; abstammend von thiuda ahd. diot, theot, mhd. diet, diut d. i. Volk, Leute). Als Name wird das Wort erst seit dem 12. Jahrhundert angewandt. — Aelter ist der Name Germanen, der schon bei römischen Schriftstellern vorkommt. Wahrscheinlich keltischen Ursprungs bedeutet er, nach Einigen „Schreier im Kampf", nach Andern „Nachbar". Die Römer selbst erklärten das Wort nach ihrer Sprache, germanus d. h. verschwistert, verbrüdert.

Die Heimath der indogermanischen Sprachen ist das asiatische Hochland, nordöstlich über dem kaspischen Meere, von wo aus sie sich, östlich bis an den Ganges, westlich über fast ganz Europa und die neue Welt verbreitet haben. Zu ihnen gehören auch die Töchtersprachen des Lateinischen, die sog. romanischen Sprachen (französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch), welche aus der lateinischen Volks- und Umgangssprache, durch Vermischung mit den in jene Länder gedrungenen deutschen Sprachelementen, entstanden sind. Alle diese Sprachen zeichnen sich vor allen anderen Sprachen (den semitischen: chaldäisch, hebräisch, arabisch; ferner vor den Sprachen der anderen Racen) durch feine grammatische Durchbildung und Reichhaltigkeit der Formen zum Ausdruck der Gedanken aus. — Die Bildung verschiedener Sprachen aus einem gemeinschaftlichen Sprachstamm geschieht durch Ablautung und Lautverschiebung. „Ablautung" ist Wechsel der Vokale untereinander; „Lautverschiebung" Wechsel der Konsonanten, die einem und demselben Organe angehören. Die Uebereinstimmung der indogermanischen Sprachen ist nachweisbar: 1. aus den Wortformen selbst (sie führen vielfach auf gleiche Urwurzeln zurück); 2. aus der Art der Flexion (Deklination und Conjugation geschehen unter Anwen-

dung derselben Mittel und bewegen sich in gleichartigen Formen). Die Wissenschaft, welche den Zusammenhang der Sprachen darstellt, ist die „vergleichende Grammatik". — Beispiele einiger Wortformen der indogermanischen Hauptsprachen:

ind.:	pers.:	griech.:	röm.:	deutsch:
pitar	federe	patēr	pater	Vater
brâtar	brâtar	phrator	frater	Bruder
cvan	cpan	küon	canis	Hund
nâman	nâman	onoma	nomen	Name
aham	asem	ego	ego	ich
mam	manm	me	me	mich
dva	dva	düo	duo	zwei
pankan	pankan	pente	quinque	fünf
tistâmi	histami	histemi	sto	stehe
asti	asti	esti	est	ist

§. 3. Dialekte der deutschen Sprache.

Unter den Dialekten der deutschen Sprache sind seit der ältesten Zeit drei Hauptcharaktere zu unterscheiden: 1. oberdeutsche Dialekte (allemannisch oder schwäbisch, bairisch, longobardisch), die im gebirgigen südlichen Deutschland gebildet, härtere Laute haben und vorherrschend mit Kehle und Brust gesprochen werden; 2. niederdeutsche (angelsächsisch, westphälisch, friesisch, skandinavisch), die in nördlichen ebneren Gegenden gebildet, breitere Laute haben und vorherrschend mit Zunge und Lippe gesprochen werden. Zwischen ihnen, die Mitte haltend, stehen: 3. die mitteldeutschen (hessisch, thüringisch, fränkisch).

Unter Dialekten (Mundarten) versteht man die eigenthümlichen Gestaltungen, welche die Volkssprache in der Rede der verschiedenen Stämme annimmt. Die Zeit der Dialektbildung ist sehr früh und fällt mit der Zeit zusammen, da die Stämme selbst sich absonderten. — In Folge der Ausbreitung der germanischen Stämme über fast ganz Europa, namentlich über das ganze westliche Europa, haben einige Dialekte den Stamm zu allmälig sich absondernden Volkssprachen gegeben: 1. der skandinavische Dialekt zur dänischen, norwegischen und schwedischen Sprache; 2. das Angelsächsische theilweise zur englischen; 3. das Fränkische zum Vlämischen und Holländischen. — Im südlichen Europa und in Gallien ist die germanische Sprache dem Einfluß der römischen verfallen (§. 2).

§. 4. Vier Perioden der Sprachentwicklung.

Aus den Schriftdenkmälern der Deutschen sind vier Perioden der Sprachentwicklung zu unterscheiden: 1. das Gothische 400—600; 2. das Altdeutsche 800—1100; 3. das Mitteldeutsche 1100—1500; 4. das Neudeutsche seit c. 1500.

I. Das Gothische. Die einzige Quelle des Gothischen besteht in den Resten der Handschriften, welche von Ulfila's Bibelübersetzung etwa um 500 in Italien, während der Herrschaft der Ostgothen daselbst, angefertigt sind. — Der gothische Dialekt, eine volltönende Sprache mit reinen Vokalen bis an die End- und Flexionssilben, ist durch Kasusendungen, Dual- und Passivformen, Wort-

stellung und Satzbau von den späteren Dialekten völlig verschieden. Z. B.: „Atta unsar Vater unser, thu in himinam du in Himmeln, veihnai namo thein geweihet dein Name, qvimai thiudinassus theins komme deine Herrschaft, vairthai vilja theins werde dein Wille, sve in himina wie im Himmel, jah ana airthai auch auf Erden, hlaif unsarana unser Brot, thana sinteinan dieses immerwährende, gif uns himma daga gieb uns diesen Tag, jah aflet uns und erlasse uns, thatei skulans sijaima daß Schuldige wir seien, suasve jah veis afletam wie auch wir erlassen, thaim skulam unsaraim diesen unseren Schuldigen, jah ni briggais uns und nicht bringest uns, in fraistubnjai in Versuchung, ak lausei uns sondern löse uns, af thamma ubilin von diesem Uebel, unte theina ist thiudangardi denn dein ist Herrschaft, ja maths und Macht, ja vulthus und Glanz, in aivins in Ewigkeit. Amen.“ — Ulfila, geb. 311 unter den Gothen nördlich der Donau, wahrscheinlich von Eltern kappadocischer Herkunft, wurde Bischof der Westgothen; ein gelehrter Mann, der in griechischer, lateinischer und gothischer Sprache schrieb und predigte; übersetzte die Bibel (mit Ausnahme der Könige, deren Kriegserzählungen, wie er fürchtete, die Kampflust des Volkes reizen würden); † 381 in Konstantinopel, wo er sich aufhielt, um auf der Kirchenversammlung die Lehre des Arius (Menschheit Christi), gegen die Lehre des Athanasius (Gottheit Christi, Dreieinigkeit), zu vertheidigen. — Die Handschriften der Bibelübersetzung, von denen Reste vorhanden sind, aus der Zeit um 500, sind ostgothischen Ursprungs und in Italien angefertigt: codex argenteus, jetzt in Upsala, der die Evangelien enthält (auf purpurgefärbtem Pergament, die Buchstaben in Silber eingezeichnet; im 16. Jahrhundert vom Geometer Arnold Mercator in der Abtei Werden gefunden, bald darauf nach Prag gebracht, 1648 nach Schweden entführt; codex argenteus nach dem massiv silbernen Einband genannt, den der schwedische Marschall Lagardie um die Blätter legen ließ; 2. codex carolinus in Wolfenbüttel (Theil des Römerbriefes); 3. Mailänder codex (Theile der Paulinischen Briefe, des Nehemia, Esra u. s. w.). Das Alphabet Ulfila's ist aus altdeutschen Runen- und griechischen Buchstabenzeichen zusammengesetzt. — Runen (rûn d. h. geheimes Wissen) sind die ältesten Schriftzeichen der Germanen, die ursprünglich besonders im religiösen Cultus (Loos, Weissagung, Zauberung) gebraucht wurden.

II. Das Altdeutsche oder (nach den in der Zeit 800—1100 vorherrschenden Dialekten) das Althochdeutsche. Die Flexionsformen sind (mit dem Gothischen verglichen) sehr vereinfacht: Vokativ-, Dual-, Passivformen verschwunden; größere Manigfaltigkeit an vokalischen Lauten ist eingetreten. Probe aus Otfried's Krist 865:

Giáng tho drûthin thánana	(Ging da der Traute von dannen,
mit imo ouh sine thégana,	Mit ihm auch seine Dekane,
oúgtun sie imo innan thés	Zeigten sie ihm indessen
gizimbri thes húses.	Das Gezimmer des Hauses.
Quad ér: gewisso ih ságen iu,	Sprach er: gewiß ich sage euch,
thie steina wérdent noh zi thiu,	Die Steine werden noch dazu,
thaz sie sint só unthrate,	Daß sie sind so unwerth,
hiar liggent al zi sâte.	Hier zu liegen all wie zur Saat.)

III. Das Mitteldeutsche (oder Mittelhochdeutsche). Vereinfachung der Flexionsformen ist fortgeschritten, die klingenden Vokale der Endungen sind in e abgeschwächt; Hilfszeitwort, Artikel und Umlaut sind eingetreten. Ueberwiegende Geltung hat der schwäbische Dialekt, in Folge der Herrschaft der Hohenstaufen (Herzöge von Schwaben). Probe aus dem Nibelungenlied 1210:

„Ez troumde Kriemhilte in tugenden der sie pflac,
Wie si einen valken wilden züge manegen tac,
Den ir zwên arn erkrummen, daz si daz muoste sehen:
Ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
Sin kunde in niht bescheiden baz der guoten:
Der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man,
In welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân.

Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
Âne recken minne wil ich immer sîn.
Sus schöne will ich blîben unz an mînen tôt,
Daz ich sol von manne nimmer gewinnen keine nôt.

Nu versprich ez nicht ze sêre, sprach aber ir muoter dô.
Solt du immer herzenlîche zer werlde werden frô,
Daz geschiht von mannes minne: du wirst ein schœne wîp,
Obe dir got noch gefüeget eins rehte guoten ritters lîp.“

IV. Das Neudeutsche oder Neuhochdeutsche hat sich auf die Sprache, welche Luther für seine Bibelübersetzung (1521—34) wählte, gegründet. Luther schloß sich am nächsten an das Obersächsische an, wie es aus dem deutschen Rechtsbuch, dem Sachsenspiegel (von Eike von Repkow, Schöffe aus dem Anhaltischen 1230) verbreitet und namentlich in den Kanzleien der Höfe und Städte vielfach in Gebrauch war. Zum Charakter des Neuhochdeutschen gehört, daß die Abschwächung der Endvokale in ein tonloses e sich vollendet hat und die Betonung der Wörter darnach geändert ist. — Das Deutsch der lutherischen Bibelübersetzung brach sich im protestantischen Deutschland ungehindert durch und wurde um so sicherer verbreitet, als die Literatur seit dem 16. Jahrhundert sich merklich vom katholischen Deutschland trennte und auf das protestantische überging. Um die Entwicklung des Neudeutschen haben sich verdient gemacht: 1630 Opitz und die sog. Sprachgesellschaften, 1730 Gottsched. Mustergiltige Ausbildung der Sprache zeigen zuerst Lessing und Goethe.

Das Neuhochdeutsche hat sich unter Einflüssen der Wissenschaft allmälig zu Formen festgestellt, die von den Gebildeten überall angenommen und in der Schrift in Gebrauch sind. Man nennt diese Sprache auch „Hochdeutsch“ und versteht darunter den Gegensatz zu allen Dialekten. Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch: 1. Dialekte sind die Natursprache, d. i. die unwillkürlich (instinktiv) gebildeten und von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Formen der Volksrede; Hochdeutsch dagegen wird nach dem System der Wissenschaft (Grammatik, Etymologie) gebildet und gelehrt. 2. Die Dialekte sind nach den Gegenden und Stämmen manigfach; das Hochdeutsche dagegen macht sich von Natureinflüssen frei und strebt nach Einheit. 3. Die Dialekte beharren, als Klänge der Natur, möglichst in ihrer unmittelbaren Gestalt; das Hochdeutsch dagegen bildet und wandelt sich nach den Fortschritten der Wissenschaft. 4. Die Dialekte werden mit der fortschreitenden Civilisation vom Hochdeutschen überwuchert und zurückgedrängt (Eisenbahn, Zeitungen); das Hochdeutsch dagegen ist durch die Civilisation, die Lehre in der Schule, den Gebrauch in der Kirche, durch die bleibenden Werke der Literatur gesichert. — Seit Ende des 18. Jahrhunderts hat durch Voß die Wiederbenutzung der Dialekte zur Schrift begonnen. Hebel und Fritz Reuter haben den Dialekten erneute größere Bedeutung für die Literatur gegeben.

§. 5. Poesie und Wissenschaft.

Die gesammte Literatur eines Volkes zerfällt: 1. in die poetische (belletristische), d. i. schriftliche Darstellung des Schönen; 2. in die wissenschaftliche (gelehrte), d. i. schriftliche Darstellung des Wahren.

Die wissenschaftliche und die poetische Literatur stehen bald in näherer, bald in fernerer Wechselbeziehung. Von jener wird im Folgenden nur soviel gegeben, wie zur Darstellung des Entwicklungsganges der poetischen erforderlich ist.

Poesie gehört unter den allgemeinen Begriff Kunst, d. i. Darstellung des Schönen in sinnlich wahrnehmbaren Formen. Es giebt vier Künste, Plastik, Malerei, Musik und Poesie. — Unterschied der objectiven und subjectiven Künste: Objectiv sind diejenigen, bei denen das Objective, d. h. das äußerlich Vorhandne, die wirkliche Welt, den Gegenstand der Darstellung und den Maßstab der Schönheit abgiebt. Subjectiv sind diejenigen, bei denen das Subjective, d. i. das innere Gefühls- und Geistesleben des Menschen, zu schöner Darstellung gelangt. — Objective Künste sind: Plastik (Bildhauerkunst) und Malerei, die sog. „bildenden" Künste, die Künste für das Auge. Naturwahrheit, Uebereinstimmung mit dem Wirklichen (Realen) ist die Hauptaufgabe beider. Subjectiv ist die Musik (Tonkunst), die Kunst für das Ohr. Erregung des Gefühls, Aufschwung zu höheren Stimmungen, Erweckung der Begeisterung (das Ideale) ist die eigentliche Aufgabe der Musik. Objectiv und subjectiv endlich ist die Poesie (Dichtkunst), d. i. die Kunst nicht für einen der äußeren Sinne (Auge, Ohr), sondern unmittelbar für den Geist; die Kunst, die sich des rein geistigen Mittels, der Sprache, bedient. Objectiv ist die Poesie: sofern sie der Vorstellungskraft, der Phantasie des Menschen Bilder und Anschauungen des Lebens (das Reale) mittheilt; subjectiv: sofern sie der empfindenden Seele und dem denkenden Geiste den Einblick in die innere Natur der Stimmungen, in die ewige Wahrheit und Tiefe der Gedanken (in das Ideale) gewährt. — Zweck aller Künste ist die Veredlung des menschlichen Wesens, Erhebung über die sinnliche Niedrigkeit, durch den Eindruck des Schönen, durch Belebung der Phantasie und Läuterung der Gefühle und Gedanken. — Aesthetik ist die Wissenschaft, welche das Wesen der Schönheit, die Formen und Mittel der verschiedenen Künste erklärt und begründet. — Poetik ist derjenige Theil der Aesthetik, der speciell von der Poesie handelt.

§. 6. Gattungen der Poesie.

Es giebt drei Gattungen der Poesie: 1. die epische (die objective Gattung) d. i. poetische Darstellung von Ereignissen; 2. die lyrische (die subjective Gattung), d. i. poetische Darstellung des Gefühls- und Geisteslebens; 3. die dramatische (die höchste Gattung, welche objectiven und subjectiven Charakter verbindet), d. i. poetische Darstellung von Ereignissen in solcher Art, daß das Gefühls- und Geistesleben der bei den Ereignissen betheiligten Personen durch deren Rede zum Ausdruck kommt.

I. Die epische Poesie zerfällt in folgende Untergattungen: 1. Das eigentliche Epos (auch Epopöe oder Heldengedicht genannt; τὸ ἔπος, das Wort), d. i. poetische Darstellung eines größeren Zusammenhangs bedeutender Ereignisse, die von heroischen Charakteren ausgehn, von Helden leidenschaftlichen Sinnes und starken Willens. Muth, Ehre, Trotz, Herrschsucht, Mißgunst, Rache sind die Triebfedern im Epos; sein Gebiet ist der Kampf, die Vergeltung einer Schuld. Zwei Arten

des Epos: Volksepos, welches die im Volke entstandenen und bewahrten Sagen in volksthümlicher Form, d. h. im Anschluß an eine dem Volke leicht verständliche und allgemein zusagende Ausdrucksweise, bearbeitet (Nibelungen, Gudrun); und Kunstepos, in welchem fremdher gekommene Stoffe zum Gegenstand einer kunstvoll gebildeten großen Erzählung bearbeitet sind. Dem Stoffe nach unterscheidet man im Kunstepos das heroische Epos (Eschenbach's Parzival; Wieland's Oberon; Schulze's bezauberte Rose) und das religiöse Epos (Klopstock's Messias). Als Abarten des Epos sind zu merken: das komische Epos (Zachariä's Renommist; Immermann's Tulifäntchen) und das Thierepos (Reineke Fuchs). 2. Das Idyll oder das ländliche Gedicht (τὸ εἰδύλλιον, das Bildchen), d. i. poetische, Darstellung eines Ereignisses, das sich unter Menschen zuträgt, die gut geartet sind, Wohlwollen für einander hegen, und meistens in engem Verkehr mit der Natur leben (Geßner, der erste Schiffer; Voß, Luise). Das Idyll ist im Ganzen eine einförmige Gattung. Um ihm mehr Reiz zu verleihen, kann es dem Charakter des Epos genähert werden (Goethe, Hermann und Dorothea, wo durch das idyllische Ereigniß der Kampf der Revolution durchblickt). 3. Die Ballade (ballata war im Italienischen ein Tanzlied; nach Deutschland ist die Ballade aus England und Schottland verpflanzt, wo gwaelawd, „walad" auszusprechen, ein Lied in der Volkssprache bedeutet) und 4. Romanze (romance, ursprünglich in Spanien jedes in der romanischen Volkssprache, im Gegensatz zur lateinischen Schriftsprache, verfaßte Gedicht). Beide Namen, Ballade und Romanze, werden von den deutschen Dichtern meistens gleichbedeutend gebraucht: kunstvoll gearbeitete Erzählungen, die aus einem Heldenleben eine einzelne That, entweder siegreichen Willens, oder heldenmüthigen Leidens, darstellen. Die Ballade neigt nach ihrem Ursprung aus Schottland mehr dahin, ein Leiden darzustellen (Herder, Edward; Bürger, Lenore; Schiller, Ritter Toggenburg; Goethe, Erlkönig; Uhland, Harald); die Romanze, dem romantischen Charakter des ritterlichen Mittelalters näherstehend, trägt vorherrschend den Sieg des vom Glück unterstützten starken Willens vor (Herder, Cid; Schiller, Kampf mit dem Drachen; Schlegel, Arion; Grün, letzte Ritter). 5. Die poetische Erzählung d. i. die poetische Darstellung des Ereignisses, das dem wirklichen Leben ganz nahe steht (Hagedorn, der muntre Seifensieder; Gellert, der arme Schiffer; Seume, der Wilde; Chamisso, Salas y Gomez; Schwab, Johannes Kant). 6. Legende (legenda, was in der alten Kirche beim täglichen Gottesdienste vorgelesen wurde) d. i. poetische Darstellung von Ereignissen aus dem Leben des Herrn, der Heiligen und Märtyrer (Wernher, Marienlegende; Sachs, St. Peter mit der Geis; Herder, die wiedergefundenen Söhne; Goethe, „Als noch verkannt und sehr gering" rc.). 7. Roman (romans oder romant im Altfranzösischen): eine in prosaischer Sprache abgefaßte Erzählung, welche, innerhalb einer umfassenden Schilderung des menschlichen Lebens, den Entwickelungsgang einer bedeutenden Persönlichkeit oder eines bedeutungsvollen Verhältnisses mehrerer Menschen untereinander vorführt. Die ältesten Gattungen des Romans in Deutschland sind: der Ritterroman (Amadis, aus dem Französischen); Abenteurerroman (Grimmelshausen, Simplicissimus); daran anschließend später: der Räuberroman (Zschokke, Abällino). Nach den speciellen Aufgaben unterscheidet man: den historischen Roman (Hauff, Lichtenstein); den Familienroman (Engel, Lorenz Stark); den Kunstroman (Goethe, Wilhelm Meister; Tieck, Franz Sternbalds Wanderungen); den psychologischen Roman (Goethe, Wahlverwandtschaften; Hoffmann, Elixire des Teufels). Nach dem Ton der Darstellung spricht man von humoristischen Romanen (Jean Paul, Quintus Fixlein) rc. 8. Novelle (aus dem italienischen novella, Neuigkeit): eine in prosaischer Sprache abgefaßte und in mäßigem Umfang abgeschlossene Erzählung, welche ein einzelnes Ereigniß aus dem Entwicklungs=

gang einer bedeutenden Persönlichkeit oder einen interessanten Vorfall aus dem Schicksal mehrerer Menschen darstellt (Tieck, die Gemälde; Eichendorff, aus dem Leben eines Taugenichts). Je nach dem Stoff, wird die Grenze zwischen Roman und Novelle nicht immer inne gehalten; entweder indem ein Entwicklungsgang nicht so umfassend gegeben wird, wie es der Roman fordert, oder indem das einzelne Ereigniß zu einem größeren Bilde in der Schilderung erweitert wird, als die Novelle eigentlich gestattet (Immermann, Münchhausen; H. v. Kleist, Kohlhaas; Steffens, die vier Norweger). 9. Märchen (ahd. mâri, mhd. mære: wovon viel gesprochen wird, das Berühmte) d. i. eine, aus den Erinnerungen der Göttermythen, unter dem Einfluß des Christenthums entstandene Gattung der deutschen Erzählung. In dem Märchen treten Naturkräfte personificirt auf, symbolische Wesen, an denen sich die Idee des Lebens unter einem Fluch (Bezauberung) und der Erlösung davon verwirklicht. Zwei Arten: Volksmärchen d. i. die Erzählung der im Volksgedächtniß selbst bewahrten Umbildungen und Nachbildungen der Göttermythen (Musäus; Jacob und Wilhelm Grimm); und Kunstmärchen d. i. Erzählung eines nach der Art der Volksmärchen erdichteten Stoffes (Goethe, das Märchen; Hoffmann, Prinzessin Brambilla).

II. Die lyrische Poesie zerfällt nach den zwei Richtungen, in die das menschliche Innere getheilt ist (Seele und Geist), in zwei Hauptarten: 1. die eigentlich lyrische Poesie, welche die Gefühle und Stimmungen der Seele (Freude, Schmerz, Sehnsucht, Haß, Liebe, Andacht 2c.), 2. die didaktische oder Lehrpoesie, welche das Denken und Erkennen des Geistes (Kenntnisse, Urtheile, Lehren, Wahrheiten 2c.) vorträgt. Der Name „lyrisch" (ἡ λύρα, die Leier) deutet auf das Haupterforderniß des Lyrischen: Singbarkeit; der Name „didaktisch" (διδάσκω, lehre) auf den Zweck des Didaktischen.

Die eigentlich lyrische Poesie zerfällt in 1. das Lied (ahd. liod, mhd. liet d. i. ursprünglich das Gesetz einer Strophe) ist ein singbares, daher in Strophen getheiltes, Gedicht voll Frische und Lebendigkeit in der Aussprache der Empfindungen. Man unterscheidet: das geistliche Lied (Spervogel, „Gewaltig ist und stark"; Luther, „Ein feste Burg"; Klopstock, „Wach auf, mein Herz, und singe"); und das weltliche Lied (Volkslied, „Soviel Stern am Himmel stehn"; Stolberg, „Süße heilige Natur"). Man unterscheidet ferner nach den besonderen Stoffen: das Liebeslied (Goethe, „Ich denke dein"); das Weinlied (Bürger, „Herr Bacchus ist ein braver Mann"); das gesellige Lied (Kotzebue, „Es kann ja nicht immer so bleiben"); das Kriegerlied (Körner, „Du Schwert an meiner Linken"); das Jägerlied (Schiller, „Mit dem Pfeil, dem Bogen") 2c. 2. Die Ode (ἡ ᾠδή, der Gesang): ein lyrisches Gedicht, überwiegend in feierlichem Ernst und großem Aufbau der Gedanken, Darstellung ernster und hoher Empfindungen. Nach dem Vorbild der Griechen ist die Ode reimlos, lediglich auf feine Ausbildung des Rhythmus angewiesen (Klopstock, an Gott; Hölderlin, Tod für's Vaterland; Platen, die Pyramide des Cestius). 3. Der Hymnus (ὁ ὕμνος) ist eine Ode, die den Charakter eines besonders begeisterten Lobgesanges trägt (Neander, „Lobe den Herrn"; Schubart, Friedrich der Große). 4. Der Dithyrambus (ὁ διθύραμβος): ein Lobgesang, der speciell zu Bacchus Ehren erhoben wird (Schiller, Dithyrambe). 5. Die Rhapsodie (ἡ ῥαψῳδία): ein empfindungsvolles Gedicht mit besondrer Freiheit in Form und Plan (Schubart, der ewige Jude; Goethe, Grenzen der Menschheit). 6. Die Elegie (ἡ ἐλεγεία, bei den Griechen jedes in Distichen, in Hexametern und Pentametern geschriebne Gedicht): bei den Deutschen speciell ein Lied voll Wehmuth und Klage in verschiedenen Formen, auch in allerlei Liedformen (Hölty, bei dem Grabe seines Vaters; Matthisson, in den Ruinen eines alten Bergschlosses). Nebenarten der Elegie sind: die Nänie (naenia aus dem Lateinischen)

ein Klagelied am Grabe und bei der Leiche (Schiller, Nänie); die Heroide (herois) aus dem Lateinischen) ein Gedicht in Briefform, besonders mit Liebesklage und Liebeswerbung (Hoffmannswaldau, Eginhard und Emma). 7. Das Sonett (sonetto, Klinggedicht, aus dem Italienischen): ein in fünffüßigen Jamben geschriebenes Gedicht von 14 Zeilen, mit 4 oder 5, gewöhnlich weiblichen, Reimklängen. Die 14 Zeilen des Sonetts sind in 2 Quartette (Glieder von 4 Zeilen) und in 2 Terzette (Glieder von 3 Zeilen) getheilt. Der vorherrschenden Regel nach findet sich: der erste Reimklang viermal, und zwar in den Anfangs- und Schlußzeilen der beiden Quartette; die zweite gleichfalls viermal, und zwar in den dazwischen liegenden Zeilen der beiden Quartette; der dritte und vierte Reimklang wiederholen sich, jeder dreimal, und zwar abwechselnd in den 6 Zeilen der beiden Terzette; oder wenn das Sonett 5 Reimklänge hat, so füllen der dritte, vierte und fünfte Reimklang die 6 Zeilen der Terzette in beliebiger Folge. (Opitz, Fleming, Bürger, Rückert, Platen.) Andere, den romanischen Völkern entlehnte Gattungen, Triolett, Ritornell, Madrigal, Sestine, Glosse, Rondeau, haben in der deutschen Literatur keinen höheren Werth als den poetischer Spielereien empfangen. 8. Das Ghasel (persischen Ursprungs) ist ein Gedicht, welches aus einer mäßigen Anzahl (5 bis 20) zweizeiliger Strophen besteht, unter denen die erste Strophe in beiden Zeilen einen Reimklang (meistentheils einen über zwei Hebungen hinweggehenden Reim) angiebt, der sich dann in der zweiten Zeile jeder Strophe wiederholt (Rückert, Platen).

Die didaktische Poesie zerfällt in folgende Unterarten: 1. Der Spruch, Sinnspruch oder das Epigramm (τὸ ἐπίγραμμα, die Aufschrift) d. i. gedrängte Aussprache eines bedeutungsvollen Gedankens. Unterschied des volksthümlichen und des Kunstspruches: der volksthümliche Spruch trägt einen aus der allgemeinen Beobachtung des Lebens entlehnten Gedanken in kürzester, oft in abgerissener Form vor, in einer Form, die besonders kräftig durch Klang, Rhythmus und Reim zur Feststellung des Gedankens wirkt (Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen"; „Groß Gewalt wird selten alt". Platen: „Das Alter wägt und mißt es; die Jugend spricht: so ist es!"). Der Kunstspruch (das eigentliche „Epigramm") trägt einen Gedanken tiefer gehender Geistesbildung, eine Erkenntniß der Wissenschaft und Religion vor, erläutert und begründet sie auch durch Hindeutungen, Charakterisirungen ꝛc. Dem Stoffe und dem Tone nach sind zu unterscheiden: schildernde und charakterisirende; kritisirende und spottende; moralisirende und philosophische Epigramme. Der deutsche Spruch ist ursprünglich gereimt (Spervogel, Walther von der Vogelweide, Opitz, Logau, Lessing); nach griechischem Muster ist die beliebteste Form für das Epigramm das aus Hexameter und Pentameter bestehende Distichon (Herder, Goethe, Schiller). 2. Das Lehrgedicht d. i. ein Gedicht, welches einen Gegenstand der Wissenschaft, der Moral oder Religion ausführlich behandelt (Freidank, Bescheidenheit; Opitz, von der Ruhe des Gemüths; Tiedge, Urania; Rückert, die Weisheit des Bramanen). 3. Das beschreibende Gedicht d. i. ein Gedicht mit ausgeführter Schilderung (Opitz, Vesuvius; Haller, die Alpen; Kleist, der Frühling). 4. Die Epistel d. i. ein Gedicht, welches Rathschläge, Aufklärungen ꝛc. in der Weise vertraulicher Mittheilungen und in der bequemen Art des Briefstils darstellt (Goethe). 5. Die Satire (aus dem römischen satura, eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale), d. i. ein Gedicht, welches Spott auf die Schwächen, Irrthümer und Gebrechen der Menschen wirft (Brant, Narrenschiff; Moscherosch, wunderbare und wahrhafte Gesichte; Rabener, Lobschrift auf die bösen Männer). 6. Die Fabel und 7. die Parabel sind Dichtungen, in denen eine Lehre ausgesprochen und dadurch anschaulich gemacht wird, daß ein Ereigniß als Beleg und Beispiel für sie erzählt wird. Und zwar:

die Fabel (aus dem Lateinischen fabula; der altdeutsche Name der Gattung bîspel, beyspil, Beirede d. h. eine daneben, neben der Lehre, gegebene Erzählung) ist ein Lehrgedicht, welches einen Gedanken allgemeiner und volksmäßiger Lebenserfahrung durch eine Erzählung veranschaulicht, in welcher Personen möglichst einfachen und natürlichen Gepräges, vornämlich Thiere, handelnd und sprechend auftreten (Stricker; Waldis; Hagedorn; Gellert; Gleim; Lessing); die Parabel (ἡ παραβολή, Vergleichung), ein Lehrgedicht, welches eine Erkenntniß aus dem höheren Gebiete der Moral, Religion und Philosophie durch eine Erzählung veranschaulicht, in welcher Personen vorherrschend geistigen und tief empfindenden Gepräges (Menschen, Lehrer, Einsiedler, Könige) redend und handelnd auftreten (Lessing, „Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten" ꝛc. in „Nathan"; in prosaischer Form: Herder, drei Freunde; Krummacher, der reiche Mann). Als Nebengattung der Parabel ist zu merken: Die Paramythie (ἡ παραμυθία), eine parabelartige Dichtung, in welcher mythische Wesen, Götter, symbolisch auftreten (Herder, das Kind der Sorge; Krummacher, Zeus und das Schaf). 8. Die Allegorie (ἡ ἀλληγορία, Darstellung durch ein anderes Wort) d. i. die poetische Ausführung eines Gleichnisses für einen Begriff oder eine Idee (Schiller, das Mädchen aus der Fremde).

III. Die dramatische Poesie ist die höchste Gattung der Poesie. Sie verbindet Episches und Lyrisches zu einer eigenen neuen Gattung. Mit dem Epos hat das Drama den Stoff gemein (das objective Ereigniß); mit der Lyrik hat das Drama die Redeweise gemein (die subjective Sprache, die Sprache unmittelbar aus den Stimmungen und aus dem Charakter der bei dem Ereigniß betheiligten Personen). — Das Drama bewegt sich in einer eigenen von der Kunst selbstständig geschaffenen Form. Hauptbestandtheile derselben sind: der Monolog (ἡ μονολογία), das Gespräch einer einzelnen Person für sich; und der Dialog (ἡ διάλογος), die Unterredung Mehrerer. Die Verbindung der Monologe und Dialoge geschieht in Abschnitten, die man Auftritte oder Scenen, und in größeren zusammenfassenden Abschnitten, die man Aufzüge oder Akte nennt. (Σκηνή, ursprünglich der Ort, das Gerüst zur Aufführung des Dramas; actus, die Handlung.) Gelegentliche Bestandtheile des Dramas, theils nach dem Belieben des Dichters, theils nach herrschenden Kunstgewohnheiten eintretend, sind ferner der Prolog (ὁ πρόλογος), die Vorrede, welche vor dem Beginn der Handlung gewisse zum Verständniß derselben erforderliche Mittheilungen macht; und der Epilog (ὁ ἐπίλογος), die Schlußrede. — Die Aufgabe des Dramas ist: das Ereigniß als eine eben sich zutragende, als eine vor unsern Augen sich entwickelnde Handlung zur Anschauung zu bringen. (Daher der allgemeine Name der Gattung: τὸ δρᾶμα, die Handlung.)

Untergattungen der dramatischen Poesie: 1. Das Trauerspiel oder die Tragödie (ἡ τραγῳδία) d. i. eine dramatische Dichtung, in welcher ein Held hohen Sinnes und starker Willenskraft in eine Schuld verwickelt und zu einem Kampfe getrieben wird, in Verlauf dessen er, theils nach der Eigenthümlichkeit seiner Umgebung, theils nach der Gerechtigkeit der Welt, untergeht. Die Erregung des Mitgefühls, das Mitleiden, ist die Aufgabe des Trauerspiels. Man unterscheidet: a. die historische oder heroische Tragödie d. i. die Tragödie, welche Thaten und Schicksale von Fürsten und Heerführern in möglichst naher Verbindung mit dem Leiden und Streben der Völker und Staaten vorführt (Schiller, Wallenstein; Goethe, Götz); b. die bürgerliche Tragödie d. i. die Tragödie, in welcher die allgemein menschlichen Verhältnisse und Leidenschaften der Einzelnen, abgesehen von ihrer Beziehung auf das Volks- und Staatsleben vorgeführt werden (Lessing, Emilie Galotti; Schiller, Kabale und Liebe). Eine Abart der Tragödie ist c. die Schicksalstragödie d. i. ein Drama, in welchem die Menschen, in einen Kampf mit der geheimnißvollen Macht des Schicksals verwickelt, von derselben überwunden und

zu Grunde gerichtet werden (Schiller, Braut von Messina; Müllner, die Schuld). 2. Das Lustspiel oder die Komödie (ἡ κωμῳδία) d. i. eine dramatische Dichtung, in welcher leichte Verwicklungen unter gut gearteten Personen zu deren gegenseitiger Beglückung gelöst werden. Die Verwicklungen des Lustspiels können in Folge einer komisch wirkenden Eigenheit des Einen, einer Altersstimmung, eines Mißverständnisses, einer heimlichen Verabredung eintreten. Nur wirklich strafwürdige Schuld bleibt vom Lustspiel ausgeschlossen. Erregung der Heiterkeit, Freude an dem Glück der Menschen ist der Zweck des Lustspiels. Man unterscheidet a. das realistische Lustspiel d. i. das Lustspiel, welches sich auf die wirklichen Verhältnisse des Lebens aufbaut (Lessing, Minna von Barnhelm; Kleist, der zerbrochene Krug); b. das idealistische d. i. ein Lustspiel, welches sich auf einem erfundenen, mehr oder weniger phantastisch ausgeschmückten Boden der menschlichen Verhältnisse bewegt (Tieck, Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack; Platen, die verhängnißvolle Gabel). Eine Abart des Lustspiels ist c) die Posse, welche die komische Wirkung lediglich auf die Karikatur d. i. auf die Verzerrung der Charaktere und Verhältnisse des wirklichen Lebens aufbaut (Raupach, die Schleichhändler; Raimund, der Bauer als Millionair). 3. Das Schauspiel oder im engeren Sinne das Drama d. i. ein dramatisches Werk, in welchem eine ernste Verwicklung, ein Gefahr drohendes Mißverhältniß, durch die den handelnden Charakteren einwohnende Kraft, Güte und Weisheit, zum glücklichen Ausgang geführt wird. Als ernst sind diejenigen Verwicklungen zu bezeichnen, die auf die höheren Güter des Lebens bezüglich sind, auf Religion, Wahrheit, Vaterlandsliebe. Aufgabe des Schauspiels ist die Erhöhung des Gefühls zur Hochachtung der Tugend und Weisheit. Man unterscheidet a. das historische oder heroische Schauspiel d. i. ein Schauspiel, welches einen geschichtlichen oder einen Stoff der Heldensage vorführt (Schiller, Wilhelm Tell; Goethe, Iphigenie); b. das Tendenzschauspiel d. i. ein Schauspiel, welches eine erfundene Handlung zum Zweck einer Erkenntniß, einer Lehre, vorführt (Lessing, Nathan der Weise). Eine besondere Art des Dramas ist c. das Intriguenspiel d. i. ein Drama, in welchem die Handlung eine besonders starke Beweglichkeit durch häufig eintretende charaktervolle Wendungen, durch Zusammenwirkung vieler sich kreuzender Ideen und Pläne, erfährt (Gutzkow, Urbild des Tartüffe).

Ueber Gattungen, welche nur vorübergehend aufgetreten sind: Leich §. 20; Priamel §. 46; Mysterien §. 63; Fastnachtsspiel §. 64.

§. 7. Mittel und Formen der poetischen Sprache.

Die poetische Sprache bedient sich zur Unterstützung ihrer Wirkung auf Geist und Gemüth gewisser Mittel, die unmittelbar auf Auge und Ohr, auf die dem Geiste zunächst stehenden Sinne berechnet sind: und zwar 1. eines (plastischen) Mittels für das Auge d. i. Anschaulichkeit und Bildlichkeit der Rede (die Vorstellungskraft soll belebt werden); 2. eines (musikalischen) Mittels für das Ohr d. i. Rhythmus und Reim (die Stimmungen der Seele sollen angeregt werden).

I. Anschaulichkeit der Rede beruht auf dem Gebrauch der konkreten, und Vermeidung der abstrakten Ausdrucksweise. — Bildlichkeit beruht auf Vertauschung eines Begriffs mit einem verwandten (Tropen z. B. Thron für König, Wunde für Kränkung); oder auf Verbindung eines Begriffs mit einer verwandten Vorstellung (Metapher z. B. Pfeile des Hasses, Wolken des Grames); oder auf Erhöhung eines Unbelebten zu menschlich Empfindendem und Denkendem (Personification

z. B. der Tag steigt empor; Lebt wohl, ihr Berge) &c. — Die Wissenschaft, welche die verschiedenen Stilarten und ihre Gesetze erläutert, heißt Rhetorik.

II. Rhythmus ist Gesetzmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der langen und kurzen, oder der betonten und unbetonten Silben, mit anderen Worten: der Hebungen und Senkungen, der Arsen und Thesen (Arsis: von *αἴρω*, ich hebe; Thesis: von *τίθημι*, ich setze). Ein im kleinsten Umfange abgeschlossenes rhythmisches Ganze (in der Schrift durch Aufzeichnung in einer Linie bemerkbar gemacht) nennt man Vers. Eine größere rhythmische Gliederung, die ihr Gesetz über mehrere Verse ausdehnt, heißt Strophe. (Die Wörter Vers und Strophe bedeuten etymologisch dasselbe: Vers aus dem lat. vertere, wenden; Strophe aus dem griech. *στρέφειν*, wenden.) Die Wissenschaft, welche die Gesetze für die Messung der Silben aufstellt, heißt Prosodie.

Reim ist theilweise Uebereinstimmung des Lautes mehrerer Wörter. Es giebt 3 Arten des Reimes: 1. Stabreim oder Alliteration d. i. Uebereinstimmung des Anlautes d. h. der Anfangsbuchstaben betonter Silben (linde, Lüfte, laben; frische Fische, gute Fische). 2. Endreim oder eigentlicher Reim d. i. Uebereinstimmung des Auslautes d. h. des das Wort schließenden Lautes, und zwar von dem Vokal der letzten betonten Silbe an. Drei Arten des Endreims sind zu unterscheiden. Liegt der Ton auf der letzten Silbe, so daß der Reim nur von dieser gebildet wird, so heißt er männlich oder stumpf (Betrug, genug; Angesicht, nicht). Liegt der Ton auf der vorletzten Silbe, so daß der Reim von zwei Silben gebildet wird, so heißt er weiblich oder klingend (Rose, lose; Gefieder, hernieder). Liegt der Ton auf der drittletzten Silbe, so daß der Reim sich über drei Silben erstreckt, so heißt er gleitend oder überzählig (Flehende, gehende; sterbliche, verderbliche). 3. Assonanz d. i. Uebereinstimmung bloß der Vokale; und zwar männliche Assonanz (Wald, Stadt; singt, still); weibliche (bringen, schicken; verträglich, Geständniß); gleitende (glückliche, günstige; labende, schadete).

III. Hauptformen, in denen Rhythmus und Reim in der deutschen Poesie aufgetreten sind. 1. Der alliterirende Vers ist ein Vers von vier Hebungen neben unbestimmt vielen Senkungen. Nach der zweiten Hebung tritt der Schluß eines Satzgliedes ein, durch welchen der Vers in zwei Vershälften getheilt wird. Unter den 4 Hebungen sind 2 oder 3 durch einen gleichen Anfangsbuchstaben kenntlich gemacht; und zwar so, daß diese auf beide Vershälften vertheilt sind. (Die Alliteration hat in Deutschland bis c. 850 geherrscht. Siehe Beispiele beim Hildebrandlied und Heliand.) 2. Die Otfriedstrophe, nach dem Mönch Otfried, dem Dichter des „Krist" 865, genannt, gründete sich auf Benutzung des Endreims: eine vierzeilige Strophe mit paarweise geordneten Reimen, jede Zeile gewöhnlich mit 4 Hebungen neben unbestimmt vielen Senkungen. 3. Reimpaare: Verse von 3 oder 4 Hebungen neben beliebig vielen Senkungen, mit paarweise geordneten Reimen und ohne strophischen Abschluß. (Ludwigslied, die Leiche, Rolandlied, Eneïde, Parzival &c.) 4. Nibelungenstrophe: eine vierzeilige, paarweise gereimte Strophe; jeder Vers enthält, neben beliebig vielen Senkungen, 6 Hebungen, die sich in der vierten Zeile häufig zu 7 vermehren; jeder Vers wird durch einen Satzgliedschluß, der nach der dritten Hebung eintritt, in zwei Halbverse getheilt: die erste Vershälfte schließt weiblich; die zweite schließt und reimt vorherrschend männlich. (Minnelieder Kürenberg's, Nibelungenlied, Gudrunlied, Ortnit, Hugdietrich, hörnen Siegfried, Rosengarten.) 5. Die Liedform (mhd. liet, §. 6) wurde seit dem Ende des 12. Jahrhunderts von den Minnesängern auf sehr kunstreiche und manigfache Weise ausgebildet. Den verschiedensten Strophenformen liegt folgendes Schema zum Grunde: Die Strophe zerfällt in drei Glieder, von denen die beiden ersten, „Stollen" genannt, unter sich in Verszahl, Rhythmus und Reim

übereinstimmende Abschnitte sind, während der dritte, „Abgesang“ genannt, nach einem selbstständigen Gesetz für Verszahl, Rhythmus und Reim gebildet wird. „Ton“ und „Weise“ (Melodie) ist der Name für ein bestimmtes, nach diesem Schema gebildetes Gesetz des Strophenbaus. (Seitdem diese Form erfunden worden, ist sie für alle Zeiten in der lyrischen Poesie vorherrschend geblieben: Minnelied, Meisterlied, Kirchenlied 2c.) 6. Knittelverse sind die seit dem 15. Jahrhundert allgemeiner werdenden, willkürlich gebauten Verse, ohne Regel über Zahl und Folge der Silben, der Hebungen und Senkungen: Verse, bei denen es nur darauf ankam, die nebeneinanderstehenden Versenden mit auffallenden Reimen zu versehen. (Fastnachtsspiele, Brant, Murner, Sachs 2c. Das Wort „Knittelvers“ findet sich seit dem 16. Jahrhundert.) — 7. Prosodie der Gelehrten im 16. Jahrhundert. Der durch das Studium der griechischen und lateinischen Poesie gebildete Sinn wandte sich von jener Verwilderung geringschätzend ab. Indem nun die Gelehrten nach dem Vorbild der alten Klassiker geregelte Formen in die deutsche Poesie zu führen suchten, bildeten sie, unter Beibehaltung der prosodischen Gesetze der alten Sprache, namentlich des Gesetzes von der Positionslänge (daß 2 oder mehr aufeinanderfolgende Consonanten den vorangehenden Vocal lang machen) Verse, in denen die deutsche Sprache kaum noch zu erkennen war. Konrad Gesner († 1565) dichtete z. B. folgende Hexameter:

„Es macht alleinig der Glaub die Gläubige selig
Und dazu fruchtbar zur Lieb; und gütige Herzen
Allweg im Menschen schafft er. Kein Muße bei ihm ist“ 2c.

Johann Clajus, Lehrer der Dichtkunst und deutschen Sprache (von ihm: Grammatica germanicae linguae 1578) dichtete folgendes Distichon mit Binnenreimen:

„Gott sei mein Beistand, barmherziger ewiger Heiland,
Denn ich bin dein Knecht; mache mich, Herre, gerecht!“

Gegen diese Verirrung wandte sich sofort der derbe, gesunde Humor Johann Fischarts, der 1575 im „Gargantua“ die „sechssprüngigen Verkers, die silbenpostirlichen Wörterläuf, die sechshupfigen Reime, die Wörterdenzelung und Silbenstelzung“ lächerlich macht. Nach ihm gilt es (mit seinen Worten):

„Ein jede Sprache hat ihre sondre angeartete Tönung
und soll auch bleiben bei derselben Angewöhnung.“ — Oder:
„Die Teutschen ihre Sprache nit von Andern haben,
also wollen sie auch nit nach Andern traben.“ —

8. Opitz stellte in dem Buche von der deutschen „Poeterey“ 1624 den der deutschen Sprache entsprechenden prosodischen Grundsatz auf, daß eine Silbe, nur wenn sie den Accent habe, lang, im entgegengesetzten Falle kurz sei. Seitdem hat die Einführung antiker Versformen in die deutsche Poesie begonnen. — Grundbegriffe der antiken Metrik: Versfuß nennt man einen mindestens durch 2 Silben bewirkten Fortschritt der poetischen Rede. Zur Anwendung in der deutschen Poesie sind besonders folgende Versfüße gelangt: Jambus ◡– und Anapäst ◡◡– (steigende Füße); Trochäus –◡ und Daktylus –◡◡ (fallende); und Spondeus –– (entweder steigend oder fallend, je nachdem die Hebung oder Senkung der ersten oder zweiten Länge des Spondeus angehört). Cäsur ist ein Ruhepunkt, der dem Verse innerhalb eines Versfußes dadurch gegeben wird, daß ein bedeutenderes Satzglied daselbst schließt. Diäresis ist ein Ruhepunkt, der dem Verse am Schlusse eines Versfußes dadurch gegeben wird, daß mit ihm zugleich ein bedeutenderes Satzglied schließt. — 9. Alexandriner (seit Opitz aus Frankreich entlehnt) ist ein gereimter sechsfüßiger jambischer Vers mit regelmäßiger Diäresis nach dem dritten Jambus; die Reime stehen paarweise nebeneinander, abwechselnd männliche und

weibliche. (Opitz, Hoffmannswaldau, Gottsched, Zachariä &c. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wandte sich der Geschmack vom Alexandriner ab. Herder nannte ihn seiner kurz abgebrochenen Härte wegen das „Hackbrett des Alexandriners". Freiligrath hat ihn 1838 mit freierer Stellung der Reime wieder zur Anwendung gebracht, „Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria" &c.) 10. Den Griechen entlehnt, sind von Wichtigkeit: Der Hexameter d. i. ein sechsfüßiger daktylischer Vers, (–⏖–⏖–|⏑¦⏑–|⏖–⏑⏑–⏑) dessen erste 4 Daktylen gelegentlich mit Spondeen vertauscht werden können. Der letzte Daktylus ist immer zu einem zweisilbigen Fuße abgekürzt, entweder zum Trochäus oder Spondeus. Durch eine Cäsur, welche entweder im 3. Versfuß, gleichviel ob nach der Länge oder Kürze oder im 4. Versfuß, hier jedoch nur nach der Länge eintritt, wird der Hexameter in 2 Hauptschnitte getheilt (Klopstock's Messias 1748; Voß, Luise; Goethe, Hermann und Dorothea, Reinecke Fuchs). Der Pentameter d. i. ein sechsfüßiger daktylischer Vers, (–⏖–⏖–¦–⏑⏑–⏑⏑–) mit abgekürztem dritten und sechsten Fuße: beide bestehen je aus Einer Länge; und mit regelmäßiger Diäresis nach dem dritten Fuß. Die Daktylen der ersten Vershälfte können mit Spondeen vertauscht werden. („Pentameter" d. h. Fünfmaß. Der dritte und sechste Fuß gelten zusammengenommen als Ein Maß, Metrum.) Pentameter finden sich nur in Verbindung mit dem Hexameter: das elegische Versmaß oder Distichon.

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab." (Schiller.)

Der Trimeter d. i. jedes aus 3 Doppelfüßen (Dipodieen, Metren) bestehende Versmaß; jambisch, trochäisch, anapästisch. Am gebräuchlichsten ist der jambische Trimeter: das Versmaß des Dialogs im Drama der Griechen (Schiller, Jungfrau von Orleans Akt 2, Sc. 6 und 7; Platen, verhängnißvolle Gabel &c.). Als Vers für die Rede im Drama ist seit Lessing's Vorgang im Nathan 1779 am meisten der fünffüßige jambische Vers in Gebrauch; ein Vers ohne Reim und mit großer Freiheit im Eintritt der Cäsur. (Goethe, zuerst in Iphigenie; Schiller, zuerst in Don Carlos.) 11. Den Italienern entlehnt, sind von Wichtigkeit: die Oktave oder Stanze d. i. eine aus fünffüßigen jambischen Versen gebildete, achtzeilige Strophe mit drei Reimklängen, von denen zwei in den sechs ersten Zeilen abwechseln, während der dritte die beiden Schlußzeilen einnimmt (Goethe, Zueignung; E. Schulze, bezauberte Rose). Die Terzine d. i. eine dreizeilige Strophe mit einem Reimklang in der ersten und dritten Zeile. Die Endung der zweiten Zeile giebt fortlaufend den Reimklang für die erste und dritte Zeile in der folgenden Strophe, so daß jeder Reimklang (außer dem ersten und letzten) sich dreimal wiederholt. Ein Gedicht mit Terzinen schließt mit der ersten Zeile einer Terzine (Chamisso, Salas y Gomez &c.).

§. 8. Romantisch und klassisch.

Im Verlauf der deutschen Poesie treten zwei verschiedene Charaktere auf: 1. das Romantische d. i. die den Deutschen eigene Art: die Poesie voll Ueberschwenglichkeit der Empfindung und Hinneigung der Phantasie zum Wunderbaren und Zauberhaften; 2. das Klassische d. i. die den Griechen und Römern nachgebildete Art: die Poesie voll Besonnenheit der Empfindung und Beherrschung der Phantasie.

Der Name „romantisch" deutet auf die Völker romanischer Sprachen. Wie sehr jedoch auch den Germanen diese sog. romantische Anschauungsweise eigen war,

zeigt schon die Poesie der Göttermythen (§. 11). Das Christenthum (mit dem Wunder der Menschwerdung Gottes und der Seligkeit des Glaubens) trat hernach als starke Unterstützung zu dieser Richtung hinzu. — Das Wort „klassisch" (classicus) war seit dem 2. Jahrhundert in Rom für die mustergiltigen Schriftsteller der Griechen und Römer in Gebrauch. — Während das Romantische größere Macht der Subjektivität, idealeren Schwung der Empfindung voraussetzt, beruht das Klassische auf reinerem Sinn für Objectivität, auf überwiegender Kraft des Verstandes.

§. 9. Perioden der Literaturgeschichte.

Die Geschichte der deutschen Poesie zerfällt in zwei Hauptabschnitte: die alte Zeit bis c. 1624, die Poesie auf volksthümlichen Grundlagen; und die neue Zeit c. 1624, die Poesie unter dem Einfluß der fortschreitenden Wissenschaft, namentlich des Studiums der fremden Literaturen und der Aesthetik.

Den zwei Hauptabschnitten entsprechend, sind auch zwei Blüthezeitalter der deutschen Poesie vorzuführen: das erste, welches in die Mitte der „alten Zeit" d. i. um 1200 fällt; und das zweite, welches sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entfaltet. Die vorzüglichsten Dichter, die dem ersten Blüthezeitalter angehören, sind: Kürenberg, Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, Freidank, neben denen als Dichtungen, deren Verfasser sich nicht genannt haben, zu erwähnen sind: Nibelungenlied und Gudrunlied. Die Blüthe der zweiten Glanzperiode knüpft sich besonders an: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller. In der Mitte zwischen diesen beiden Epochen ist eine achtbare Erhebung der Poesie zur Zeit der Reformation eingetreten, als deren Hauptvertreter Hans Sachs c. 1530 zu nennen ist.

Um zugleich den Charakter kleinerer Zeiträume übersichtlich anzudeuten, wird im Folgenden der Entwickelungsgang in 7 Perioden eingetheilt, von denen 5 auf die alte, 2 auf die neue Zeit kommen:

1. Der altdeutsche heidnische Volksgesang, Zeit der Sagenbildung; bis Karl den Großen 800.
2. Die Poesie unter dem Einfluß der Geistlichkeit, von Karl dem Großen bis in das erste Jahrhundert der Kreuzzüge 800—1100.
3. Blüthe der ritterlichen und Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.
4. Verfall der Poesie in den Händen des Bürger- oder Handwerkerstandes 1300 – 1500.
5. Vorherrschen der didaktischen und satirischen Poesie im Zeitalter der Reformation 1500—1624.
6. Periode der Nachahmung oder Poesie der Gelehrten; von Opitz bis Klopstock 1624—1748.
7. Klassische Vollendung der deutschen Poesie. Seit Klopstock 1748.

Erste Periode.

Der altdeutsche heidnische Volksgesang

oder die Zeit der Sagenbildung.

Von der fernsten Vorzeit bis Karl den Großen 800.

§. 10. Mythologie der Germanen.

Die älteste Poesie eines Volkes hat die Götter zum Gegenstand (Mythologie). Die mythologische Dichtung der Deutschen hat zu einer Zeit begonnen, als die germanischen Stämme, auch die später sich lossondernden (Skandinavier, Angelsachsen), noch in Gemeinschaft miteinander lebten. Ja, die Grundzüge der germanischen Göttervorstellungen deuten (wie die Sprache §. 2) auf den Zusammenhang des Volkes mit indischer, persischer und griechischer Bildung (auf die Urzeit der menschlichen Geschichte).

§. 11. Quellen der germanischen Mythologie.

In Deutschland hat das frühe Eindringen des Christenthums (300—800) verhindert, daß die Göttersagen schriftlich aufbewahrt wurden. Von den Skandinaviern in Island aber, zu denen das Christenthum erst seit c. 1000 kam, und bei denen ein Sängerstand (Skalden) sich ausbildete, der die Sagen bewahrte, sind zwei Sammelwerke reichen Inhalts erhalten, die ältere und jüngere Edda.

„Edda" heißt „Urgroßmutter", ein Titel, der von dem Bischof zu Skalholt in Island, Brynjolf Sveinsson, herrührt, welcher 1643 den Pergamentkodex fand, der noch heute die älteste und vollständigste Quelle der germanischen Götterpoesie ist. Bischof Brynjolf schrieb diese Sammlung dem gelehrten Isländer Sämund Sigfusson (c. 1100) zu. Sie befindet sich in Kopenhagen „codex regius". — Zum Unterschied von einer anderen Sammlung, die theils mythologische Erzählungen, theils Regeln der Skaldenkunst enthält und von dem Gelehrten Arngrim Johnson in Island bereits 1623 gefunden war, wurde jene die „ältere", diese die „jüngere Edda" genannt. Die jüngere wird dem isländischen Geschichtsschreiber Snorri Sturluson zugeschrieben (c. 1200). — Die Lieder, welche die ältere Edda enthält, reichen zum Theil bis ins 6. oder 7. Jahrhundert; andere sind jünger.

Fünf Wesen göttlicher, übermächtiger Art: Asen, Alfen, Wanen, Riesen (oder Thursen) und Zwerge. — 1. Asen (altskand. âss; goth. ans; mhd. âse; sächs. os d. i. Holzpfosten, Herme; das Wort hat sich in Namen wie „Anselm, Oskar" erhalten) sind die Herrscher auf der Erde, Symbole theils des Naturlebens der Erde, theils der die Menschen beherrschenden Geistesmacht, „Götter" im engeren Sinne. An der Spitze der Asen steht: Odin (mhd. Wuotan; nhd. Wuth) der Vater der Götter und Menschen. Er waltet aller Dinge, der großen wie der kleinen. Es ist der Alles durchdringende Gott, der, nachdem er, am Baum der Welt, an der Esche Yggdrasil hängend, über die Zauber des Werdens nachgesonnen, zu dem wunder- und schöpfungskräftigen Gotte wurde; der Gott der Kraft, Weisheit und des Heldenruhmes, der nach seinen verschiedenen Wesenheiten viele Namen hat, Allvater, der Hohe, der Vielwissende, Segenspendende, sich in Nebel Verhüllende, der Schreckliche, Flammenäugige ꝛc. „Walvater" heißt Odin, weil er im Kampfe diejenigen wählt, die den Heldentod sterben, die Einherier (d. h. einzige, vorzügliche Heerführer). Die Einherier gelangen zu ihm nach Walhall (d. i. Halle der Wahl), wo sie mit Ehren aufgenommen werden. Walhall ist die goldgedeckte Halle, zu der 540 Thüren offen stehen; durch jede derselben können 800 Helden zugleich eingehen. Hier treiben sie Kurzweil, kämpfen des Vormittags, sitzen dann mit Odin zu Tische, essen, zechen und spielen. Walkyrien sind die Botinnen Odin's, die des Kampfes walten. In Schwanenhemden reiten sie durch die Welt, erregen und lenken die Schlachten. — Neben Odin sind die bedeutendsten Asen, Thorr (ahd. Thonar; mhd. donar; daher der Name des Wochentags Donnerstag), Odin's erstgeborner Sohn, der Gott des Gewitters, Beschützer des Ackerbaus, Helfer und Segner der Menschen. Thorr fährt in einem Wagen, von Böcken gezogen, er schleudert auf die Feinde der Götter und Menschen seine Waffe, den Hammer (Miölnir, zermalmend). Ferner Balder, Höder und Wali, drei Söhne Odin's, die in dem Mythus von Balder's Tod verbunden sind (S. 18). Ferner Heimdall (d. i. Weltsproß), Symbol der in der Welt herrschenden Ordnung, Wächter der Götter; auf der Brücke, die vom Himmel zur Erde geht, wandelnd. Ferner Tyr (mhd. Ziu; daher der Name Zîstac, nhd. Dienstag), Symbol der Schlacht; der einhändige Gott: das Schwert zu führen, bedarf er nur Einer Hand. Auch die Dichtkunst ist unter Odin's Söhnen vertreten; Bragi (d. h. Dichtkunst). Unter den Asinnen ist die oberste: Frigg (mhd. Frîa; nhd. Freie; daher der Name des Wochentags Frîtac; Freitag). Frigg ist Odin's Hausfrau, Balder's Mutter, die vorwissende und vorsorgende Göttin. — 2. Alfen (lat. albus; ahd. alp, alb, elb; nhd. Elfen) sind die in der Luft und im Licht waltenden schönen und guten Wesen. Sie befördern das Wachsthum und erneuern die Natur. Ihrer Verwandtschaft angehörig ist Idun (d. h. verjüngend), die Göttin, welche die Aepfel in Verwahrung hat, in deren Genuß die Kraft der Verjüngung für die Götter liegt. — 3. Wanen (altskand. vanir, ein Wort noch nicht erwiesenen Ursprungs) sind die Herrscher des Meeres. Unter ihnen: Niörder (wahrscheinlich der Nährende), der Gott der Schifffahrt und des Handels. Er überwacht den Hafen, sorgt für Fahrwind und verleiht liegende und bewegliche Güter. Niöder's Kinder sind: Freyer (ahd. Frô; griech. πραΰς; mild), der segnende Gott, Friede und Fruchtbarkeit in seinem Gefolge; und eine Tochter Freyja (ahd. Frouva; nhd. Frau), die Göttin mit innerem Widerstreit der Gefühle: des heldenmüthigen jungfräulichen Stolzes und der zärtlichen sehnsuchtsvollen Liebe. — 4. Riesen (altskand. risar, die sich hoch erhebenden) oder mit anderen Namen Thursen (altskand. thursar, die dürren), auch Jötunen (altsk. iötunn, gefräßig), sind die Repräsentanten des Stofflichen und Elementaren in der Natur. Nach doppelten Seiten ist der Thursenmythus ausgeführt. In den Elementen liegt einerseits eine feindliche, zer-

störende; andrerseits eine mächtig bestimmende, unwandelbar heilige Macht. Jenes wird im Mythus durch die bösen Thursen, die Feinde der Asen; dieses durch die von den Thursen stammenden Nornen, die Schicksalsgöttinnen dargestellt. Unter den bösen Thursen sind die bedeutendsten: Thrym, der Räuber des Hammers, während Thorr schläft (d. i. der Winter, in welchem die Gewitter schweigen); Rungnir, der Thurse mit steinernem Haupt und Herz (d. i. die Oede des Felsbergs); Geirröd, der mit glühenden Bolzen Wettspiele hält (d. i. das verheerende Unwetter) ꝛc. Der Gefährlichste vom Thursengeschlecht ist Loki (mhd. und nhd. Lohe), Personification des Feuers. Mit Verderben erfüllt Loki die Welt, theils durch seine eigne, theils durch die Macht seiner drei Kinder: des Wolfs Fenrir, der die Schrecken auf dem Lande repräsentirt; der Midgardschlange, welche das Meer als feindliche Gewalt darstellt; und der Hel, eines halb menschenfarbigen, halb schwarzen Ungethüms, der Gebieterin in dem Schreckensreiche Nifelheim oder Nifelhel, in welchem die an Krankheit oder vor Alter unrühmlich Sterbenden qualvoll weilen (Hel, ahd. hella; mhd. helle; nhd. Hölle; Stammwort: helan, hehlen, geheimhalten). Die Nornen sind: Urd (d. h. geworden) die Norne der Vergangenheit; Werdandi (werdend) die Norne der Gegenwart; und Skuld (nhd. soll) die Norne der Zukunft. Den Bestimmungen der Nornen sind Götter und Menschen unterthan. — 5. Zwerge (altsk. dvergar, auch svartalfar genannt, d. h. schwarze Elfen) sind Symbole der geheimen Naturkräfte, Elektricität, Magnetismus, Schwere, Dauer, Wärme. Sie werden als kleine, fleißige Arbeiter und Diener der Götter gedacht, im Dunkeln, in Steinen und Klüften wohnend, von wo sie ihre mit Zauberei gefertigten Werke, die höchsten Machtattribute, den Göttern senden. Von den Zwergen hat Odin den goldnen Ring, von dem in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere tröpfeln (Symbol der Fruchtbarkeit), Thorr den Hammer (Symbol des elektrischen Strahls), Freyer das Schiff mit stets richtigem Fahrwind (Symbol der Wolke). Durch ihre Zauber vermögen die Zwerge Alles. Nur Ein Feind ist ihnen gefährlich: die Sonne, deren Strahl sie im Augenblick der Berührung zu Stein verwandelt.

Der Schöpfungsmythus der Edda nimmt zwei unerschaffene Urkräfte an, Feuer und Wasser: Muspellheim (altsk. muspell; ahd. muspilli d. i. Weltbrand; heim d. h. die Heimath) und Nifelheim (altsk. nifl; mhd. nehel). Zwischen diesen beiden Urwelten lag der gähnende Abgrund, Ginnungagap genannt. Als die Ströme aus Nifelheim den Abgrund füllten, erhärteten sie zu Eis, bis dieses in Muspells Nähe von den Feuerfunken wieder gelöst wurde. Die schmelzenden Tropfen erhielten Leben, und es entstand der Riese Ymir, der böse Rimthurse (hrîm d. i. Reif). Da das Eis weiter schmolz, entstand auch die große Kuh Audhumbla, die sich nährte, indem sie die Eisblöcke beleckte, in denen Salzgehalt verborgen war. Da kam aus dem Eise erst Menschenhaar, dann eines Mannes Haupt, am dritten Tag ein ganzer Mann hervor: Buri, dessen Sohn Bör, und dessen 3 Enkel Odin, Wili und We wurden. Zwischen ihnen und den Rimthursen herrschte Unfriede. Da tödteten Odin und seine Brüder den alten Rimthursen, ertränkten in seinem Blute das Riesengeschlecht bis auf einen, Bergelmir, der sich zu retten wußte, den Stammvater des neuen Riesengeschlechts, schufen dann aus seinem Leibe Himmel und Erde, aus dem Blute Meer und Wasser, aus dem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Steine, aus seinem Haar die Bäume, aus dem Hirnschädel den Himmel, den an den vier Ecken vier Zwerge tragen: Austri, Westri, Nordri und Sudri. Von Muspellheim nahmen die Götter dann Feuerfunken und warfen sie an den Himmel; Ymir's Gehirn zerstreuten sie als Wolken in der Luft. Die Erde war kreisrund geschaffen, und rings umher floß das Weltmeer. Als darauf Odin und seine Brüder aus zwei Bäumen, die sie

am Meere fanden, Menschen geschaffen hatten (Ask und Embla d. h. Esche und Ulme), vertheilten sie den Boden der Erde. Die Thursen empfingen das Land zunächst der Meeresküste (Jötunheim: Heimath der Jötunen); die Menschen das Land weiter nach innen (Migard; ahd. mittilgart: der mittlere Garten in der Mitte zwischen Thursen und Asen). Sich selbst erbauten die Götter die Burg Asgard (Garten der Asen) in der Mitte der ganzen Welt. Hier hat Odin den Hochsitz, von dem er Alles sehen kann, was überall geschieht. — Esche Yggdrasil. Unter diesem Namen führt die Edda ein allegorisches Bild der Welt aus. Der größte und beste aller Bäume ist die Esche Yggdrasil. Drei Wurzeln, die sich weit ausdehnen, halten den Stamm aufrecht; aber Niemand sieht, wo er entsprießt. Die eine Wurzel geht nach Nifelheim, die andere zu den Urgeborenen, den Rimthursen, die dritte geht zur Stätte, wo die Nornen walten, zu Urd's Brunnen, wo auch die Götter ihre Gerichtsstätte haben. Die Zweige der Esche breiten sich über die ganze Welt und reichen über den Himmel hinauf. Da sitzt hoch in den Zweigen ein Adler, der viele Dinge weiß und zwischen den Augen des Adlers ein Habicht, Wederfölnir genannt. Unten an der Wurzel bei Nifelheim liegt die Schlange Nidhögger und viele andere Schlangen und Würmer bei ihr; sie nagen an der Esche. Ein Eichhörnchen, Ratatösker mit Namen, rennt und springt auf und nieder. Es vernimmt des Adlers Worte oben in den Zweigen und bringt sie zu Nidhögger herunter. Es vernimmt auch Nidhögger's Worte und bringt sie zum Adler hinauf. So trägt es Zankworte hin und her. Vier Hirsche laufen an den Zweigen umher, weiden an den Wipfeln und beißen die Knospen des Baumes ab. Viel Unbill erduldet die Esche, mehr als die Menschen wissen. Denn die Wurzel wird von unten zernagt, die Seite wird hohl, und oben weiden die Hirsche. Die Nornen aber, die an Urd's Brunnen wohnen, besprengen den Baum täglich mit heiligem Wasser und verhindern, daß die Zweige dorren oder faulen. Immer grün steht der Baum über Urd's Brunnen. Wenn jedoch der letzte Kampf anheben wird, erzittert auch die alte Esche, der Baum rauscht und wankt. (Yggdrasill d. h. des Schrecklichen Roß: Yggr, der Schreckliche, ist der Beiname Odin's; drösull, das Roß.) — Baldermythus. Balder, Odin's und der Frigg Sohn, der beste unter den Göttern, untadelhaft schön; sein Antlitz ist so glänzend, daß ein lichter Schein von ihm ausgeht; Balder hatte schwere Träume, die seinen Tod voraussehn ließen. Die Götter vor diesem Unglück zu schützen, ging Frigg zu allen Wesen, zum Feuer, Wasser, zu den Steinen, Bäumen, Thieren 2c. und forderte Eide, daß sie Balder nicht schaden wollten. Um die Kraft der Eide zu prüfen, warfen die Götter nach Balder. Balder blieb wirklich unverletzt; weder Wurf, noch Schlag, nichts schadete ihm. Alle Götter waren froh. Nur Loki blickte scheel. In Weibsgestalt ging er zu Frigg und erkundete von der Arglosen, daß ein kleiner Zweig, Mistelein, ihr noch zu jung erschienen sei, um Eide von ihm zu fordern. Loki brach diesen Zweig, gab ihn dem blinden, zur Seite sitzenden Höder, richtete ihn gerade auf Balder und forderte ihn auf, den Zweig auszuwerfen. Balder fiel todt zur Erde. Von dem Schmerz, in den die Götter versanken, richtete sie Frigg auf, welche denjenigen, der den Muth dazu habe, aufforderte, nach Nifelheim hinabzureiten und Hel zu bitten, daß sie Balder gegen Lösegeld zurückgebe. Hermodher, der muthige Sohn Odin's, ritt hinab, und brachte von Hel die Antwort, daß Balder den Göttern zurückgegeben werden solle, wenn alle Wesen auf der Erde um ihn weinten. Alle Wesen weinten; nur Loki wiederum widersprach. Als Weib verkleidet, saß er in einer Höhle und versagte die Thränen. Balder, mit ihm seine Gemahlin Nanna, der vor Leid das Herz brach, Balder's Roß und Alles, was ihm zugehörig, wurde auf den in Balder's Schiff errichteten Holzstoß gehoben, der Holzstoß angezündet und das Schiff den Wellen übergeben. Die Götter sind der Gemeinschaft ihres

Lieblings beraubt. Ein andrer Sohn wird darauf Odin geboren, Wali, der, eine Nacht alt, Balder's Tod rächt, indem er Höder dem Untergange weiht. Aber Loki, der eigentliche Anstifter alles Bösen geht ungestraft umher. (Balder's Tod: Bild für den Hingang des Sommers. Höder, der blinde Gott: Bild für die Dunkelheit des Winters. Wali, der das Recht wiederherstellende Gott: Bild für die Wiederkehr der Jahresordnung in der Natur.) — Göttergericht (Ragnarök, von regin, die Götter, Herrscher; und rök, die Geschichte, Entwicklung, das Gericht). Die Asen sind kämpfende Mächte, kämpfend gegen die Thursen. Die Thursen repräsentiren das Ewige, Unwandelbare im Weltenstoff; die Asen die Entwicklung und Bildung in der Natur. Die Thursen stehen dem Stofflichen, die Asen dem Geistigen näher. Zwischen diesen beiden Gewalten besteht ein vergeblicher Kampf. Nur kleine und vorübergehende Erfolge werden errungen: und List und Wortbruch helfen nicht selten zum Siege. So werden die Asen in Schuld verwickelt. Odin hat zumal eine Schuld weit reichender Folge auf sich geladen; er war in Urzeit mit Loki verbunden und ist durch Eide an ihn gekettet. Unter Odin's Schuld leiden nun alle Götter. Schuld wirkt Schuld, und Böses schafft Böses. Dereinst werden Zeiten kommen, mit denen die Strafe des Schicksals hereinbricht. Dann werden drei unerbittliche Winter folgen, von keinem Sommer unterbrochen. Sonne und Mond werden von gierigen Wölfen, die sie verfolgen, ergriffen und verschlungen. Die Erde bebt und die Berge stürzen zusammen. Alle Fesseln lösen sich, der Fenrirwolf wird frei, die Midgardschlange erreicht das Land. Zugleich kommen auf dem größten aller Schiffe sämmtliche Thursen von Osten herbei. Von dem Gifte, das die Midgardschlange ausspeit, entzünden sich Luft und Meer, und der Himmel birst. Endlich kommen von Süden auch Muspell's Söhne geritten, vor und hinter ihnen glühendes Feuer. Alle eilen zur großen Schlachtebene. Unterdessen hat Heimdall, der Wächter der Götter, in sein Horn gestoßen. Odin, den Goldhelm auf dem Haupte, reitet voran; ihm folgen aus Walhall alle Einherier und alle Götter. Aber sie sind zu schwach und erliegen dem Schicksal. Odin wird vom Fenrirwolf verschlungen, Thorr vom Gifte der Midgardschlange getödtet, Heimdall und Loki erschlagen sich gegenseitig. Widar, der stärkste aller Asen, rächt zwar Odin's Tod. Aber Surter, an der Spitze von Muspell's Söhnen, schleudert Feuer über die ganze Welt und sie verbrennt. Wenn dann Alles verbrannt sein wird, taucht eine neue Erde aus der See, grün und schön, empor; ungesät wächst das Korn darauf. Und eine Tochter, der Sonne entstammt, nicht minder schön als sie selber, erhebt sich, die Wege ihrer Mutter zu wandeln. Und zwei Menschen, vom Morgenthau genährt, werden die Stammeltern eines neuen großen Menschengeschlechts. Von den Göttern aber sind Balder und Höder (jener, der schuldlos den Tod gelitten, und dieser, der unwissend den Tod gegeben) zu neuem Leben emporgestiegen. Nun werden sie oben beisammen sitzen und der Heimlichkeiten aus der Vorzeit gedenken. Feindschaft ist geschlichtet, und Schuld ist gesühnt.

§. 12. Nachrichten aus Tacitus, c. 100 n. Chr.

Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, um 100 n. Chr., berichtet von Götter- und Heldenliedern, spricht von der Gewohnheit der Deutschen, ihre Gelage mit lautem Gesange zu feiern und singend in die Schlacht zu gehen. Er bezeichnet die Lieder, welche die Deutschen zu seiner Zeit besessen, einerseits als „alt“, andrerseits als „die einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmäler“.

Wörtlich heißt es in Tacitus' Germania: „In alten Liedern, ihren einzigen

Urkunden und Geschichtsdenkmälern, singen sie von einem Gotte Thuisko, dem Sohne der Erde, von dessen Sohne Mannus, als den Stammvätern und Stiftern des Volkes". (Die Götternamen „Thuisko, Mannus" sind in ihrem Verständniß für sich, wie in ihrer Beziehung zu den aus der Edda bekannten Namen der Götter sehr vielfacher, unsicherer Deutung preisgegeben.) — Ferner: „Die Deutschen haben auch solche Lieder, durch deren Absingung, Baritus genannt, sie sich begeistern, so daß sie nach dem Gesange den Ausgang des erwarteten Kampfes vorausdeuten. Denn je nachdem sich das Heer auf der Wahlstatt hören läßt, sind sie der schreckende oder zagende Theil, und es ist, als wenn nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsmuth selbst also sänge. Vornämlich bemüht man sich, harte Töne und schmetterndes Getöse hervorzubringen, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallend, voller und stärker anwachsen." Der Name baritus (in einigen Handschriften barditus) hat zu der irrthümlichen Meinung Veranlassung gegeben, daß die Deutschen einen Stand der Sänger „Barden" gehabt haben. Zu Klopstock's Zeit war dieser Irrthum allgemein verbreitet. (Das Wort „barditus" kann vom altnordischen bardhi. Schild, das Wort „baritus" vom altfriesischen barja, schreien, abgeleitet werden. Der Name „Barden" für einen Sängerstand kommt nur bei den keltischen Völkern Galliens und Britanniens vor.) Nach der Schilderung bei Tacitus nahm das ganze Heer am Baritus, das ganze Volk an den Gesängen Theil. „Die Kohorten der Deutschen näherten sich blindlings, indem sie mit wildem Gesange die Schilde über ihren Schultern schwangen. Die Wahlstatt ertönte vom Gesange der Männer und vom Geheul der Weiber." Aus dem Jahre 15 n. Chr. erzählt Tacitus von einer Nacht zwischen zwei Schlachttagen, in der „die Deutschen bei festlichem Schmause mit lustigem Gesange oder wildem Dröhnen die tiefen Gründe und wiederhallenden Waldhöhen erfüllten;" aus dem Jahre 70 von einer eben solchen Nacht, die bei ihnen „unter Gesang und Geschrei" vorüberging. Aus der Zeit um 100 erwähnt Tacitus Lieder, in denen der Sieger in der Teutoburger Schlacht, Hermann, noch besungen wurde. (Die Nachricht, daß die Deutschen auch „Lieder von Herkules gehabt haben, der bei ihnen gewesen sei und vornämlich besungen worden, wenn sie zur Schlacht gingen," wird durch Tacitus' Erwähnung wieder entkräftet, daß die Römer, alles Großartige auf den Namen Herkules zu beziehen, gewohnt seien.)

§. 13. Historische Heldensage aus der Zeit der Völkerwanderung.

Die Völkerwanderung (350—650) ist die Bildungszeit der historischen Heldensage: 1. der fränkischen Sage von Siegfried, 2. der ostgothischen von Ermenrich und Dietrich, 3. der burgundischen von Gunther, 4. der hunnischen von Etzel, 5. der longobardischen von Rother. 6. Die Sagen der nördlichen Stämme Deutschlands, von Hettel, Herwig, Gudrun entstanden nicht viel später, wenn auch ihre geschichtlichen Anknüpfungen nicht nachweisbar sind.

Die fränkische Sage von Siegfried (mhd. Sigefrit, Sîfrit) hat sich unter Erinnerungen an 2 verschiedne Könige gebildet: an Siegbert, König der ripuarischen Franken, der auf Anstiften Chlodwig's 508 auf der Jagd ermordet wurde, und an den König der austrasischen Franken, Siegbert, den Sieger über die Sachsen und Dänen, den Gemahl der Brunhilde, der durch Fredegunde, Chilperich's Gemahlin, den Tod fand 576. Der mit diesem letzteren zusammenhängende, im Hause der Merowinger geführte Kampf zwischen Brunhilde und Fredegunde ist im Volksgesang zu dem Kampf zwischen Brunhild und Kriemhild umgewandelt. Die

Siegfriedsage hat sich jedoch nicht rein im Charakter der historischen Sage erhalten, sondern frühzeitig ältere mythologische Einflüsse aufgenommen (§. 42). 2. In der ostgothischen Sage bildet Ermenrich (Ermenrîch, Heeresfürst) eine Erinnerung an Hermanrich, König der Ostgothen († 375); Dietrich (Dietrich von Bern, Volksfürst von Verona) eine Erinnerung an Theoderich den Großen († 526). 3. Die burgundische Sage von Gunther (Gunthere, Kriegsheer) hat sich unter Erinnerungen an den Burgunderkönig Gundikar gebildet, dessen Macht 435 durch die Hunnen vernichtet wurde. 4. Die hunnische Sage von Etzel (Etzel, Verkleinerungswort von atta, Vater) ist unter Erinnerungen an Attila, den Hunnenkönig († 453) gebildet. Das Gedächtniß an die durch die Hunnen erlittenen Niederlagen der germanischen Stämme, besonders an die Schlacht von Chalons 451, hat sich in den Liedern von den Kämpfen der hunnischen und burgundischen Helden an Etzel's Hofe aufbewahrt. 5. Die longobardische Sage von Rother (Rôther, Ruhmheer) weist auf den König Rotharis c. 640. —

Im 6. Jahrhundert ist bei allen germanischen Stämmen bereits eine mehr kunstgemäße Ausübung des Gesanges eingetreten. Sänger werden erwähnt, die unter Begleitung der Harfe sangen. Wie hoch diese in Ansehn standen, sieht man z. B. aus dem Gesetz, welches für sie ein höheres „Wergeld" (Buße für den Tod an die Verwandten) bestimmte als für andere freie Leute; ferner daraus, daß gelegentlich Könige, um unerkannt zu sein, als Sänger verkleidet, auftraten (Alfred bei den Angelsachsen, der Norwege Oleif bei den Dänen). Der alte Name für die Volkssänger war scoph (Stammwort scaphan, nhd. schaffen). Später kam das Wort singære (Singer §. 24) in Gebrauch. Das Wort „Dichter" (mhd. tihtære, von dictare) bedeutet ursprünglich „Schreiber". — Die im Volke, vor der Benutzung der Schrift, bloß durch den lebendigen Gesang gepflegte Poesie, eine vielfachen Wandlungen unterworfene Poesie, heißt Sage. Die stärksten Einflüsse, denen die Sage unterworfen ist, liegen 1. in der Dialektverschiedenheit der Stämme, zu denen die Lieder verpflanzt werden, 2. in dem Anwachsen und Vermischen der historischen Stoffe, 3. in den persönlichen Verhältnissen der Dichter, 4. in dem poetischen Geschick der Sänger. — Unter Sagenkreis versteht man die unbestimmte Zahl der im Volke lebenden Gesänge, die sich im Laufe der Zeit um einen Helden oder um mehrere Helden eines Stammes angesammelt haben. Die poetisch bedeutendste Verwendung haben die geschichtlichen Heldensagen in den großen Volksepen der Deutschen, im Nibelungen- und Gudrunlied, gefunden (§. 42 ꝛc.).

§. 14. Thiersage.

Die Thiersage findet sich nachweislich um 600, zuerst im Stamme der Franken. Als König der Thiere wird der Bär vorgeführt; der Fuchs heißt Reginhard (Reginhart, Herrscherkraft).

Die Thiersage zeigt (wie die mythologische Dichtung) Zusammenhang mit asiatischer und griechischer Sage. — Einer Chronikenandeutung zufolge ist der Fuchs verklagt, des Hirsches Herz verschlungen zu haben. Er leugnet es vor dem Bären und beweist seine Unschuld dadurch, daß er behauptet, der Hirsch habe kein Herz.

§. 15. Hildebrandlied.

Der einzige Rest altdeutscher Poesie, der aus der Zeit bis 800 übrig geblieben ist, gehört der ostgothischen Sage an: das Hildebrandlied, ein

Fragment, auf den inneren Deckblättern eines im Kloster Fulda aufbewahrten lateinischen Gebetbuches gefunden (jetzt in Kassel).

Das Lied ist von einem oder mehreren Mönchen, die sich desselben aus ihrer Kindheit erinnern mochten, aufgeschrieben und rührt aus der Zeit um 800 her. Die Sprache zeigt ober- und niederdeutsche Formen gemischt. „Ich hörte dies sagen," lautet der Anfang in freier hochdeutscher Uebersetzung:

„Wie sich erwählten zu einem Waffengang
Hildebrand und Hadubrand zwischen zweien Heeren
Sohn und Vater, sie fanden sich gerüstet,
Zum Kampfe gekleidet, mit klingendem Schwert."

Hildebrand, Dietrich's kühnster Degen, ist mit seinem jungen Könige auf der Flucht vor Ottokar (Odoaker) 30 Jahre lang, von seinem Heimathland Italien abwesend, am Hofe des Hunnenkönigs Etzel gewesen. Er hat seine Gemahlin und ein Kind von drei Jahren zurückgelassen. Jetzt bei seiner Rückkehr steht ihm ein Ritter an der Spitze seiner Gefolgsmannschaft gegenüber und wehrt ihm den Eintritt. Ein Kampf soll stattfinden. Bevor derselbe beginnt, fragt Hildebrand nach dem Namen seines Gegners. Dieser giebt sich als Hadubrand, den Sohn Hildebrand's, zu erkennen, glaubt aber der Aussage des letzteren nicht, daß er Hildebrand, sein Vater, sei. Ueber dessen Tod durch glaubwürdige Männer, durch Seefahrer über den Wendelsee, unterrichtet, wirft Hadubrand seinem Gegner Lüge und Feigheit vor. In Hildebrand's Seele kämpfen ritterliche Ehre und väterliche Freude. Vom Schmerze übermannt, ruft Hildebrand aus:

„Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick naht!
Ich wallete sechzig der Sommer und Winter,
Man schaarte mich immer in die Reihen der Schützen,
Nicht fand ich die Stätte, die zu Tode mich streckte!
Doch nun soll süßes Kind mit dem Schwerte mich hauen,
Den Mordstrahl mir senden, oder ich ihm zum Mörder werden." rc.

Bei dem Beginn des Zweikampfes bricht das Fragment ab. Einer späteren Bearbeitung desselben Sagenstoffes in Kaspar von der Roens „Heldenbuch" 1472 zufolge hebt Hildebrand seinen Sohn geschickt aus dem Sattel. Kaspar von der Roens' Gedicht weicht aber vielfach von der älteren Fassung ab, namentlich auch darin, daß Hildebrand erst **nach** dem Siege seinen Sohn nach Herkunft und Namen fragt. (Die Namen des Gedichts sind symbolisch: Heribrant, Hildebrand's Vater, bedeutet Heeresbrand; Hiltibrant Kampfesbrand; Hadubrand Hadersbrand.)

Kleinere Reste heidnischer Poesie aus der Zeit um 800 sind ferner: ein Zauberspruch über den verrenkten Fuß eines Pferdes; ein andrer über die Fesseln eines Kriegsgefangenen (beide in Merseburg gefunden); ferner ein Segensspruch über die Heerde (in Wien gefunden) rc.

Außerhalb Deutschlands aufbewahrte Heldensage. — 1. **In England**, unter christlichen Einflüssen bearbeitet: **Beowulf**, ein Gedicht angelsächsischen Stammes c. 800. (Der Dänenkönig Rodgar hatte eine hohe Halle, ein Methhaus, gebaut, Heorot mit Namen. Gesänge erklangen und Helden feierten darin. Da erschien, aus den Sümpfen und Mooren an den Ufern des Meeres aufsteigend, ein mißgünstiger Geist, Grendel mit Namen, die Freude und den Ruhm Rodgar's zu stören. Zur Nachtzeit, wenn die Helden in der Halle schliefen, kam der Unhold und raubte jedesmal ihrer dreißig, die er verzehrte. König Rodgar that Gelübde an den Götterhöfen, um sich von dem Ungemach zu befreien. Aber vergebens. Endlich nach 12 Jahren kam Beowulf, des Ecgtheow Sohn, vom Hofe des Go-

thenkönigs Hygelac, mit dem Erbieten, den Kampf zu wagen. Beowulf war gegen manche Zauber gefeit: er kämpfte ohne Rüstung und Schwert, und gewöhnliche Waffen seiner Gegner fügten ihm keine Verwundung zu. Glücklich bestand er in der ersten Nacht den Kampf, indem er dem Ungethüm einen Arm aus der Achsel riß. Todeswund floh Grendel zum Meere. Man sah am Morgen den Meeresstrudel, wo der Böse untergetaucht hatte, vom Blute geröthet. Feste wurden zu Ehren des Helden gefeiert. Aber die nächste Nacht zeigte, daß die Gefahr noch nicht vorüber. Denn Grendel's Mutter erschien, den Tod ihres Sohnes zu rächen. Da entschloß sich Beowulf, diesen neuen unbekannten Unhold in seiner Wohnung aufzusuchen. Nun legte er auch Rüstung an und zog in den Saal unters Meer. Einen Tag lang dauerte es, bis er zum Grunde des Meeres gelangte. Mit dem Haupte des alten Wassergeistes kam Beowulf endlich zu den Seinen zurück, als ihn kaum noch einer erwartete. Beowulf fand später, in seine Heimath, das Gothenland, zurückgekehrt, den Untergang im Kampfe mit einem feuerspeienden Drachen, der in einem Felsensaale alte unermeßliche Schätze bewahrte.) — 2. Unter den skandinavischen Germanen in Dänemark, Norwegen, Island. Die hier bewirkte Aufzeichnung der deutschen Heldensage hat vor den späteren in Deutschland erfolgten Bearbeitungen den Vorzug, daß sie unter dem Einfluß der heidnisch mythischen Vorstellungen gebildet ist. Zweierlei Denkmäler sind zu erwähnen: die in der ältern und jüngern Edda enthaltenen Heldenlieder und Sagen; und ferner die sog. Saga's d. h. nicht zu den Sammlungen der Edda gerechnete Prosaerzählungen historischer und poetischer Stoffe, deren seit 1100 in Island viele aufgezeichnet wurden. Vom Inhalt der Eddalieder und Sagen wird Einiges §. 42 erwähnt. Unter den Saga's, welche deutsche Stoffe behandeln, sind die bedeutendsten: Wölsunga-Saga (handelt von Wölsung's Nachkommenschaft: Wölsung ist der Vater Siegmund's, unter dessen Söhnen besonders Helgi und Sigurd hervortreten); Thidreks-Saga (handelt von Dietrich von Bern, Hildebrand, Etzel rc.); Wilkina-Saga (handelt von Wieland, dem zauberkundigen Schmid, Verfertiger eines Feder- und Flügelkleides; von dessen Bruder Eigil, dem nie fehlenden Schützen, der vom Haupte seines Sohnes einen Apfel zu schießen genöthigt wird rc.).

Lateinisch abgefaßte Geschichtswerke, aus denen sich Folgerungen über Inhalt und Charakter andrer verloren gegangner Heldenlieder, namentlich gothischen, longobardischen und skandinavischen Stammes, ziehen lassen, sind besonders: von Jornandes (einem Gothen, Bischof zu Croton in Italien c. 550) De origine actuque Getarum; von Paulus Diaconus (einem Longobarden, Mönch in Monte Casino, † 797) Historia Longobardorum, von Saxo Grammaticus (einem Dänen, Propst zu Roeskilde, † 1204) Historia Danica.

Zweite Periode.

Die Poesie unter dem Einfluß der christlichen Geistlichkeit.

Von Karl dem Großen bis in das erste Jahrhundert der Kreuzzüge 800—1100.

§. 16. Uebersicht.

Seitdem die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum vollendet war (c. 800), nahm der Volks- und Heldengesang immer mehr ab. Statt dessen begann von den Klöstern aus eine Pflege christlicher Poesie, die anfangs einige bedeutungsvolle Erzeugnisse hervorbrachte, gegen 900 aber gänzlich erlosch. Die gelehrte Bildung, welche in den Klöstern gepflegt wurde, hatte zur Folge, daß man zu allen poetischen Arbeiten sich ausschließlich der lateinischen Sprache bediente.

Die Zeit Karl's des Großen (768—814) bildet für die poetische Literatur den ersten bedeutenden Wendepunkt: den vom heidnisch Volksthümlichen zum christlich Geistlichen. Von Einfluß nach dieser Seite hin war 1. der politische Eifer, mit welchem Karl der Große die Ausbreitung des Christenthums betrieb, im Norden durch die Bekämpfung der Sachsen, in Spanien durch die der Muhamedaner; 2. die Auszeichnung und Pflege, welche Karl der Große der geistigen Bildung zuwandte, einerseits durch Gründung von Klosterschulen (Fulda, St. Gallen, Metz, Rheims, Hirschau, Reichenau), andrerseits durch Berufung von Gelehrten an diese Schulen (Alkuin, ein geborner Angelsachse, Gründer der Musterschule zu Tours; Eginhard oder Einhard, Biograph Karl's des Großen, und Hrabanus Maurus, zwei geborne Deutsche, Schüler Alkuin's; Paulus Diakonus und Peter von Pisa, zwei Italiener rc.). Um auch das Volk geistig zu fördern, verpflichtete Karl d. Gr. die Geistlichen zu deutscher Predigt. Er führte deutsche Monatsnamen ein, ließ die im Ersterben begriffenen deutschen Volkslieder aufschreiben und sammeln, versuchte selbst die Abfassung einer deutschen Grammatik. — Sein Nachfolger, Ludwig der Fromme (814—40), hatte der deutschen Volkspoesie gegenüber nicht dieselbe Stimmung. Er achtete die Lieder gering. Die Behörden verboten das Absingen der „teuflischen Gesänge und Zauberlieder, der Wein- und Liebeslieder". Das Volk war in seiner gewohnten Gefühls- und Sinnesrichtung gehemmt und es dauerte lange, bis das Christenthum wirklich bildungsfähig in ihm wurde. Während dieser Zeit, bis in das erste Jahrhundert der Kreuzzüge, war es immerhin eine Wohlthat für die Folgezeit, daß in den Klöstern die poetischen Formen gepflegt,

zum Theil auch poetische Erinnerungen fortgepflanzt wurden. Ein Ueberblick der politischen Geschichte zeigt das schrittweise Anwachsen der geistlichen Macht. Während der Regierung der Karolinger in Deutschland (Ludwig der Deutsche 843—876, Karl der Dicke, entthront 887, Arnulf † 899, Ludwig das Kind † 911) und unter Konrad I. von Franken († 918) unablässige Kämpfe, die Deutschland in seiner Existenz bedrohten: Kämpfe mit den Normannen, Slaven, Magyaren, Dänen und Franzosen, Kämpfe der königlichen Macht mit der fürstlichen Aristokratie. Unter den Kaisern aus sächsischem Hause (Heinrich I. † 936, Otto I. † 973, Otto II. † 983, Otto III. † 1002, Heinrich II. † 1024), Einfluß des Papstes und der römischen Bildung in Folge der Züge, besonders der ersten Ottonen nach Italien. Unter den Kaisern aus fränkischem Hause (Konrad II. † 1039, Heinrich III. † 1056, Heinrich IV. † 1106, Heinrich V. † 1125) vollständige Uebermacht der Geistlichkeit, besonders Papst Gregor's VII.: ein Zustand, der auch unter Lothar von Suplinburg († 1137) nicht bedeutend geändert wurde.

§. 17. Wessobrunner Gebet und Muspilli c. 800.

Die ältesten Denkmäler christlicher Poesie: das Wessobrunner Gebet und Muspilli, beide nur Bruchstücke, zeigen innige Verschmelzung heidnischer Anschauungsweise mit dem christlichen Glauben.

Das Wessobrunner Gebet, von dem bairischen Kloster Weißenbrunn, wo es gefunden, so benannt, ist ein Fragment, aus siebzehn alliterirenden Versen und einem prosaischen Anhang bestehend. — Inhalt in freier Uebertragung: „Dies erfrug ich als höchstes Wissen von den Lebenden! Als weder die Erde, noch der Himmel darüber, als weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, als die vielberühmte See, als nichts der Enden und Grenzen vorhanden war, da war schon der Eine allmächtige Gott der Männer Mildester, da waren mit ihm auch schon die Menge der göttlichen Geister." Hieran knüpft sich die Anrufung des „heiligen, allmächtigen Gottes, der Himmel und Erde gewirkt, den Menschen ihr Gut verliehen hat. Nun gieb mir in deiner Gnade auch den rechten Glauben und guten Willen, Kraft, den Teufeln zu widerstehen, das Böse zu bannen und deinen Willen zu wirken." (Als Nachwirkung des Heidnischen in diesem christlichen Gedicht ist die Bezeichnung Gottes als des „Mildesten der Männer" hervorzuheben. Als Nachwirkung alter epischer Volksthümlichkeit in der Form ist die Veranschaulichung der Welt mittelst ihrer Bestandtheile: Erde, Himmel, Baum, Berg ꝛc. zu erwähnen. Sie stimmt namentlich auch mit der Darstellungsweise des germanischen Schöpfungsmythus in der Edda überein.)

Muspilli, ein christliches Lehrgedicht, poetische Schilderung des jüngsten Gerichts in alliterirenden Versen, ist gleichfalls nur Bruchstück, im bairischen Kloster Emmeran in einem, König Ludwig dem Deutschen gewidmeten Buche gefunden. Es ist auf den Rändern, vielleicht vom König selbst, aus dem Gedächtniß aufgeschrieben. Inhalt: Die abgeschiedenen Seelen werden, die einen in den Himmel, die andern in die Hölle geleitet, wo sie des jüngsten Gerichtes harren. Da kämpft Elias mit dem Antichrist (dem gewaffneten „Wolf"), siegt, wird jedoch verwundet. Aus seinem Blute, das auf Mittilgart (auf die Erde) träuft, entzündet sich Muspilli, das große Weltfeuer, das Alles erfaßt.

Da brennen die Berge, rings von den Bäumen
Steht keiner im Boden, die Quellen versiechen,
Hinschwindet das Meer, herstürzt der Himmel,

Der Mond fällt herab und Mittilgart brennt.
Da frommt vor Muspill nicht Freund dem Freunde.

Wie sehr thöricht ist es, um das Mein und Dein auf Erden zu streiten, da doch Alles der Posaune des jüngsten Gerichts folgen muß, das vor dem Kreuze Christi abgehalten wird. (Der Einfluß heidnischer Erinnerungen ist besonders stark ausgeprägt. Darauf deuten die mythologischen Namen muspilli und mittilgart §. 11; ferner die Vorstellung, daß Feuer den Untergang der Welt verursacht, wovon die christliche Prophetie nichts weiß. Auch die Erwähnung kriegerischer Rüstung und körperlicher Verwundung des Propheten, ferner die Vergleichung des Antichrist mit einem Wolf (vergl. den „Fenrirwolf" im Göttergericht §. 11), dies Alles stellt das Gedicht der heidnischen Auffassung näher. Eine biblische Anknüpfung für die Phantasie des Dichters ist allerdings auch vorhanden: die alttestamentliche Erzählung von dem feurigen Wagen, auf dem Elias gen Himmel gefahren: wie denn überhaupt der Prophet Elias frühzeitig in die Volkssage übergegangen und dort Verwandtschaft mit dem germanischen Gewittergott Thorr empfangen zu haben scheint.)

§. 18. Heliand, altsächsische Evangelienharmonie c. 830.

Der **Heliand**, auch die „altsächsische Evangelienharmonie" genannt, stammt c. 830 von einem unbekannten Dichter sächsischen Stammes, der lateinische Bearbeitungen der Evangelien, Tatian's Evangelienharmonie u. A. benutzte.

„Evangelienharmonie" ist der damals viel gebräuchliche Name für prosaische und poetische Werke, welche die Berichte der 4 Evangelien mit einander verbanden. Tatian, der Verfasser einer solchen Harmonia evangeliorum, lebte c. 150 wahrscheinlich in Rom. — Die Erzählung vom Ursprung des **Heliand**, daß das Gedicht von einem sächsischen Bauer herrührt, der im Schlaf durch eine Stimme zum Dichtungswerk berufen und von Ludwig d. Fr. zu diesem Gesange beauftragt sei, entbehrt der geschichtlichen Anknüpfung. Das Gedicht, ein Zeugniß großer epischer Darstellungskraft, ist in 2 Handschriften gefunden, deren eine jetzt in München, deren andere im Britischen Museum zu London aufbewahrt wird. (Das altsächsische Wort hêljand, auch hêland, mhd. heilant und heilent: nhd. Heiland d. i. heilend; vom Stammwort heilan, heilen.) Christus, der waltende Herr, das Friedekind Gottes, erscheint als ein mächtiger König, der durch das Land zieht. Wie Mannen, in Lehn- und Diensttreue ergeben, folgen ihm die Jünger. Petrus spricht zum Herrn, auf dessen Voraussicht, daß er ihn verleugnen werde:

„Wenn die Leute dich verlassen, doch will Ich lebenslang
Mit dir dulden in allen Drangsalen,
Wenn es Gott mir gönnt, bin ich gerne bereit,
Daß ich dir zu helfen standhaft beharre.
Wenn dich mit Ketten auch im Kerker enge
Die Leute belegen, ich lasse mich nicht schrecken,
In den Banden bei dir verbleiben will ich,
Mit dir, Lieben, liegen. Wenn sie vom Leben dich
Mit des Schwertes Schlägen zu scheiden gedenken,
Mein Fürst, mein guter, ich gehe in den Kampf für dich."

Die Städte des jüdischen Landes, Nazareth, Jericho, erscheinen dem Dichter, wie Burgen der Heimath. Die Hoheit des Herrn, seine Wunderkraft, vergrößern sein Gefolge. Lehre und Hülfe hat er in seinem milden Herzen für Alle, die sich zu

ihm finden. Aber zu Kampf und Gericht zwingt ihn die Bosheit des Volks. Zum ewigen Heil der Seinen stirbt er und geht auferstehend zum Siege hervor. (Als Anknüpfungen an das germanische Heidenthum finden sich im Heliand verschiedene Ausdrücke mutspelli und middilgard ꝛc. Für die Erforschung deutscher Alterthümer in Recht und Sitte ist das Gedicht außerordentlich wichtig.)

§. 19. Krist vom Mönch Otfried c. 865.

Der Krist vom Benediktinermönch Otfried zu Weißenburg im Elsaß, eine zweite sog. Evangelienharmonie, ist das älteste deutsche Gedicht in Endreimen. Es zeigt eine vollständige Zurückdrängung des Heidnischen gegen das christlich Geistliche.

Otfried rechtfertigt sich in einer lateinisch geschriebenen, dem Bischof Liutbert von Mainz übersandten Vorrede gegen den Vorwurf, warum er nicht lateinisch, sondern bäurisch deutsch geschrieben habe: er habe gegen die deutschen unnützen und unzüchtigen Lieder ein Gegengewicht einlegen wollen. Namentlich erwähnt er der Aufforderung „einiger, des Andenkens würdiger Brüder" und „einer ehrwürdigen Frau, Judith", (vielleicht der Wittwe Ludwig's des Frommen) „die sich an der Süßigkeit der Evangelien in deutscher Sprache erfreuen wollten." Das Gedicht beginnt mit einer Anrede an Ludwig den Deutschen. Die Erzählung zerfällt in fünf Bücher: 1. Geburt und Kindheit bis zur Taufe; 2. Auftreten mit Wundern und Lehre; 3. Widerspruch der Lehre Christi mit den jüdischen Satzungen; 4. Leiden und Tod; 5. Auferstehung, Himmelfahrt und Verkündigung des jüngsten Gerichts. An die Erzählung werden fromme Betrachtungen angeknüpft: Abschnitte, die mit Titeln, wie „Moralisch, Allegorisch, Mystisch" überschrieben sind. Bei Gelegenheit des Weges zum Paradiese heißt es:

„Groß ist dieses Pfades Süße!
Er fordert reine Füße.
Der Rath ziemt jedem Manne,
Der sich rüst't zu diesem Gange.
Du sollst hegen das Gute
Mit gar sanftem Muthe.
Dem Herzen ist zu rathen
Gefallen an Mildthaten.
Das wird am Meisten werth,
Was du mit Lieb' entbehrst.
Folgsam sei zum Guten,
Nicht folge dem Uebermuthe.
Ruhe wohn' im Herzen,
Weltlust führt zu Schmerzen.
Fliehe diese Gegenwart:
So wird dir Glück gewährt.
Denke wohl, was ich dir sage
Von diesem süßen Pfade!
Gehst du diesen Weg, so wiß:
Er führt, wo Du zu Hause bist.
Nach deiner Heimath ringe,
Da wirst du Lust gewinnen,
Lieb wirst du Gott,
Nichts ist dir dann noch noth."

§. 20. Ludwigslied und die sog. „Leiche".

Eine mehr lyrische Behandlungsweise trat in den sog. „Leichen" ein, odenartigen Dichtungen. Die größte dieser Art ist das Ludwigslied, ein Leich auf den Sieg Ludwig's III. bei Saucourt über die Normannen 881.

Die Leich (leich ahd. und mhd.) bedienen sich der Reimpaare ohne Strophenabtheilung. — Der Ludwigsleich ist muthmaßlich vom Mönch Huckbald, der um 881 im flandrischen Kloster St. Amand lebte, wo das Gedicht gefunden ist. „Einen König weiß ich, Er heißt Herr Ludwig! Gern dient er Gott, Ich weiß, wie der's ihm lohnt." Ludwig's Vater ist früh gestorben, Gott aber ist sein Erzieher geworden, hat ihm starke Degen zum Gefolge und den Thron in Franken

egeben. Nun wollte Gott prüfen, wie er Mühsal erdulde, ließ heidnische Männer, die Normannen, über die See hergleiten. Da rettete König Ludwig sein Land, ritt mit Schild und Speer unter dem Sange „Kyrie eleison" gegen sie.

„Sang war gesungen,
Kampf war begunnen.
Blut stieg in die Wangen,
Herrlich kämpften die Franken.
Gelobt sei Gottes Kraft,[3]
Ludwig ward sieghaft.
Und allen Heiligen Dank!
Sein ward der Siegeskampf."

Andere Leiche aus dem 9. Jahrhundert, vom heiligen Petrus, heiligen Georg, Christus und der Samariterin rc., sind von unbekannten Verfassern.

§. 21. Lateinische Poesie der Geistlichen 900—1100.

Die lateinische Poesie der Geistlichen in den Klosterschulen wandte sich auf geistliche Stoffe (Kirchenhymnen, Legenden), weltliche (Waltharius de Aquitania, Heldengedicht vom Mönch Eckehard; Thiersage). Die Nonne Roswitha schrieb Dramen religiös moralischer Tendenz (Abrahamus, Sapientia).

Die Schulen, welche seit Karl dem Großen mit den Klöstern verbunden waren, machten die einzigen Stätten der Bildung und Gelehrsamkeit aus. Es war eine umfassende gelehrte Beschäftigung, die dort gepflegt wurde. Neben den heiligen Schriften war man mit den Klassikern der Römer, zum Theil auch der Griechen beschäftigt. Virgil, Horaz, Juvenal, Terenz und Plautus wurden gelesen und erklärt: unter den Griechen besonders Aristoteles. — Unter den lateinischen Bearbeitungen weltlicher Stoffe ist das Wichtigste: von Eckehard (Mönch in St. Gallen; † 973) ein in Hexametern verfaßtes Gedicht hunnisch burgundischer Sage, Waltharius de Aquitania. (Walther von Aquitanien und Hildegunde, eine burgundische Prinzessin, leben als Geißel am Hofe Etzel's. Beide sind geliebt und geachtet vom Könige und seiner Gemahlin. Aber die Sehnsucht nach der Heimath verleitet sie zur Flucht. Mit großen Schätzen kommen sie an den Rhein, in die Gegend der Vogesen, wo Gunther mit seinen Mannen, unter denen besonders Hagen, nach jenen Schätzen lüstern, ihnen auflauert. Blutige Kämpfe beweisen die Tapferkeit aller Helden, die, nachdem sie alle verwundet und verstümmelt sind, Friede schließen.) — Die Thiersage ist in verschiedenen lateinischen Bearbeitungen erhalten; in einem Gedicht aus der Zeit um 930 (wahrscheinlich aus der Gegend der Vogesen stammend), das bereits den Löwen als König kennt: (es behandelt die Krankheit des Löwen und die Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; ferner in einem Gedicht „Isegrimus" von einem südflandrischen Dichter bald nach 1100, das außer der Krankheit des Löwen, von der Wallfahrt der Gemse erzählt; endlich in einem Gedicht „Reinardus", von einem nordflandrischen Magister Nivardus c. 1150, welches die Erzählungen aus Isegrimus mit verschiedenen Abenteuern zwischen Wolf und Fuchs verbindet. — Roswitha (oder Hrothsvith, geb. 935; im Benediktinerkloster zu Gandersheim im Braunschweigischen; † c. 1000) hat 6 Komödien geschrieben. Abrahamus (Abraham, ein heiliger Mann, lebt in der Wüste; nimmt die Tochter seines Bruders in Obhut und erzieht sie zu beschaulichem Leben. Maria kommt unter böse Menschen und geräth in die Gewalt der Sünde. Abraham aus Verlangen, die verlorne Seele zu retten, begiebt sich in die Schlupfwinkel des Lasters und gewinnt Maria's Seele für die Reue). Sapientia (Sapientia ist die Mutter dreier Töchter Fides, Spes und Charitas. Zu Kaiser Hadrian kommt die Nachricht, daß eine neue Lehre aufkomme, den alten Göttern,

den Familien, dem Reich und Thron gefährlich. Zu ihr bekennen sich auch jene fürstlichen Frauen. Da sich diese nicht bekehren wollen, sollen sie zugleich mit vielen Andern den Feuertod erleiden. Die Seelen der sterbenden Dulderinnen werden von Engeln in den Kreis der Heiligen aufgenommen). Ferner: Gallicanus, Dulcitius, Calimachus, Pafnutius. Von der Nonne Roswitha sind außerdem Legenden und ein Lobgedicht auf Kaiser Otto I. (in gereimten Hexametern und Pentametern).

Als Denkmäler der deutschen Sprache sind aus der Zeit von 800—1100 folgende Prosareste wichtig: Glaubensbekenntnisse, das apostolische, athanasianische ꝛc.; Beichtformeln, Capitulare ꝛc.; Schwur der Könige Ludwig und Karl und der Völker zu Straßburg 842; ferner von Notker (Labeo genannt, Mönch zu St. Gallen † 1022) Uebersetzung der Psalmen ꝛc.; von Williram (Abt des Klosters Ebersberg, † 1085) deutsche prosaische Erläuterung zu einer lateinischen Uebersetzung des Hohenliedes.

§. 22. Merigarto, Leben Jesu, Bücher Mosis, Pilatus.

Gegen 1100 wandte sich die Poesie der Geistlichen wieder zur deutschen Sprache: Merigarto, Bruchstück einer poetischen Erdbeschreibung; das Leben Jesu von Frau Ava; die Bücher Mosis in verschiedenen Bearbeitungen unbekannter Dichter; Legenden, z. B. Pilatus.

Merigarto, meerumgebener Garten d. i. (ähnlich wie „Midgard") die Erde. Das Bruchstück, aus der Zeit um 1070 stammend, gehört wahrscheinlich einem sehr umfassenden kosmogonischen Werke an. Es handelt von den Gewässern der Erde, von wunderbaren Quellen, vorübergehend auch von Island. — Das Leben Jesu der Frau Ava († 1127 als Klausnerin im östreichischen Kloster Göttweih oder nahebei) behandelt die evangelische Geschichte unter Hinzufügung des jüngsten Gerichts mit seinen Vorbereitungen durch den Antichrist. — Die sprachlichen und poetischen Formen der jetzt wieder beginnenden Poesie sind unbeholfen, die Darstellung ist roh und naiv. Eine der Erzählungen von der Erschaffung Adams in den Büchern Mosis beginnt:

„Der hohe Werkmann
Etwas Lehm drauf nahm,
Wie der thut, der aus Wachs
Ein Bildwerk macht.
So gebrauchet er den Lehm,
Wie's gefiel den Zween:
Dem Vater und dem Sohne
Mit dem Spiritus sanctus.
Doch waren ihrer nicht drei,
Der Eine hatte der Namen drei.
In seines Vaters Weisheit
Und mit des heiligen Geistes Geleit
Hat er aus dem Lehm einen Mann
Nach seinem Bilde gethan.
Oben dem Bilde auf
Setzte er das Haupt,
Das Haupt, schön anzuschaun,
Er zog darüber eine Haut,
Gab ihm auch gut Gebaren,
Bedeckte es gleich mit Haaren ꝛc."

— Pilatus wird in der Legende als Sohn eines rheinischen Königs dargestellt; als Geißel kommt er zu Julius Cäsar und wird dem Herodes zur Bändigung des Judenvolks überwiesen. Nach der Kreuzigung Christi foltert ihn das Gewissen, er bringt sich selbst um und wird als Geist an den Pilatussee in der Schweiz gebannt.

Dritte Periode.

Blüthe der ritterlichen und der Volkspoesie in der Zeit der Kreuzzüge 1100—1300.

§. 23. Gründe des Aufschwungs.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt eine großartige, gegen den Verfall der Poesie in den vorangehenden Jahrhunderten wunderbar erscheinende Blüthe des deutschen Gesanges. Die Gründe des Aufschwungs liegen 1. in der Begeisterung, welche die Kreuzzüge erregten; 2. in der Belebung der Phantasie und Erweiterung des Gesichtskreises durch die Züge nach dem Orient; 3. in den Ruhmesthaten der hohenstaufischen Kaiser; 4. in der Blüthe des deutschen Ritterstandes; 5. in der Anregung zur Dichtung vom Auslande her, besonders durch die Poesien der Troubadours im südlichen und der Trouvères im nördlichen Frankreich.

Hohenstaufische Kaiser; Konrad III. 1138—52; Friedrich I. Barbarossa 1152—90, der, auf dem Kreuzzug begriffen, im Kalykadnus in Syrien ertrank. (Das Volk in Deutschland glaubte lange Zeit nicht an seinen Tod, und sehr hohen Alters ist die Sage; Kaiser Rothbart sitze im Kyffhäuser vor einem Steintisch, den Kopf auf den Arm gestützt, und schlafe; seine Ritter und Knappen um ihn herum. Des Kaisers Bart ist durch den Tisch gewachsen. Als einst ein Hirt in die Höhle gelangte, fragte ihn der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg fliegen? „So muß ich noch länger schlafen," sagte er auf die bejahende Antwort. Sein Bart wächst seitdem um den Tisch herum. Wenn er zum drittenmal herumgewachsen sein wird, wird der Kaiser erwachen und mit seiner Kriegsschaar aus den Bergen treten.) Heinrich VI. 1190—97, der auch als Minnesänger genannt werden wird. Nach Heinrich's VI. frühzeitigem Tode fand bei der Unmündigkeit seines Sohnes, Friedrich, eine Doppelwahl statt: Philipp von Schwaben, des Vorigen Bruder, 1208 von Otto von Wittelsbach ermordet; und Otto IV. von Braunschweig 1198—1215. Friedrich II. 1215—50 und Konrad IV. † 1254. — Die Idee Karl's des Großen, als dieser vom Papste Leo III. (800) Titel und Krone des deutschen Reiches sich aneignete, die Idee eines „römisch deutschen" Reiches, einer weltlichen Obermacht in der gesammten Christenheit erwachte in den Hohenstaufen mit besonderer Kraft wieder. Friedrich I. wurde durch sie in Kämpfe mit dem Papst, den italienischen Freistaaten und Fürsten Deutschlands verwickelt: er vererbte diese Kämpfe auf seine Nachfolger. Unter diesen Kämpfen wuchs der nationale Sinn,

und alle Richtungen des Volkslebens, Gewerbe, Handel, Kunst, erweiterten sich. Namentlich war auch der Poesie das Lagerleben überall, im Orient, in Italien und Deutschland förderlich; allen Ständen ward sie mitgetheilt, die Spielmannsweise ward zum Volksbedürfniß. — Unter den Höfen Deutschlands war es zuerst der Hof Kaiser Friedrich's I., wo unter dem Einfluß seiner burgundischen Gemahlin Beatrix, und der Hof des sächsischen Herzogs, Heinrich des Stolzen, wo unter dem Einfluß seiner deutschen Gemahlin Gertrud, die Poesie günstige Aufnahme fand. Hernach wetteiferten die Herzöge von Oestreich (Leopold V. † 1194, Friedrich I. † 1198, Leopold VI. † 1230, Friedrich II. † 1246), und der Landgraf Hermann von Thüringen (1190—1216) in der Pflege der Poesie.

Ritterstand. Der Ritterstand zerfällt, der geschichtlichen Entstehung nach, in vier Klassen: 1. in solche Geschlechter, die vor der Bekehrung zum Christenthum bereits „edle" waren, Geschlechter, die ihren Ursprung auf die Götter zurückführten und aus denen die Könige hervorgingen; 2. in solche Geschlechter, die seit der Einrichtung des christlichen Lehnsstaats dadurch edle wurden, daß ihnen Lehen vom Könige gegeben wurden (nicht bloß Edle, sondern auch Freie und Unfreie empfingen durch die Gunst ihres Fürsten Lehen; 3. in die Geschlechter derer, die zu Rosse Kriegsdienste thaten. Zu diesen 3 Klassen kam später noch 4. der sog. Briefadel d. i. der Adel, der sich auf irgend ein Verdienst, auch friedlicher Art, in Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie gründet und zu dessen Anerkennung ein Brief (Diplom) ertheilt wurde. — Soweit germanische Stämme über Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, England ꝛc., sich ausbreiteten, bildete sich der Ritterstand zu einem gleichartigen Stande aus, dessen Glieder sich über die Nationalitäten hinaus verbunden fühlten. Der gemeinschaftliche Charakter jener 3 alten Klassen des Adels war kriegerische Tüchtigkeit, persönlicher Muth. Hierzu traten seit den Kreuzzügen noch andere Elemente: 1. feine Bildung und glänzende Repräsentation (Friedrich I. berief provençalische Ritter als Ordner des Ceremoniells; Einrichtung der Turniere); 2. Demuth des Sinnes (der Ritter führte das Schwert nicht für sich und zum eignen Vortheil, sondern im Dienste eines Höheren; Gottes oder des Fürsten oder der Dame); 3. allgemeinere Weltbildung (gewonnen auf Kreuzzügen, im Verkehr der Völker unter einander); 4. Pflege des Gesanges (das Singen wurde fast selbst ein ritterlicher Dienst). In Folge dessen war es natürlich, daß die ganze Poesie in dieser Zeit den Charakter des Ritterthums wiederspiegelt.

„Troubadour" (von trouver) ist der allgemeine Name für die seit 1100 im südlichen Frankreich, in der Provence, zahlreich auftretenden Sänger. In der Provence (die sich bis 1481 von der französischen Krone unabhängig erhielt) hatten friedliche Abgeschlossenheit und größerer Wohlstand alle Kultur früh zur Entfaltung, die Poesie namentlich zu kunstreicher Ausbildung gefördert. Die Poesie diente daselbst dem Volke in den verschiedensten Kreisen zur Belustigung, vornämlich der zahlreichen Ritterschaft an den vielen üppig lebenden Höfen der Provence. In allerlei Formen (Tenzonen, Sonetten, Sestinen ꝛc.) sang man von Liebe, Galanterie und Courtoisie. Der Gesang und die Etiquette an den Höfen der Provence wurden so sehr Gegenstand der Bewunderung, daß fast alle Höfe Europa's ein Vorbild daran nahmen. Berühmte Sängernamen: Arnaud de Marveil, Bertram de Born. Die Blüthe des provençalischen Gesanges dauerte nicht lange. Innere Entartung des Ritterstandes, Verweichlichung im Dienste der Galanterie raubten ihm die poetische Weihe. Da vernichtete der Kreuzzug gegen die Albigenser zu Anfang des 12. Jahrhunderts die Blüthe dieser Poesie mit einem Schlage. — Unterdessen hatte sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Poesie nach dem nördlichen Frankreich gezogen. Die Dichter daselbst, Trouvères genannt, bearbeiteten überwiegend epische Stoffe, antike, romanische, normannische, auch deutsche,

in großer Masse und in allen Formen, in Versen und prosaischen Romanen. Sie wurden die reichste Quelle der deutschen Epiker in dieser Periode. Die bedeutendsten sind: Maître Wace, Chrétien de Troyes.

§. 24. Vier Richtungen.

Vier Richtungen der Poesie lassen sich in dieser Periode unterscheiden: 1. die geistliche, d. i. eine Poesie geistlichen Ursprungs oder geistlicher Auffassung; 2. die höfische Epik, d. i. poetische Bearbeitung fremdher gewonnener, dem ritterlichen Leben verwandter Stoffe; 3. die volksthümliche Epik, d. i. poetische Bearbeitung einheimischer (altdeutscher) Stoffe; 4. die Lyrik, d. i. Lied- und Spruchdichtung, gewöhnlich „Minnegesang" genannt.

Die geistliche Richtung ist zu Anfang der Periode (1100—1180) am stärksten ausgeprägt. Vom geistlichen Stande und von geistlicher Auffassung ging die Wiederbelebung der Poesie aus. — Die höfisch epische Richtung zeigt außerordentlichen Reichthum poetischer Erzeugnisse und wird vorzugsweise von Dichtern ritterlichen Standes gepflegt, die sich dabei der Reimpaare bedienen. — Die volksthümlich epische Richtung wird von Dichtern geübt, welche „fahrende Leute" varnde liute, die varnden, auch gernde diet (d. h. das begehrende, Lohn verlangende Volk) oder „Singer, Spielleute" (singære, spilman) oder nach dem begleitenden Instrument „Fiedler" (videlære) genannt werden. Die Scheidewand zwischen fahrenden und höfischen Sängern war nicht unübersteiglich. Gottfried von Straßburg, ein Dichter „fremder Aventiure", war nicht ritterlicher Herkunft; Nithart von Reuenthal, ein bairischer Ritter, sang im Volkston den Bauern seine Lieder. — Der Minnegesang verdankt dem ritterlichen Stande seinen glänzenden Aufschwung, wurde jedoch auch von Dichtern bürgerlicher Herkunft gepflegt. — Allem Anschein nach gab es etwa seit 1150 schulmäßige Vereine, Singeschulen, zur Bildung der Sänger. Vielleicht waren diese den mit den Klosterschulen verbundenen Gesangschulen nachgebildet, in denen der musikalische Vortrag der lateinischen Kirchengesänge gelehrt wurde. Der Ausdruck „singen und sagen", der für die Ausübung der Poesie allgemein wird, deutet vielleicht auf zwei verschiedene Vortragsweisen, eine musikalische und eine deklamirende.

Erster Abschnitt.

Epische Dichtung der Zeit 1100—80.

---

§. 25. Uebersicht.

Die epische Poesie der Zeit 1100—80 zerfällt den Stoffen nach in 1. Legenden und Legendenartiges (Annolied, Kaiserchronik, Wernher's Maria); 2. Bearbeitung der Karlssage (Rolandlied); 3. Bearbeitung der Wundersagen des Orients (Alexanderlied, Herzog Ernst); 4. Bearbeitung einheimischer Sage (König Rother, Reinhart der Fuchs).

Die Bearbeitung einheimiſch deutſcher Sage hat auch in der großen, umfaſſenden Weiſe, wie das Nibelungenlied ſie zeigt, bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen. Die Handſchriften, die vom Nibelungenliede erhalten ſind, rühren aber aus der Zeit um 1200 her. Sie enthalten im größten Maße Umarbeitungen und Erweiterungen jenes alten Textes, der nur hin und wieder, an den mangelhaften Reimen, dem abweichenden Versbau (4 Hebungen in der Zeile), an der ungelenken Sprache und an den Unterbrechungen des Zuſammenhangs noch erkennbar iſt (§. 42).

§. 26. Annolied c. 1125, Kaiſerchronik c. 1140.

Das Annolied und die Kaiſerchronik (von unbekannten Verfaſſern) enthalten Erzählungen aus der Weltgeſchichte in ſehr verworrener Zuſammenſtellung: das Annolied mit dem Zweck, den Erzbiſchof zu Köln, Anno, zu feiern; die Kaiſerchronik mit beſonderer Vorliebe für Heiligengeſchichten und in größter Manigfaltigkeit des Inhalts.

Annolied. Anno, Erzbiſchof von Köln, war unter Heinrich III. Kanzler des Reiches, während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. eine Zeit lang Verwalter der kaiſerlichen Macht, als geiſtlicher Fürſt ausgezeichnet durch ſeinen Wandel, wie durch den Eifer in der Ueberwachung der klöſterlichen Zucht, Gründer von Kirchen und Klöſtern, † 1075. Im Jahre 1183 wurde er vom Papſte unter die Heiligen verſetzt. Lange vorher ſchon entſtand das Lied auf ihn. Muthmaßlicher Dichter ein Geiſtlicher aus der Gegend von Köln. Das Gedicht zeigt niederrheiniſchen Dialekt und oft ſehr ungefügen Versbau. — Der Dichter beginnt mit der Schöpfung und dem Sündenfall. Die Unſeligen aus der Hölle zu befreien, ſandte Gott ſeinen Sohn und nach ihm die zwölf Boten und alle Märtyrer. Namentlich „den trojaniſchen Franken" hat Gott ſo viel Heilige geſandt, auch Anno, der in Köln, der hehrſten aller Burgen, geweiht wurde. — Nachdem ſo der Dichter bei ſeinem Helden angelangt iſt, hebt er wieder beim Entfernteſten an, bei Ninus, der zuerſt unter den Menſchen Krieg führte, geht dann auf Semiramis über, die Babylon gebaut, deſſen ſpätere Beherrſcher Krieg über alle Völker gebracht, auch Jeruſalem verbrannt haben. Zu dieſer Zeit lebte Daniel und erzählte ſeine Träume von den vier Thieren, Löwe, Bär, Leopard und Eber, den vier Weltmonarchien Babylon, Chaldäa, Macedonien und Rom. Cäſar, der erſte Herrſcher Roms, gewann ſich die Deutſchen, Schwaben, Baiern, Sachſen, Franken, über deren Urſprung der Dichter die ſonderbarſten Vorſtellungen ausſpricht. Mit Hülfe der Deutſchen eroberte Cäſar Rom. Sein Nachfolger Auguſtus ſandte den Herrn Agrippa nach Deutſchland, dort Recht zu ſprechen und eine Burg zu bauen. Dieſe Burg war Köln. Darauf wurden Worms, Speier, Mainz, Metz und Trier gebaut. Aber den vier Weltmonarchien gegenüber war ein geiſtliches Königthum entſtanden, das Chriſtenthum. Von Chriſtus geſandt, kam St. Petrus nach Rom, der heilige Männer zu den Franken ſandte. In Köln lehrte als 33ſter Biſchof der heilige Anno, der, „wie die Sonne ihr Licht zur Erde und zum Himmel ſendet, ſo vor den Menſchen und vor Gott leuchtend wandelte." Als er die vielen Verwirrungen im Reich nicht zu verſöhnen hoffen konnte, verdroß es ihn, länger zu leben. Da, als er einſt nach Saalfeld in Thüringen ritt, that ſich der Himmel ihm auf, er ſah die göttliche Wonne, von deren Anblick er ſo beſtürzt wurde, daß er erkrankte. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal, auf allen Stühlen ſaßen heilige Biſchöfe, nur einer war unbeſetzt. Er aber durfte ſich nicht darauf ſetzen, bevor er einen Fleck, der ihm auf der Bruſt haftete, nicht ausgelöſcht hatte. Er

gab den Kölnern, die sich an ihm versündigt hatten, Versöhnung und trat zur ewigen Gnade vor Gott. An seinem Grabe aber wirkt Gott Wunder an den Kranken und Lahmen. — Das Annolied hat Vertheidiger in Opitz, Bodmer und Herder gefunden. Namentlich mit der Kaiserchronik verglichen, hat es Vorzüge, Naivität und Reinheit der Empfindung.

Die Kaiserchronik, mit dem Annolied oft wörtlich übereinstimmend und durch starke Benutzung desselben entstanden, behandelt die Weltgeschichte mit noch größerer Verworrenheit. Der Verfasser rühmt in der Einleitung, daß er lautere Wahrheit erzähle. Die Verschiedenartigkeit des Inhalts (wirkliche Geschichte, Sage, novellenhafte Erzählung, Legende, Fabel) ist ein Zeugniß des großen Zusammenflusses von allerlei Ueberlieferungen und der halb gelehrten, halb volksmäßigen Auffassung derselben. Das Werk hat dem Geschmack des Zeitalters durchaus entsprochen. Es existirt in zahlreichen Handschriften, und ist oftmals, sogar noch ein Jahrhundert später wieder überarbeitet, in reinere Reime gebracht und bis zum Tode Friedrichs II. fortgeführt.

§. 27. Rolandlied vom Pfaffen Konrad c. 1130.

Der Pfaffe Konrad, im Dienste „eines Herzogs Heinrich" stehend (vermuthlich als Kapellan), bearbeitete das Rolandlied im Auftrage der Gemahlin desselben, „der Tochter eines mächtigen Königs", nach französischer Quelle.

Der „Herzog Heinrich", in dessen Dienste Konrad stand, ist (nicht, wie man früher meinte, Heinrich der Löwe, dessen zweite Gemahlin eine Tochter König Heinrichs II. von England war, sondern) Heinrich der Stolze, der Vater Heinrichs des Löwen. Heinrich der Stolze war mit der Tochter Kaiser Lothar's vermählt. Das Rolandlied ist um seiner alterthümlichen Sprache und des ungelenken Versbaues willen jedenfalls in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen. Der Pfaffe Konrad übertrug das französische Gedicht (Chanson de Roland) erst ins Lateinische, dann in deutsche Verse. — Karl dem Großen erscheint ein Engel und heißt ihn das Kreuz gegen die heidnischen Sarazenen in Spanien nehmen. Geweiht vom Bischof, zieht er mit seinen zwölf Pairs und vielen Kriegsleuten dorthin. Sie erstürmen die Städte, überwinden die Heere, bekehren die Heiden, bis sie vor Saraguz ankommen, wo Marsilie herrscht. Marsilie sendet eine Botschaft an Karl mit dem Anerbieten der Unterwerfung. Die Heiden haben im Sinne, nach Karls Abzug sich wieder frei zu machen und die zurückbleibende Nachhut zu vernichten. Während Roland, Olivier, Turpin und die andern Pairs den Heiden mißtrauen, hegt Genelun (Rolands Stiefvater, Karls Schwager) den Wunsch der Rückkehr. Und da auf seinen Rath die Unterhandlung mit den Feinden aufgenommen werden soll, wird er selbst als Herold ins feindliche Lager gesandt. Seine kecke Sprache bringt ihn hier in Lebensgefahr; um sich zu retten, wird er zum Verräther an den Seinen. Er giebt den Heiden selbst den Rath, mit Karl dem Großen jetzt ein friedliches Abkommen zu treffen, den Kampf aber später mit der Nachhut aufzunehmen. Roland empfängt mit Freuden den Auftrag, die Nachhut zu führen. Bald aber, nachdem Karl hinweg ist, fallen die Heiden über seine kleine Schaar her, die des äußersten Muthes bedarf, um sich zu halten. Die Nacht unterbricht den Kampf, himmlischer Thau stärkt die christlichen Streiter. Als aber am folgenden Tage immer neue Heere Marsilie's und seiner Verbündeten heranrücken, sieht Roland den Untergang seiner Helden voraus. In das Horn Olivant blasend, daß den Heiden die Ohren gellen, giebt er Karl dem Großen in Aachen Nachricht

von der Gefahr, in der er sich befindet. Da Genelun auf den Schall des Wunderhorns die Rückkehr Karls zu verhindern sucht, ahnt dieser den Verrath, läßt ihn binden und gefangen mit sich fortführen. Bevor Karl am Orte der Schlacht erscheint, sind die Helden alle gefallen. Roland, auf den Tod verwundet, hatte sich an einen Baum gelehnt, den Heiden, der ihm das Horn nehmen wollte, mit demselben niedergeschlagen, so daß es zersprang, hatte sein Schwert Durendart vergeblich an einem Stein zu zerhacken gesucht, hatte endlich seinen Handschuh gen Himmel erhoben, worauf ein Engel erschienen war und ihm denselben abgenommen hatte, während er betend starb. Karl langte im Thal zu Runzival an, als alles dies vollendet war. Wie raufte er den Bart und schlug die Brust! er klagte und weinte um die Todten, daß der Stein noch heute naß ist, auf dem er saß. Endlich ermannte er sich. Wie viele fremde Fürsten Marsilie gegen ihn in den Kampf führte, zahlloses Kriegsvolk von 42 Königen, so überwand und vernichtete sie Karl doch alle. Marsilie war umgekommen; des Königs Gemahlin aber nahm die Taufe. In Aachen wurde darauf Gericht über Genelun gehalten.

„Genelun sie banden
Mit Füßen und mit Handen
Wilden Rossen an die Schweife.
Durch Dorn und durch Sträuche
An dem Bauch und an dem Rücken
Brachen sie ihn in Stücken.
So ward die Untreue geschändet!
Damit ist das Lied geendet.“

(Der Name von Roland's Horn Olifant: altfranz. olifant, von elephas, Elephant, Elfenbein; Roland's Schwert Durendart: altfr. durandal, von durare, hart werden, dauern.)

§. 28. Alexanderlied c. 1140; Herzog Ernst c. 1170.

Die Wunder des Orients finden in zwei Werken poetische Darstellung: Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht (phantastisch ausgeschmückte Geschichte Alexander's des Großen); und Herzog Ernst von einem unbekannten Dichter (märchenhafte Erzählung von den Kämpfen und Irrfahrten des Helden jenes Namens).|

Der Pfaffe Lamprecht, am Niederrhein lebend, arbeitete nach einem romanischen Gedicht des Elberich von Bisenzun (Aubry de Besançon). — Alexander's des Großen Leben war schon im Alterthum Gegenstand romanhafter Darstellungen: im Griechischen durch Pseudo-Kallisthenes, im Lateinischen durch Julius Valerius. In die mittelalterlichen Dichtungen mischt sich ein christlich ritterlicher Zug. — Alexander kommt nach seinen Siegen über Darius, über Porus von Indien in das Land der Zauber und Wunder, zu schrecklichen Kämpfen mit Riesen, dann zum herrlichen Anblick der schönsten Mädchen, die aus Blumenkelchen im Frühling hervorwachsen, aber kaum erblüht, im Herbst mit den Blumen wieder absterben, er kommt bis ans Ende der Dinge,

„Wo der Welt Abgrund steht
Und sich herum der Himmel dreht,
Wie um die Axe ein Rad.“

Auch hier noch bezwingt er Könige, vernichtet er Reiche. Da treibt ihn der Hochmuth, auch von den Engelchören Zins zu fordern. Unersättlich wie die Hölle ist der tobende Wüthrich. An die Mauer des Paradieses gelangt, überreicht ihm ein alter Mann einen Stein, der ihm zu erkennen geben soll, was ihm bevorstehe. Bestürzt kehrt Alexander nach Griechenland zurück, ruft alle Weisen der Erde zusammen; ein alter Jude deutet ihm den Stein als Bild des Uebermuthes und

als Mahnung an den Tod. Alexander geht in sich, regiert gerecht, und empfängt am Ende seines Lebens Vergebung der Sünden.

Herzog Ernst. Das Gedicht aus der Zeit von 1170, von einem Verfasser niederdeutscher Herkunft, ist nur in Bruchstücken vorhanden. Der vollständige Inhalt ist aus 2 späteren Ueberarbeitungen von gleichfalls unbekannten Verfassern (c. 1200 und 1280) zu ersehen. — Der Held des Epos wird in dem Gedicht als Sohn eines bairischen Herzogs vorgeführt, seine Mutter wird Adelheid, sein Stiefvater Kaiser Otto genannt. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Erlebnisse eines geschichtlichen Helden, des Herzogs Ernst von Schwaben, der sich gegen Kaiser Konrad II., zweiten Gemahl seiner Mutter Gisela, empörte, den Anlaß zu dem Epos gegeben haben. — Inhalt: Adelheid sendet ihren Sohn in der Jugend nach Frankreich und Griechenland, wo er den Ritterschlag empfängt. Während seiner Abwesenheit wirbt Kaiser Otto um seine Mutter, die ohne ihren Sohn sich nicht entschließen mag. Herzog Ernst wird herbeigerufen, giebt seine Einwilligung, und Kaiser Otto wird sein Stiefvater. Das freundliche Vernehmen zwischen Vater und Sohn wird bald durch die Verleumdungen Pfalzgraf Heinrich's gestört. Der Kaiser, irre geführt, entsetzt seinen Stiefsohn der Reichsvogtei und läßt dessen Herzogthum Baiern vom Pfalzgraf Heinrich plündern. Als Herzog Ernst, auf's äußerste gegen diesen aufgebracht, nach Speier reitet, wo der Kaiser Hof hält, und den Pfalzgrafen im Gemach desselben tödtet, wird er in die Acht gethan. Fünf Jahre blutigen Krieges mit dem Kaiser überzeugen ihn endlich, daß er nicht länger widerstehen könne. Er nimmt das Kreuz mit Graf Wetzel, der ihm schon früher als Lehnsmann in allen Gefahren ein treuer Begleiter gewesen war. Wohl tausend Mann sind sein Gefolge. Der Zug geht durch viele Länder bis Konstantinopel, wo Herzog Ernst sich einschifft. Am fünften Tage verursacht ein großer Sturm, daß zwölf Schiffe versinken, die andern zerstreut werden, Herzog Ernst aber zwei Monate lang umhertreibt, bis er endlich vor Kypria Anker werfen kann. Eine glänzende Burg bietet sich den Blicken dar. Die dorthin vorausgeschickten Boten kehren zurück und melden, daß große Schätze darin aufgehäuft, und Keiner, der sie bewache. Herzog Ernst findet es auch so: lange weite Säle, Goldverzierungen, königliche Stühle, Teppiche, Decken, und reich mit Speisen bedeckte Tafeln. Er stillt seinen Hunger, die Mannen gleichfalls. Dann kehren sie mit Vorrath zum Schiffe zurück. Bevor sie am nächsten Tage absegeln, gehen Herzog Ernst und Graf Wetzel noch einmal zur Burg, erfreuen sich an allen Kostbarkeiten, den Edelsteinen, dem Garten, dem Bad, dem Ruhelager, dem Wein. Da hören sie plötzlich wunderlich rauhe Stimmen, als ob Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen, und erblicken ein mächtiges Volk heranreiten, in weißen Kleidern, mit langen Hälsen und schmalen Schnäbeln wie Kraniche. Dem Herrn dieses Volkes folgen zwei, welche eine Jungfrau führen, die eine kostbare Krone trägt und sehr schön, aber traurig ist und vom Weinen geröthete Augen hat. Sie ist die Tochter des Königs von Indien und soll von dem König des Schnabelvolks zur Liebe gezwungen werden. Herzog Ernst und Graf Wetzel aus ihrem Versteck hervortretend, fallen über den Kämmerer, über den Schnabelkönig und seine Begleiter her. Im Kampfe wird auch die Jungfrau verwundet, Herzog Ernst aber rettet sie, nachdem er 500 seiner Leute, die ihm vom Schiffe zu Hülfe gekommen waren, verloren hatte, und segelt weiter. Er kommt nach zwölf Tagen ins Lebermeer, an den Magnetberg, von dem er nicht wieder loskommen kann. Das Schiff zerfällt und alle Mannen bis auf sieben sterben vor Hunger. Die Leichname der Todten werden von den Greifen weggetragen. Da fällt Herzog Ernst auf den Gedanken, sich in Häute zu nähen und von den Greifen gleichfalls wegtragen zu lassen. In dem Nest der Greifen schneiden sich die Helden aus ihren Häuten heraus

und leben in der Wildniß des Waldes, von hohen Gebirgen umschlossen, bis sie endlich durch die Felswände ein Wasser gleiten sehen. Da bauen sie ein Floß und fahren hindurch. Auf der Mitte der Fahrt erblicken sie einen prächtigen Edelstein von außerordentlichem Umfang und Glanz. Herzog Ernst bricht ihn los, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Auf der anderen Seite des Gebirges kommen sie nach drei Tagen in ein reiches Land, Arimaspy, dessen Bewohner, die Cykropiden, nur Ein Auge haben. Der König dieses Volkes gewinnt Herzog Ernst lieb und hält ihn bei sich in Ehren. Nach einem Jahre wird er von dem Volk der Plattfüße bekriegt, die über Bruch und Moor laufen, wohin weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, die zum Schutz vor Unwetter ihre Füße wie Schirme über sich ausbreiten. Herzog Ernst und Graf Wetzel siegen über die Plattfüße und werden dafür, jener mit einem Herzogthum, dieser mit einer Grafschaft von dem König der Cykropiden belohnt. Im Dienste desselben Königs siegt Herzog Ernst darauf über ein anderes wunderliches Volk, das ganz nackt ging, aber um und um mit breiten und langen Ohren behangen war. — Auch dem kleinen Zwergvolke auf der Insel Pikney, das von Vögeln bedrängt war, die keine Früchte aufkommen ließen, hilft er eine große Menge Vögel tödten. — Bald darauf nach Arimaspy zurückgekehrt, siegt er über das Volk der Riesen aus dem Lande Kananea, indem er sie in einen Wald lockt, wo sie ihre großen Stangen nicht gebrauchen können. Sechs Jahre lang war er im Lande Arimaspy gewesen. Da schifft er sich auf einem Mohrenschiff, das mit Kaufmannswaaren zum heiligen Grabe segeln will, ein und gelangt in das Land Ybian, wo er, mit dessen christlichem König verbunden, gegen die heidnischen Fürsten von Babylon, Damask und Halap kämpft. Endlich am heiligen Grabe angelangt, vollführt er große Thaten zum Heile der Christenheit. Sein Ruhm verbreitet sich bis in die deutschen Lande, wo seine Mutter den Kaiser über ihn besänftigt. Er empfängt von ihr die Nachricht, daß er ungefährdet zurückkehren könne, wird in Ehren aufgenommen und erhält sein Herzogthum zurück. Von allen Wundern, die er auf der Fahrt gesehen, von den Riesen und Zwergen, Plattfüßen und Langohren, hatte er Exemplare mitgebracht. Den kostbaren Edelstein schenkte er dem Reich. Darauf lebte er mit seiner Gemahlin Irmengart in Gottes Huld; und beide wurden zu Roßfeld begraben, wo Gott viele Zeichen durch sie thut.

§. 29. **König Rother; Reinhart der Fuchs.**

Alte deutsche Sage findet sich: [die longobardische in König Rother], von einem unbekannten Dichter c. 1150; die Thiersage in Reinhart der Fuchs, von Heinrich dem Glichesäre c. 1170.

König Rother (Ruther). Herr Rother, ein König über dem westlichen Meere zu Bare, läßt um die schöne Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel werben. Aber seine Gesandten werden eingekerkert und schmachten dort Jahr und Tag. Herr Rother härmt sich um sie und entschließt sich endlich, selber nachzusehen, wo sie geblieben. Er sammelt seine Mannen und ruft die Riesen zu Hülfe, Asprian und Widolt. In Konstantinopel angelangt, giebt er sich für einen Grafen Dietrich aus, der vom König Rother vertrieben sei, und bietet seine Dienste König Konstantin an. Durch Geschenke an Pferden, Waffen, Gewändern, gewinnt er hier die Gunst des Volkes, wie der Ritter. Als auch König Konstantin's Tochter, durch das Gerücht auf ihn aufmerksam gemacht, ihn kennen zu lernen wünscht, wird er mit seinen Riesen zum Gastmahl eingeladen. Sogleich offenbart ihm des Königs Tochter ihre Liebe, er ihr das Geheimniß, daß er Rother selbst sei, der um sie

werde. Nachdem sich Rother mit ihrer Hülfe überzeugt, daß es seine Gesandten sind, die im Gefängniß schmachten, geschieht es, daß König Konstantin von Ymelot mit Krieg überzogen wird. Rother leistet Hülfe und nimmt Ymelot gefangen. Darauf nach Konstantinopel zurückgeschickt, um den Frauen den Sieg zu melden, erzählt er die falsche Kunde, daß Konstantin geschlagen und der Feind auf dem Wege nach der Hauptstadt sei. Die Frauen, erschreckt, bitten Rother, sie zu retten. Des Königs Tochter ist schon zur Flucht auf dem Schiffe, als Rother ihrer Mutter die Wahrheit sagt. Diese läßt ihre Tochter unter Segenssprüchen fortziehen. Aber Konstantin kann den Zorn nicht unterdrücken. Er will die Tochter um jeden Preis zurück haben; und als es einem seiner Spielleute gelingt, sie dem Entführer abwendig zu machen, erscheint bald darauf Rother, zu einem abermaligen Rachezug entschlossen, in Griechenland, grade als Konstantin, der von Ymelot abermals mit Krieg überzogen und gefangen genommen ist, sich dadurch retten will, daß er seine Tochter an Ymelot's Sohn vermählt. Rother schleicht sich in den Saal, wo die Könige zur Tafel sitzen, wird entdeckt und soll gehängt werden. In dem Walde, wo dies geschehen soll, sind Rother's Mannen verborgen; sie siegen über die Leute Konstantin's, der nun endlich zugiebt, daß seine Tochter Rother's Gemahlin werde. Beider Sohn ist Pipin, der, 24 Jahr alt, die Regierung übernimmt, während seine Eltern sich von der Welt zurückziehen, um durch Gebet das ewige Leben zu gewinnen. Nach Pipin erlangt Karl das Reich. (Konstantin's Tochter ist das ganze Gedicht hindurch ohne Namen.)

Heinrich der Glichesäre (Glîchesære, d. i. Gleißner, Heuchler), ein elsasser Dichter, arbeitete nach einer französischen Quelle. Nur Bruchstücke sind vorhanden. — Durch eine Ameise, welche ihm ins Gehirn gekrochen, ist der Löwe krank. Er hält die Krankheit für eine Strafe Gottes, da er so lange nicht Gericht gehalten habe. Auf seinen Ruf erscheinen alle Thiere, nur der Fuchs nicht, der, als er wiederholentlich gerufen wird, die ersten Abgesandten, den Bären, den Kater, foppt, endlich auf des Dachses Vorstellungen erscheint und den König zu heilen verspricht, wenn er sich vom Wolf, vom Bären und vom Kater die Haut verschafft, um darunter Schweiß zu treiben. Auch andere Thiere empfinden seine Rache und verlassen ängstlich den Hof, an dem nun Reinhart freies Schalten hat. Er lockt durch Schwitzen die Ameise aus dem Gehirn, befreit sich aber gleich darauf durch Gift, das er dem Könige giebt, von seinem lästigen Oberherrn. Glücklich gelangt er in seine Burg zurück und treibt sein Wesen nach wie vor. (Der Löwe heißt in dem Gedicht, ohne besonderen Namen, der künec; der Fuchs Reinhart, d. i. herrscherstark; der Bär, des Königs Kapellan, Brûn, d. i. braun; der Kater Diepreht, diebisch; der Dachs Krimel, grimmig; der Wolf Isegrîn, Eisenrachen; des Fuchses Burg Uebelloch.)

§. 30. Marienlegende vom Pfaffen Wernher 1172.

Der Pfaffe Wernher dichtete eine Marienlegende, wie er sie selbst im Texte nennt: „die drei Lieder von der Magd", nach dem apokryphischen Evangelium de nativitate Mariae.

Der Dichter wird gewöhnlich „Wernher von Tegernsee" genannt; doch war er, seiner Aussage zufolge, Weltpriester und gehörte einem Kloster nicht an. Die Handschrift der Lieder ist in dem genannten Bairischen Kloster gefunden. Eine fromme, liebenswürdig ermahnende Poesie. Im ersten Liede hält sich die Erzählung von den Eltern der Jungfrau, Anna und Joachim, möglichst treu an seine Quelle. Im zweiten wird viel phantastischer Schmuck hinzugefügt: wie Maria

dreijährig zum Tempel geht und dort erzogen wird, wie sie Leinwand und Seide webt. Der Engel Gabriel bringt ihr täglich Himmelsbrot, sie aber giebt es den Armen: fleißig liest sie im Psalter. Da sie auf verschiedene Anträge sich nicht vermählen will, nöthigt sie endlich der Bischof, sich dem Gottesgericht zu unterwerfen, in Folge dessen ihr Joseph, „ein alter beschwerlicher Mann", ein Witwer zuerkannt wird. Der Engel bringt ihr die Verkündigung, daß Gott sie zu Großem ersehen habe. Das dritte Lied enthält die Geschichten von der Geburt des Christkindes bis zur Rückkehr aus Aegypten.

Zweiter Abschnitt.

Höfische Epik 1180—1300.

---

§. 31. Uebersicht.

Die **Blüthezeit** des höfischen Epos 1180—1220 wird besonders durch folgende Dichter dargestellt: Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; ferner durch Wirnt von Gravenberg, Ulrich von Zazichoven und Konrad Flecke. In der Zeit des **Verfalles**, die seit 1220 eintrat, zeichneten sich noch vortheilhaft aus: Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg, ferner Stricker und Wernher der Gartenäre.

Die **Blüthezeit** des höfischen Epos hat ihren Charakter besonders in folgenden Merkmalen: 1. daß die romantischen Ideen des Ritterthums (mit den Ausdrücken jener Zeit: „Minne und Aventiure") einen schönen begeisterten Ausdruck fanden; 2. darin, daß die Sprache der Dichter in Bezug auf Versmaß und Reim sauber und abgerundet war. — Die Zeit des **Verfalles** dagegen trägt folgende Merkmale: 1. die Mittel des poetischen Ausdrucks steigerten sich zu Uebertreibungen und Künsteleien (Anhäufung der Reime, gesuchte Gleichnisse &c.); 2. die dem Ritterthum angehörigen romantischen Ideen traten gegen andere, entweder dem wirklichen prosaischen Leben oder dem geistlichen Studium näher liegende Stoffe zurück.

§. 32. Stoffe der höfischen Epik.

Die fremden Stoffe, welche der höfischen Epik zur Bearbeitung dienten, zerfallen in vier Hauptgruppen: 1. **Legendenstoffe** (Gregor, Alexius &c.); 2. **antike** Stoffe (Aeneas, trojanischer Krieg); 3. **französische** Stoffe (Flore und Blancheflur, Willehalm); 4. eigentlich **ritterliche** Stoffe (Artussage, aus England stammend: Idealisirung des weltlichen Ritterthums; Gralsage, aus Spanien stammend: Idealisirung des geistlichen Ritterthums).

Man bezeichnet die fremden Stoffe gewöhnlich mit dem Namen „bretonische" Stoffe, weil sie meistens aus Bearbeitungen nordfranzösischer (bretonischer) Dichter in Deutschland bekannt geworden sind (§. 23). — **Artussage**. König Artus, Fürst der celtischen Stämme im westlichen Britannien († 542), war der letzte Held,

der durch ruhmvoll geführte Kämpfe gegen die Angelsachsen das Nationalbewußtsein der Celten poetisch anregte. Er wurde in Bardenliedern vielfach gefeiert, und allmälig bildete sich um seinen Namen ein großer Sagenkreis, der von Wales ausgehend, über Britannien, seit 1140 auch nach Frankreich sich ausbreitete. — König Artus, zu Kaerlleon am Usk in Wales, versammelt um sich viele tausend Ritter, Vorbilder der Tapferkeit und feinen Sitte. Neben ihm thront seine Gemahlin, die schöne und tugendhafte Königin Ginevra, das Muster aller ritterlichen Damen. Auf den Rath des Zauberers Merlin, der den König auf seinen Zügen begleitet, gründet Artus die Tafelrunde: eine Auswahl von Zwölfen, den Vorzüglichsten aus seinem Gefolge. Ein Sporn soll der Ritterschaft gegeben werden, in Tugend miteinander zu wetteifern. An einer runden Tafel sitzen sie mit dem Könige und der Königin, denn die Gleichheit ritterlichen Werthes gestattet nicht, Einem den Vorrang durch den Ehrensitz anzuweisen. An Kurzweil fehlt es hier nie, Gäste finden sich zahlreich ein, nirgends giebt es werthere Aventiure, als bei König Artus. Zur Beschützung der Frauen, Demüthigung Uebermüthiger, Befreiung Bezauberter, zur Bändigung von Riesen und Zwergen ziehen die Ritter aus. Der Wald Breziljan ist vorzugsweise der Ort, wo Zauber bestanden werden können. König Artus aber zieht durch alle Lande. Soweit Ritterschaft besteht, soweit reicht sein Bann. Die vorzüglichsten Ritter sind: Gawein, Erek, Lanzelot, Iwein, Tristan, Parzival &c.

Gralsage. Das Wort „Gral" stammt aus dem altfranzösischen gréal, d. h. Schüssel. (San gréal: heilige Schüssel.) — Ueber den Ursprung der Sage sagt Wolfram von Eschenbach, daß ein maurischer Sternkundiger, Flagetanis, zuerst von dem heiligen Gral Kunde gegeben habe; als seine eigne Quelle nennt er den „Meister Kyot", d. i. wahrscheinlich der provençalische Dichter Guiot de Provins. Daß die Gralsage aus Spanien stamme, ist schon deshalb glaubhaft, weil das christlich ritterliche Sagenbild vom Gral dem muhamedanischen Mythus vom heiligen Steine, der durch den Engel Gabriel zur Erde herabgetragen sei (der heilige Stein der Kaaba zu Mekka), offenbar nachgebildet erscheint. — Der heilige Gral ist eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel. Christus bediente sich ihrer, als er das Brot brach; Joseph von Arimathia fing hernach den Tropfen Blutes darin auf, der aus des Herrn Seite floß, als Longinus den Lanzenstich hineingethan hatte. So haben Leib und Blut des Herrn, die Gnadengaben, durch welche Gott die Welt erlöst hat, im Gral gelegen; und noch immer ist er ein wunderbares Gnadenmittel Gottes für die Menschen. Nach Joseph's von Arimathia Tode wurde der Gral in der Luft von Engeln Jahrhunderte lang getragen, bis Titurel von Anschau (Anjou) den Auftrag empfing, zur Bewachung des Gral eine Burg zu bauen und eine Ritterschaft zu gründen. Auf dem Berge Monsalwatsch (Berg des Heiles) in Spanien erhob sich die Burg, nach einem Grundriß aufgeführt, den Gottes Hand selbst auf den Berg gezeichnet hatte, und von Steinen aufgerichtet, die der Gral selbst herbeischaffte. Die Ritterschaft, der Orden „der Templeisen", der dort versammelt wurde, besteht aus Rittern, die Gott selbst zu seinem Dienst erwählt hat. Durch eigne Kraft kann Niemand den Ort finden, wo die Burg steht; der Wald um den Berg herum, 50 Meilen nach allen Seiten, ist ohne Gott unwegsam. Abgeschieden von der Welt leben die Ritter, beglückt und geweiht durch den Gral. Alle Wünsche vermag er zu spenden. Wer den Gral sieht, stirbt an dem Tage nicht; sieht Jemand den Gral 200 Jahre lang, so bleibt ihm das Leben in wunderbarer Schönheit. Am Charfreitag kommt eine Taube vom Himmel, legt eine weiße Oblate in den Gral und erneuert seine Kraft, alles Gute zu bringen. Gottes Wille verkündet sich durch eine Schrift, die am Rande des Gral erscheint. Ist sie gelesen, so verschwindet sie wieder. Die Templeisen aber sind dem Dienste des Gral gewidmet und halten alles Unwürdige, sollte es je nahen, von ihm fern.

§. 33. Eneïde von Heinrich von Veldeck c. 1185.

Heinrich von Veldeck, niederdeutscher Herkunft, schon von seinen Zeitgenossen als „Vater der höfischen Kunst" gepriesen, dichtete die **Eneïde** nach dem französischen Romans d'Eneas.

Heinrich von Veldeck begann die Eneïde am Hofe zu Cleve. Die Handschrift wurde ihm durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet; und erst 9 Jahre später, da sie ihm durch die Bemühungen des Pfalzgrafen Hermann von Sachsen, späteren Landgrafen von Thüringen, wieder verschafft wurde, vollendete er das Gedicht am Hofe dieses Fürsten zu Neuenburg an der Unstrut (dem jetzigen Freiburg). — Aeneas entkommt aus dem brennenden Troja und gelangt über Meer nach Karthago zur Königin Dido, die ihn durch Liebe zu fesseln sucht. Da ihn die Götter an seine höhere Bestimmung erinnern, entflieht er und gelangt, nach einem Besuche bei der Sibylle, nach einer Wanderung durch die Hölle und die elysäischen Felder, in das Land des Königs Latinus in Italien. Schon bevor Latinus die Geschenke des trojanischen Fremdlings empfängt, mit denen dieser seine Gunst gewinnen will, hat Latinus von den Göttern den Befehl erhalten, Aeneas wohl aufzunehmen, ja, ihm seine Tochter Lavinia zur Frau und die Nachfolge in seinem Reich zu geben. Der Befehl der Götter bringt Unheil über die königliche Familie. Denn Latinus hatte seine Tochter dem Könige Turnus versprochen, und Lavinia's Mutter will diesen nicht betrügen. Sie sendet Nachricht zu Turnus und fordert ihn auf, Aeneas aus dem Lande zu treiben. Zu dem Kampfe, der stattfinden soll, verbindet sich eine jungfräuliche Streiterin, Camilla, die Königin der Vulkane, mit Turnus; Evander von Spalante dagegen mit Aeneas; und andere Mitkämpfer finden sich auf beiden Seiten. Der Kampf wüthet. Da soll ein Zweikampf zwischen Turnus und Aeneas die Entscheidung geben. Bevor dieser anhebt, wendet sich Lavinia's Mutter an ihre Tochter mit der Frage, ob sie Turnus, den hehren Helden, nicht liebe? Aber Lavinia, die von dem Zauber der Minne noch nicht berührt ist, fragt in Unschuld:

„Womit soll ich minnen?
Mit dem Herzen und den Sinnen?
Soll ich ihm mein Herze geben,
Womit soll ich denn selber leben?"

Erst als sie darauf den Fremdling erblickt, wird ihr das Geheimniß kund.

„Da schoß die Fraue Venus
Mit einem scharfen Strahl:
Der ward ihr ganz zur Qual.
Denn in kurzer Stunde
Gewann sie eine Wunde
In ihrem Herzen innen,
Daß sie nun mußte minnen,
Ob sie wollte oder nicht."

Sie selbst entdeckt ihre Liebe dem Aeneas in einem Briefe; und dieser, dadurch wunderbar gestärkt, siegte in dem Zweikampfe. Lavinia hat vom Thurm herab dem Kampfe zugesehen. Sie ist nun freudevoll. Doch in Wahnsinn stirbt ihre Mutter. Aeneas und Lavinia werden die Stammeltern des Romulus, dessen Nachkommenschaft bis auf Augustus fortgeführt wird, unter welchem Christ geboren, den Gott der Welt zum Heil gesandt hat.

§. 34. Hartmann von Aue c. 1200.

Hartmann von Aue, schwäbischer Herkunft, schrieb zwei zur Artussage gehörige Heldengedichte **Erek** und **Iwein**; die poetische Erzählung „der **arme Heinrich**"; und die Legende „**Gregor** auf dem Steine".

Hartmann, Dienstmann der Herren von Aue, war (wahrscheinlich auf einer

Klosterschule) gelehrt gebildet; der französischen und lateinischen Sprache kundig. 1197 nahm er am Kreuzzuge theil. — Erek, ein Ritter von König Artus Hofe, erblickt auf einem Jagdzug einen unbekannten Ritter, begleitet von einer Jungfrau und einem Zwerge. Auf seine Frage an den Ritter, wer er sei, empfängt er von dem Zwerge einen Geißelschlag. Ohne Waffen, wie er ist, kann er sich nicht rächen. Ihnen folgend, gelangt er an ein Schloß, wo zu Festlichkeiten Vorbereitungen getroffen sind. In einem alten Hause Obdach findend, erfährt er von dem dort wohnenden Ritter Koralus, daß im Schlosse jährlich ein Kampf derjenigen Ritter stattfinde, die ihre Frau für die schönste ausgeben. Erek erbittet von Koralus die Erlaubniß, mit dessen Tochter Enite auch zum Kampf gehen zu können. Er besiegt den Ritter, dessen Zwerg ihn geschlagen hatte, gewinnt den Preis, kehrt an König Artus Hof zurück und feiert Hochzeit mit Enite. Als er darauf in sein Land zurückkehrt, scheint es, als wollte er, bloß der Liebe lebend, seine ritterliche Tapferkeit aufgeben. Da selbst Enite an ihm zweifelt, will Erek zeigen, daß er noch der kühne Ritter sei, und um zugleich seine Frau zu strafen, befiehlt er ihr, ihn zu begleiten, doch nie anzureden. Als Enite wiederholentlich spricht, um ihn auf Gefahren aufmerksam zu machen, die er nicht sogleich bemerkt, wird sie dafür gedemüthigt und gestraft. Als er aber nach einem Kampfe mit zwei Riesen, ohnmächtig, verwundet niedersinkt und ein Graf, der des Weges kommt, sich der schönen Enite bemächtigen will, springt Erek, von ihrem Schreien erweckt, auf und erschlägt Alle, die nicht entfliehen. Enite's Strafe ist beendet. Erek kehrt nach vielen Abenteuern zu König Artus zurück, wo er bis zu seines Vaters Tode verweilt, dem er dann im Reiche folgt. — Iwein. Unter den Rittern an König Artus Hof, die ihre Zeit mit Erzählung von Abenteuern verkürzen, erwähnt Einer des Zauberbrunnens, wo der König des Waldes herrsche. Iwein fühlt sich aufgelegt, mit diesem ein Abenteuer zu bestehen, und es gelingt ihm, denselben zu besiegen, ja bis in seine Burg zu verfolgen. Hier aber wäre er von des Königs Dienern umgebracht, wenn nicht Lunete, eine Jungfrau der Königin Laudine, ihn durch einen Zauberring unsichtbar gemacht hätte. An diese beiden Frauen ist seitdem sein Schicksal gebunden. Entzückt von Laudinens Schönheit, deren Gemahl unterdessen gestorben war, wirbt Iwein um ihre Liebe und wird erhört. Aber das Glück währt nicht lange. Denn als König Artus mit anderen Rittern gleichfalls zu dem Zauberbrunnen kommt, verläßt Iwein seine Gemahlin mit dem Versprechen, in Jahresfrist zurückzukehren. Das Jahr verstreicht, und Iwein kehrt nicht zurück. Laudinens Liebe verwandelt sich darüber in Zorn; und als er in späterer Zeit sich bei ihr wieder einstellt, wird er hart von ihr abgewiesen. Von dem Wahnsinn, in den er darüber verfällt, wird er durch 3 Frauen, die ihn im Walde liegend finden, mit einer Zaubersalbe geheilt. Sogleich erwacht seine Kraft von neuem und er vollführt herrliche Ritterthaten: kämpft für die schöne Königin Marison; überwindet einen Drachen, der mit einem Löwen kämpft, erwirbt die Dankbarkeit und Treue dieses letzteren Thiers; vollführt mit dessen Hülfe neue Heldenthaten. Endlich führen ihn seine Abenteuer in die Gegend des Zauberbrunnens zurück. Da befällt ihn die Erinnerung an sein verlornes Glück mit solcher Macht, daß er besinnungslos vom Pferde stürzt, dann in lautes Klagen ausbricht. In der nahen Kapelle hört ihn eine gefangene Jungfrau und erzählt ihm, daß ihr Leid noch viel größer sei; sie habe ihrer Herrin einen Gemahl zu nehmen gerathen, der sie böslich verlassen habe; dafür sei sie nun verklagt und solle am nächsten Morgen verbrannt werden, wenn sich kein Ritter fände, der für sie kämpfen wolle. Iwein erkennt Lunete und verspricht, für sie zu kämpfen. Der Löwe hilft ihm am anderen Morgen in dem Kampfe. Aber Iwein's Buße für das Unrecht, das er seiner Gemahlin zugefügt, ist noch nicht zu Ende. Er wagt noch nicht, um ihre Liebe zu werben. Erst nach-

dem er im ritterlichen Kampf für die bedrängte Unschuld über zwei Riesen, die wohl zweihundert Jungfrauen gefangen hielten, über Gawein, der einer ungerechten Sache sein Schwert geliehen, und über Andere gesiegt hat, kehrt er zum Zauberbrunnen zurück, und Lunete hilft ihm seiner Gattin Huld wiedergewinnen. (Erek und Jwein sind Gegenstücke: jenes behandelt die Buße der ungläubigen Gemahlin; dieses die Buße des treulosen Gemahls. Beide Werke nach Dichtungen des Trouvère Chrétien de Troyes.) — Der arme Heinrich. Ein reicher Ritter Heinrich wird vom Aussatz befallen und erfährt vom Arzt in Salerno, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne, die sich freiwillig für ihn opfere. An seiner Rettung verzweifelnd, verschenkt er seine Güter, und lebt, von der Familie eines Meiers gepflegt, seine kranken Tage weiter. Als die Tochter dieses Meiers erfährt, wie ihr Herr gerettet werden könne, fühlt sie sich zum Opfer für ihn berufen. Nach Salerno mit ihm ziehend, will der Arzt das Messer schon an sie legen, als der Ritter Heinrich sich zur Demuth wendet und lieber in Elend leben, als das Opfer der unschuldigen Güte annehmen will. Gott belohnt diese Demuth, indem er ihm die Gesundheit wiedergiebt, worauf der Ritter das treue Mädchen zur Gemahlin nimmt. (Ueber die Quelle zu diesem Gedicht ist nichts bekannt. Chamisso hat den Stoff in neuerer Zeit bearbeitet.) — Die Legende Gregor auf dem Stein (nach einem französischen Gedicht frei bearbeitet) erzählt von der Buße, welche Gregor für seine und seiner Eltern Sünde, siebzehn Jahre lang an einem einsamen Felsen im Meere angeschmiedet, erduldet. Endlich, durch eine Stimme vom Himmel für den reinsten Mann erklärt, wird er zum päpstlichen Stuhle berufen. Ein Fisch bringt aus der Tiefe des Meeres den Schlüssel zu der Kette, mittelst deren er gefesselt ist. Und Gregor regiert weise als Papst.

§. 35. Wolfram von Eschenbach (dichtete um 1210).

Wolfram, ein bairischer Ritter von dem bei Ansbach gelegenen Schlosse Eschenbach, der tiefsinnigste unter den höfischen Dichtern, vollendete zwei große Epen: Parzival, worin er die Gral= und Artussage, und Willehalm, worin er einen Theil der Karlssage bearbeitete. Von dem Epos Titurel sind nur zwei kleine Bruchstücke gedichtet.

Wolfram hatte, als jüngerer Sohn der Familie, keinen Theil an den Besitzungen. Er klagt über Armuth und scheint es als Demüthigung zu empfinden, daß er dichtend von der Gunst der Fürsten lebe. Meistens hielt er sich beim Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Im Parzival heißt es:

„Schildes Amt ist meine Art. Wo man mich minnt um meinen Sang,
Wo meiner Stärke wird gespart, Da dünket mich die Klugheit krank."

Durch einen glücklichen Humor wußte er die Mißstände seines Lebens innerlich auszugleichen. Wolfram's epische Werke verfolgen sämmtlich geistliche Tendenzen; doch ist er ebenso glänzend in der Darstellung des weltlichen Ritterthums. Er ist, wie kein anderer Dichter dieser Zeit, umfassend und tiefsinnig in der Behandlung der Ideen, die seiner Zeit angehörten.

Parzival ist der Sohn Gamuret's von Anschau (Anjou) und der Hezeloyde von Waleis und Norgals. Sein Vater war schon vor seiner Verbindung mit Herzeloyde, auf einem ritterlichen Zuge, im Morgenlande gewesen; und sogleich nachdem er Herzeloyde im Tournier gewonnen hatte, zog er wiederum auf Abenteuer aus. Abermals im Morgenland für Baruch von Baldag kämpfend, fand er den Tod. Herzeloyde widmete sich darauf mit ganzer Liebe ihrem Sohne, verließ um seinetwillen die Welt, zog in die Wüste von Soltane, wo sie ihn reuten und pflügen

ließ und verhindern wollte, daß er von Ritterschaft jemals Kunde erhielt. Ein weiches Gemüth bildete sich in dem Knaben, der Gesang der Vögel rührte ihn. Wenn er ein Vöglein von seinem Bolzen getroffen sah, raufte er die Haare und weinte. Als er zum Jüngling herangewachsen war, geschah es doch einstmals, daß durch den Wald Ritter des Weges zogen. Und, wie von einem Wunder überrascht, erinnerte er sich beim Anblicke dieser glänzenden Rüstungen des Wortes, das seine Mutter ihm von Gott gesprochen hatte: „er ist viel lichter als der Tag". Er glaubte in den Rittern Gott zu sehen und fiel zum Gebet auf die Knie. Der Fürst der Ritter sprach: „ich bin nicht Gott, und sähest du recht, so würdest du in uns vier Ritter erblicken". Auf Parzival's staunende Frage: „das nennst du Ritter? wer kann Ritterschaft geben?" antwortete der Fürst: „das thut König Artus". Und sogleich erwachte das Verlangen unwiderstehlich in ihm, vom König Artus Ritterschaft zu erlangen. Da war Herzeloyde's Unglück entschieden. Zwar legte sie ihm eines Thoren Gewand an, ob Parzival vielleicht durch den Spott der Welt zu ihr zurückgeführt werden könnte; aber sie hoffte es nicht. Und nachdem sie die Lehren ihres mütterlichen Herzens ihm mitgegeben hatte, „offenbare Gefahren zu meiden, die Leute auf den Wegen freundlich zu grüßen, von weisen Männern Zucht anzunehmen, keuscher und guter Frauen Gunst zu suchen", ging er hinweg. Herzeloyde fiel todt zu Boden, als sie ihren Sohn nicht mehr sehen konnte. — Parzival war von einnehmendem Aeußeren, offen und gutartig, auch stark und ohne Furcht; aber täppisch und einfältig. Seinen Namen kannte er nicht einmal, da seine Mutter ihn nur bon fîz (fils), cher fîz genannt hatte. Er erfuhr ihn erst von einer Verwandten seiner Mutter, die ihn aus seinen Worten erkannte. Trotz des Ungeschicks und der Einfalt wurde ihm doch beim ersten Anblick Aller Zuneigung zu Theil; und sogleich am ersten Tage, da er eben an König Artus Hofe in Nantes angelangt war, empfing er vom Könige auch schon die Erlaubniß, im Kampfe Ritterschaft zu erwerben. Mit Kraft bestand er seinen Gegner; ritt alsdann, mit der Rüstung des Ueberwundenen angethan, und auf dessen starkem Rosse weiter; und kam zur Burg des alten weisen Gurnemanz. Dieser nahm ihn auf, gewann ihn lieb und unterwies ihn in ritterlicher Sitte. Folgendes ist der Hauptinhalt seiner Lehren: „nicht wie ein Kind reden, stets an das rechte Maß denken; nicht allzuviel fragen, aber besonnene Gegenrede nicht versagen; nicht untreu in der Minne sein, sondern daran denken, daß Mann und Weib Eins sind, wie Sonne und Tag, die man nicht scheiden kann; dem Kummervollen zur Hülfe bereit sein, doch Erbarmen mit Kühnheit paaren." Auf eine neue Stufe des inneren Lebens war Parzival gehoben, seitdem er diese Lehren vernommen hatte. Es trieb ihn ins Weite hinaus, sie zu erproben und sich zu bewähren. Da fand er Gelegenheit, für eine schöne Königin zu kämpfen, für Kondwiramur zu Pelrapeire. Er gewann ihre Hand und ihr Reich, lebte bei der werthen Königin unter Ritterspiel und Festen schöne Tage; es fehlte ihnen nichts und Beider Minne war ohne Wanken. Da bat Parzival eines Morgens um Urlaub: er wollte nach seiner Mutter aussehen, vielleicht träfe er unterwegs auch ein Abenteuer, das er seiner Holden zu Ehren bestehen könnte. — Auf dieser Fahrt gelangt er an einen See, wo er von einem reich gekleideten Fischer Einlaß in ein Schloß erhält, dessen Pracht und Wunder über alle Maßen sind. Alles regt ihn zum Staunen und Fragen an: daß er in dem Fischer den König der Burg wiedererkennt, daß bei einer bluttriefenden Lanze, die durch den Saal getragen wird, Alles in Klagen ausbricht, daß der heilige Gral selbst von einer jungfräulichen Königin (Repanse de Schoie) herbeigetragen wird, daß er durch die geöffnete Thür einen Greis auf dem Spannbette ruhen sieht. Aber er erinnert sich der Lehren des alten Gurnemanz, der ihm Bescheidenheit empfohlen und nicht zuviel zu fragen gerathen hatte. Er ahnt nicht, daß er in einer höheren ritterlichen Gemeinschaft sich

befinde, wo das weltliche Gesetz der höfischen Sitte nicht gilt, im geistlichen Ritterthum, wo nur Ehre erwirbt, wer inbrünstig verlangt und aus innerem Triebe unaufgefordert fragt und fordert. Er schweigt auch, als der Wirth des Hauses ihm ein kostbares Schwert zum Geschenk giebt. Alles ist an ihm versucht; aber er hat die Prüfung nicht bestanden, sein Sinn scheint verschlossen. Da sieht er sich am nächsten Morgen aus der Burg ausgestoßen. Niemand ist da, ihn zu bedienen, die ganze Burg menschenleer; doch sein Pferd steht gesattelt auf dem Hofe. Als er über die Zugbrücke hinausgeritten, ruft ihm ein Knappe nach: „er sei eine Gans! der höchste Preis sei ihm versagt, da er den Mund nicht geöffnet habe.“ Als er draußen im Freien die Größe seines Unglücks inne wird, kommt noch ein anderer Schmerz über ihn, die Erinnerung an seine Gemahlin. Ganz in Elend versenkt, merkt er nicht die Annäherung des König Artus mit seiner Ritterschaft. Aber in Kämpfen, zu denen sie ihn wiederholentlich herausfordern, bewährt er sich als der stärkste; und bald erklären alle am Hofe Artus ihn für würdig in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. Glänzend wird das Fest der Aufnahme gefeiert, aber unerwartet unterbrochen. Denn Kundrie la Sorzière, die schreckliche Botin des Gral, erscheint und erklärt die Tafelrunde durch Parzival's Aufnahme für entehrt. Da wendet sich, als er aus der Helden Mitte scheiden will, sein Freund Gawan zu ihm. „Dir steht auf deiner Fahrt noch mancher Kampf bevor; doch gebe Gott dir Glück dazu!“ sagt er. Aber Parzival ruft ihm zu: „Weh, was ist Gott?“ Denn die Erfahrungen seines Lebens haben ihm den Glauben geraubt. — In langen Unterbrechungen sehen wir Parzival wieder, immer nur, um zu erfahren, daß um Beides, um den Gral und um Kondwiramur, ihm so wehe ist. Zu seiner Gemahlin will er nicht zurück, bevor er den Gral nicht wiedergefunden hat. Aber wen er auch nach dem Gral fragt, kein Mensch kann ihm Auskunft geben. Wo er auch eine Spur zu finden meint, verschwindet sie sogleich wieder vor ihm. Da zählt er nicht mehr Tage, nicht Wochen, denkt nur mit Groll an den, von dem allein Rettung kommen kann, bis er endlich, nach mehr als fünf Jahren, am heiligen Leidenstage des Herrn, am Charfreitag, seiner Sünden gemahnt wird. Bei der ersten Regung zur Reue, die in seinem Herzen erwacht, nimmt Gott sich seiner wieder an, denn Gott führt sein Roß zu Fontane la Salwatsch (Quelle des Heiles) in die Gegend, welche Trevrizent bewohnt. Der fromme Klausner erweckt in ihm das Vertrauen, daß Gottes Gnade Allen zugewandt ist, heißt ihn aber darauf verzichten, daß er mit *seiner* Kraft den Gral finden könne: Gott allein ist Führer zum heiligen Gral. Parzival erfährt hier alle Geheimnisse der Burg auf Monsalwatsch: daß der König Anfortas an einer Wunde krank sei, die er im Kampfe für die Liebe empfangen, daß ihm durch eine Lanze, die in seine Wunde getaucht werde, Erleichterung von dem Schmerz zu Theil werde, daß der Anblick des heiligen Gral zwar sein Leben friste, ihn aber von der Wunde nicht befreie, daß diese vielmehr so lange unheilbar sei, bis ein Ritter in die Burg gelange, der, ohne dazu aufgefordert zu sein, nach dem Grunde des Leidens frage. Parzival erfährt auch, wie nahe er mit dem Königsgeschlecht zu Monsalwatsch verwandt ist: denn Titurel, der schöne Greis, der in der Burg auf dem Spannbette ruhte, ist seiner Mutter Großvater; Anfortas, der König, ferner die jungfräuliche Königin Repanse de Schoie, auch Trevrizent, der ihm diese Auskunft geben kann, sind seiner Mutter Geschwister. Um so gewaltiger wird sein Schmerz, als er einsieht, daß er das verloren hat, was Gottes Gnade ihm sicher hat zuführen wollen. Aber er scheidet von dem Klausner nicht in Unmuth, vielmehr ergeben in Gottes Willen, erwartend, was ihm bestimmt ist. Dies ist die Stimmung, die Gott in ihm bereitet: gläubige Demuth. Und nun ist die Zeit der Erlösung aus seinen Prüfungen gekommen. Die Botin des Gral, die ihm früher geflucht hat, kommt selbst, um ihm Gottes Erwäh-

lung zu melden: am Gral ist eine Inschrift erschienen, die ihn zum König von Monsalwatsch beruft. Er erlöst seinen Oheim von seinen Leiden. Parzival's Glück zu krönen, sendet Gott ihm auch Kondwiramur mit seinen beiden Zwillingssöhnen, Loherangrin und Kardeiz, die er nun zum ersten Male sieht. Loherangrin soll ihm im Gralkönigthum, Kardeiz in den weltlichen Reichen seiner Mutter folgen. — Dies ist der Gedankengang des Gedichtes, soweit er sich auf die Seelenentwicklung Parzival's bezieht. Neben Parzival treten in dem großen, kunstvoll angelegten und verwickelten Epos eine schwer übersehbare Menge von Personen auf, mit besonderer Bedeutung namentlich: Feirefiz, Parzival's älterer Halbbruder, der „Schwarz und Weiße", der Sohn der Mohrenkönigin Belakana, der ersten Gemahlin Gamuret's; — ferner Gawan, der Vertreter des weltlichen Ritterthums, der stärkste und untadelhafte Ritter an König Artus Hof, der kein Verlangen über das weltliche Ritterthum hinaus kennt; — ferner Sigune, die Muhme Parzival's, die ihn beim ersten Eintritt in die Welt erkennt, seinen eignen Namen ihm sagt und dann wiederholentlich ihm begegnet, um über Alles, was ihm unverständlich ist, Aufschluß zu geben; — auch Kunewaredie von Lalant, die das Gelübde gethan hatte, nicht eher ein freundliches Lächeln zu zeigen, als bis sie den erblickt habe, der auf Erden den höchsten Preis erringen werde. Bei Parzival's Anblick, wiewohl er im Thorenkleide an König Artus Hofe erschien, lächelte ihr minniglicher Mund zum ersten Mal. — „Wohl steht es um den, der in Treue gegen Gott und Menschen verharrt. Wehe aber dem, den Zweifel irre führen; Himmel und Hölle streiten um ihn. Gott möge sich seiner annehmen!" Dies ist der Grundgedanke des Epos.

Titurel. Zwei kleine Bruchstücke. Das erste behandelt die Genealogie der Gralkönige und verweilt besonders bei Sigune, der Urenkelin Titurel's, und bei deren Liebe zu Schionatulander. Das zweite erzählt ein Abenteuer aus dem Leben dieser letzteren Personen. (Plan und Tendenz des Ganzen nicht ersichtlich.)

Willehalm. Der Dichter ruft Gott und die Heiligen an, daß sie ihm Kraft zum Werke verleihen mögen. Willehalm ist der älteste Sohn des Grafen von Narbon, der die schöne Arabele, die Gemahlin des heidnischen Königs Tybald von Arabien geraubt und sich mit ihr vermählt hat, nachdem sie die Taufe und in derselben den Namen Gyburg angenommen hat. Darüber entbrennt ein fürchterlicher Rachekampf, zu welchem Tybald viele Fürsten mit Heeresmacht entbietet. Bis vom Ende der Welt, worüber hinaus Niemand mehr das Land bebaut, wo die Sterne so nahe aufgehen, daß man sie mit Händen ergreifen kann, bis vom Ganges her, wo das Volk gehörnt und die menschliche Stimme der der Hunde und Kälber gleicht, sind die Rächer der Frevelthat gekommen. Es sind ihrer so viele, daß immer 100 Heiden auf einen Christen kommen. Nachdem die große Schlacht bei Alischanz vorüber ist, hat Willehalm den Untergang fast aller seiner Freunde zu beklagen. Auch Vivians, Willehalm's Neffe, war umgekommen. Solche Süße war in dem holden Jüngling, daß des breiten Meeres Salzgeschmack zuckersüß sein müßte, wenn man nur einen Zeh von ihm hineinlegte. Als er in Willehalm's Armen starb, stieg ein Duft, wie wenn Aloe brennt, empor, da Leib und Seele sich trennten. Mit schweren Jammers Last überladen, reitet Willehalm über das Gebirge von dannen. Nur vierzehn Ritter sind ihm geblieben. Er will auf einem Umweg zur Stadt Oransche, wo Gyburg weilt. Aber schon ist Oransche von allen Seiten umlagert; es liegen so viele Heiden herum, als wenn ein Regen wochenlang nichts als Ritter niedergegossen hätte, oder als wenn alle Bäume des Spessart, mit Fahnen behangen, um die Stadt verpflanzt wären. Da muß sich Willehalm durch die Feinde hindurchschlagen, um hineinzukommen; und anderen Tages verläßt er die Stadt wieder, um von auswärts Hülfe zu verschaffen. Er wendet sich nach

Orlens zu König Loys (Ludwig), der mit Willehalm's Schwester vermählt ist. Er gewinnt hier, außer einem kriegslustigen Heere, auch den gewaltigen Beistand eines ungetauften Sarazenen, des „starken Rennewart", der bei König Loys in der Küche Dienste thut. Der starke Rennewart war als Kind dem Könige von Kaufleuten aus Persien gebracht, und scheint von edler Abkunft zu sein, wiewohl er selbst ohne Kenntniß davon ist. Während er sich immer gegen das Christenthum gesträubt hat, freut er sich jetzt, mit Willehalm zum Kampf zu ziehen, besonders weil ihn dieser in seiner heimathlichen Sprache („chaldäisch") anredete. Er ist so stark, daß er Lasten, die sonst drei Maulthieren aufgeladen werden, wie ein Kissen trägt. Eine gewaltige, mit stählernen Spangen beschlagene Stange, die der stärkste Ritter kaum bis ans Knie heben kann, hält er wie einen Lanzensplitter in der Hand, und läuft mit ihr dem Heere voran. Gyburg hatte in Willehalm's Abwesenheit schweren Stand. Ihr eigener Vater hatte ihr zwischen drei Zumuthungen die Wahl gelassen: ob sie mit einem Stein an der Kehle ins Meer versenkt, ob sie zu Pulver verbrannt, oder von ihrem rechten Gemahl, von Tybald, an einen Baum aufgehängt sein wolle. Sie aber trug Waffen und leitete beharrlich die Gegenwehr. Als nun endlich Willehalm mit dem starken Rennewart zurückkam, änderten sich die Dinge. Schon vorher war den Feinden um Oransche der Leichengeruch unerträglich gewesen; jetzt zogen sie um so mehr schleunigst zum Meere zurück. Zum starken Rennewart fühlte Gyburg sich heimlich hingezogen, — ob sie ahnte, daß er ihr verwandt sei? Tags darauf aber zog Willehalm's streitbare Macht den Feinden nach, die in fürchterlichen Kämpfen vernichtet wurden. Die am Leben blieben und zur Flucht gelangten, retteten sich auf ihre Schiffe. Der starke Rennewart hatte Wunderdinge vollbracht. Doch als Willehalm die Seinen sammelte, fehlte der treue Heide; auch unter den Leichen fand er sich nicht. (Der Dichter läßt die Vermuthung offen, daß Rennewart in sein Vaterland zurückgekehrt ist.) —

Wolfram von Eschenbach wurde sehr bald anderen Dichtern, die seine Ideen weiter ausbildeten und fortsetzten, Vorbild: Ulrich von Turlin c. 1240 (der die in Wolfram's „Willehalm" zu Anfang erzählten Ereignisse ausführlicher darstellt: Willehalm's Gefangenschaft in Arabien, Arabele's Entführung, deren Taufe durch den Papst). — Ulrich von Thürheim c. 1240 (der eine Fortsetzung zu Wolfram's Willehalm schrieb: der starke Rennewart. Rennewart wird nach der letzten Vernichtungsschlacht wiedergefunden, vermählt sich und nimmt das Christenthum an). — Albrecht von Scharffenberg c. 1270 (der in einem Gedichte „Titurel" die beiden Fragmente dieses Namens verarbeitete und ergänzte). — Ein unbekannter Dichter endlich führte in einem Gedichte Lohengrin, wahrscheinlich gegen 1300, den Stoff des „Parzival" weiter. (Parzival's Sohn, Lohengrin, wird vom Gral der Gräfin Else von Brabant zur Hülfe geschickt. Er vermählt sich mit ihr, fordert aber, daß sie nach seinem Namen und seiner Herkunft nie frage. Lohengrin kämpft darauf mit Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn. Als er, ein sieggekrönter Held, zurückkehrt, vergißt Else ihres Versprechens, und nachdem Lohengrin seine Herkunft aus dem Geschlechte der Gralkönige enthüllt hat, erscheint der wunderbare Nachen, von einem Schwan gezogen, der ihn vor Jahren geheimnißvoll zu ihr gebracht hat, wieder, um ihn in seine Heimath zurückzubringen. Else stirbt vor Gram.)

§. 36. Gottfried von Straßburg c. 1210.

Gottfried von Straßburg, auch „Meister Gottfried" genannt, giebt in seinem (unvollendet gebliebenen) Epos Tristan und Isolt eine glänzende Schilderung des weltlichen Ritterthums und der weltlichen Liebe.

Gottfried stammt aus einem Straßburger Patriciergeschlechte und war in seiner

Vaterstadt mit dem Amt eines Stadtschreibers betraut. — Tristan, der Neffe des Königs Marke von Kurnewall (Kornwall), nach seines Vaters (Rivalin von Parmenien) Tode geboren, seiner Mutter gleich nach seiner Geburt beraubt, wird vom treuen Marschall Rual erzogen. Nach einer abenteuerlich verlebten Kindheit und Knabenzeit kommt er an den Hof seines Oheims, der ihn lieb gewinnt und vielfach auszeichnet. Nach einiger Zeit wird er von Marke nach Irland gesandt, für ihn um die schöne Isolt zu werben. Isolt nimmt auf den Rath ihrer Mutter die Werbung an und geht mit Tristan zu Schiffe. Hier trinken Tristan und Isolt unwissend von dem Zaubertrank, den Isolt's Begleiterin Brangäne nach der Bestimmung ihrer Mutter am Hochzeitstage dem alternden Könige Marke und der jungen Isolt geben sollte, damit ihre Herzen in treuer Liebe gefesselt seien. Die Liebesneigung, welche unwiderstehlich zwischen Tristan und Isolt erwacht, macht Beide auf's höchste selig und unselig; sie können von dem Zauber nicht loskommen, wiewohl Isolt die Gemahlin Marke's wird, wiewohl Beide mit aller Kraft des Willens sich zu überwinden suchen. Ohne den Zwiespalt abzuschließen, bricht Gottfried ab. — Das Gedicht wurde von Ulrich von Thürheim (c. 1240) und von Heinrich von Freiberg (c. 1300) bis zum Tode beider Liebenden fortgesetzt.

§. 37. Ulrich von Zazichoven, Wirnt von Gravenberg.

Bearbeitungen der Abenteuer, die zur Artussage gehören, sind ferner: Lanzelot von Ulrich von Zazichoven; Wigalois von Wirnt von Gravenberg.

Ulrich von Zazichoven, aus dem Thurgau stammend, dichtete (um 1200) den Lanzelot nach einer französischen Quelle. — Lanzelot ist ein Neffe des Königs Artus. Als Kind wird er seiner Mutter durch die Zauberin Viviane, eine Meerminne (Meerfee), geraubt, über einen See entführt und dort erzogen. Fünfzehn Jahre alt, nach ritterlichen Thaten verlangend, entläßt ihn die Meerminne und sagt ihm, er werde seinen Namen erfahren, wenn er den besten Ritter, Iweret von Dodone, überwunden habe. Zur Burg des Herrn Galagandreiß gelangend, gastlich aufgenommen, gewinnt er heimlich die Liebe der Tochter seines Wirths, worüber dieser aufgebracht, mit Lanzelot den Messerkampf eingeht und unterliegt. Lanzelot aber verläßt seine Geliebte bald, und durch ein neues Abenteuer gewinnt er die schöne Ade, deren Oheim Linier er im Zweikampf erschlagen hatte. Von der Jungfrau Ade begleitet, geht er an König Artus Hof und verrichtet Wunder der Tapferkeit. Mit Ade weiter ziehend, gelangt er in die Burg Schatel le mort, die einem Sohne der Meerfee Viviane, Mabuß, gehört und so verzaubert ist, daß, wer sie uneingeladen betritt, sogleich allen Muth verliert. Da Mabuß ihn also leicht entwaffnen kann, hält Ade ihn, als einen Feigen, ihrer Liebe unwerth und verläßt ihn. Nach einiger Zeit fordert Mabuß ihn auf, gegen seinen Feind Iweret von Dodone zu kämpfen. Kaum ist Lanzelot aus dem Schlosse, als sein Muth wiederkehrt; er schlägt Iweret und gewinnt die Liebe seiner Tochter, der schönen Iblis, die im Traume ihn kennen gelernt hat. Nun ist Lanzelot am Ziele seiner Bestimmung angelangt. Die Meerfee eröffnet ihm seinen Namen und seine königliche Herkunft; er aber vermählt sich mit Iweret's Tochter, Iblis, und zieht mit ihr an König Artus Hof. Von neuem zu ritterlichen Thaten ausziehend, gelangt er in das Land der Königin von Pluris, die ihre Hand dem geben will, der ihre 100 Ritter besiegt. Lanzelot siegt und die Königin wird sein. Als aber bei seinem langen Ausbleiben Iblis durch die Meerfee seinen Aufenthalt erfährt und ihn von den Banden der verführerischen Königin befreien läßt, kehrt er an König Artus Hof gerade zu der Zeit zurück, da Ginevra, die Königin, geraubt war. Lanzelot zieht aus, be-

freit sie von der Zaubermacht, die sie gefangen hält, verrichtet andere Abenteuer und erobert endlich sein väterliches Reich, nimmt auch das Erbe seiner Gemahlin in Beschlag und beide leben glücklich, bis sie an Einem Tage sterben. (Gelegentlich erzählt dies Gedicht den Tod des Königs Artus, gegen den ein anderer Neffe, Morderoth, sich empört. Artus stirbt an einer Wunde, die er in diesem Kampfe empfängt.)

Wirnt von Gravenberg, ein bairischer Ritter, hatte den Stoff zum Wigalois von einem welschen Knappen erzählen hören. Bloß aus dem Gedächtniß unternahm er, „ihn wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen" (c. 1210). Ein unbekannter Ritter erscheint an König Artus Hofe zu Karidol mit einem Zaubergürtel. Wer ihn anlegte,

„Erhielt Stärke und Weisheit, Die Sprachen kannte er alle wohl,
Es trübte ihn keine Art Leid. Sein Herz, das wurde freudevoll."

Diesen Gürtel bietet der Ritter der Königin Ginevra zum Geschenk an; die Ritter des Hofes verlangen aber, daß um ihn gekämpft werde. Am anderen Tage finden verschiedene Kämpfe deßwegen statt, der unbekannte Ritter bleibt siegreich, zuletzt auch über Gawein. Gawein wird vom Sieger mit in sein Reich genommen. Unterwegs erfährt Gawein, daß in dem Gürtel die Zauberkraft des Sieges liegt; er erfährt ferner, daß die Tapferkeit, welche er in dem Kampfe mehr als alle anderen Ritter bewiesen habe, nun durch besonderes Glück belohnt werden solle. Der unbekannte Ritter schenkt ihm den Gürtel und vermählt ihn mit seiner Nichte, der schönen Florie von Syrien. Das Glück der Minne umpfängt Gawein eine Zeit lang so, daß er alles Andere vergißt. Bald aber ergreift ihn die Sehnsucht nach König Artus Hofe mächtiger, und er erbittet von seiner Gemahlin Urlaub. Als er zurücktreten will, fehlt ihm jedoch der Weg; er kann in das Zauberreich nicht gelangen, da er den Gürtel nicht mitgenommen hat. Schmerzvoll irrt er umher, bis er endlich, von der Unmöglichkeit des Wiedersehens mit Florie überzeugt, an König Artus Hof zurückkehrt. Zwanzig Jahre vergehen darüber und Gawein's und Florien's Sohn ist herangewachsen, der, als er von dem Heldenruhme seines Vaters erfährt, denselben kennen zu lernen wünscht. Er kommt an König Artus Hof. Nach seinem Namen befragt, nennt er sich Gwi von Galois (Wigalois) und, hoher Auszeichnung werth befunden, wird er der Obhut des besten Ritters, Gawein's, überwiesen. Aber Vater und Sohn kennen sich nicht. Nachdem er den Ritterschlag empfangen hat, benutzt er die erste Gelegenheit, um sich in Abenteuern zu bewähren, in Kämpfen mit Riesen, Zauberern und Ungeheuern. Groß ist endlich die Freude, als Vater und Sohn sich erkennen.

§. 38. Konrad Flecke c. 1215.

Konrad Flecke bearbeitete in Flore und Blanscheflur einen Stoff, zur Karlssage gehörig, die Voreltern des Kaisers betreffend.

Konrad Flecke stammt aus einem ritterlichen Geschlecht in Schwaben. — Flore ist der Sohn des heidnischen Königs Venix in Spanien; Blanscheflur die Tochter einer christlichen Gräfin, die, nachdem ihr Gemahl gestorben, in der Gefangenschaft bei jenem Könige lebt. Beide Kinder sind in derselben Stunde geboren, werden von Einer Amme genährt und gemeinschaftlich erzogen. Aus Büchern lernen sie im zarten Kindesalter die Minne kennen; und eine mächtige Liebe wächst mit ihnen auf. Als Venix dies merkte, schickte er seinen Sohn nach Mantua, und Blanscheflur verkaufte er an Kaufleute, die sie nach Babylon brachten, wo der „Admiral" sie in einem festen Thurm von Jungfrauen bedienen ließ, um sie in Jahresfrist

selbst zu heirathen. Flore wollte verzweifeln, als er, in die Heimath zuückkehrend, hören mußte, daß Blanscheflur gestorben sei. Es jammerte seine Mutter so sehr, daß diese ihm die Wahrheit mittheilte und ihn entließ, um die Geliebte zu suchen. Sie gab ihm einen Ring mit, der die Wunderkraft besaß, den, der ihn trug, vor jeder Verletzung zu bewahren. Nach vielen Abenteuern gelangte Flore nach Babylon. Durch die theuer erworbene Gunst des Thurmwächters wurde er in einem Blumenkorb in Blanscheflur's Gemach getragen. Entdeckt, wurden sie zum Feuertode verurtheilt. Einer von ihnen konnte sich durch jenen Ring retten; aber jeder wollte für den andern sterben. Gerührt durch solche Liebe schenkte der Admiral Beiden das Leben und ließ sie nach der Heimath ziehen. Hier vermählten sie sich, nachdem Flore Christ geworden. Ihre Tochter ist Bertha, die Gemahlin Pipin's, die Mutter Karl's des Großen. Hundert Jahre alt, sterben Beide an einem Tage und werden in einem gemeinschaftlichen Grabe begraben.

§. 39. Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg.

Unter den Dichtern nach 1220 treten besonders hervor: Rudolf von Ems, Verfasser der Erzählung „der gute Gerhard", der Legende „Barlaam und Josaphat", einer „Weltchronik" 2c.; ferner Konrad von Würzburg, Verfasser von Legenden, „Alexius, Sylvester", des Heldengedichts „der trojanische Krieg" 2c.

Rudolf von Ems, einer der gelehrtesten Dichter dieser Zeit, stammte aus der Burg Hohenems in östreichisch Vorarlberg, war Lehnsmann des Grafen von Montfort, † 1254. Seine Dichtungen sind sinnig und voll religiösen Friedens. — Der gute Gerhard. Da Kaiser Otto sich seiner Gutthaten vor Gott rühmt, verkündet ihm eine Stimme, daß er, nur um weltlichen Ruhm besorgt, des himmlischen Lohnes verlustig gehe; er solle es machen, wie der gute Gerhard in Köln. Dorthin reisend, erfährt er nun die Geschichte eines Mannes, der bei allen Thaten freiwilliger Güte und Aufopferung die Demuth des Herzens bewahrt hatte. Er hatte einst gefangene Ritter und Jungfrauen durch Hingabe eines ganzen Schiffes voll reicher Kaufmannsgüter befreit, darunter die Braut des jungen Königs von England, diese dem Könige zurückgegeben, und Alles, ohne Lohn zu fordern oder anzunehmen, bloß um der Tugend willen. — Legende Barlaam und Josaphat. Ein König von Indien, Avernier, verfolgt die Christen. Seinen eigenen Sohn Josaphat aber ergreifen Unruhe und Zweifel, und von Barlaam, einem gottgesandten Manne unterrichtet, wendet er sich zum Christenthum. Der Vater ist nicht im Stande, weder durch Weise, noch durch Zauberer seinen Sohn im Glauben wankend zu machen. Da beschließt er, sich von seinem Sohne zu trennen und mit ihm das Reich zu theilen. Der Sohn verbreitet in seinem Reiche den Glauben Christi und wird in Allem gesegnet; der Vater, vom Unglück heimgesucht, gesteht endlich die Göttlichkeit des Christenthums zu, zieht sich in die Einsamkeit zurück und überläßt seinem Sohne das ganze Reich. Bald legt auch Josaphat die Krone nieder, findet in der Wüste seinen alten Lehrer Barlaam wieder und lebt mit ihm unter Fasten und Gebet. (Die Erzählung ist durch Beispiele zur Bekräftigung der christlichen Lehren vielfach unterbrochen. Rückert's Parabel vom „Mann im Syrerland" stammt daher.) Rudolf von Ems erzählt, daß er die Legende als Buße für die Unwahrheiten gedichtet habe, die er in andern Gedichten (Alexanderlied, trojanischer Krieg) ausgesprochen. Ueber der Verarbeitung der Weltchronik, die er, der Bibel folgend, bis Salomo führte, starb er.

Reimchroniken wurden im 13. Jahrhundert wieder eine beliebte Dich-

tungsart. Außer Rudolf von Ems: Johann Enenkel c. 1250, der eine „Weltchronik“ (biblische Geschichte bis Simson), ferner das „Fürstenbuch von Oestreich und Steier“ (Geschichte der Babenberger Herzöge) schrieb. Die Auffassung trägt mehr geschichtliches Gepräge als im vorigen Jahrhundert (§. 26).

Konrad von Würzburg, bürgerlichen Standes, nach seiner Vaterstadt „von Würzburg“ genannt; kenntnißreich, besonders sprachenkundig; formgewandt in seinen Dichtungen; † 1287 zu Basel. — Legende Alexius. Ein reich und edel geborener Mann, Alexius, der in dem Augenblick, da ihm seine Braut die Hand reichen soll, zwischen sich und ihr ein Kreuz erblickt, entsagt den Freuden der Welt, nimmt das Pilgerkleid und stirbt nach einem entbehrungsvollen Leben unerkannt unter der Treppe im Palaste seiner Braut. — Legende Sylvester. Papst Sylvester hält auf Befehl des heidnischen Kaisers Konstantin mit zwölf jüdischen Meistern über die Göttlichkeit des Christenthums eine Disputation. Während er mit Beredsamkeit und Bibelkenntniß über elf Gelehrte siegt, will der zwölfte die Kraft seines Gottes durch die That zeigen. Er tödtet einen Stier, indem er ihm bloß den Namen seines Gottes in's Ohr ruft. Sylvester aber, inbrünstig betend, zeigt, daß der Christen Gott das höhere Wunder vollbringen, das Todte lebendig machen kann. Konstantin bekehrt sich darauf zum Christenthum. — Der trojanische Krieg ist, wiewohl unvollendet, 60,000 Verse lang. Konrad vergleicht das Gedicht „dem unendlichen Meere, in welches zahlreiche Wasser fließen, worin ein Felsen versänke und selbst kaum Grund fände.“ Der Argonautenzug, Iphigeniens Opferung u. A. sind mit verwebt. Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen, Deutsche treten als Hülfsvölker des Menelaos, unter denen der Trojaner dagegen der Sultan von Babylon, der König von Jerusalem u. A. auf. (Ueber Konrad's lyrische Dichtungen §. 47.)

Als Legendendichter ist ferner Reinbot von Dorne (Durne), Verfasser des heiligen Georg, zu merken (c. 1250). Georg ist ein reicher Markgraf in Palästina, der, nachdem er in Kämpfen mit den Sarazenen seinen Namen groß gemacht hat, freiwillig am Hofe des Kaisers Dacian in den Kreis der Märtyrer tritt und alle diejenigen zum Zweikampf fordert, die wider Maria und Jesus sind. Kaiser Dacian erkennt den Helden an der kühnen Herausforderung und setzt Alles daran, ihn von Christus zu Apollo hinüberzuführen. Da es ihm nicht gelingt, läßt er ihn sieben Jahre lang martern. Alle Qualen erweisen sich auf wunderbare Weise unschädlich, so daß die Wirkung endlich ist, daß alles Volk zum Christenglauben geführt wird. Da läßt Dacian den Heiligen Gottes enthaupten; dieser aber stirbt unter Gebeten für seine Mörder.

§. 40. Der Stricker, Wernher der Gartenäre.

Dichter, die, der ritterlichen Phantastik fremd, die Poesie zum Volksthümlichen und Derben wandten, sind: der Stricker (der Pfaffe Amis, Rolandlied, Lehrdichtungen); ferner Wernher der Gartenäre (Bauerngeschichte Meier Helmbrecht).

Der Stricker (strickære, verknüpfend) ist der Name (vielleicht nur Zuname) eines in Oestreich heimischen, sonst aber unbekannten Dichters c. 1240. — In dem Gedicht der Pfaffe Amis erzählt er die Streiche dieses Pfaffen, der mit seinem Witz Volk und Geistliche, Herren und Fürsten betrügt; einen Esel lesen lehrt (indem er Futterkörner zwischen die Blätter eines Buches streut, die der Esel sich einübt, umzudrehen), für Bilder, die er gar nicht malt, Bezahlung erschleicht (indem er als Eigenschaft seiner Bilder angiebt, daß nur ein Ehrlicher sie

sehen könne; Jeder natürlich, der herbeigerufen wird, rühmt sofort die Schönheit der Bilder), eine Menge Kranker durch ein bloßes Wort im Augenblick kurirt (indem er den Siechsten von ihnen sich zu melden auffordert, der dann geschlachtet werden soll; von seinem Blut werden die Andern gesund werden) ꝛc. Nachdem er alle Länder durchreist hatte, bekehrt er sich zur Frömmigkeit und stirbt als Abt. (Das Gedicht ist Vorläufer des Till Eulenspiegel.) — Stricker's Rolandlied ist eine Umarbeitung und Erweiterung des gleichnamigen Gedichts vom Pfaffen Konrad. Die Erweiterungen haben meistens den Zweck, Geschichtliches in Bezug auf Karl den Großen hinzuzufügen. (Stricker's Lehrdichtungen §. 49.)

Wernher. Man denkt bei dem Namen Gartenære (Gärtner) an den Pater Gardian (c. 1250) im oberbairischen Kloster Ranshofen, welches unweit des Dorfes Wanghausen, des Schauplatzes der Erzählung, liegt. — Meier Helmbrecht, ein Bauernsohn, von Vater und Mutter verzogen, der Arbeit und überhaupt des Bauernlebens überdrüssig, nimmt Dienste bei einem Ritter. Raubend, plündernd, verbringt er seine Tage. Verbildet und dem Stande seiner Eltern entfremdet, kehrt er gelegentlich zum Besuche zurück. Schrecken ergreift Vater und Mutter über den verdorbenen Sohn. Aber kein Abrathen hilft; der junge Helmbrecht beredet auch seine Schwester, das Dorf zu verlassen und sich mit einem seiner Raubgehülfen (Lämmerschlind) zu vermählen. Die Räuberbande wird aufgehoben, und Helmbrecht fristet, geblendet und verstümmelt, sein Leben, bis er von Rache übenden Bauern gehängt wird.

Dritter Abschnitt.

Das Volksepos in den Jahrhunderten der Kreuzzüge.

§. 41. Uebersicht.

Aus dem volksmäßigen Gesang der fahrenden Sänger sind hervorgegangen: 1. durch Verbindung der verschiedenartigsten mythologischen wie historischen Sagen aller Stämme des deutschen Volkes das Nibelungenlied; 2. durch Bearbeitung der im Norden Deutschlands, an den Küsten der Ost- und Nordsee angesammelten Heldenstoffe das Gudrunlied; 3. durch Bearbeitung der im Süden Deutschlands, an den Küsten des mittelländischen Meeres ausgebildeten Sagenstoffe Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Trotz der Verordnungen der geistlichen Behörden, besonders seit Ludwig dem Frommen, hatte der deutsche Volksgesang niemals ganz unterdrückt werden können. Ja, die Geistlichen hatten durch lateinische Bearbeitungen einheimischer Sage für deren Erhaltung mitgesorgt (§. 21). Auch in Bezug auf das Nibelungenlied sind Andeutungen vorhanden, daß der Stoff, der in ihm verarbeitet ist, durch einen Geistlichen, Bischof Pilgerin von Passau (970—91), dessen Schreiber Konrad genannt wird, erhalten worden ist. (S. Nibelungenklage §. 42.)

§. 42. Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied verbindet Elemente dreier großen Bildungsepochen des deutschen Volkes: 1. des germanischen Heidenthums aus der Urzeit (Anklänge an die Mythen, namentlich von Nifelheim; von dem Fluch, der auf dem Golde ruht; von den Zwergen; den Walkyrien und von Odin); 2. des germanischen Heldenthums aus der Zeit der Völkerwanderung (Verbindung der historischen Sagen von Siegfried, Gunther, Dietrich, Etzel §. 13); 3. des christlichen Ritterthums aus der Zeit der Kreuzzüge (Schilderung des ritterlichen Lehnsstaates und des kirchlichen Kultus). Das Nibelungenlied ist das im weitesten Umfang gearbeitete Volksepos der Deutschen, ein Werk großartiger, kühner Verknüpfung, mächtiger Anschauung und tiefer Empfindung. Nach dem ewigen Gesetz der über menschlichen Verschuldungen waltenden Gerechtigkeit vollzieht sich an einem großen Kreise von Helden die unwidersprechliche Macht des Schicksals. (Die ältesten Handschriften des Liedes stammen aus der Zeit um 1200.)

Mythologisches im Nibelungenliede. 1. Der Name Nibelungen weist auf den Mythus von Nifelheim. Nifelheim bedeutet zweierlei: zuerst (in der Kosmogonie §. 11) die Urwelt des Wassers; dann (in den Mythen von Balder und Hel) das Todtenreich. Zwei Gründe sind es, um deretwillen die Wasserwelt und das Todtenreich mit demselben mythologischen Namen benannt werden: Aehnlichkeit der poetischen Anschauung (Unwirthlichkeit, Ungestüm, Kälte) und innere Verwandtschaft der Idee (Erneuerung des Lebens geht von Beiden aus: von der Wasserwelt steigen die Ströme zur Erde empor, die dem Boden Wohnlichkeit, Wachsthum und Frucht verleihen; aus dem Todtenreich steigen Balder und Höder hervor, die Götter der sich verjüngenden Welt). Dem Nibelungenlied gehört die letztere Bedeutung an. Und der Name „Nibelungen" (altsk. Niflungar), der Name für die in Nifelheim Wohnenden, bedeutet also die Todten, die Geister der Todten. Die Nibelungen sind nicht ein Volk nach der Art der andern Völker im Nibelungenliede. Ueberall, wo sie erwähnt werden, verbreitet sich Unbestimmtheit und Dunkelheit. Kein Orts-, kein Flußname wird zur Orientirung genannt. Die einmalige Erwähnung der „Marken in Norwegen" (bei Lachmann Str. 682) tritt nach den Vorstellungen, welche zu Anfang des Epos über die Heimath der Nibelungen erweckt werden, sehr unerwartet und fast verwirrend auf. Das Gedicht hat nicht historische Erinnerungen für die Nibelungen, sondern mythologische. Sie erscheinen, wo eine Verschuldung zum Tode vor sich geht; beim Zusammentreffen Siegfried's mit den Königssöhnen Schilbung und Nibelung; beim Besuch der Könige Gunther und Siegfried in Isenland zum betrügerischen Kampf mit Brunhild; dann beim Zuge der burgundischen Könige nach dem Hunnenland, wo die Rache Kriemhild's sich vollzieht. Sie treten als gespenstische Gefolgsschaar dessen auf, der sich zum Tode verstrickt. — 2. Die tragische Bedeutung des Nibelungenschatzes knüpft sich an die mythologische Auffassung des Goldes. Unter dem Namen „Goldalter" beschreibt der Mythus die Urzeit, eine Friedens- und Unschuldszeit. Es war soviel Goldes vorhanden, daß alle Geräthe daraus verfertigt werden konnten. Daß der Friede vorüberging, kam daher, daß des Goldes weniger wurde: denn um Gold geschah es, daß man Speere zu werfen begann. Eine Hexe ist das Gold: dreimal verbrannt, wird sie dreimal wieder lebendig; sie wandelt Helden zu

Wölfen. Auch im Nibelungenliede liegt dieser Fluch, wenn auch nicht direkt ausgesprochen, so doch wohl bemerkbar auf dem Golde. Immer von neuem erhebt sich der Kampf um den Schatz. — Alberich, der Hüter des Schatzes im Nibelungenliede, ist in Uebereinstimmung mit den Zwergen des Mythus gezeichnet (§. 11). Albrîch d. h. Alfenfürst: „Alfen", gleichbedeutend mit Zwergen. — 4. Die Heldengestalt Siegfried's im Nibelungenliede ist unter dem Einfluß der mythischen Gestalt des Heldengottes Odin gezeichnet. Siegfried ist durch eine Hornhaut unverwundbar: auch Odin verfügt über den Zauber, der den Speer vom Ziele abwendet. Siegfried macht sich die Schätze und die Zauberei des Zwergvolks zu eigen; auch Odin hat den goldtröpfelnden Ring und den immer treffenden Speer von den Zwergen empfangen. Siegfried besitzt die Tarnkappe, die ihn unsichtbar macht: auch Odin hüllt sich in Nebel und drückt den Hut tief ins Gesicht, so daß er unkenntlich wird. — 5. Das Bild der Brunhild im Nibelungenliede ist dem mythologischen Bilde der Walkyrien nachgezeichnet (§ 11). Auch Brunhild wird als siegreich über alle Helden geschildert. Daß sie endlich dennoch überwunden wird, geschieht dadurch, daß ihr ein Held noch höherer Kraft (Siegfried, das Abbild Odin's) gegenübertritt. Der Name Brünhilt (Panzerkampf: brünne, Panzer; hilt, Kampf) weist ebenso wie der Name ihrer Gegnerin Grîmhilt (Helmkampf: grîmma, Helm) auf die Natur der Walkyrien. — Das Nibelungenlied enthält außer diesen noch andre Anklänge an das germanische Heidenthum, z. B. die Erwähnung der Sonnenwende, als Zeit der Sommerfeste; die weissagenden Meerweiber 2c.

Vergleichung des Nibelungenliedes mit der Edda. Die im Nibelungenliede verknüpften historischen Sagen sind auch zu den im Norden wohnenden germanischen Stämmen gelangt und hier unter Einflüssen des noch herrschenden Heidenthums ausgebildet. Vergleichung beider — 1. in Bezug auf das Abenteuer, wie Siegfried den Schatz gewinnt. Die Edda erzählt: die drei Götter Odin, Loki und Hönir tödteten Oter, einen Sohn des Zwerges Reidmar, sühnten die Schuld aber durch Lösegeld. Es war Gold, welches sie vom Zwerg Andwari sich hatten geben lassen und dem der Fluch dieses Zwerges folgte. Sogleich erfüllte sich der Fluch; Reidmar's andere Söhne, Fafnir und Regin, forderten Antheil an der Verwandtenbuße; und da Reidmar sie ihnen nicht gab, tödtete Fafnir seinen Vater. Fafnir nahm darauf Schlangengestalt an, bewachte das Gold und wollte seinem Bruder Regin nichts davon herausgeben. Da reizte Regin den jungen Sigurd zum Morde seines Bruders; und als Sigurd (durch Vögel, deren Stimme er verstand) erfuhr, daß Regin gegen ihn auf Verrath sinne, kam er ihm zuvor, tödtete nach Fafnir's Ermordung auch Regin, das Gold aber nahm er mit sich. (Dem Nibelungenliede zufolge kam Siegfried an einen Berg, wo König Nibelung's Hort verborgen lag. Die Königssöhne Schilbung und Nibelung, die zur Theilung des Schatzes mit vielen Helden dort versammelt waren, forderten von Siegfried, daß er ihnen den Hort theile, und gaben ihm zum Lohn König Nibelung's Schwert „Balmung". Da er die Theilung nicht zu Dank verrichtete, entspann sich ein Streit, in welchem Siegfried Viele, auch die Königssöhne Schilbung und Nibelung, niederschlug. Solch Schrecken ging vor ihm her, daß sich Land und Burgen der Nibelungen ihm unterthan machten; nur der Zwerg Alberich, der den Tod seiner Herren rächen wollte, rannte noch gegen ihn an. Siegfried überwand ihn, nahm ihm die Tarnkappe ab, ließ ihn Eide schwören und stellte ihn als Kämmerer an.) — 2. In Bezug auf die Schilderung Brunhild's. Die Edda schildert Brunhild als Walkyrie: reitend auf luftigem Rosse, Vollstreckerin der Befehle Odin's. In einem Kampfe zwischen zwei Königen, Hialmgunnar und Agnar, hatte sie einst wider Odin's Willen dem letzteren den Sieg gegeben, dafür stach sie Odin mit dem

Schlafdorn und legte ihr das Verhängniß auf, daß sie nie wieder Sieg erfechten, sondern sich vermählen solle. In einem Flammenwall liegt sie in voller Rüstung schlafend, und bleibt verzaubert, bis ein Held ohne Furcht durch das Feuer reitet und ihr den Panzer öffnet. (Dem Nibelungenliede zufolge ist Brunhild eine wunderbar starke jungfräuliche Königin, auf der Feste Isenstein in Island herrschend. Sie hat das Gelübde gethan, nur dem Manne anzugehören, der sie überwinde. Das Gelübde ist einem Zauber gleich; denn kein Held erweist sich stärker als sie.) — 3. In Bezug auf Siegfried's Schuld gegen Brunhild. Die Edda erzählt: Sigurd ritt bei einem Berge vorbei, wo er Feuer zum Himmel leuchten sah. Er ritt hinauf und fand, in die brennende Burg eintretend, die verzauberte Walkyrie; er löste den Panzer, Brunhild erwachte und Beide gelobten sich Treue. Als er darauf zu König Giuki kam, gab ihm dessen Gemahlin Grimhilde, die der Zauberei mächtig war, einen Vergessenheitstrank, und Sigurd verlobte sich mit Gudrun, der Tochter Giuki's und Grimhilde's. Seiner neuen Verlobten Brüder waren Gunnar, Högni und Guthorm. Für den ältesten, Gunnar, entschloß er sich, indem er mit ihm die Gestalt wechselte, um Brynhild zu werben; und gleichzeitig wurden in Giuki's Sälen Brynhild mit Gunnar, und Gudrun mit Sigurd vermählt. Sigurd begeht also das doppelte Vergehen: zuerst der Untreue, und dann der Täuschung über die Person dessen, der um sie wirbt. (Das Nibelungenlied kennt nur das Eine Vergehen Siegfried's, daß er Brunhild über die Person ihres Siegers täuscht.) — In Bezug auf Siegfried's und Brunhilde's Ende. Die Edda erzählt: Brynhilde ist eifersüchtig auf Gudrun, die sich des Gemahles erfreut, der ihr zuerst Liebe zugesagt hat. Sie ist ferner empört gegen Sigurd, der sie verlassen und getäuscht hat. Da reizt sie Gunnar, ihren Gemahl, zum Morde Sigurd's, durchsticht sich aber nach der That selbst. Beide Todte werden zu gleicher Zeit verbrannt. (Das Nibelungenlied ist in diesen Erzählungen ganz abweichend: über Brunhild's Untergang erzählt es gar nichts.)

Charaktere des Nibelungenliedes. Siegfried und Brunhild, mit Attributen höherer Wesen (nach dem Vorbild Odin's und dem der Walkyrien) ausgestattet, treten vorherrschend in der Weise allegorischer Gestalten auf: Siegfried, eine Allegorie für den Helden im Bewußtsein der Unüberwindlichkeit; Brunhild eine Allegorie für die Jungfrau, stolz und unnahbar. Bei der poetischen Ausführung beider Charaktere zu menschlich empfindenden Naturen mischt das Nibelungenlied in das Kraftbewußtsein Siegfried's die zarte Schüchternheit der Jugend und ein lebhaftes Gefühl für Geziemendes und Edles; in den Charakter der Brunhild dagegen legt es den Keim zu der gewöhnlichen Art weiblichen Hochmuths und eigensinniger Herrschlust. — Von den anderen Charakteren ist Kriemhild eine empfindungsvolle Natur, bei der Größe ihres Schicksals mehrfacher Wandlung unterworfen: zuerst ein treues Abbild innig beglückter Liebe; dann, da ihr Glück bezweifelt und bemängelt wird, schwankend und unsicher; darauf nach Siegfried's Ermordung still trauernd, bis sie bei dem Gedanken an die Möglichkeit der Rache unversöhnlichen Haß in sich aufnimmt. Hagen ist im Charakter eines weltlich klugen und bösen Mannes gehalten. Gunther ist ein naturgetreues Gemisch anspruchsvoller Eitelkeit und gutartiger Schwäche, die abwechselnd zu Unredlichkeit und Reue, zu Ueberhebung und Verzagtheit führen.

Inhalt des Nibelungenliedes. Zu Worms am Rhein in Burgunden wuchs Kriemhield, die Schwester der Könige Gunther, Gernot und Giselher, in jungfräulicher Schönheit heran. Von ihr hörte Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund von Niederland, und kam, um sie zu freien. Als er mit 12 Rittern im Gefolge am Hof der burgunder Könige erschien, kannte ihn Niemand, selbst Hagen nicht, Gunther's Lehnsmann, dem alle Lande kund waren. Doch aus seinem herrlichen

Aussehen vermuthete er, daß es Siegfried sei, der die Nibelungen besiegt, ihren unermeßlichen Schatz gewonnen, dessen Hüter, dem Zwerg Alberich, die unsichtbar machende Tarnkappe abgerungen, den Lindwurm erschlagen, in dessen Blut sich gewälzt und in Folge davon hörnern geworden war. Diesen Gast nahm man mit Ehrerbietung auf. Zur Feier des Sieges, den Siegfried bald darauf den Burgundern über die Sachsen und Dänen erkämpfen half, veranstaltete Gunther ein Fest, wo Kriemhild und Siegfried sich zum ersten Male sahen. Um dieselbe Zeit beschloß Gunther, um Brunhild zu werben, die Königin von Isenland, die gelobt hatte, nur dem Manne sich zu vermählen, der sie im Speerwurf, Steinschleudern und Springen überwand. Da verhieß Siegfried ihm beizustehen, wenn er verspräche, ihm seine Schwester Kriemhild zur Gemahlin zu geben. Die beiden Könige kamen überein, und Siegfried zog mit Gunther, an dessen Gefolge unter dem Schein eines Mannen theilnehmend, über Meer nach dem Isenstein, leistete ihm hier, durch die Tarnkappe unsichtbar, Hilfe und gewann Brunhild für Gunther. Nach Burgund zurückgekehrt, wurde eine doppelte Hochzeit gefeiert: Gunther's mit Brunhild, Siegfried's mit Kriemhild. Schon jetzt wunderte sich Brunhild und es schmerzte sie, daß ihr Gemahl seine Schwester einem Lehnsmann vermählte; noch höher stieg die Verwunderung, als Jahre vergingen und Siegfried, der mit seiner Gemahlin nach den Niederlanden gegangen war, keine Hofesdienste leisten kam. Brunhild trieb es, zu erfahren, was dahinter verborgen sei; und weil Gunther ihr nicht Rede stand, suchte sie sich selbst Auskunft zu verschaffen. Sie ließ ein Fest veranstalten, zu dem auch Siegfried und Kriemhilde eingeladen wurden. Hier kam es, bei einer Unterhaltung der beiden Königinnen über ihre Gatten, zu der Mittheilung Kriemhild's, daß Siegfried nicht im Dienste Gunther's, sondern selber König sei; und da Brunhild ihr nicht glauben wollte, entspann sich beim nächsten Kirchgang, wo Kriemhild als Königin den Vortritt in Anspruch nahm, ein Wortwechsel, in dessen Verlauf Kriemhild ihrer Gegnerin den Betrug verrieth, den Gunther und Siegfried an ihr begangen. Und Brunhild, in ihrem Stolze gekränkt, beschloß, sich an Siegfried zu rächen. Hagen vollführte die Rache, indem er zuerst Kriemhild's Vertrauen erschlich, von ihr die verwundbare Stelle erfuhr, die vom Drachenblut nicht berührt worden war, dann nach der Jagd Siegfried durchbohrte, als dieser sich zum Trunk aus einer Quelle niedergebeugt hatte. Kriemhild, am andern Morgen den Leichnam ihres Gemahls vor ihrer Thür findend, wußte sogleich, daß Brunhild den Befehl dazu gegeben, Hagen ihn vollbracht habe. Trauernd blieb sie am Hofe ihrer Brüder. Das Erbe ihres Gemahls, der Nibelungenschatz, von dem sie den Armen spendete, war ihr Trost im Leide. Da aber dadurch auch fremde Ritter ins Land gezogen wurden, fürchtete Hagen, daß Verderben daraus erwachsen könne, raubte und versenkte den Schatz im Rhein (bei Lochheim). So war nun Kriemhild ganz in Jammer versenkt. — Da sandte Etzel, der Hunnen König, dessen Gemahlin Helche gestorben war, seiner Mannen viele, Markgraf Rüdiger von Bechlarn an der Spitze, nach Worms und ließ um Kriemhild werben. Kriemhild entsetzte sich vor dem Antrag. Bald aber kam ihr der Gedanke, daß sie sich dann rächen könne; und sie entschloß sich, Etzel's Weib zu werden. In glänzendem Zuge geleiteten sie Etzel's Mannen über Passau, Bechlarn. Zu Tulna im Osterland kam ihr Etzel entgegen, in Wien wurde die Hochzeit gefeiert, darauf zogen sie zur Etzelburg (Gran), wo sie blieben. Kriemhild gebar einen Sohn, der Ortlieb getauft wurde. Aber sie konnte des Leides nicht vergessen, das sie erfahren. Als sie nun sieben Jahre dort gewesen, bat sie ihren Gemahl, ihre Verwandten einzuladen. Den Abgesandten gab sie besonders den Auftrag, zu sorgen, daß Hagen mitkäme. Gerade Hagen aber, Böses ahnend, widerrieth, die Einladung anzunehmen. Als freilich Giselher erwiderte, er solle daheim bleiben, wenn er sich

schuldig fühle, entrüstete sich Hagen und voll Trotz und Unmuth war er entschlossen, dem Schicksal nicht auszuweichen. Ritter und Knechte in großen Schaaren, auch die Nibelungen begleiteten den König. Unter manigfachen Abenteuern, bei der Ueberfahrt über die Donau von Meerweibern ihr Schicksal erfahrend (daß keiner außer dem Kaplan zur Heimath zurückkehren werde), gelangten sie an die Grenze des Hunnenlandes zu Markgraf Rüdiger von Bechlarn. Festliche Tage wurden hier verlebt; Rüdiger's Tochter dem jungen Giselher verlobt. Aber an Etzel's Hof zeigte sich sogleich aus Kriemhild's Begrüßung, was sie im Sinne hegte, und Hagen band seinen Helm fester und gab die Waffen nicht her, als Kriemhild ihre Gäste dazu aufforderte. Kriemhild's Weinen um all ihr Leid, das von neuem angeregt wurde, da sie Hagen sah, reizte ihre Mannen gegen Hagen; aber vor seinem grimmen Antlitze wichen sie zurück. Da ergriff alle Burgunden Besorgniß und Ahnung. Hagen und Volker wachten in der Nacht vor dem Saal, wo die Könige schliefen; es war nicht unnöthig, denn bewaffnete Hunnen nahten und wurden nur durch den Anblick jener zurückgescheucht. Am anderen Tage begann die Rache der Kriemhild zu toben. Auf ihre Verordnung vernichtete Blödelin, von den hunnischen Mannen einer, das ganze Gefolge der Burgunden in der Herberge. Nur Einer rettete sich aus der Niederlage zu dem Saale, wo die Herren zu Tische saßen. Da trieb es Hagen in wildem Kampfessinn, auf sein Schwert nicht warten zu lassen. Kriemhild's Sohn Ortlieb, des Kindes Hofmeister und alle von den Hunnen, die ihm in den Weg traten, schlug er nieder. Dietrich stillte ein wenig den Kampf, der sich sogleich überall erhob, führte unter seinem Schutze Kriemhild und Etzel aus dem Saal, und die Burgunden blieben allein darin. Sie räumten den Saal von den 7000 Todten, die bereits niedergestreckt waren, und Volker und Hagen, vor der Thüre Fuß fassend, höhnten die draußen stehenden Hunnen. Da gingen Iring von Dänemark, Irnfried von Thüringen und andere im Dienste Etzel's mit ihren Mannen auf die Burgunden los, wurden aber alle zu Boden geschlagen. Ueber dem gräßlichen Morden kam es zu Unterhandlungen. Kriemhild wollte den Frieden nicht zugestehen, wenn ihr nicht Hagen ausgeliefert würde, eine Bedingung, in welche die Burgunder Könige nicht willigen konnten. Da ließ Kriemhild das Haus anzünden. Die Burgunden wehrten mit den Schilden die Feuerbrände ab, tranken von dem Blute der Erschlagenen, um sich zu kühlen und zu stärken. Auch Rüdiger von Bechlarn konnte dem Kampfe nicht entgehen, so sehr die Freundschaft, die er mit den Burgunder Königen geschlossen, ihm widerrieth. Ueber die Nachricht von Rüdiger's Tode ergrimmte endlich Dietrich; er fand von den Burgunden nur noch Gunther und Hagen am Leben. Hagen zuerst wurde von ihm verwundet, dann gefesselt zu Kriemhild geführt, hernach auch Gunther. Kriemhild verlangte von Hagen zu wissen, wo der Nibelungenhort verborgen sei; Hagen erwiderte, daß er das nicht verrathen werde, so lange einer seiner Könige lebe. Als Kriemhild darauf ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen ließ und doch von Hagen das Geheimniß nicht erfuhr, tödtete sie ihn selbst mit seinem Schwert, das früher Siegfried's Schwert gewesen. Hildebrand aber, ergrimmt über die Greuel, streckte Kriemhild nieder. Dietrich und Hildebrand, die Reste des Heldengeschlechts, erhoben Klage über die Gefallenen.

Handschriften des Nibelungenliedes. Vom Nibelungenliede sind 27 Handschriften aufgefunden, von denen etwa zehn einigermaßen vollständig sind. Die bedeutendsten sind zwei in der Burg Hohenems gefundene, von denen die eine jetzt in München ist (Hohenems-Münchner Handschrift, gewöhnlich mit A bezeichnet), die andere in der fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen (nach dem früheren Besitzer, Freiherr v. Laßberg, Hohenems-Laßbergsche Handschrift, kurz mit C bezeichnet); ferner eine, die früher im Besitz des Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi († 1572),

jetzt in St. Gallen befindlich ist (kurz mit B bezeichnet). Bis zum 16. Jahrhundert war das Lied im Volke bekannt. Da es seitdem nicht sogleich durch den Druck veröffentlicht wurde, gerieth es in Vergessenheit; und Historiker, die es später zu Gesicht bekamen, nahmen es als geschichtliche Quelle. Bodmer besorgte die erste fragmentarische Herausgabe „Chriemhilde's Rache" 1751; Chr. H. Müller die erste vollständige Ausgabe 1782. Die Handschriften sind seitdem sorgsam geprüft und verglichen; und die Ueberzeugung hat sich immer fester gestellt, daß in den erhaltenen Texten Reste der Poesie aus verschiedenen Zeiträumen und von verschiedenen Dichtern verschmolzen sind. Um die Feststellung des Urtheils hierüber haben sich verdient gemacht: von der Hagen, Lachmann, J. Grimm, Holtzmann, Pfeiffer. Der letztere schreibt dem als Minnesänger bekannten Kürenberg (§. 46) die Abfassung der ältesten, in der Nibelungenstrophe gedichteten, aber verloren gegangenen Gestalt des Nibelungenliedes zu (§. 25).

Die Nibelungenklage (c. 1200) ist der Titel eines in Reimpaaren abgefaßten Gedichts. Etzel, Dietrich und Hildebrand klagen über die Gefallenen. Man erinnert sich ihrer Schicksale, ihrer Tugenden, und begräbt sie. Die Waffen der Helden werden in die Heimath gesandt. In Bechlarn melden die Boten die Kunde zuerst der zurückgebliebenen Gemahlin und Tochter Rüdiger's. In Passau beim Bischof Pilgerin einkehrend, müssen sie sich verpflichten, auf dem Rückweg wieder zu ihm zu kommen, damit er alles erfahre, wie es geschehen, und die größte Geschichte, die sich je ereignet, aufschreiben könne. In Burgund klagt sich Brunhild als Urheberin des Unheils an. Ihr und Gunthers Sohn wird gekrönt.

§. 43. Gudrunlied.

Das Gudrunlied bearbeitet die im Norden Deutschlands, an den Küsten der Nord- und Ostsee angesammelten Heldenstoffe und vertheilt sie auf drei aufeinanderfolgende Geschlechter eines Königshauses: 1. auf Hagen, Sohn des Königs Siegebant von Irland; 2. auf Hagen's Tochter, Hilde, deren Gemahl Hettel, König von Friesland; und 3. auf Hettel's Tochter, Gudrun, deren Gemahl Herwig von Seeland wird.

Der mythische Hintergrund des Heldenstoffes ist im Gudrunliede fast ganz verwischt. Er ist nur erkennbar: 1. in Namen Hilde, Kampf; Hildeburc, Kampfesburg; Gûdrûn, zusammengezogen aus Guntrûn, Kriegswissen; Wate, Abschwächung von Wuotan); 2. in sehr verblaßten Schilderungen der Schlachtenjungfrauen, namentlich Hilde's, der Tochter Hagen's, die den Kampf zwischen Vater und Geliebten schlichtet. Einem Mythenrest der Edda zufolge ist die Erzählung folgende. Hedin (Hettel) entführt Hilde, die Tochter Högni's (Hagen's). Nachdem der nachsetzende Högni sie erreicht hat, bietet Hilde zur Versöhnung ihres Vaters ein Halsband, Högni aber weist es zurück. Bevor der Kampf anhebt, versucht Hedin selbst den Vergleich mit seinem Schwiegervater. Aber gleichfalls vergeblich. Högni antwortet: „Zu spät ist dein Anbieten. Mein Schwert, das Zwerge geschmiedet haben, ist gezogen. Einmal entblößt, muß es eines Mannes Tod werden! es trifft immer und schlägt Wunden, die nie heilen." Hedin: „Du rühmst Dich des Schwertes, aber nicht des Sieges." Da kämpften die Helden und ihre Mannen, bis die Nacht sie trennte; und Högni und Hedin gingen zu den Schiffen. In der Nacht aber erweckte Hilde die Todten, so daß sie von neuem kämpfen konnten, als die Könige am Morgen von den Schiffen zum Wahlplatz wiederkehrten. Seitdem kämpften Högni und Hedin alle Tage, sammt den wieder erweckten Mannen, bis Ragnaröck, bis zum Göttergericht. (Högni, der Unerbittliche,

der tödtet aber nicht siegt, ist Symbol des Winters; Hedin, der Anbietende, der das lebenschaffende Weib mit sich führt, ist Symbol des Sommers.)

Zum Charakter des Gudrunliedes gehört: 1. Mangel innerer Verknüpfung der Sagen zu einem abgeschlossenen Heldenschicksal; loses Nebeneinander der Ereignisse, über drei Geschlechter ausgebreitet. 2. Hervorhebung des kirchlichen Christenthums (Pilgrimmen Schiffe zu nehmen, wird als Sünde dargestellt; Münster, Kloster, Spital, auf dem Schlachtorte erbaut; ein weissagender Vogel verwandelt sich zum Engel Gottes). 3. Nachbildung des Nibelungenliedes (in einzelnen Wendungen der poetischen Rede) und feinere Ausbildung der Strophenform (möglichstes Gleichmaß zwischen Hebungen und Senkungen; regelmäßiger Wechsel der männlichen und weiblichen Reime; Verlängerung der vierten Zeile in jeder Strophe zu 7 und 8 Hebungen). 4. Mischung verschiedener Sagenelemente (Hagen's Kampf mit dem gabilûn weist auf Siegfried's Kampf mit dem Drachen; der Vogel Greif, Hilde von Indien 2c. weisen auf Herzog Ernst; Horand's süßer Gesang auf das höfische Minnelied). — Der Stoff des Gudrunliedes war gegen 1200 schon im Umlauf. Im 13. Jahrhundert entstand, wahrscheinlich durch einen öftreichischen Dichter, die uns überlieferte Bearbeitung. Handschriften aus dieser Zeit sind nicht erhalten. Die einzige Handschrift stammt aus Kaiser Maximilians I. Zeit (1500). — Nibelungen- und Gudrunlied ergänzen sich, indem jenes die zu Kampf führende Leidenschaft, den Fluch der Schuld; dieses die zu Versöhnung führende Tugend, die Kraft des Guten, darstellt: ähnlich wie bei den Griechen Ilias und Odyssee.

Inhalt des Gudrunliedes. Erster Theil. Hagen, der Sohn des Königs Siegebant von Irland, wird, sieben Jahre alt, von einem Greif geraubt, über Meer getragen und auf eine wüste Insel gebracht. Wunderbar erhalten, fristet er sein Leben mühevoll. In einer Höhle verborgen, findet er dort drei Königstöchter, aus Indien, Portugal und Iserland. Von einem ans Ufer geworfenen Schiffe gewinnt er eine Rüstung, übt sich im Kampfe mit den Ungethümen der Insel, trinkt das Blut eines erschlagenen Unthiers (gabilûn) und erhält dadurch übergroße Stärke. Später von einem vorübersegelnden Schiffe aufgenommen, gelangt er mit jenen Jungfrauen in die Heimath, übernimmt das Reich seines Vaters und vermählt sich mit Hilde von Indien. — Zweiter Theil. Hagen's Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wuchs schön heran. Da ihr Vater sie nicht vermählen wollte, brauchte Hettel, König der Hegelingen, über Friesen, Dietmars und Waleis herrschend, um sie zu gewinnen, eine List. Er sandte seine Helden, Wate, Frute, Horand, nach Irland, um heimlich für ihn um Hilde zu werben. Sie gaben vor, Kaufleute und von Hettel vertrieben zu sein, und schlichen sich so in das Vertrauen Hagen's. Horand namentlich gewann durch sein süßes Singen die Herzen Aller.

„Die Thiere in dem Walde ließen ihre Weide stehn,
Die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Sie ließen ihre Fährte, er konnte seiner Künste wohl genießen.

Was er da singen mochte, es schien doch Niemand lang;
Wer dachte noch in den Chören da an der Pfaffen Sang?
Die Glocken auch erklangen nicht mehr so gut wie ehe.
Alles, was ihn hörte, dem war nach Horanden wehe."

Des Königs Tochter nahm seine heimliche Mittheilung, daß Hettel um sie werbe, wohl auf und ließ sich in dessen Reich führen. Als Hagen den Räubern nachsetzte und den Kampf mit ihnen aufnahm, wurde er durch seiner Tochter Bitten erweicht, und versöhnt feierte man die Hochzeit. — Dritter Theil. Hettel's und der Hilde Kinder waren ein Sohn Ortwin und eine Tochter Gudrun. Um Gudrun

warben mehrere Fürsten vergeblich. Herwig, König von Seeland, gleichfalls abgewiesen, ertrotzte sie im Kampfe; und Gudrun und Herwig wurden Verlobte. Als bald darauf Hettel mit seinen Kriegsleuten das Land verließ, um Herwig in einem Kampfe Hülfe zu leisten, nahte Hartmuth von der Normandie, ein früherer Bewerber um Gudrun, von seinem Vater Ludwig begleitet, vor der Burg und entführte Gudrun mit 62 Jungfrauen, unter denen auch die nicht alternde Hildburg von Portugal, die schon Hagen von der Insel der Greifen gerettet hatte. Hettel und Herweg kehrten von dem Kriegsfeld zurück und setzten den Räubern nach. Auf dem Wulpensande erreicht, brachten die Normannen den Hegelingen eine blutige Niederlage bei; König Hettel fiel und Herwig mußte am folgenden Morgen, da über Nacht die Normannen entflohen waren, geschwächt den Rückzug antreten. Die Schiffe, deren man sich bedient hatte, waren Pilgrimmen geraubt. Zuerst wurden diese jetzt den Kreuzfahrern ersetzt, dann auf dem Wulpensande ein Kloster und Spital erbaut, wo für die Seelen der Erschlagenen gebetet werden sollte. Endlich baute man neue Schiffe und ließ Kriegsmannschaft in allen Reichen werben. Unterdessen erduldete Gudrun großes Ungemach. Fast hätte sie auf der Fahrt schon ihr Leben verloren, da König Ludwig sie ins Wasser warf, als sie erklärte, seines Sohnes Gemahlin nicht zu werden. Nur Hartmuth rettete damals ihr Leben. Jetzt aber wurde Gerlind, Hartmuth's Mutter, ihre Peinigerin. Gudrun ertrug alle Demüthigungen, verrichtete Magdes Dienste in Treue und Geduld 13 Jahre lang. Da endlich langten Herwig und Gudrun's Bruder, Ortwin, mit kriegsgerüsteter Flotte in der Normandie an. Ein Vogel weissagte der am Meeresstrand waschenden Gudrun nahendes Glück. Herwig und Ortwin wollten aber Hartmuth strafen; hießen deßhalb die Jungfrau in das Schloß zurückgehen, und während sie sich den Anschein gab, als wäre sie bereit, Hartmuths Gemahlin zu werden, rückten über Nacht die Mannen der Könige heran. Kämpfe vor der Burg, wo Ludwig, von Herwig's Hand getroffen, den Tod fand; dann drinnen, wo Alle, die an Gudrun Uebles gethan hatten, es büßen mußten, besonders Gerlinde, die der alte Wate niederschlug. Gefangen endlich wurden Hartmuth und seine Schwester Ortrun mitgeführt. Zu Hause angelangt, versöhnten sich die Feinde, und mit Herwig gemeinschaftlich feierten auch Ortwin und Hartmuth Hochzeit, jener mit Hartmuth's Schwester, Ortrun, dieser mit Gudrun's Gespielin, Hildburg.

§. 44. Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich, aus dem 13. Jahrhundert stammend, sind volksthümliche Bearbeitungen longobardischer Sage.

„Es ward ein Buch gefunden zu Suders in der Stadt,
Es hatte wunderbare Schrift und dran gar manches Blatt.
Die Heiden voll Bosheit die hatten es vergraben;
Nun sollen wir von dem Buche manche Kurzweile haben.“

So lautet der Anfang des Liedes von Ortnit. Ortnit, König von Lamparten (Lombardei), hört von der schönen Tochter des Mohrenkönigs Marchorel in Suders (Tyrus). Wiewohl auf den Zinnen der Burg Montebur, wo der Heidenkönig herrscht, 72 abgeschlagene Köpfe zu sehen sind, zur Warnung für Jeden, der noch Boten um die schöne Jungfrau senden möchte, beschließt Ortnit doch, sie zu erwerben. Da der Zug erst im Mai, wenn die Winde günstig sind, vor sich gehen kann, zieht Ortnit unterdessen auf Abenteuer aus. Da findet er jenseits des Gebirges einen ritterlich gekleideten Knaben schlafen: es ist ein neckischer Zwerg. Als Ortnit ihn nur eben anfaßt, giebt dieser ihm einen Schlag; als Ortnit ihn darauf tödten

will, bittet der Zwerg kläglich um sein Leben; darauf giebt er sich als Alberich, dem in Lamparten manch Berg und Thal diene, und zuletzt als Ortnit's eigenen Vater zu erkennen. Er verspricht, seinem Sohne in allen Gefahren zu helfen. Auf der Fahrt nach Suders, die von Messina aus mit 80,000 Mann vor sich geht, sitzt Alberich unsichtbar oben auf dem Mastbaum. Nachdem der Heidenkönig die Werbung Ortnit's höhnisch abgewiesen hat, beginnen die Kämpfe mit den Heiden, wobei der Zwerg dem Christenheere die Fahne voranträgt. Während der Kämpfe findet Alberich die Königstochter und ihre Mutter in dem Bethause, wo sie Apollo und Machmet um Schutz anflehen. Alberich aber überredete sie, die falschen Götter zu verlassen und Ortnit zum Gemahl zu nehmen. Der Sieg wird errungen und Ortnit kehrt mit der Prinzessin, die in der Taufe den Namen Sidrat empfängt, heim. König Marchorel, auf Rache sinnend, sendet seinem Schwiegersohn zwei Würme als Geschenk, eine abrahamitische Kröte und einen Elephanten. Diese werden der Schrecken des Landes, und auch Ortnit fällt im Kampfe mit ihnen. Bevor er zum Kampfe auszog, hatte Sidrat ihm das Versprechen gegeben, für den Fall seines Todes sich nur dem Manne zu vermählen, der die Würme erschlagen. Ein Ahne Dietrich's von Bern besteht den Kampf mit den Ungethümen.

Hugdietrich ist ein König von Konstantinopel, der, um die schöne Hildgart, Tochter des Königs von Salneck, zu gewinnen, als Prinzessin verkleidet, am Hofe ihres Vaters erscheint. Er giebt sich Hildgart zu erkennen, wirbt um ihre Liebe, und Beide vermählen sich. Ihr Sohn wird von einem Wolf geraubt, der das Kind seinen Jungen zur Speise bringt. Wunderbar gerettet und durch die Wölfin genährt, wird er später von Jägern des Königs gefunden und an den Hof zu Salneck gebracht, wo er den Namen Wolfdietrich empfängt. Nach dieser Zeit bringt Hugdietrich seine Gemahlin Hildgart in sein Reich nach Konstantinopel. Nachdem ihm noch zwei Söhne geboren sind, Buge und Wachsmuth, stirbt er. — Wolfdietrich. Zwischen Wolfdietrich und seinen jüngeren Brüdern erhebt sich nach Hugdietrich's Tode ein Kampf. Buge und Wachsmuth machen dem älteren Wolfdietrich, weil er außer Landes geboren, das väterliche Reich streitig. Wolfdietrich muß mit ihnen kämpfen. Da wird er nach einer verlornen Schlacht durch einen Zauber von seinen Begleitern getrennt. Ein wildes Weib, „die rauhe Else", widerwärtig wie ein Bär, führt ihn in der Irre herum. Sie bietet sich ihm zur Frau an. Da er vor ihr zurückschaudert, schneidet sie, um ihn zu strafen, zwei Haarlocken von seinem Haupte, was die Wirkung hat, daß er zum Thoren wird und wahnsinnig im Walde umherläuft. Gottes Erbarmen sendet endlich einen Engel mit dem Befehl zur rauhen Else, Wolfdietrich zu heilen. Sie führt ihn in ihr Land, springt vor seinen Augen in einen Brunnen:

„Da ward sie getaufet, ehe war sie die rauhe Else genannt,
Nun hieß sie Frau Siegminne, die schönste über alle Land:
Sie hatte die rauhe Haut in dem Brunnen gela'n;
Er hatte niemals gesehn eine Frau so wohlgethan."

Und Wolfdietrich vermählte sich mit Siegminne. Aber der „alte Drasian", ein Zauberer, entführte ihm seine Geliebte über Meer. Nach langem Umherirren gewann er sie dem Zauberer wieder ab. Siegminne aber starb bald darauf. (Das Gedicht ist nicht bis zum Schlusse erhalten. Kaspar von der Roen im „Heldenbuch" erzählt den Sagenstoff weiter: Wolfdietrich rächt seines Freundes Ortnit Tod und vermählt sich mit dessen Witwe. Er besiegt darauf seine Brüder, Buge und Wachsmuth, giebt Griechenland den Söhnen seines treuesten Mannen, Berchtung von Meran, zu Lehen, zieht sich in ein Kloster zurück, und stirbt daselbst, mit den Geistern der von ihm Erschlagenen kämpfend.)

Vierter Abschnitt.
Minnegesang 1150—1300.

§. 45. Stoffe des Minnegesanges.

Der Minnegesang, die älteste Gattung der deutschen lyrischen Poesie, von welcher schriftliche Denkmäler auf uns gekommen sind, ging vorzugsweise von Dichtern ritterlichen Standes aus. Nach den drei Hauptstoffen, die man in Liedern und Sprüchen besang (Liebe, Ehre, Gottesfurcht), unterscheidet man 3 Hauptrichtungen des Minnegesangs: Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst.

Mit der lyrischen Poesie war auf doppelte Weise schon früher der Beginn gemacht: 1. durch die lateinische Klosterlyrik, die, von Italien ausgehend, sich über alle christlichen Länder, auch über Deutschland, verbreitet hatte (§. 20 u. 21); 2. durch deutsche Volkslieder, die seit 1100 besonders zahlreich in Umlauf gekommen waren. Die Aufzeichnung dieser Volkslieder hat meistens später stattgefunden, so daß sich schwer bestimmen läßt, was der früheren Zeit angehört. Eins der ältesten Volkslieder aus der Zeit von 1150 lautet:

„Du bist mein, ich bin dein,
Deß sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein.“

Auch religiöse Volkslieder sang man, Christi und der Jungfrau Lob aller Orten jubelnd. — Das Wort Minne (ahd. meinan, erinnern, gedenken) bedeutet die Liebe ursprünglich nach ihrer inneren seelenvollen Seite. Besonders in der ersten Zeit des Minnegesangs war nur die zarteste Liebe, das stille Sehnen des Herzens Gegenstand des Minnegesangs; eine Schwärmerei, durch den religiösen Kultus, den Mariendienst, noch gehoben. (Walther von der Vogelweide stellt die Jungfrau Gott gleich, denn „sie gebar den, der sie schuf;“ Reimar von Zweter nennt „das reine Weib den Hort der Welt, größer als alle Kreatur, denn Gott selbst ist von ihr geboren.“) — Bald jedoch wurde das Wort Minne für sehr verschiedenartige Stimmungen gebraucht, für weltliche und geistliche, für reine und unreine Liebe. Und nur Dichter ernsterer Richtung hielten an der heiligen Bedeutung fest, die Minne als göttliches Geheimniß, als höchste Tugend darstellend. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht ein Spruch von Walther von der Vogelweide:

„Die Minne ist nicht Mann noch Weib,
Hat weder Seel', noch hat sie Leib;
Sie hat auf Erden nicht ein Bild,
Ihr Nam' ist kund, sie selbst verhüllt.
Nur eines wisse: daß noch nie
Zu falschem Herzen Minne trat!
Und wiß' das Andre: das ohne sie
Sich Gottes Huld dir niemals naht!“

In neuerer Zeit ist das Wort „Minne“ zuerst durch Bürger in lyrischen Gedichten wieder benutzt worden. — Zwei Formen der Minnepoesie; Lied und Leich §. 20. Unter den Liedern sind ferner zu unterscheiden: das eigentliche Lied (mehrere Strophen umfassend, zur Darstellung weltlicher und geistlicher Minne benutzt); und der Spruch (aus 1 Strophe bestehend, und für die didaktischen Stoffe des Herrendienstes besonders benutzt).

§. 46. Aelteste Minnesänger 1150—80.

Die ältesten Minnesänger, Kürenberg, Spervogel, Dietmar von Aist, zeigen einfache volksthümliche Kraft.

Kürenberg (mit vollständigem Namen vielleicht Konrad von Kürenberg; aus einem Geschlecht, das in der Nähe von Linz an der Donau ansässig war; c. 1150; als muthmaßlicher Dichter eines Urbestandtheils des Nibelungenliedes §. 42 genannt). Unter seinen Minneliedern (in der Nibelungenstrophe gedichtet) z. B. das Lied einer Frau, welche die Rückkehr ihres Geliebten herbeisehnt:

„Es hat mir an dem Herzen so gar sehr weh gethan,
Daß ich danach verlangte, was ich nicht sollte ha'n
Und nimmermehr gewinnen: das ist so schmerzensreich.
Nicht mein' ich Gold und Silber, das war mir immer gleich.
Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als ich ihn nun gezähmet, da ich ihn wollte ha'n,
Und als ich sein Gefieder mit Golde reich bewand,
Da hob er sich zur Höhe und flog in andres Land.
Seitdem sah ich den Falken, wie er so schön war, fliegen.
Er führte an seinem Fuße noch den seidnen Riemen,
Und in seinem Gefieder war das rothe Gold noch drein.
Gott sende die zusammen, die geliebt gern wollen sein."

Spervogel's Lebensumstände sind unbekannt. Von ihm das Weihnachtslied:

„Gewaltig ist und stark,
Der Weihnachts geboren ward:
Es ist der heilige Christ,
Den Alles lobt, was ist!
Allein der Teufel nicht
In seinem Uebermuth:
Drum ward die Hölle ihm zugericht't.

In der Höll' ist große Noth
Das merkt, wer drinnen wohnt.
Ihm giebt die Sonne kein Licht,
Der Mond auch hilft ihm nicht,
Nichts auch der Glanz der Sterne.
Ihn quält, was er nur sieht:
Wie wäre er doch im Himmel gerne!

Ein Haus im Himmelreich!
Hin führt ein goldner Steig,
Die Säule ist Marmor dran;
Als Zier ist zugethan
Vom Herrn manch Edelstein.
Doch Niemand kommt dahin,
Er wäre denn von Sünden rein.

Wer gern zur Kirche geht
Und ohne Arg drin steht,
Der wird es freudig sehn.
Ihm wird zuletzt geschehn,
Mit Engeln zu verkehren.
Ja, Wonne wird sein Theil!
Im Himmel leben ist reiner Ehren.

Ich hab' gedienet lang,
Ja leider, jenem Mann,
Der in der Höll' zu finden:
Der zählt auf unsre Sünden;
Wie ist sein Lohn so böse!
Hilf Du mir, heiliger Christ,
Von seiner Haft, daß ich mich löse!"

Unter Spervogel's Lehrsprüchen findet sich schon die später unter dem Namen Priamel mehr gepflegte Gattung. (Priamel (von præambulum) d. i. ein Spruch, in dem mehrere, ja möglichst viele aneinander gereihte Vordersätze (das Vorspiel des Spruches) erst spät und kurz zu einem gemeinschaftlichen Urtheil zusammengefaßt werden, z. B.

„Wer einen Freund will suchen,
Wo er keinen findt't,
Und in den Wald fährt jagen,
Wennd er Schnee zerrinnt,
Und kaufet ungesehen viel,
Und hält auch ein verloren Spiel
Und dient auch einem bösen Mann,
Bei dem er ohne Löhnung bleibt;
Dem wird nachher wohl Reue kund,
Wenn er's die Länge treibt."

Von Dietmar von Aist, aus dem Thurgau, sind nur wenig Strophen erhalten.

§. 47. Blüthe des Minnegesanges 1180—1220.

Die Blüthe der höfischen Lyrik bilden: Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue, Reinmar der Alte, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide u. A.

Heinrich von Veldeck (§. 33) wird Vater der „höfischen Kunst" genannt, weil sich bei ihm zuerst feine Gesetze über Reim und Strophenbau befolgt finden. — Hartmann von Aue (§. 34) ist erwähnenswerth wegen seiner Kreuzeslieder (Lieder, welche die Stimmung schildern, die dem Kreuzfahrer ziemt):

„Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth
Und keusche Sitte;
So kann man Heil und alles Gut
Erwerben damite ꝛc."

Reinmar der Alte (mit seinem Familiennamen wahrscheinlich: von Hagenau), lebte am Hofe zu Oestreich. Das Minneglück mit der Lust des Maies, den Minneschmerz mit der Traurigkeit des Winters zusammenzustellen, wurde nach ihm eine Gewohnheit fast aller Minnesänger.

„Als ich das grüne Laub ersah,
Zog alles Herzeleid dahin.
Nicht Laub allein, auch sie war da,
Im Herzen mir die Herrscherin.
Nun bin ich gar so wohlgemuth.
Soll mich nicht alles dünken gut,
Was sie mir thut?

Da kam auch sie, die mir das Weh,
Mir alle Herzenstrübniß nahm,
Die mir die Sorgen, die nur je
Mich quälten, löste wundersam.
Vor ihrer Güte flieht das Leid:
Zum Freunde ist sie mir bereit
Trotz aller Neid.

Ich sah sie auf der Haide all,
Sah stehn die Wonneblümlein roth,
Das Veilchen, drum die Nachtigall
Ganz überwindet ihre Noth.
Gewichen ist, was uns bezwang,
Vergangen ist der Winter lang,
Laut tönt Gesang.

Nun mag mir Leides nicht geschehn,
Gar sorgenlos kann ich drum sein.
Die Hoffnung hilft mir's überstehn;
Sie werde ruhn im Arme mein.
Ihr argen Leut', bei eurer List,
Sagt doch, wie's so gekommen ist
In kurzer Frist!"

Von Reinmar sind auch sog. Botenlieder: dialogische Lieder, in denen Liebende durch einen Boten Nachricht fordern oder empfangen. — Wolfram von Eschenbach (§. 35) dichtete sog. Wächterlieder, d. i. Lieder, in denen die Liebenden, durch einen Wächter gemahnt, sich zur Trennung entschließen.

Walther von der Vogelweide, der bedeutendste Minnesänger, stammt aus einer wenig bemittelten edlen Familie. Sein Geburtsort ist unsicher. Am meisten wahrscheinlich ist, daß er in Tyrol geboren, wo „Vogelweide" der Name einer kleinen, dem fürstlichen Hause lehenspflichtigen Besitzung war. (Andre nehmen Franken an.) Walther lernte in Oestreich, wo vielleicht Reinmar der Alte sein Meister war „singen und sagen", und führte dann ein wanderndes Leben. Er begleitete seine Lieder mit der Geige und trug sie auf den Burgen, auch vor dem Volke vor. Er stand mit vielen weltlichen und geistlichen Fürsten in Verbindung: mit dem östreichischen Herzog Friedrich I., dessen Tod 1198 er in rührenden Liedern besang; mit König Philipp und Kaiser Otto IV. mit dem Landgrafen von Thüringen und dem Markgrafen von Meißen. Aus der Zeit nach der Doppelkaiserwahl, seit 1198, stammen seine politischen Lieder und Sprüche an Kaiser, Fürsten und Papst. Unter Kaiser Friedrich II. wurde ihm ein lang ersehntes Glück zu Theil. Zum Zuchtmeister des achtjährigen Sohnes des Kaisers eingesetzt, wurde er (c. 1220) mit einem kleinen Hofe belehnt, „dem Hofe zu Würzburg", so daß

er seitdem nicht mehr als Fahrender, sondern „vom eigenen Hofe“ ausritt. Er machte 1127 den Kreuzzug mit dem Kaiser mit. Ueber 1228 reicht kein Lebenszeichen von ihm. Begraben wurde er im Lustgarten des neuen Münsters zu Würzburg. — Seine Jugendlieder sind voll heiteren Vertrauens. In einem Loblied auf das deutsche Vaterland heißt es:

„Lande hab ich viel gesehn,
Nach dem Besten sah ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wollt' ich lügen, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Engelrein und gut die deutsche Frau,
Thöricht, wer sie schelten kann!
Keiner je des Thoren Rede trau!
Tugend, reine Minne,
Wer die wünscht zu sehn,
Her in unsre Lande muß er gehn,
Da ist Wonne viel darinne.“

Kraftvoll sind Lieder und Sprüche an Kaiser, Fürsten und Papst. Als Innocenz III. 1210 über Otto IV. den Bann sprach, nachdem er ihn Jahres vorher gekrönt hatte, dichtete Walther unter anderen folgenden Spruch:

„Herr Papst, ich bin noch nicht besorgt,
Nach Pflicht hab ich euch stets gehorcht.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser unterthan zu sein;
Ihr selber segnetet ihn ein,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch eures Spruches!
Ihr sprachet: „wer dich segnet, sei
Gesegnet! wer dir fluchet, der erfahre
Das volle Maß des Fluches!“
Um Gott bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre.“

Thomasin von Zerkläre (§. 49) beklagte den Schaden, den die Kirche dadurch erlitten, daß Walther rückhaltlos gegen Papst und Geistlichkeit aufgetreten: „er habe tausend Mann bethört, daß sie haben überhört Gottes und des Papstes Gebot.“ Walther's großes Kreuzlied fängt an:

„Nun erst lebe ich mir werth,
Seit mein sündig Auge sieht
Das hehre Land und auch die Erd',
Der man viel der Ehren giebt.
Mir ist geschehn, worum ich bat,
Ich bin kommen an die Statt,
Wo Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, reich und hehre, —
Was ich deren je gesehn,
Du bist ihrer aller Ehre.
Was ist Wunders hier geschehn!
Daß eine Magd ein Kind gebar,
Herrlich über aller Engel Schaar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei:
Hier ließ er sich dann verkaufen,
Daß wir, Knechte, würden frei.
Ohn' des Herren Kreuz und Dorn
Wären wir ja ganz verlorn!
Weh Euch, Heiden, in eurem Zorn.

Daß er unser sich erbarme,
Litt er hier den grimmen Tod,
Der viel Reiche für uns Arme,
Uns zu lösen von der Noth.
Wunder ist es, allzugroß,
Daß es ihn nicht doch verdroß,
Daß er uns in Huld umschloß.“

Das Gedicht geht zur Schilderung des jüngsten Tages über und schließt dann:

„Traget wohl in euren Sinnen
Alles, was ich sprach zu euch.
Nehmt auch dieses noch von hinnen,
Was ich nun zum Schlusse reich':
So viel Wunder, viel und groß,
Wie der Herr der Welt beschloß,
Dieses Land ist aller Schooß.
Alle, Juden, Christen, Heiden,
Sagen: hier ihr Erbe sei.
Gott wird diesen Streit entscheiden,
Er durch seine Namen drei.
Mag hier streiten alle Welt!
Rechten Orts sind wir gestellt,
Gott dies Land uns vorbehält." —

Als Zeitgenossen sind zu erwähnen: Friedrich von Hausen, Heinrich von Morungen, Ulrich von Singenberg. — Unter den Dichtern, die auch nach 1220 seine Formen bewahrten, sind zu merken: Otto von Botenlauben, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg (§. 39), von welchem letzteren, außer Minneliedern in sehr gewählten zierlichen Formen, auch das didaktisch allegorische Gedicht „Die goldene Schmiede" ist. (Der Dichter will „in seines Herzens Schmiede ein Gedicht aus Golde schmelzen und des Karfunkels leuchtenden Geist einfassen, ihr, der hohen Himmelskaiserin, zu Ehren." Das Gedicht bewegt sich in einer Ueberfülle von Bildern.) — Im Ganzen sind Lieder von 160 Minnesängern bekannt. Darunter fürstlichen Standes: Kaiser Heinrich VI. († 1197), König Konrad der Junge (vielleicht Konradin † 1268). Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), König Wenzel von Böhmen († 1305), Markgraf Otto IV. von Brandenburg († 1308).

§. 48. Entartung des Minnegesanges.

Die Entartung des Minnegesanges trat seit 1220 ein: einerseits durch Nithart und Tanhäuser, welche den ritterlichen Gesang zur roheren Art der sog. höfischen Dorfpoesie erniedrigten; ferner durch Ulrich von Lichtenstein, der im „Frauendienst" die Minne als Karikatur zeigte.

Höfische Dorfpoesie nennt man die Richtung des Minnegesanges, die seit 1220 von Personen ritterlichen Standes ausgehend, besonders für die Bauern bestimmt war. Bauern und Bäuerinnen sollten zu Scherz und Festen, zu Tanz und Reigen aufgefordert werden. Schilderung dieser Feste, Erzählung von Abenteuern dabei (Neckereien, Schlägereien, Liebeshändel, Schmausereien) machen den Inhalt der Lieder aus. — Nithart, ein bairischer Ritter, nach dem Dorfe, das er als Lehn besaß, „von Reuenthal" (Riuwental) genannt, trieb sich in seiner Heimath herum, verthat seine Habe, wanderte dann nach Oestreich, wo Herzog Friedrich II. ihn aufnahm und mit einer Burg belehnte, † um 1245. Seine Lieder, die er am Hofe und auch den Bauern selbst vorsang, machten ihn allgemein bekannt; und es währte nicht lange, daß alle ausgelassnen und anstößigen Lieder, wie sie die „fahrenden" Leute seitdem in Menge sangen, nach ihm benannt wurden. (Später verwechselte man mit ihm einen Ritter ähnlichen Charakters, Nithart Fuchs, der am Hofe Herzogs Otto des Fröhlichen von Oestreich c. 1320 als Lustigmacher lebte.) — Tanhäuser wird in der späteren Volkssage ein „fränkischer" Ritter genannt. Ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. Es gab verschiedene edle Geschlechter des Namens, über viele Länder des südlichen Deutschlands verbreitet. Tanhäuser führte ein leichtes Leben, kam weit in der Welt herum, hatte Noth und Ungemach zu erfahren, hatte sich immer mit leichtem Sinn und Lebensgeschick wieder emporgeholfen, hatte von vielen Fürsten und Herren vorübergehend Gunst genossen, bei Friedrich II. von Oestreich, Otto von Baiern, Ottokar von Böhmen u. a. Am Ende seiner Tage verzichtete er auf die Treue des Glückes, und wandte sich in guten Stunden zur Buße, † um 1270. An seinen Namen knüpft

sich folgende Sage: Der fränkische Ritter Tanhäuser wollte nach der Wartburg ziehen. Da kam er an dem Hörselberg vorüber, und Frau Venus, die vor demselben stand, verlockte ihn, in den Berg zu ihr zu kommen. Nachdem er lange Zeit bei ihr geweilt, betete er reuig zur heiligen Jungfrau, und es gelang ihm, einen Ausgang zu finden. Er pilgerte darauf nach Rom, Papst Urban IV. um Vergebung flehend, empfing jedoch die Verdammung mit den Worten: daß ihm die Sünde nicht vergeben werde, bis dieser dürre Stab blühe. Verzweifelnd zog er in den Venusberg zurück. Da jener Stab aber nach drei Tagen blühte, schickte der Papst aus, ihn zurückzurufen. Tanhäuser war nirgend zu finden. Seitdem wandelt vor dem Venusberg der getreue Eckart und warnt jeden, der etwa hineingerathen könnte. Der Papst aber wurde von Gott verdammt. — Verwandte Dichter sind Gottfried von Nifen c. 1250; später Johann Hadlaub c. 1300.

Ulrich von Lichtenstein (um 1200 zu Lichtenstein in Steier geboren, † 1276) erzählte sein Leben in einem den Frauen gewidmeten großen Gedichte Frauendienst, das er 1255 vollendete. Inhalt. Schon als Knabe lernte Ulrich, daß wahrer Werth nur im Dienste einer hohen Frau erworben werde. Zwölf Jahre alt, wählte er eine Herrin und diente ihr als Edelknabe. Durch den Willen seines Vaters von derselben getrennt, in ritterlichen Uebungen und in der Kunst süße Worte zu sagen geübt, sah er sie erst wieder, als er schon zum Ritter geschlagen wurde (1223). Er ließ ihr seine Dienste antragen, sie aber verschmähte ihn seiner Häßlichkeit wegen: er hatte eine wulstige Lippe, so daß er drei Lippen zu haben schien. Zum Wundarzt nach Gräz gehend, ließ er sich operiren, empfing aber doch nicht Erhörung bei seiner Dame. Nichts desto weniger kämpfte er in allen Turnieren für sie. Als ihm einmal in ihrem Dienst ein Finger beschädigt wurde, machte er dies vor seiner Herrin als Großthat geltend. Weil sie aber darin nichts fand, da die Wunde geheilt sei, ließ er den Finger abhauen und sandte ihn ihr in zierlichem Futteral, eine That, die sie einem vernünftigen Menschen nicht zugetraut hätte. Da sann er auf neue großartigere Beweise seines ritterlichen Dienstes. Von Venedig aus, wohin er gegangen war, verkündete er allen Rittern in Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steiermark, Oestreich und Böheim, daß die Minnegöttin und Königin Venus, vom Meere aufsteigend, zu ihnen kommen und sie Frauendienst lehren werde. Wer sich nicht stelle, werde in die Acht der Minne erklärt; wer einen Speer auf sie versteche, bekomme ein Wunderringlein, das die Huld seiner Geliebten ihm bewahre; wer die Göttin selbst niederstehe, bekomme alle ihre Rosse. Sie selbst werde nicht Antlitz, nicht Hände sehen lassen und mit Niemand reden. Auf diese Ankündigung zog er, mit glänzenden Frauenkleidern angethan, von zwölf Knappen begleitet, unter phantastischem Pomp, durch die genannten Lande, hielt überall Rennen, Turniere, Festlichkeiten zu Ehren seiner Dame, verstach im Ganzen 307 Speere, und verschenkte 271 Ringe. Seine Dame neckte ihn unterdessen. Einmal schickte sie ihm zum Zeichen ihrer Huld einen Ring, dann forderte sie ihn wieder zurück; hernach ließ sie ihn zu sich auf die Burg kommen, aber nur um ihn zum Gelächter Aller, die es sahen, wieder fortzujagen. Endlich, nachdem sie ihm den bösesten Spott angethan, den er selbst nicht erzählen will, sagte er sich von ihr los und wählte eine andere Dame, in deren Dienst er nun auf neue abenteuerliche Thaten dachte. Er verkleidete sich als König Artus, der aus dem Paradiese gekommen und die Tafelrunde wieder herstellen wolle. Die Züge in dieser Gestalt fanden im Jahre 1240 statt. Unterdessen war er seit langem vermählt, mit einem lieben Gemahl, wie er sich ausdrückt. Sein abenteuerndes Leben erfuhr eine kurze Unterbrechung, als er (1246) in seinem Schlosse Frauenburg überfallen, gemißhandelt und gefangen gesetzt wurde. Seine Frau und Kinder mußten von dem Schlosse nach Lichtenstein ziehen. Erst nach Jahresfrist sorgte Kaiser Friedrich II.,

daß er aus seiner Haft befreit wurde. Um alles Ungemach, das er erfahren, tröstete ihn nun sogleich wieder der Dienst der erwählten Dame, der zu Ehren er noch manches schöne Lied sang. — Von Ulrich von Lichtenstein existirt ferner unter dem Titel Frauenbuch ein dialogisch gehaltenes Gedicht, worin ein Ritter und eine Dame sich gegenseitig den Verfall des ritterlichen Lebens vorhalten.

§. 49. Didaktische Poesie 1200—1300.

Die didaktische Poesie erfuhr seit 1200 reiche Pflege: der Windsbecke und die Windsbeckin (oder „des Vaters Lehre" und „der Mutter Lehre"); der welsche Gast von Thomasin von Zerkläre; Bescheidenheit von Freidank; Fabeln und didaktische Erzählungen von Stricker; der Renner von Hugo von Trimberg.

Der Windsbecke (c. 1210) ist von einem bairischen Dichter aus dem Geschlecht derer von Windsbach (daher der Titel des Gedichts). Es enthält Lehren eines Vaters an seinen Sohn. Gott lieben, den Trug der Welt meiden, unbekümmert um die bösen Zungen, in allem Ritterlichen gewandt, ohne Neid und Haß, nicht dem Müßiggang und Spiel ergeben, im Hause milde und züchtig: das der Hauptinhalt. Die Windsbeckin ist eine spätere Nachahmung, in welcher eine Mutter ihre Tochter unterweist. — Thomasin von Zerkläre, aus einem edlen Geschlecht in Friaul, Dienstmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, nannte sein Lehrgedicht (1215) den „welschen Gast". Sich selbst, den in Italien Gebornen, bezeichnet er als Gast in Deutschland. Er findet in der Beharrlichkeit (Stäte) alle Tugenden, in der Unbeständigkeit (Unstäte) alle Untugenden begründet. — Ueber Freidank (Vrîdanc) ist sonst nichts bekannt, auch nicht, ob er Dichter oder Ordner der unter dem Titel „Bescheidenheit" (d. h. Unterweisung, Bescheidung) zusammengestellten Sprüche, Fabeln und lehrhaften Betrachtungen ist. Nach W. Grimm's Vermuthung, die vielfach angefochten ist, wäre „Freidank" ein von Walther v. d. Vogelweide angenommner Name. In Freidank's „Bescheidenheit" erscheint in geistvoll volksthümlicher Weise die edelste Spruchweisheit jener Zeit. Unter den Sprüchen sind viele religiösen Inhalts.

„Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang."
„Wer für diese kurze Frist
Des ew'gen Heils vergißt,
Der hat sich selbst betrogen:
Er bauet auf den Regenbogen."
„Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren,"

„Wer Gott liebt, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll."
„Wer lebt in Gottes Gebote,
In dem ist Gott und er in Gotte."
„Wer mit Sünden sich beladen,
Deß Herze wird in Reue baden."
„Wie groß sei Jemands Missethat,
Gott dennoch größre Gnade hat."

Häufig spricht Freidank von der Hoffarth z. B.

„Hoffarth, der Hölle Königin,
Will zu allen Leuten hin.
Wie gut oder böse er sei,
Sie läßt doch Niemand frei."

„Hoffarth zwingt den kleinen Mann,
Daß er auf den Zehen muß gahn."
„Hoffarth ist der Seele Noth:
Die stirbt um sie den ew'gen Tod."

Sprichwörtliche Kraft haben viele Reimpaare z. B.

„Heute lieb, morgen leid:
Das ist der Welt Unstetigkeit."
„Begrabner Schatz, versteckter Sinn,
Von denen hat Niemand Gewinn."

„Des Jungen Lob sich mehret,
Wenn er den Alten ehret."
„Glück ist ganz wie ein Ball:
Wer steigt, der fürchte, daß er fall!"

„Wer seines Mundes hat Gewalt,	„Das Jahr geht hin, der Tod geht her:
Der mag in Ehren werden alt."	Der wird uns bekämpfen ohne Speer."

Freidank's Darstellung erweitert sich oft zu längeren zusammenhängenden Betrachtungen, die durch Gleichnisse erweitert werden. Das Werk stand Jahrhunderte lang in hohem Ansehen („die weltliche Bibel" genannt), wurde von verschiedenen Dichtern wieder bearbeitet und herausgegeben, von Seb. Brant u. a. — Stricker (Dichter des „Pfaffen Amis" §. 40) schrieb Fabeln in anmuthiger Breite. — Hugo von Trimberg, Schulmeister zu Theuerstadt, Vorstadt Bambergs, † 1309. Der „Renner" ist ein satirisch moralisches Gedicht, in welchem Sprüche, Fabeln, Gleichnisse mit einander wechseln. Den Namen „der Renner" erklärt eine spätere Handschrift dadurch, daß das Buch „in alle Lande rennen" solle. Vielleicht wollte der Dichter die Planlosigkeit seines Gedichtes, das, wie ein flüchtiges Roß, bald hierhin, bald dorthin renne, andeuten. — Außer den Lehrgedichten „Windsbecke" und „Windsbeckin", welche die Anschauungsweise des Ritterthums aussprechen, zeigt sich in den andern genannten Dichtern ein allmälig stärker hervortretender Kampf gegen das Ritterthum. Thomasin von Zerkläre wendet sich gegen die Poesie der Ritter: „die Abenteuer im Parzival, Erek, wie sie in Lüge gekleidet sind, seien wohl gut, des Kindes Gemüth zu erfreuen; wer aber mehr verstehen kann, soll die Zeit nicht mit Abenteuern verlieren, sondern der Lehre guter Zucht und Wahrheit nachstreben." Freidank kämpft darauf vom religiösen Gesichtspunkte gegen den Herrendienst:

„Der Kaiser sterben muß, wie ich,	Mag er doch keins abwehren;
Ich halte für seinen Gefährten mich.	Dem will ich Huld nie schwören.
Welch Herre sterben muß, wie ich,	Deß eigen will ich gerne sein,
Wie möchte der wohl trösten mich?	Der der Sonne giebt den Schein.
Wenn mich das Fieber überfällt	Der Alles weiß, eh' es geschehn,
Und ihn das Zahnweh niederhält,	Dem soll man Ehre zugestehn."

Stricker klagt ferner über die Sittenlosigkeit des ritterlichen Lebens. Hugo von Trimberg endlich sucht das Ritterthum lächerlich zu machen: „Gott möchte selber lachen, könnte es sein, wenn seine Puppenmännlein auf Erden so wunderlich leben, wie sie gegen einander streben mit langen Speeren. Mancher Dumme hat vom Tiostiren und Turnieren Leib, Seele und Gut verloren. Der Teufel schürt dazu, und der Welt Dummheit ist leider so groß."

Der religiös moralische Ernst, der sich in diesen didaktischen Dichtungen zeigt, weckte gleichzeitig die ersten Proben deutscher Prosa. Muster inniger Frömmigkeit, reinen Gottes- und Pflichtbewußtseins sind religiös moralische Abhandlungen des Franziskanermönchs Bruder David (aus Augsburg, † 1271); ferner Predigten des Franziskanermönchs Berthold Lech (gewöhnlich „Bruder Berthold aus Regensburg" genannt, † 1272). — Aus derselben Zeit stammen auch die ersten schriftlichen Prosadarstellungen deutscher Sitten und Rechte, namentlich der Sachsenspiegel von Eike von Repkow („Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt: Denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt, Wie in einem Spiegel die Frauen Ihr Antlitz mögen beschauen." S. §. 3); ferner der Schwabenspiegel (muthmaßlich von Bruder David) 2c.

§. 50. Sängerkrieg auf der Wartburg.

Aus der Zeit gegen 1300 stammt ein lyrisch didaktisches Gedicht in dialogischer Form, die Erzählung eines Sängerkampfes, wie er 1206 auf der Wartburg stattgefunden haben soll.

Das Gedicht, von einem unbekannten Verfasser, gehört in die Zeit des Verfalles der Minnepoesie. Es enthält Strophen voll empfindungs- und phantasieloser

Reimereien. **Inhalt.** Sieben Dichter, unter denen Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Reinmar von Zweter, sind auf der Wartburg zu einem Sängerstreit über die Vorzüge des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Herzogs Leopold von Oestreich versammelt. Wer im Kampfe für überwunden erklärt wird, soll durch Henkers Hand sterben. Heinrich von Ofterdingen, der das Lob Leopold's von Oestreich sang, verlor den Sieg gegen Walther von der Vogelweide, der den Landgrafen Hermann pries. Da rief der Ueberwundene, über Ungerechtigkeit des Spruches klagend, den Zauberer Klingsor aus Ungarland zu Hilfe, der in der Magie wohl erfahren und mit dem Teufel im Bunde stand. Jetzt wurden Klingsor und Wolfram von Eschenbach die Hauptkämpfer, welche in Räthseln über die Geheimnisse der Philosophie und Religion stritten. Klingsor giebt unter andern folgendes Räthsel auf: Während ein Kind am Ufer eines Sees schläft, bricht die Nacht herein und der Sturm droht, die Wellen über den Damm zu treiben. Den Ruf des Vaters hört das Kind nicht. Dieses erwacht auch nicht, als der Vater ihm einen Ruthenschlag giebt; es verharrt im Schlafe, auch als der Vater sein Horn ertönen läßt, das Kind bei den Haaren ergreift und ihm einen Backenschlag giebt. Da wirft der Vater die Keule nach ihm und während er spricht: „Ezidemon, das Thier sonder Galle, schütze dich; du aber folgtest dem Rath des Luchses, der dich in diesen falschen Schlaf gebracht!" bricht der Damm zusammen und der See verschlingt das Kind. Wolfram von Eschenbach löste das Räthsel: der Vater ist Gott; das Kind jeder Sünder; Gottes Horn die weisen Geistlichen; des Sees Damm die Zeit, die Gott dem Sünder zur Bekehrung giebt; der See die kommenden Jahre; die Stürme die Lebenstage; Ezidemon der Schutzengel; der Luchs der Teufel. Gott straft die Menschen zuerst mit Herzeleid (Ruthenstreich), dann mit Krankheit (Backenschlag), zuletzt mit dem Tode und der Höllenpein. In einem andern Räthsel spricht Klingsor von einem Wurf mit vier Assen, in welchem die vier eine drei und diese drei wiederum den einen Wurf enthält. Wolfram deutet die vier auf das Bild der Offenbarung für Christus: Löwe, Rind, Mensch und Adler (Offenb. Joh. 4, 7), die in der Dreieinigkeit eins sind. Schließlich wird Klingsor überwunden, so daß er mit dem Teufel droht, den er von Toledo und aus Griechenland holen wolle.

Handschriften der Minnelieder. Die Minnelieder, zum singenden Vortrage bestimmt, wurden von den Dichtern nur selten aufgeschrieben. Daß sich so viele erhalten haben, ist zuerst den fahrenden Sängern, welche sie für ihren Gesang mit benutzten, ferner einzelnen Kunstfreunden zu danken, die für ihre Sammlung und Aufbewahrung sorgten. Um 1300 lebte Rüdiger von Manesse, Rathsherr in Zürich, von dem erzählt wird, daß er „Liederbücher sammelte". Mit seinem Namen wird die größte und kostbarste handschriftliche Sammlung bezeichnet: der Manessische oder Pariser Codex. Er enthält Minnelieder von 140 Dichtern auf 426 Folio-Pergamentblättern und ist durch 137 Bilder geschmückt, deren jedes eine Seite einnimmt (Wappen der Dichter, Illustrationen verschiedener Art). Er befand sich in der Schweiz, zuletzt auf der Burg Forsteck bei St. Gallen, wurde 1607 für die kurfürstliche Bibliothek zu Heidelberg angekauft, und kam während des dreißigjährigen Krieges nach Paris. Geringer an Umfang, aber um des höheren Alters wegen wichtiger sind: der **Weingartner Codex**: im Kloster Weingarten gefunden, gegenwärtig in Stuttgart; ferner eine in **Heidelberg** befindliche Handschrift.

Vierte Periode.

Verfall der Poesie unter dem Einfluß des Bürgerstandes 1300—1500.

51. Gründe des Verfalls.

Der Verfall der Poesie, der schon vor 1300 begonnen hatte, setzte sich unablässig fort: 1. weil die großen Stoffe der Poesie erschöpft waren; 2. weil die Kaiser seit Rudolf I., um ihre Hausmacht kämpfend, die Pflege der Poesie versäumten; 3. weil die Kirche sich spaltete, die Geistlichkeit in Unwissenheit und Zuchtlosigkeit entartete, der Sinn für das Hohe im Volke ungenährt blieb; 4. weil unter dem Faustrecht Fürsten und Adel verwilderten; 5. weil der Bürgerstand in den Städten, der einzige Stand, der sich der Poesie annahm, nach seiner Lebensweise und Bildung, zur Förderung derselben nicht befähigt war; 6. weil die im Ganzen herrschende Richtung der Zeit auf das Materielle (Handel, Gewerbe, Entdeckung, Erfindung) ging.

Deutsche Kaiser seit dem Interregnum: Rudolf I. von Habsburg 1273—1291; Adolf I. von Nassau, † 1298; Albrecht I. von Habsburg, von Joh. Parricida 1308 ermordet; Heinrich VII. von Luxemburg, † 1313; Ludwig VI. von Baiern, † 1347; Karl IV. von Böhmen, † 1378; Wenzel von Böhmen, abgesetzt 1400 († 1419); Ruprecht von der Pfalz, † 1410; Sigismund von Ungarn, † 1437 (zu dessen Zeit die Spaltung der Kirche, das große Schisma 1378—1417, auf dem Konzil zu Konstanz zwar beendet, der Abfall von der Kirche seit Joh. Huß aber nicht gehemmt werden konnte). Seitdem aus dem Habsburgischen Hause: Albrecht II., † 1439; Friedrich III., † 1493; Maximilian I., † 1519 (unter dem endlich das Faustrecht gesetzlich aufgehoben, der ewige Landfriede verkündet, das Reichskammergericht eingesetzt wurde).

Bürgerstand. In diesen Jahrhunderten allgemeiner Gesetzlosigkeit war es allein der Bürgerstand, der unter dem Schutze der Städte zu ruhiger Entwicklung und heiterem Genuß seiner Kräfte, in Folge davon auch zur Beschäftigung mit der Poesie gelangte. Gefördert aber konnte die Poesie durch ihn nicht sogleich werden. Der Bürgerstand ist auf materielle Arbeit und Gewerbebetrieb gegründet. Ganz auf dem Boden der alltäglichen Wirklichkeit, bewegen sich seine Lebenserfahrungen in den engsten Schranken; der sinnlichen Noth des Lebens widmet er seine Kräfte; ehr=

bare Ordnung, verständiger Fleiß und Gewissenhaftigkeit sind seine Pflicht. Es war natürlich, daß unter dem Einfluß dieses Standes ein geistig beschränkter, handwerksmäßiger Betrieb der Poesie eintrat. Die Stoffe, in deren Bearbeitung man sich gefiel, wurden der gemeinen Wirklichkeit entnommen. Der niedere Bildungsstand, die Gewöhnung an rohe Sprechweise, der Hang zu Schimpf- und Schmutzreden, entfernte die Poesie von ihrer Sphäre, vom Schönen und Edlen. Dies ist im Allgemeinen die Art, wie sich der Verfall der Poesie zeigte. Der eigentliche Ruhm des Bürgerstandes und dieser Jahrhunderte überhaupt liegt in andern Dingen: in den Entdeckungen und (was Deutschland mehr betrifft) in den Erfindungen (Buchdruckerkunst durch Guttenberg in Mainz 1440), ferner: in der Pflege der Wissenschaften (Prag, die erste deutsche Universität 1348). Hier liegt die Arbeit, durch welche die Fortschritte der Folgezeit jetzt vorbereitet wurden.

Zwei Klassen von Dichtern im Bürgerstande: 1. Dichter von Gewerbe (gernde diet, begehrende Leute), denen die Poesie Erwerbsmittel war. Hierhin gehören die Wappendichter, welche besonders bei Fürsten und Herren verkehrten, die Wappen beschrieben, auslegten und das Lob ihrer Träger besangen; ferner die Pritschmeister, welche bei bürgerlichen Festen, Schützenfesten ꝛc. die Herolde machten, die Festlichkeit selbst und deren Theilnehmer besangen. Pritschmeister hießen sie von der Pritsche, dem klappernden Holz, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Sie trugen das Gewand des Hanswurst. Endlich die Spruchsprecher, welche bei Hochzeiten, Taufen und anderen Festen zugegen waren, die Gesellschaft durch Stegreifsdichtungen erheiterten. Sie nahmen ein Amt ein, das von der Obrigkeit bestätigt wurde, trugen einen weiten Mantel, an der Brust große silberne Schilde. Im Gefolge dieser lustigen und witzigen Gewerbe trat mit der Zeit mancher Unfug ein. Karl V. und Rudolf II. erließen im 16. Jahrhundert Verbote gegen sie, gegen „mancherlei leichtfertig Volk, die sich auf Singen und Sprüche geben". — 2. Dichter, die keinen Erwerb aus der Poesie machten, sie vielmehr neben dem Gewerbe betrieben, das ihnen Unterhalt gab, eine Aristokratie bürgerlicher Dichter. Hierhin gehören die Meistersänger (§. 60).

52. Fortschritt und Blüthe in der Zeit des Verfalls.

Die Zeit des Verfalls der Poesie ist dennoch vortheilhaft ausgezeichnet: 1. dadurch, daß das Gebiet der Poesie erweitert wurde, einerseits indem man die prosaische Rede zur Bearbeitung epischer Stoffe zu benutzen, andrerseits indem man deutsche Schauspiele zu dichten begann; 2. dadurch, daß in einem Zweige der lyrischen Poesie, im sog. Volksliede, eine besondere Blüthe eintrat.

Die Blüthe des Volksliedes in dieser Zeit ist nicht durch äußere Verhältnisse, sondern lediglich aus der unversiegbaren Kraft des deutschen Volkes zur Poesie zu erklären. Während alle herrschenden Richtungen der Zeit von der Poesie abgewandt, das Verständniß derselben völlig verloren war, trat das Volkslied, aus den unteren Schichten, durch nichts Anderes unterstützt, lediglich aus der Tiefe und Innigkeit des Gemüths, aus dem quellenden Reichthum der Phantasie hervor. Mitten in der Zeit des Verfalls, des Absterbens der alten (auf epischer Sage beruhenden) Poesie wurde auf dem Boden der Lyrik ein tieferer Grund zukünftiger Entwicklung gelegt. Die Volkslieder haben auf die Bildung der größten Talente der Folgezeit (Bürger, Goethe, Uhland) den mächtigsten Einfluß geübt (§. 62).

Erster Abschnitt.

Epische Poesie 1300—1500.

§. 53. Uebersicht.

Zur epischen Poesie dieser Periode gehören Werke folgender Art: 1. Wiederbearbeitungen alter Sagenstoffe, 2. Darstellungen geschichtlicher Stoffe, 3. Erzählungen, die auf freier Erfindung oder späterer Ueberlieferung beruhen, und 4. poetische Erzählungen in prosaischer Form.

§. 54. Alte Sagenstoffe.

Unter den Bearbeitungen alter Sagenstoffe sind 1. von der deutschen Heldensage besonders zu bemerken: die Rabenschlacht, Ecken Ausfahrt, Zwerg Laurin, Rosengarten, hörnen Siegfried, die in verschiedenen Handschriften und Drucken, zum Theil auch in einem Sammelwerk, in Kaspar von der Roens „Heldenbuch", enthalten sind; 2. von den Sagen der höfischen Poesie: der Trojanische Krieg, Parzival, Lanzelot u. a. in dem „Buche der Abenteuer" von Ulrich Fürterer; 3. als Bearbeitung der Thiersage: Reineke de Vos.

Deutsche Heldensage. Die Umwandlung, welche die deutschen Sagenstoffe in dieser Zeit erfahren haben, besteht besonders darin: daß der Zusammenhang, zu dem sie früher verbunden waren, aufgelöst; der Ernst und die Großartigkeit der Charaktere und des Schicksals ins Gewöhnliche und Burleske herabgezogen wurden. Als Hauptheld tritt in den meisten dieser Erzählungen Dietrich auf; Siegfried nimmt eine zweite Stellung ein. — Rabenschlacht (Strît vor Rabene). Dietrich befindet sich, auf der Flucht vor seinem Oheim Ermenrich, beim Hunnenkönig Etzel. Um sein väterliches Reich wiederzugewinnen, wird ihm von Etzel Unterstützung gewährt. Auch Etzel's junge Söhne, Scharpfe und Ort, nehmen an dem Zuge, trotz des warnenden Traumes, den ihre Mutter Helche gehabt, theil. Die beiden Knaben finden schon vor Bern (Verona) ihren Tod. Denn als sie hier, dem starken Ilsan zum Schutze anvertraut, zurückbleiben, gerathen sie bei einem Ritte aus der Stadt, durch Nebel in die Irre geführt und von Ilsan getrennt, auf einen abtrünnigen Vasallen Dietrich's, Witege, der sie im Kampfe tödtet. Die Kämpfe vor Rabene (Ravenna), welche Dietrich unterdessen gegen Ermenrich (in dessen Heere sich auch Siegfried befindet), glücklich besteht, dauern elf Tage lang. Als Dietrich darauf den Tod der beiden Söhne Etzel's erfährt, setzt er dem Mörder Witege nach. Dieser aber gelangt fliehend bis an den Strand, wo ihn seine Ahnfrau Waghild in das Meer aufnimmt. Helche und Etzel trauern um ihre Söhne, und nur schwer gelingt es Rüdiger, sie mit Dietrich auszusöhnen. (Das Gedicht, aus der Zeit um 1350 stammend, ist in einer sechszeiligen, frei behandelten Strophe geschrieben.) — Ecken Ausfahrt. Drei Riesen, Fasolt, Ecke und Ebenroth, sitzen in Köln. Von drei schönen Königinnen aufgefordert, zieht Ecke aus, um Dietrich gefangen vor sie zu bringen. Zu Fuß, da kein Roß den ungefügen Mann tragen kann, eilt er nach Bern; da er Dietrich hier nicht findet, nach Tyrol. Kaum begegnen sich die Helden, als sofort ein mörderischer Kampf beginnt, vom Abend die ganze Nacht

hindurch, bis zum Morgen und weit in den Tag. Endlich siegt der Berner und bricht in Klagen über den Tod des Riesen aus, der so rühmlich mit ihm gekämpft habe. Als Dietrich weiter zieht, das Haupt des Todten den Königinnen zu bringen, die jenen ausgesandt hatten, begegnete ihm die Riesenmutter und Schwester, die Ecke's Tod an ihm rächen wollen. Er bahnt sich siegreich den Weg. (Das Gedicht ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem sog. Berner Ton, mit Stollen von 3 Zeilen und einem Abgesang von 7 Zeilen, geschrieben.) — Zwerg Laurin (oder der kleine Rosengarten). Zwerg Laurin war ein mächtiger König im Tyroler Gebirg. Er hatte Simil̃te geraubt, die Schwester Dietleib's, eines Mannen im Gefolge Dietrich's. Als Dietrich nebst seinen Gefährten, Hildebrand, Wolfdietrich, Dietleib, von diesem Zwerge und seinem Rosengarten hörten, den Niemand ungestraft beträte, entschlossen sie sich zu einem Abenteuer mit ihm. Laurin war durch einen dreifachen Zauber stark: Ring, Gürtel und unsichtbar machendes Käppchen. Als er die Verwüstung gewahrte, welche jene Helden sogleich bei ihrer Ankunft im Garten anrichteten, begann ein Kampf, der mit der Vernichtung der Helden zu enden drohte. Nur mit Schlauheit gelang es Hildebrand, einen Waffenstillstand zu bewirken, während dessen er Dietrich mit den Zauberkräften seines Gegners bekannt machte. Als der Kampf wieder aufgenommen wurde, sah sich Laurin schnell des Ringes, Gürtels und auch der Kappe beraubt. In seiner Noth theilte er Dietleib nun mit, daß Similte, die vermißte Schwester, bei ihm und sein Weib sei. Dietleib wurde sogleich der Fürsprecher Laurin's bei Dietrich, und alle Helden gingen in den Berg Laurin's zu einer glänzenden Bewirthung. Als Similte ihren Bruder sah, bat sie ihn, sie aus der Gewalt des Zwerges zu befreien. Unter Heiden zu sein, sei ihr ein Greuel:

„Gern wär ich bei der Christenheit“. Nun laß dein Trauern sein!
Da sprach er aber zu der Maid: Ich nehme dich dem kleinen Mann,
„Similte, liebe Schwester mein, Und sollt es an den Leib mir gahn.“

So leicht war es nicht, Similte zu befreien. Denn Laurin sperrte Dietleib in ein Gemach, den andern Helden gab er einen Schlaftrunk, raubte ihnen die Waffen und legte sie in einen Thurm. Nur durch Similte's Hilfe wurden sie nach mehreren Tagen wieder frei, und mit übermenschlichen Kräften kämpfend, gewannen sie jetzt den Sieg über Laurin, über alle Riesen und Zwerge, die er zu seiner Hilfe entbot. Laurin wurde nach Bern geführt, wo er als Gaukler dienen mußte. (Das Gedicht ist in älteren und jüngeren Bearbeitungen, länger und kürzer vorhanden. Die Bearbeitung, aus der das vorstehende Citat genommen ist, stammt aus dem 14. Jahrhundert.) — Der Rosengarten (oder „der große Rosengarten“). Zu Worms am Rhein herrschte König Gibich, der Vater Kriemhilde's. Kriemhild hatte einen Rosengarten, zu dessen Wächtern zwölf Helden angestellt waren: ihre Brüder, Gunther und Gernot, ferner Siegfried, Hagen, Volker ꝛc. Fände sich ein König, der mit einer gleichen Anzahl Mannen den Kampf mit ihnen versuchen wollte, so versprach Gibich, sein Land von demjenigen, der ihn und die Seinigen überwinden würde, zu Lehen zu nehmen; jedem Sieger wurde ferner ein Rosenkranz und von Kriemhild ein Kuß verheißen. Da ging Dietrich mit seinen Mannen, Hildebrand, Dietleib ꝛc. das Abenteuer ein. Weil seiner Mannen nur elf waren, wurde Hildebrand's Bruder, Ilsan, welcher Mönch geworden, aus dem Kloster abgeholt. Auf die Anrede Hildebrand's „benedicite!“ rief ihm Ilsan entgegen: „führt dich der Teufel schon wieder her?“ Ilsan war ein alter Streitheld, der unter der Kutte noch immer das Sturmgewand trug, mit seinen Klosterbrüdern wie mit reisigen Knechten umging, ihnen Bärte und Ohren zupfte, auch mit Faustschlägen in's Gesicht diente, wenn's nicht nach seinem Willen ging. Als die Helden im Rosengarten

angelangt waren, fanden zwölf Einzelkämpfe statt, in denen allen Dietrich und die Seinen über die Burgunder Sieger wurden. Schließlich kämpfte Dietrich selbst mit Siegfried, der gleichfalls überwunden und nur auf Kriemhilde's Bitten vom Tode gerettet wurde. Das Hauptinteresse bei den umständlich erzählten Kämpfen liegt im Mönch Ilsan, der zuerst sich über die Blumen des Gartens hinwälzt, dann, nachdem er über Volker gesiegt hat, der Kriemhild die zarten Wangen mit dem Barte wund reibt. Gibich giebt sein Reich an Dietrich zu Lehen, und die Helden kehren zurück, Ilsan in's Kloster, wo er die Brüder mit seinen Rosenkränzen blutig ritzt. (Auch von diesem Gedichte sind verschiedene Bearbeitungen seit dem 14. Jahrhundert vorhanden.) — Der hörnen Siegfried. Das Gedicht erzählt von der Jugend Siegfried's, des Sohnes Siegmund's:

„Der Knab war so muthwillig   dazu stark und auch groß,
Daß sein Vater und Mutter   der Dinge sehr verdroß;
Er wollt nie keinem Menschen   sein Tag sein unterthan;
Ihm stand sein Sinn und Muthe,   daß er nur zog von dann."

Bei einem Schmied schlug er das Eisen entzwei, den Ambos in den Boden. Zu einem Köhler geschickt, bestand er Kämpfe mit Drachen, Lindwürmern, Kröten und Ottern. Er häufte Bäume über die Thiere und zündete Alles an. Als die Hornhaut der Thiere zerging, floß ein Bächlein aus dem Brand hervor; der Finger aber, den Siegfried hineintauchte, wurde hörnen. Als er das sah, beschmierte er den ganzen Leib damit, nur die Stelle zwischen den Schultern nicht. Bei König Gibich in den Dienst tretend, warb er um dessen Tochter Kriemhild, die aber von einem Drachen geraubt und auf den Drachenfels geführt wurde. Er gewann sie im Kampf zuerst mit dem Riesen Kuperan, dann mit dem Drachen, und führte sie in ihre Heimath zurück, um mit ihr Hochzeit zu halten. (Das Gedicht ist nur in Drucken aus dem 16. Jahrhundert vorhanden, stammt aber aus der Zeit um 1400.) — Außerdem können erwähnt werden: Sigenot (Kampf Dietrich's und Hildebrand's mit dem Riesen Sigenot; rohe, abenteuerliche Erzählung); Alphart's Tod (Alphart, ein junger Held im Gefolge Dietrich's, findet im Kampf mit Heime und Wittich, die auf Ermenrich's Seite stehen, den Tod); Dietrich und seine Gesellen (Kämpfe derselben mit Riesen und Drachen) u. a. — Kaspar von der Roen stellte in seinem „Heldenbuche" 1472 die meisten dieser Gesänge zusammen, außerdem Bearbeitungen von Ortnit, Wolfdietrich, Herzog Ernst und Hildebrandlied.

Höfische Sagen. Ulrich Fürterer, Maler in München, folgte in seinem „Buch der Abenteuer" (um 1470) meistens französischen Prosaerzählungen.

Die Thiersage hatte seit dem 13. Jahrhundert in den Niederlanden vielfache Bearbeitungen gefunden, zuletzt durch Hinrik van Alkmar. Seitdem ist sie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nach Deutschland zurückgepflanzt: Reineke de Vos in niederdeutscher Mundart, 1498 in Lübeck gedruckt. Muthmaßlicher Verfasser ist Hermann Barkhusen, Stadtschreiber und Buchdrucker in Rostock. (Nach dem Zeugniß Rollenhagen's hielt man früher Nicol. Baumann für den Verfasser, einen Mann, der, aus seinem Amte am Hofe des Herzogs von Jülich durch Umtriebe des dortigen Kanzlers vertrieben, sich durch eine Satire auf den Jülich'schen Hof habe rächen wollen.) Aus diesem Werke flossen hochdeutsche, lateinische, dänische und schwedische Bearbeitungen, auch Goethe's Reineke Fuchs.

§. 55. Geschichtliche Stoffe.

Die poetischen Bearbeitungen geschichtlicher Stoffe zerfallen in 1. Reimchroniken (lifländische, östreichische, meklenburgische); 2. volksliedartige Darstellungen von Zeitereignissen (Schlacht bei Sempach durch Halb-

suter; Krieg Nürnbergs mit Markgraf Albrecht von Brandenburg durch Hans Rosenplüt; Empörung der Wiener gegen Kaiser Friedrich III. durch Michel Beheim; Schlacht bei Murten durch Veit Weber); 3. allegorische Geschichtsdarstellungen (Teurdank und Weiß-Kunig von Maximilian I.).

Die genannten Reimchroniken zeigen im Vergleich mit den §. 27 erwähnten mehr Auffassungsfähigkeit des Geschichtlichen, weniger phantastische Willkür. — Die historischen Kriegs- und Schlachtlieder, an denen diese Periode sehr reich ist, erheben sich zuweilen zu einem kraftvollen Volkston. Die Dichter erzählen Selbsterlebtes. Halbsuter, aus Luzern, half bei Sempach 1386 den Sieg der Eidgenossen über Herzog Leopold von Oestreich erkämpfen. Hans Rosenplüt, aus Nürnberg, stand 1449 und 50 im Heere der Nürnberger gegen die mit Markgraf Albrecht verbündeten 22 Fürsten. Mich. Beheim, aus Sulzbach bei Weinsberg, stand 1462 im Dienste Kaiser Friedrich's III., als die Empörung der Wiener stattfand und die kaiserliche Burg neun Wochen lang belagert wurde. Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, nahm auf der Seite der Eidgenossen an dem Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund 1475 und 76 theil. — Das allegorische Gedicht „Teurdank" ist vom Kaiser Maximilian entworfen, von dessen Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführt. Der löbliche streitbare und hochberühmte Ritter Tewrdanckh (d. h. starker Held) ist Maximilian selbst. Er wirbt um Maria von Burgund, die als Dame „Ehrenreich", Tochter „Ruhmreichs" (Karl's des Kühnen), bezeichnet wird. Auf dem Zuge nach seiner Braut treten ihm Feinde entgegen, die er siegreich bekämpft, die Hauptleute Fürwittig, Unfalo und Neidelhart. Sie repräsentiren den jugendlichen Vorwitz, das Unglück und die Eifersucht der Zeitgenossen. Nachdem Teurdank die Hauptleute überwunden hat, werden sie schließlich noch vor Gericht gestellt. Der Provoß der Königin von Burgund spricht:

„Herr Richter, und ihr Beisessen,
Ihr habt die Klage hören lesen,
Die betrifft meine Frau, die Königin.
Darum sie mich hat gesandt hin,
Euch anzuzeigen hier dabei
Den Bund, den die Hauptleute drei
Haben zu Nachtheil vorgenommen
Ihrem Reich, daß nicht soll kommen
Darein ein Held, der mannhaft sei.
Daraus ihr leichtlich wohl und frei
Habet gar gut zu ermessen,
Daß sie ihre Pflicht ha'n vergessen,
Womit sie ihr verbunden sind.
Wenn ihr sie ungerecht befind't,
So begehr ich zu erkennen
Mit Recht, und drei Pön zu nennen,
Womit sie sollen werden gestraft
An dem Leib, damit die Gesellschaft
Sich hinfort vor solcher That hüt'.
Ich hoff, daß ihr's nicht anders thut rc."

Die drei Hauptleute vertheidigen sich gegen die Anklage; aber vergeblich. Die Richter verurtheilen sie zum Tode. (Die allgemeine Tendenz, die durch das Gedicht geht, besteht in dem Gedanken, daß zum Genuß der Liebe und Ehre ein Held nur dadurch gelangt, daß er den Vorwitz seiner Jugend, die unverhofften Schläge des Schicksals und den Neid seiner Feinde überwindet.) — Der „Weiß-Kunig" ist prosaisch abgefaßt, nach des Kaisers Entwurf von Marx Treitzsauerwein bearbeitet. Das Werk zerfällt in drei Theile: 1. Heirath und Krönung Kaiser Friedrich's III.; 2. Maximilian's Jugend bis zu seiner Vermählung; 3. dessen Regierung. Die beiden Kaiser werden, Friedrich III.: der Alt-Weißkunig, Maximilian: der Jung-Weißkunig genannt. Die anderen Herrscher werden allegorisch nach den Kennzeichen und Farben ihrer Wappen vorgeführt: Der König von England als Rothkunig, der von Frankreich als Blaukunig, der Doge von Venedig als König vom Fisch.

§. 56. Neue epische Stoffe.

Unter den epischen Gedichten späterer Ueberlieferung und freier Erfindungen lassen sich unterscheiden: 1. Nachklänge höfischer Epik (Diokletian's Leben oder die sieben weisen Meister von Hans der Büheler; Ritter Staufenberg von einem unbekannten Dichter; die Mörin von Hermann von Sachsenheim); 2. sog. Schwänke, d. h. kleinere Erzählungen, Abbilder der gemeinen Wirklichkeit („der Pfaffe von Kalenberg" von Philipp Frankfurter; Schwänke verschiedenen Inhalts von Hans Rosenplüt und Hans Folz).

Hans der Büheler, um 1400, stand im Dienste des Erzbischofs von Köln. Der Stoff zu Diokletian's Leben, der aus dem Indischen stammt, und in fast allen Sprachen, alt- und neupersisch, arabisch und neugriechisch, lateinisch und französisch, bearbeitet ist, wurde auch in Deutschland außerordentlich beliebt (§. 57). Der Sohn des römischen Kaisers Pontianus aus erster Ehe, Diokletian, wird fern vom Hofe von sieben weisen Meistern erzogen. Als er wieder an den Hof kommt, faßt die Kaiserin, seine Stiefmutter, Liebe zu ihm, und da er dieselbe nicht erwidert, schwärzt sie ihn bei seinem Vater an. Die sieben weisen Meister hatten aus den Sternen ersehen, daß Diokletian sterben müsse, wenn er bis zum siebenten Tage nur ein einziges Wort spräche. So konnte er sich gegen die Verleumdungen seiner Stiefmutter nicht vertheidigen, und der Kaiser verurtheilte ihn zum Tode. Nachts reizte die Kaiserin ihren Gemahl durch eine Erzählung, aus der er inne wurde, wie oft ein böser Sohn das Verderben seines Vaters wird, und er beschloß, den Sohn schon am nächsten Tage sterben zu lassen. An diesem Tage aber erzählt Einer der sieben Meister eine Geschichte von einer Frau, die ihren Mann zu unüberlegten Handlungen reizt, und er schob die Hinrichtung auf. In den sechs folgenden Nächten und Tagen folgen nun noch sechs Erzählungen der Frau und sechs der anderen Meister, die den Kaiser fortwährend unschlüssig erhalten, bis endlich nach dem siebenten Tage durch den Sohn selbst die Falschheit der Kaiserin aufgedeckt wird, die nun den Feuertod erleidet, während Diokletian nach dem Tode seines Vaters Kaiser in Rom wird. — Ritter Staufenberg, ein durch Schönheit in dieser Zeit ausgezeichnetes Gedicht, dessen erster Druck aus der Zeit um 1480 stammt. (Zur Messe reitend, gewahrt der Ritter Peter von Staufenberg ein überirdisches Weib, zu dem er sich in Liebe hingezogen fühlt. Sie verspricht ihm alles Glück der Welt unter der Bedingung, daß er sich nie vermähle. Da der Ritter das Versprechen leistet, so fällt ihm alle Lust und alles Glück des Lebens durch jenes wunderbare Weib zu. Er wird reich, geehrt und gerühmt in der Welt. Seinen Verwandten scheint, daß ihm nichts, als ein ehelich Gemahl fehle. Durch die Aufforderungen derselben wird er bald so sehr belästigt, daß er sich bei der zauberhaften Frau Rath erholt; und diese sagt ihm, daß er sich dadurch helfen solle, zu erklären, er habe schon ein Weib. Da geschieht es, daß er vor allen Rittern auf einem Turniere sich so sehr auszeichnet, daß der König ihm seine Nichte zur Gemahlin geben will. Auf seine Erklärung, daß er schon ein Gemahl habe, drohen ihm die Pfaffen mit ewiger Verdammniß, wenn er den Bund mit dem Bösen nicht löse. Endlich läßt er sich überreden. Da erscheint an seinem Hochzeitstage ihm durch das Zauberweib die Ankündigung, daß er in drei Tagen sterben werde. Er stirbt; und sein junges Gemahl, die sich an seinem Tode schuld glaubt, geht in's Kloster.) Die Erzählung ist seitdem ein beliebter Stoff der Volkstradition. — Hermann von Sachsenheim war ein schwäbischer Ritter, dessen Dichtungen aus der Zeit um 1450 stammen. Die Mörin. Der Dichter erzählt von einem

Spaziergang, den er zur Sommerzeit im Walde machte; da wurde er von einem Greise und einem Zwerge gebunden und zur Frau Venus gebracht. Eine Mohrin (Mörin) beschuldigte ihn, sich durch Treulosigkeit an der Göttin vergangen zu haben; und der Dichter mußte ein Gericht bestehen, in welchem der Gemahl der Frau Venus, Herr Tanhäuser, den Vorsitz führte. Nachdem der Dichter für schuldig erklärt ist, appellirt er an Frau Aventüre, und wird schließlich freigesprochen. (In einem andern Gedichte von Hermann von Sachsenheim: „des Spiegels Abenteuer", treten Frau Treue und Königin Aventüre in ähnlicher Weise allegorisch auf.) — Phillip Frankfurter, ein sonst unbekannter Dichter, lebte um 1380 in Wien. Sein „Pfaffe von Kalenberg" ist eine Nachfolge des „Pfaffen Amis" (§. 40). Ein Student, Wigand von Theben, will mit einem großen Fisch dem Herzog von Oestreich ein Geschenk machen. Der Pförtner aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er das Gegengeschenk dafür mit ihm theilen wolle. Der Spaß, daß sich der Student nun eine Tracht Prügel als Lohn erbittet, erwirbt ihm des Herzogs Gunst. Er wird Pfarrer in Kalenberg und treibt die jämmerlichsten Streiche und Unsittlichkeiten zum Hohne seiner Gemeinde, seines Amtes, seiner Vorgesetzten und des Herzogs selbst. — Die Schwänke von Hans Rosenplüt und Hans Folz gehören ebenso der niedrigsten Sphäre entsittlichten Lebens und gemeinen Volkswitzes an. — Hierhin gehört ferner von Heinrich Wittenweiler (aus dem südlichen Deutschland c. 1450) das grobkomische Gedicht: der Ring. Erzählung von der Liebe, Verlobung und Hochzeit eines Bauernpaars, der Bertschi Triefnas und der Mätzen Rurenzumpf. Der Dichter flicht in die Erzählung zugleich eine Lehrtendenz. Im ersten Theil will er lehren hofiren mit Stechen und Turnieren, mit Sagen und Singen; im zweiten, wie ein Mann an Seele und Leib und gegen die Welt sich halten soll; im dritten, wie man in Kriegsnöthen am besten fährt.

§. 57. Episches in Prosa.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bediente man sich für epische Stoffe auch der prosaischen Rede, indem man 1. die Verse epischer Poesie in Prosa auflöste (Herzog Ernst; Wigalois; die sieben weisen Meister); 2. indem man prosaische Erzählungen aus fremden Sprachen übersetzte (aus dem Lateinischen: die Thaten der Römer; aus dem Italienischen: die Novellen des Boccaccio; aus dem Französischen: die Romane Melusine, Hug Schapler, Pontus und Sidonie 2c.).

Die Prosa-Erzählungen bilden die Anfänge der sog. „Volksbücher". Viele von den Prosa-Erzählungen, die §. 74 zusammengestellt werden, mögen am Ende dieser Periode bereits existirt haben, wenn auch so frühe Handschriften und Drucke nicht erhalten sind. — Thaten der Römer (Gesta Romanorum) ist der Titel einer Sammlung von Anekdoten, Novellen, Märchen und Legenden, die, auf älteren Sammlungen beruhend, muthmaßlich um 1400 in lateinischer Sprache zusammengestellt und später auch in's Deutsche übertragen wurden. Mit der Geschichte der „Römer", wie der Titel vermuthen läßt, stehen sie in keinem Zusammenhang. Es sind märchen- oder novellenartige Erzählungen von Ereignissen, welche meistentheils die sittenlosen Zustände der damaligen Zeit anschaulich machen. In den „Thaten der Römer" findet sich unter anderen die älteste Bearbeitung der Erzählung, die später zu dem Volksbuch von Fortunatus ausgebildet worden ist: von dem Glücklichen, den Fortuna durch einen nie leeren Goldseckel und durch ein Wunschhütlein auszeichnet, das ihn zu jeder Zeit an jeden beliebigen Ort bringen konnte. — Aehnlichen Inhalts sind die unter dem Titel Decamerone zusammengestellten

Novellen Boccacio's (geb. 1313, † 1375), die in deutscher Uebersetzung zum ersten Mal 1472 gedruckt wurden. Aus Boccaccio sind unter anderen: die Erzählung von den drei Ringen, die Lessing in Nathan dem Weisen zur Parabel ausgebildet und auf die drei Religionen bezogen hat; die Erzählung von Griseldis, der Bauerntochter, welche Walther, Markgraf von Saluzzo, zur Gemahlin nahm, demnächst aber Jahre lang unmenschlich prüfte und versuchte, bis er sich von ihrer Tugend und Treue hinlänglich überzeugt hielt. — Eine sehr ergiebige Quelle für die deutschen Volksbücher boten ferner die französischen Prosaromane. Melusine (1456 von Thüring von Ringoltingen übersetzt). Melusine war eine Tochter der Fee Perssine und des Königs Elimas von Albanien. Durch einen Fluch ihrer Mutter geschah es, daß sie alle Sonnabend von der Hüfte abwärts in eine Schlange verwandelt wurde. Graf Raimond von Poitou vermählte sich mit ihr. Aber der Fluch ihrer Mutter wirkte weiter, so daß sie lauter mißgebildete Kinder gebar. Da vermuthete ihr Gemahl, daß sie ihm untreu sei. Und weil sie immer des Sonnabends sich vor ihm nicht sehen ließ, belauschte er sie einst an diesem Tage im Bade. Da verschwand sie ihm sogleich für immer und ließ sich seitdem in ihrem Schlosse Lusignan nur sehen, wenn einer ihrer Nachkommen sterben sollte. — Hug Schapler (um 1450 von Elisabeth, Herzogin von Lothringen, übersetzt) erzählt die sagenhafte Herkunft Hugo Kapet's: „wie Einer, der da hieß Hug Schapler und aus Metzgers Geschlecht war, durch seine große ritterliche Mannheit König von Frankreich wurde". — Pontus und Sidonie (um 1480 von Eleonore von Schottland, Gemahlin des Erzherzogs Sigmund, übersetzt) enthält die Geschichte zweier Liebenden: Pontus, des vertriebenen Prinzen von Galizien, und Sidonie, der Königstochter aus Britanien. Pontus that unerkannt bei Sidonien's Vater Dienste. Da seine Liebe die Eifersucht Gondolet's erweckte, mußte er vom Hofe weichen. An dem Tage aber, als Sidonie sich wider Willen vermählen sollte, kehrte er zurück und gewann durch ritterliche Thaten ihre Hand.

Zweiter Abschnitt.

Lyrische Poesie 1300—1500.

---

§. 58. Uebersicht.

In der lyrischen Poesie dieser Periode zeigen sich folgende verschiedene Richtungen: 1. eine Fortsetzung des Minnegesanges, 2. die Anfänge des Meistergesanges, 3. eine fleißige Pflege der didaktischen Poesie und 4. eine reiche Blüthe des Volksliedes.

§. 59. Fortsetzung des Minnegesanges.

Der Minnegesang erfuhr eine Nachblüthe durch Heinrich Frauenlob, Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Muskatblüt, denen als Dichter geistlicher Lieder Johannes Tauler und Heinrich von Laufenberg anzureihen sind.

Heinrich, aus Meißen, bekam den Beinamen Frauenlob theils von einem Loblied auf die heilige Jungfrau, theils von Streitgedichten, in denen er gegen Barthel Regenbogen (§. 60) das Wort „Frau" dem Worte „Weib" vorzog. Seine Gedichte sind schwülstig und gelehrt. Er starb 1318 zu Mainz und wurde,

wie erzählt wird, von Frauen zu Grabe getragen. — Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, Zeitgenossen und befreundet, machten 1395 gemeinschaftlich eine Wallfahrt nach Jerusalem. Ihre Lieder belebten den Ton der Minnepoesie in allen Richtungen: politische, Marien- und Liebeslieder. — Desgleichen Muskatblüt um 1430, ein Dichter, von dem sonst nichts bekannt ist. Seine politischen Lieder, auf Anlaß der Hussitischen Bewegung, stehen auf dem Boden der Kirche und nehmen gegen Huß' Anhänger Partei. — Johannes Tauler (Dominikanermönch, † 1361 zu Straßburg). Er ist Verfasser der geist- und seelenvollen ascetischen Schrift „Nachfolge des armen Lebens Christi". Auch in seinen Liedern zeigt sich die tiefe Frömmigkeit seiner Mystik.

„Ich will von Reinheit singen neuen Sang,
Wohl, rechte Lauterkeit ist ohne Gedanken!
Gedanken mögen mir nicht sein,
Da ich verloren hab' das Mein'.
Ich bin entworden!
Den Geist hab ich gegeben, ich mag nicht sorgen" ꝛc.

Wer von allem Fremden bloß ist, wem Reich und Arm, Glück und Unglück nicht mehr eigen sind, dem ist Gott offenbar geworden, er lebt „in Gottes Wonne und Weide". — Heinrich von Laufenberg (Priester zu Freiburg im Breisgau um 1450) trifft in seinen Liedern einen innigen Herzenston für religiöse Empfindungen: „Ich wollt, daß ich daheim wär Und aller Welten Trost entbehr! Ich meine: daheim im Himmelreich, Wo Gott ich schaue ewiglich. Wohl auf, meine Seele und bring dich dar! Es wartet dein der Engel Schaar" ꝛc. Zuweilen, besonders in Liedern an die heilige Jungfrau, bewegt er sich überschwänglich in Bildern vom „Kränzlein, Ringlein, Käpplein der Jungfrau" ꝛc.

§. 60. Meistergesang.

Meistergesang ist die schulmäßig gepflegte lyrische Poesie der Handwerker seit c. 1300. Seinen Ursprung leitet er von Heinrich Frauenlob her, der c. 1300 in Mainz, wie es scheint, regelmäßige Dichterzusammenkünfte hielt (§. 59). Bald entstanden unter den Bürgern, besonders der freien Reichsstädte, Gesellschaften, welche, nach dem Vorbild der Handwerkerzünfte geordnet, die Poesie lehrten und für ihren Betrieb sorgten: sog. Meistersängerschulen. Hauptorte: Mainz, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Kolmar, Nürnberg, Regensburg, Ulm. Bedeutendste Meistersänger: Barthel Regenbogen c. 1300; aus dem 15. Jahrhundert: Michel Beheim; Hans Rosenplüt, Hans Folz. Seine Blüthe erlangte der Meistergesang im 16. Jahrhundert: Hans Sachs §. 70.

Der Meistergesang muß als eine Verpflanzung des Minnegesangs auf den Handwerkerstand angesehen werden. Heinrich Frauenlob bildet den Uebergang zwischen Minne- und Meistergesang. — Sage von der Entstehung des Meistergesangs. Innerhalb der Meistersängerschulen bildete sich folgende Fabel. Zu Kaiser Otto's I. Zeit 962 (nach anderer Ueberlieferung: zu Kaiser Heinrich's I. Zeit) haben 12 Meister die „holdselige Kunst" erfunden: Heinrich Frauenlob, Nikolaus Klingsohr, Walther von der Vogelweide, Wolf Ron (Wolfram von Eschenbach), Barthel Regenbogen u. A., alle zu gleicher Zeit, ohne daß Einer vom Andern gewußt. Da sie die Geistlichkeit in ihren Liedern angriffen, wurden sie bei Papst Leo VIII. der Ketzerei beschuldigt und vom Kaiser vor ein Gericht zu Pavia beru-

sen, von diesem aber, nach Ablegung herrlicher Proben ihrer Kunst, freigesprochen und als Verein bestätigt. — Mainz, die Stadt, in welcher c. 1300 der erste Anlaß zur Bildung einer den späteren Meistersängerschulen ähnlichen Gesellschaft gegeben wurde, stand bei den Meistersängern selbst im Ansehen eines Mittelpunktes und einer Mutterstadt für die Zunft. Die goldene Krone, welche Kaiser Otto der Meistersängerschule geschenkt haben soll, war hier aufbewahrt. — Die Vereine, welche seitdem nach dem Mainzer Vorbild hier und dort gegründet wurden, hatten lange Zeit nicht die geregelte Form der späteren Singeschulen. Es nahmen neben den Ansessigen und Gewerbetreibenden auch herumziehende Sänger (Spruchsprecher) und Gelehrte theil. Erst allmälig gewann die gewerbtreibende Bürgerschaft das alleinige Recht, und die Einrichtungen der Gesellschaft wurden nach dem Muster der Handwerkerzünfte festgestellt. Die Folge davon war, daß der Meistergesang, nach meistens willkürlichen und eigenwillig festgehaltenen Vorurtheilen betrieben, sich bald in Gegensatz zu aller andern Poesie stellte. Das Volk, der allgemeine Geschmack und die allgemeine Bildung entfernten sich immer mehr von ihm. — Die älteste Urkunde über den Meistergesang ist der Freibrief Kaiser Karl's IV. von 1378, der den Schulen Wappenrecht gab: ein Wappen mit vier Feldern: im ersten und vierten der schwarze Reichsadler, in den beiden mittleren der silberne böhmische Löwe; darüber ein blaues kleines Schild mit goldener Königskrone, auf welchem ein offener gekrönter Helm, nochmals mit dem böhmischen Löwen, mit übereinandergelegten schwarzen Flügeln und einem goldenen Herzen sich befindet. — Jeder Ort hatte seine Singschule, die einen in sich geschlossenen Verein bildete. In demselben gab es 5 Abstufungen der Mitglieder („Gesellschafter"). „Schüler" waren die Unkundigen, welche die zum Meistergesang gehörigen Gesetze (die „Tabulatur") erst lernten. War diese Kenntniß erworben, so hieß man „Schulfreund". Man lernte alsdann den singenden Vortrag der Lieder und wurde „Singer". Man übte sich ferner, nach schon vorhandenen Strophenformen Verse zusammenzustellen, und wurde „Dichter". Endlich die höchste Stufe, die des „Meisters", wurde dadurch erreicht, daß man nach einem selbsterfundenen Strophengesetz ein untadelhaftes Gedicht anfertigte. Die Strophen („Bar" oder „Gesätz") der Meistersänger bestanden (wie die der Minnesänger) aus 2 Stollen und dem Abgesang (§. 7). — Die Zusammenkünfte der Meistersänger hießen Schulen. Es gab deren zweierlei: Festschulen, die an den drei hohen Feiertagen in der Kirche; und Singschulen, die regelmäßig, gewöhnlich monatlich in der Herberge gehalten wurden. Hier wurden die Schüler geprüft; und die Meister gaben die Lieder, die sie unterdessen angefertigt hatten, dem Vergnügen und der Beurtheilung hin. Die Beurtheilung geschah durch die Merker, sogenannt, weil sie die Fehler, die etwa in den Liedern vorkamen, anmerkten. Die Merker bildeten einen Theil des gesammten „Gemerks", d. i. des Vorstands der Gesellschaft, der außerdem aus dem Büchsenmeister (Kassirer), dem Schlüsselmeister (Verwalter) und dem Kronmeister bestand. Kronmeister hieß derjenige, der die nach dem Spruch der Werkmeister zu ertheilenden Preise verwahrte und überreichte. Wer einen „Bar" tadellos angefertigt hatte, „wer in der Kunst glatt war", empfing eine silberne Kette mit dem Bildniß König David's um den Hals, oder ein Kranz aus seidenen Blumen wurde ihm aufgesetzt, nicht zum Besitz, sondern zur Ehrenauszeichnung für Eine Zusammenkunft. Die Kleinodien blieben Eigenthum der Gesellschaft. — Besondere Bemühung wandten die Meistersänger auf Erfindung neuer Strophenformen, nach der Melodie, die für den Gesangesvortrag gleichfalls erfunden wurde, auch „Töne" oder „Weisen" genannt. Jeder Ton bekam einen Namen, entweder kurzweg nach dem Erfinder: „Ton Frauenlob's, Regenbogen's" ꝛc. oder auf umständlichere Weise: „die überkurz Abendröthweise Georg Hager's, die abgeschiedene Vielfraßweise Karl Foder's, der schlechte lange Ton Hans Sachsen's, die

Silberweise Hans Sachsen's, die blutglänzende Drathweise Jobst Zolner's, die geblümte Paradiesweise Joseph Schmierer's, die Weber=Kratzenweise Ambrosii Metzger's" ꝛc. Um neue Töne erfinden zu können, mußte allmälig die Zahl der Zeilen in's Uebermäßige ausgedehnt, die Zeilen verkürzt und verlängert, die Reime verbunden, verschränkt, wiederholt werden. Ein Haschen nach Künstlichkeiten nahm überhand. Man spielte mit leeren Klängen, mit Reimen und Versen. Die Gesetze der Tabulatur beziehen sich überwiegend auf Aeußerlichkeiten der Sprache. „Blinde Meinungen", undeutlicher Ausdruck der Gedanken; „blinde Wörter", unverständliche Aussprache; „Laster", Veränderung der Vokale, um Reime zu bilden; „Milben", unrichtige Abkürzungen; „Anhänge", unrichtige Verlängerungen; „Klebsilben", unrichtige Zusammenziehungen der Wörter. Am strengsten bestraft wurden „falsche Meinungen", abergläubige, unchristliche, unziemende Lehren, unzüchtige Historien, schändliche Wörter. Wer dergleichen vortrug, hatte sich „versungen" und konnte ausgeschlossen werden. — Die Stoffe, die man im Meistergesang behandelte, waren weniger die natürlichen Stimmungen des wirklichen und allgemeinen Lebens, sondern die Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Streitfragen der scholastischen Dogmatik (§. 65), wie sie aus ascetischen Schriften dem Volke bekannt geworden waren. Mystische Ausführung der Gedanken über Dreieinigkeit, Erbsünde, Mariendienst, wurde wieder und wieder gegeben. Visionen, Paradieses=, Himmelsanschauungen, die gesuchtesten Allegorien für die Seelenzustände des Glaubens, der Weltentrückung, oft aus der niedrigsten Sphäre des gewöhnlichen Lebens hergenommen; dies war vorherrschend die Art des Meistergesangs. Selten trifft man etwas Einfacheres: Fabeln, Erzählungen mit Lehrtendenz. Seit der Reformation wurden auch die neuen kirchlichen Ansichten poetisch behandelt. — Der Einfluß der Meistersängerschulen auf die Poesie ist sehr gering gewesen. Man war sehr bald in den Schulen selbst überzeugt, daß die hier gepflegte Poesie außerhalb der Schulräume keine Anerkennung finde. Eine Verpflichtung der neu eintretenden „Gesellschafter" ging dahin, Meisterlieder niemals außerhalb vorzutragen, namentlich nicht auf der Gasse, bei Gelagen oder Gastereien. Nur vor Fremden, die ein besonderes Verlangen danach trugen und von denen man Spott nicht zu befürchten meinte, war eine Ausnahme gestattet. Die Meistersängerschulen erwiesen sich mehr für die sittliche als für die poetische Bildung, nicht des Volkes, sondern nur der gewerbtreibenden Bürgerschaft erfolgreich. Es war ein sittsamer Zeitvertreib, durch den niedrige Zerstreuungen fern gehalten, Religion und Zucht gefördert, Kenntnisse mitgetheilt wurden. Wer in die Zunft trat, wurde durch die Tabulatur zum ehrbaren und frommen Leben verpflichtet.

Barthel Regenbogen c. 1300, dem Gewerbe nach Schmied, gab, um der Poesie zu leben, sein Gewerbe auf; lebte in Mainz und zog mit seinen Liedern umher. — Michel Beheim c. 1450, Weber (§. 55). — Hans Rosenplüt c. 1450, aus Nürnberg; Wappendichter; suchte auch an den Höfen der Fürsten und Herren Unterhalt; führte den Beinamen Schnepperer (Schwätzer); scheint am Ende seines Lebens in ein Kloster des Predigerordens gegangen zu sein (§. 55). — Hans Folz c. 1480, Barbier in Nürnberg (§. 56, 64).

Spätere Geschichte. Blüthezeit des Meistergesangs wurde das 16. Jahrhundert in Folge der geistigen Anregung durch die Reformation, die Bekanntschaft mit der Bibel. Nürnberg zählte 250 Meistersänger um 1550. Außer Hans Sachs: Adam Puschmann, Georg Hager, beide Schuhmacher und Schüler H. Sachs' ꝛc. In Oberdeutschland verbreitete sich damals der Meistergesang bis nach der Schweiz und Oestreich, in Norddeutschland bis Magdeburg und Danzig. Darauf ging der Meistergesang allmälig zu Ende: zuerst im 17. Jahrhundert in

Folge des dreißigjährigen Krieges (der Wohlstand der Städte wurde unterbrochen), dann im 18. Jahrhundert in Folge der Alles überflügelnden Fortschritte, welche die Poesie außerhalb des Handwerkerstandes machte; endlich in Folge der Wirkungen der französischen Revolution (Aufhebung der Zunftordnung, Gewerbefreiheit). Die letzte Meistersängerschule erhielt sich in Ulm bis zum 21. October 1839, wo noch vier Meistersänger, Männer in hohem Alter, lebten, die den Meistergesang durch einen förmlichen Akt beschlossen, indem sie all ihr Eigenthum, Lade, Schultafel, Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem dort bestehenden Liederkranze durch eine Urkunde übermachten.

§. 61. Didaktische Poesie.

Als Didaktiker sind zu merken: Ulrich Boner (der Edelstein), Konrad von Ammenhausen (Schachzabelbuch), Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt (Spruchgedichte), ferner H. Rosenplüt, H. Folz als Verfasser von Priameln (§. 46).

Ulrich Boner war Predigermönch in Bern (c. 1330). „Der Edelstein" ist eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Die Fabeln sind großentheils lateinischen Werken entlehnt (vom Huhn, das einen Edelstein für ein Gerstenkorn weggeben möchte; von der Feldmaus, die das fettere Leben der Stadtmaus um der Freiheit willen gering schätzt). Die Erzählungen gehören den Schwänken an (§. 56) und sind meistens satirisch (vom Pfaffen, der auf seine Stimme eitel ist, dem aber eine Frau treuherzig gesteht, daß sie immer an ihren Esel erinnert wird, der ebensolche Stimme gehabt habe). Boner's „Edelstein" blieb lange Zeit beliebt und wurde schon 1461 durch den Druck vervielfältigt. — Konrad von Ammenhausen war Mönch zu Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen). Das „Schachzabelbuch", 1337, erzählt im ersten Theil die Erfindung des Schachspiels, womit der weise Philometor den Tyrannen Evilmoradach zur Weisheit erzog; giebt dann lehrreiche Erzählungen unter Vergleichung der Stände und Aemter des Lebens mit den Figuren des Schachspiels: der Richter mit den Läufern, der Ritter mit den Springern, der Vögte mit den Thürmen, der Landleute, Schmiede, Kaufleute, Aerzte mit den Bauern. Die Darstellung ist weitschweifig. — Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt, zwei befreundete Dichter, lebten um 1380 meistens in Wien. Ihre sog. „Spruchgedichte" sind vielmehr lang ausgesponnene didaktische und satirische Reden: gegen das Abenteuern der Ritter, die Zuchtlosigkeit der Geistlichen, Eitelkeit der Weiber ꝛc. — Die Priameln (§. 46) dieser Zeit, meistens von unbekannten Verfassern, sind roh und witzlos, z. B.

„Wenn man einen Einfältigen betrügt,
Und einen Redlichen belügt,
Und zwischen Ehleuten Feindschaft macht:
Der dreien Arbeit der Teufel lacht."

Ferner: „Wer einen Bock zum Gärtner setzt,
Und Schaf und Gänſ auf Wölfe hetzt,
Und seine Zähne stochert mit einem Scheit,
Und Hunden zur Bewahrung Bratwürste beut,
Und gute Kost salzt mit Asche,
Und sein Geld legt in eine löchrige Tasche,
Und in eine Rinne gießt den Wein:
Der deucht mir nicht gerade witzig zu sein."

6*

§. 62. Volkslied seit dem 14. Jahrhundert.

Reiche Pflege erfuhr das lyrische Volkslied, das aus den unteren Schichten des Volks (der Handwerksgesellen, Reiter, Landsknechte, Jäger, Bergleute) hervorging. Geistliche und weltliche, Wein-, Liebes- und Reiselieder, Lieder für besondere Stände rc. wurden aller Orten gesungen. Jeder Stamm, jede Zeit betrachtete sie als Eigenthum; man vergaß des Dichters, änderte an den Liedern, kürzte, trennte und verband sie. So wurden sie eigentliche „Volkslieder": Lieder, an denen das Volk Jahrhunderte lang sich gekräftigt, erhoben und mitgearbeitet hat (§. 52).

Die Blüthe des Volksliedes trat im 15. und 16. Jahrhundert besonders stark hervor. Die Frage nach dem Alter und Verfasser jedes Liedes ist der Beantwortung ganz entzogen, da die Lieder, aus dem Gedächtniß gesungen, erst später aufgeschrieben und noch später auf einzelnen Blättern oder in Sammlungen gedruckt wurden. Wie sehr die Lieder allgemein bekannt waren, zeigt die Einrichtung vieler erhaltenen Liederbücher, bei denen es nur auf Feststellung des mehrstimmigen musikalischen Vortrags ankam, während der Liedertext auf eine Strophe, ja, auf wenige Zeilen derselben beschränkt war. — Unter den Sammlungen, welche die Texte vollständig geben, ist besonders erwähnenswerth: das Liederbuch der Clara Hätzlerin (Nonne in Augsburg) 1471. — Beispiele geistlicher Volkslieder: „Himmelreich, ich freue mich dein, Daß ich da mag schauen Gott und die liebe Mutter sein, Unsre schöne Frauen, Und die Engel mit den Kronen, die da singen also schöne" rc. Jede Strophe schließt mit dem Refrain: „Wach über dich, Hütet euch vor Sünden, das ist tugendlich." Ein anderes (halb deutsch, halb lateinisch): „In dulci jubilo, Nun singet und seid froh! Unsres Herzens Wonne Lieget in praesepio Und leuchtet wie die Sonne Matris in gremio. Alpha est et O!" rc. — Ein Sommerlied: „Herzlich thut mich erfreuen die fröhliche Sommerzeit;" Weinlied: „Wein, Wein von dem Rhein, Lauter, klar und fein, Dein Farb giebt gar lichten Schein, wie Kristall und Rubein;" oder: „Den liebsten Buhlen, den ich ha'n, Der liegt beim Wirth im Keller, Er hat ein hölzen Röcklein an Und heißt der Muskateller;" Liebeslied: „Wach auf, meines Herzens Schöne, Zart allerliebste mein! Ich hör ein süß Getöne von kleinen Waldvögelein: Die hör ich so lieblich singen, Ich mein, ich seh des Tages Schein Von Orient herdringen;" oder: „So viel Stern am Himmel stehen, An dem blauen Himmelszelt, So viel Schäflein als da gehen Auf dem grünen, grünen Feld, So viel Vöglein als da fliegen, Als da hin und wieder fliegen, So viel mal sei du gegrüßt!" oder: „Wenn ich ein Vöglein wär Und auch zwei Flüglein hätt, Flög ich zu dir; Weil es aber nicht kann sein, Bleib ich allhier;" Abschiedslied: „Insbruck, ich muß dich lassen Und fahr dahin mein Straßen In fremde Land hinein" rc. Der Reiz dieser Lieder liegt in der innigen Verschmelzung leicht und sicher gezeichneter Anschauungen mit der herzlichen Aussprache natürlicher Empfindungen. — Lieder des Volkswitzes: das Traugemunteslied (Dolmetscherlied): „Willkommen, fahrender Mann! Wo lagst du diese Nacht? Und womit warst du bedeckt? Oder in welcherlei Weise erjagtest du Kleider und Speise?" Meister Traugemunt antwortet: „Das hast du gefragt einen Mann, Der es dir in ganzer Treu wohl sagen kann. Mit dem Himmel war ich bedeckt, Und mit Rosen war ich umsteckt: In eines stolzen Knappen Weise Erjage ich Kleider und Speise?" Das Lied enthält darauf in zehn Strophen allerlei schalkhafte Räthsel, die Meister Traugemunt glücklich löst: „Was ist weißer als der Schnee? (die Sonne!) Was schneller als das Reh?

(der Wind!) Was höher als der Berg? (der Baum auf demselben!) Wovon ist der Rhein so tief? (von manchen Quellen!)" ꝛc. Noch am Schluß der letzten Strophe rühmt sich Meister Traugemunt wie sonst immer im Refrain: „Und fragst du mich jetzt noch mehr, Ich sag dir's weiter auf deine Ehr." — Jägerlied: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn Und Alles, was er blies, das war verlor'n!" Bergmannslied: „Glück auf, Glück auf! der Steiger kommt" ꝛc. (Um Sammlung und Veröffentlichung der Volkslieder haben sich verdient gemacht: Herder, Brentano, Arnim, Uhland, Hoffmann von Fallersleben ꝛc.)

Dritter Abschnitt.

Dramatische Poesie 1300—1500.

§. 63. Kirchliche Spiele.

Die ersten deutschen Schauspiele (seit 1300) wurden in den Kirchen aufgeführt: nach den Festen, für die sie bestimmt waren, „Weihnachts-, Passions- oder Osterspiele" genannt. Sie stellten Scenen aus dem Leben des Heilands dar. Später bearbeitete man auch Legenden (von der Jungfrau Maria), Parabeln (von den klugen und thörichten Jungfrauen) und andere der Kirche nahe liegende Stoffe (Spiel von Frau Jutte).

Es giebt zwei Quellen des deutschen Schauspiels: 1. Feste des heidnischen Kultus, der vielfach mit Gesang und Tanz, mit Opfer, Handlung, Rede und Widerrede verknüpft war; Feste zur Feier der Hauptepochen des Naturlebens im Jahre: Frühlingsanfang, Sommersonnenwende, Erntezeit und Wintersonnenwende, Julzeit („Sommer" und „Winter" traten auf, entweder von zwei Personen oder zwei Parteien dargestellt; der Sommer in Epheu und Grün gekleidet; der Winter in Stroh und Moos gehüllt; jener von Leuten mit Sensen, dieser mit Ofengabeln vorgestellt; theils redend und singend, theils unter mimischen Kämpfen, von Liedern und Tänzen begleitet. Aehnliche Spiele bei Gastmählern, Hochzeiten ꝛc. Seit 800 finden sich Verbote der Kirche gegen diese „teuflischen Spiele"); 2. christlich geistliche Schauspiele, die seit dem 9. Jahrhundert daraus entstanden waren, daß das lateinische Rituale der kirchlichen Liturgie weitläufig ausgearbeitet wurde, wozu besonders die Weihnachts- und Osterfeier Stoff und Veranlassung bot. Die Aufführung solcher Spiele war über die ganze katholische Christenheit verbreitet, „Ludi" (Spiele) oder „Mysterien" genannt: Mysteria, d. h. Geheimnisse, weil der Inhalt der Spiele die Erlösung der Menschheit, d. i. das Geheimniß der göttlichen Gnade, darstellte. — Um 1300 trat folgende Umwandlung mit diesen geistlichen Schauspielen ein. Während sie früher lateinisch abgefaßt, nur von Geistlichen aufgeführt und in einem Tone, der Heiligkeit des Gegenstandes gemäß, gehalten wurden, kamen jetzt 1. deutsche Zwischenspiele hinein, und allmälig wurden sie auch ganz deutsch abgefaßt; 2. komische Scenen wurden in die heilige Handlung eingeflochten; 3. in Folge davon wurden die Spiele aus den Kirchen verwiesen, auf den Vorhof und überhaupt ins Freie verlegt; 4. die Geistlichen zogen sich von den Aufführungen zurück. Die kirchlichen Begehungen waren verweltlicht und zu Volksbelustigungen umgewandelt. — Das Komische in den geistlichen Schauspielen war von der rohesten Art: z. B. es traten Personen mit übertriebenen oder verrenkten Gliedmaßen, mit irgend welchen körperlichen Gebrechen auf (Petrus z. B. spricht: „Zeter über mein Unglück! nun ist gebogen

mein Rück! ein Bein ist kurz, das andere lang!" Bei einem Wettlauf, der zum heiligen Grabe angestellt wird, bleibt er zurück und wird von Johannes verspottet). Oder es fanden unter Heulen und Brüllen, unter allerlei Gesichtsverzerrungen wilde Schlägereien statt (nicht nur unheilige Personen, Waffenknechte, Krämerjungen &c., sondern gelegentlich prügelten sich auch Personen des Evangeliums, z. B. Lukas und Kleophas, in einem Osterspiel auf dem Wege nach Emmaus). Am meisten boten der Teufel und seine Knechte zu komischer Behandlung Anlaß. So sehr man den Teufel fürchtete, so glaubte man durch die Macht der Kirche sich sicher vor ihm; man nannte ihn den „dummen" Teufel. Schimpfreden, Prügeleien, verzerrte Geberden, Sprünge und Possen allerlei Art waren immer mit dem Teufel verknüpft. — Art der Aufführung. Der Umfang der Schauspiele war zuweilen außerordentlich groß; die Zahl der mitspielenden Personen über 100, bis 200. Zur Bühne diente ein Gerüst, meistens von drei Etagen übereinander: der untersten, wo Lucifer und die Gesellen der Hölle weilten oder hinabfuhren; der mittleren, wo Christus und die Menschen (gewöhnlich die „Brücke" genannt); und der obersten, wo die Engel erschienen (das „Paradies"). Neben- und übereinander waren verschiedene Räume angebracht, in einem Passionsspiel z. B. für die Hölle, den Garten Gethsemane, den Oelberg, das Haus des Herodes, Pilatus, Kaiphas, für das Zimmer, wo Christus das Abendmahl austheilte, die Stelle, wo er gegeißelt wurde, wo der Hahn krähte, für den Ort der Kreuzigung, das Grab und den Himmel. Die Spiele dauerten oft den ganzen Tag und mehrere Tage lang; Unterbrechung über Mittag, über Nacht, wurden benutzt, um die Scenerie zu ändern. — Tradition des Textes. Die bisher aufgefundenen Texte der geistlichen Schauspiele stimmen bei mannigfachen Abweichungen stellenweise wörtlich überein: ein Zeichen, daß der Dialog in gewissen Scenen bald traditionell festgestellt wurde. Bedeutende Handschriften sind: Das Donaueschinger, das Alsfelder Passionsspiel; das Insbrucker Osterspiel &c. — Scenenfolge des Insbrucker Osterspiels (aus dem 14. Jahrhundert). Pilatus stellt auf die Aufforderung der Juden Wächter an das Grab, bewaffnete Ritter. Bald schlafen diese ein. Ein Engel erscheint, wälzt den Stein vom Grabe und Christus, der daraus aufersteht, geht ungehindert von dannen. Zu spät kommt ein Bote von Pilatus zu den Wächtern. Als die Ritter erwachen und das Grab leer sehen, werfen sie sich gegenseitig die Schuld vor, ereifern und prügeln sich. Christus hat unterdessen seinen Weg zur Hölle genommen und findet deren Thor verriegelt. Lucifer droht ihm, ihn in den Abgrund zu senken, wenn er eindringen wolle. Christus achtet der Drohungen nicht und befreit, unter Jammergeschrei Lucifer's, die Erstgeschaffenen, Adam und Eva. Lucifer sendet, um sich für den Raub zu entschädigen, Satan auf die Erde und heißt ihn andere Sünder herabbringen, den Papst, den Kardinal, die Patriarchen und Legaten; Satan erwischt nur die Seele eines Bäckers, der zu kleine Brote gebacken, eines Schuhmachers, der schlechte Schuhe verkauft &c. Auf dem Wege zum Grabe des Herrn erscheint darauf Maria mit zwei andern Frauen, weinend und klagend über den Tod des Gottessohnes. Sie nehmen zuvörderst ihren Weg zur Bude eines Krämers. Der Krämer spricht zu den Zuschauern: „Gott grüß euch, ihr Herren überall, Sprach der Wolf und kuckte in den Gänsestall. Wer mir könnte weisen einen Knecht, Der mir zum Dienste wäre recht, dem wollt ich solchen Lohn geben, Daß er das Jahr nicht könnte überleben." Sogleich bietet sich ihm ein Knecht an, Rubin mit Namen. Die Gestalt des Knechtes wird folgendermaßen beschrieben: „er hat eine Nase, wie eine Katze, er ist über die Schultern breit, sein Rücken manchen Hocker treit." Er selber rühmt sich „ein gar getreuer Knecht zu sein. In Franken hab ich viel gelogen, In Baiern viele Leute betrogen. Wollt ihr mit

mir durch die Lande, so kommen wir beide zu Schande." Auf diese Empfehlung miethet ihn der Kaufmann als einen wohlgezogenen Knecht. Die Frauen des Evangeliums nähern sich inzwischen, ein lateinisches Klagelied singend: „heu, quantus est dolor!" Rubin fährt mit komischen Geberden dazwischen: „heu! was redet ihr von Heu? Lieber sprecht von Quark und Käse, des mögen wir besser genesen!" Die Frauen aber wenden sich an den Kaufmann, um Salben zu kaufen. Sie gelangen mit den Salben an das Grab. Hier verkündet ihnen ein Engel, daß Christus erstanden sei. Christus selbst erscheint, überzeugt sie, auch die Jünger, die hinzukommen, besonders den ungläubigen Thomas. Johannes endlich wendet sich an die Zuschauer, bittet um milde Gaben für die Schauspieler, „die armen Schüler, die nichts zu essen haben: um Braten, Schinken und auch Fladen", und verheißt den Wohlthätern Gottes Lohn. — Nicht immer ging es so roh her. Mit dem Namen **Marienklage** wird ein Bruchstück eines Passionsspiels aus der Zeit um 1300 bezeichnet: ein Dialog zwischen Maria und Johannes unter dem Kreuze. „Wäre ich, Arme, für ihn todt und so angebunden!" spricht Maria zu Johannes; und indem sie sich an das Kreuz wendet, fährt sie fort:

„Kreuzes Arm, jetzt neige dich!
Zu dir sollst du ziehen mich
An meines Kindes Seite.
So thätest du mir wohl,
Denn ich, Arme, Schmerzens voll,
Mag nicht länger weilen."

Der Ton im ganzen Bruchstück ist voll Empfindung. — Bei dem „Spiel von den klugen und thörichten **Jungfrauen**" (1322 von den Predigermönchen in Eisenach aufgeführt) rührte den Landgrafen Friedrich von Thüringen der Schlag, als er sah, wie die Fürbitte der Heiligen und der Jungfrau ohne wahre Reue nicht zureiche. Er blieb lahm und stumm bis an seinen Tod. — Sehr eigenthümlich ist das „schöne Spiel von **Frau Jutten**" vom Meßpfaffen Theodor Schernberk zu Mühlhausen 1480. (Jutta, eine Jungfrau aus England, unternimmt die Ehre der Welt zu gewinnen. Nachdem sie in Paris studirt, Doctor geworden, tritt sie in den Dienst des Papstes und wird unter dem Namen Johannes sogar Papst. Ihre Ruhmsucht verstrickt sie weiter in Sünden, in Lüge und Gottlosigkeit. Als aber der Teufel das Gewebe ihrer Frevel zerreißt, unterwirft sie sich in aufrichtiger Reue der Schande der Welt, und nach schwerer Pein in der Hölle erlöst sie der Heiland.)

§. 64. Fastnachtspiele.

Die ältesten weltlichen Schauspiele (seit c. 1400) werden nach der Gelegenheit, bei der man sie aufführte, „Fastnachtspiele" genannt. Viele sind von unbekannten Verfassern. Von Hans **Rosenplüt**: des Königs von England Hochzeit; des Türken Fastnachtspiel; von Hans **Folz**: das Spiel von der alten und neuen Ehe 2c.

Die Fastnachtspiele entstanden dadurch, daß komische Scenen, wie die der geistlichen Schauspiele, als selbständige Spiele vorgetragen wurden. Veranlassung dazu gab die Sitte der Fastnacht. Bürgersleute, zwei, drei, später mehrere, thaten sich zusammen, verabredeten im Hause eines Mitbürgers, bei dem sich zum Fastnachtschmause Gesellschaft eingefunden hatte, einen Dialog zu sprechen, eine Scene darzustellen. Als Bauer, Knecht oder Herr verkleidet, Käufer und Verkäufer, Angeklagter, Richter, im Charakter des Dummen, des Tölpels, oder sonst wie, sprachen und agirten sie, wie der Augenblick es eingab, ohne Vorkehrungen und ohne Ansprüche. Sie gingen dann, ein wenig bewirthet, weiter und wiederholten ihren Scherz im Nachbarhause. Allmälig spielte man nicht bloß zu Fast-

nacht, sondern zu jeder Zeit, besonders des Sommers, auf Märkten und freien Plätzen, so oft sich junge Bürgersleute, Handwerker, zu Späßen der Art zusammenfanden. Die Vorkehrungen zur Aufführung waren sehr einfach. Ein paar Bretter über Fässern bildeten die Scene. Von Koulissen keine Rede. Einzelne Städte, Nürnberg, Bamberg, Augsburg, wurden der Aufführungen wegen berühmt. — Manche Fastnachtspiele bestehen nur aus einer einmaligen Rede und Gegenrede, einer Räthselfrage und Antwort. Andere vergegenwärtigen die Vorgänge des täglichen Lebens, Brautwerbung, Ehezwist, Gerichts-, Jahrmarktsscenen. Auch heroische Personen treten auf, Papst, Kaiser, König. Die Komik, die in den Fastnachtspielen herrscht, ist dieselbe, wie in den geistlichen Schauspielen, grob und niedrig. Schimpfen und Prügeln ist das hauptsächlichste Mittel, um Heiterkeit zu erregen. Gegen 200 Handschriften solcher Fastnachtspiele sind aus dem 15. Jahrhundert bereits aufgefunden. Viele behandeln denselben Stoff und zeigen nur geringe Abweichungen Eines volksthümlich feststehenden Textes. Eingeleitet werden die größeren Spiele gewöhnlich durch einen Prolog („Herold, Einschreier, Praecursor"), der den Inhalt kurz angab; geschlossen durch einen Epilog („Herold, Ausschreier, Gesegner"), der vom Wirthe Abschied nahm. Die Personen traten meistens auf, indem sie sich mit Namen und Charakter erst vorstellten. — In einem Spiel von einem unbekannten Verfasser, „vom Bauer und vom Bock" beredet eine Frau den Junker von Turnaw zu einer Wette „um drei feiste Stier Und gut melkender Kühe vier"; daß sie den jungen Bauer, dem der Junker seinen Bock zur Hütung gegeben habe, zur Untreue verleiten könne. Der Bauer ist aber gegen die Schmeicheleien und Drohungen der Frau unempfindlich, der Junker gewinnt die Wette, und die Frau rächt sich mit Schimpfreden. Zum Schluß verspricht der Herold, künftig etwas Besseres zu lernen: „Dann wollen wir wieder zu euch kommen, Und wollen euch etwas Neues machen, Daß ihr und euer Hausgesind müßt lachen." — Auf Hans Rosenplüt wird zurückgeführt: „des Königs von England Hochzeit". Der König von England läßt durch acht Herolde ankündigen, daß er seine Tochter mit dem Herzoge von Orlenz vermählen werde. Gäste werden eingeladen, und denen, die sich bei den Festlichkeiten auszeichnen, Geschenke versprochen. — Des Türken Fastnachtspiel. Der Herold leitet es ein:

„Nun schweigt und höret fremde Mähr!
Der große Türk ist kommen her,
Der Griechenland gewonnen hat,
Der ist hier mit seinem weisen Rath,
Großer Klagen sind ihm vorgekommen
Von eitel Christen, von den frommen."

Klagen über Straßenraub, Schinden und Plündern allerwärts. Der Herold fordert die Deutschen auf, sich dem großen Türken zu unterwerfen: er werde Ordnung im Lande herstellen. Da treten nacheinander auf: ein Nürnberger, ein Bote vom Papst, vom Kaiser, einer „vom Rhein, da die Kurfürsten alle beisammen sein," und sagen ihm, er solle sich um christliche Lande nicht kümmern und wieder von dannen ziehen. Ein „Türkischer" und der „türkische Kaiser" selbst reden dazwischen und halten den Deutschen, Hoffart, Wucher, Meineid, falsche Richter, ungetreue Amtleute vor. Zum Schluß verspricht der Bürgermeister von Nürnberg, dem Türken sein Geleit zu halten, so daß er ungefährdet abziehen kann. — Ganz roh sind die Fastnachtspiele von Hans Folz, z. B. das Spiel „von der alten und neuen Ehe" (Streitfragen über Judenthum und Christenthum, die von Rabbinern und christlichen Doctoren geführt werden). — Der Stoff zu Bürger's Kaiser und der Abt findet sich zu dieser Zeit schon in einem Fastnachtspiel von einem unbekannten Dichter bearbeitet.

Fünfte Periode.

Vorherrschen der didaktischen und satirischen Poesie im Zeitalter der Reformation 1500—1624.

§. 65. Charakter der Poesie im 16. Jahrhundert.

Verschiedene Gründe traten zusammen, die Poesie im 16. Jahrhundert aus ihrem Verfall wieder zu erheben: 1. in Folge der Buchdruckerkunst wurde der geistige Verkehr im Volke reger; 2. in Folge der Einsetzung des ewigen Landfriedens wurden die Zustände in Deutschland mehr geordnet; 3. in Folge der Beschäftigung mit den Wissenschaften, die auf den Universitäten getrieben wurden, namentlich in Folge des Studiums der alten Klassiker kam eine auf allgemeine Bildung ausgehende Richtung, die sog. humanistische, zur Herrschaft; 4. in Folge der reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Kirche wurden die Gedanken auf das Ernste und Heilige gelenkt. Die Poesie gewann an Tiefe und Kraft: man pflegte edlere Gattungen (das Kirchenlied), und wandte sich, von dem Kampfe der Reformation ergriffen, vorherrschend zur Didaktik und Satire.

Deutsche Kaiser während dieser Periode: Maximilian I. 1493—1519; Karl V. dankt 1556 ab, † 1558; Ferdinand I. † 1564; Maximilian II. † 1576; Rudolf II. † 1612; Matthias † 1619; Ferdinand II. † 1637.

Scholastik und Humanismus. Mit dem Namen Scholastik bezeichnet man die Philosophie des Mittelalters, die ursprünglich von den Schulen (daher der Name „Scholastik") ausging, welche seit Karl dem Großen mit den Klöstern verbunden und an den bischöflichen Sitzen gestiftet waren. Seit der Gründung der Universitäten (Paris schon im 12. Jahrhundert, Bologna, Oxford; dann auch in Deutschland: Prag 1348, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Greifswalde, Freiburg, Wittenberg 1502, Straßburg) wurde die scholastische Philosophie auch hier betrieben. Das Wesen derselben bestand darin, daß zu dem Zwecke, die Glaubenswahrheiten der Kirche durch allgemeine Gedanken zu begründen, Denksysteme aufgestellt wurden. Es waren Gedankengänge voll spitzfindiger Begriffszergliederungen, leere Abstraktionen. Die Blüthe der scholastischen Philosophie fällt in das 13. Jahrhundert. Schon damals spaltete sie sich in feindliche Richtungen: Nominalisten

und Realisten. Jene behaupteten: die Begriffe seien Verstandesabstraktionen (nichts Wirkliches); die Realisten: die wirklichen Dinge seien der Inhalt der Verstandsbegriffe. Beide zerfielen wieder in mehrere Parteien. Hauptvertreter: Thomas von Aquino † 1274, Duns Scotus † 1308 ꝛc. Seit dem 15. Jahrhundert wandte man sich überwiegend von der Scholastik ab, den sog. humanistischen Wissenschaften zu. — Unter Humanismus versteht man die wissenschaftliche Beschäftigung mit den alten Klassikern, den Griechen und Römern, welche aus Konstantinopel, wo diese Studien bisher allein Pflege gefunden hatten, seit dem Sturz des griechischen Kaiserthums 1453 auch nach Deutschland gebracht waren. Ihren Namen empfing diese neue Richtung von dem lateinischen Worte „humanitas“, dessen ursprüngliche Bedeutung „Menschlichkeit“ schon bei den Römern (Cicero) zu dem Begriff „Milde, Leutseligkeit, Gesittung“ erweitert war. Man glaubte, im Gegensatz zu dem rohen Bildungsstand, der damals in Deutschland herrschte, den Inbegriff aller dieser Eigenschaften (Humanität) nur durch das Studium der alten Klassiker gewinnen zu können. Papst und Kaiser begünstigten den Humanismus. In Deutschland wurden Johann Reuchlin († 1522) und Erasmus von Rotterdam († 1536) seine vorzüglichsten Begründer. — Auf die deutsche Poesie hat der Humanismus zuerst nur beschränkten Einfluß geübt. Bei weitem die meisten Humanisten wandten sich von der deutschen Sprache überhaupt ab, beschäftigten sich mit Herausgabe und Erklärung der lateinischen und griechischen Klassiker, Anfertigung lateinischer Verse, Briefe, Reden nach dem Muster der alten, besonders auch mit Abfassung lateinischer Schauspiele, die auf den gelehrten Schulen und Universitäten aufgeführt wurden, so daß wiederum ein großer Theil der Geisteskraft und namentlich auch der Poesie der Deutschen (wie 900—1100) nur für die Gelehrten vorhanden war. Dennoch war es, selbst bei der geringen Zahl humanistisch gebildeter Dichter, die deutsche Verse machten, unausbleiblich, daß auch die Poesie des Volkes allmälig edlere Formen annahm, und daß ein reinerer Geschmack sich bildete. Selbst die Leistungen des Schuhmachers Hans Sachs würden ohne den Einfluß des Humanismus nicht möglich gewesen sein. Tiefer greifende Wirkungen des Humanismus treten im 17. Jahrhundert ein und bedingen, besonders seit 1624, eine neue Periode.

Dichterkrönungen. Mit dem Aufblühen des Humanismus kam von Italien her, wo bereits 1341 Petrarca gekrönt war, die Sitte der Dichterkrönung nach Deutschland. Zuerst wurden nur Verfasser von lateinischen Gedichten gekrönt. Friedrich III. war der erste Kaiser, der die Dichterkrone ertheilte: 1442 seinem Geheim-Sekretär Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II. Maximilian I. krönte Thomas Murner, Ulrich von Hutten ꝛc. Für deutsche Verse wurde erst im folgenden Jahrhundert Martin Opitz gekrönt. Die Sitte hat sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts erhalten.

§. 66. Martin Luther.

Luther hat außerordentliche Bedeutung gewonnen 1. für die gesammte Literatur der Deutschen: durch die Uebersetzung der Bibel, deren Sprache die Grundlage des Neuhochdeutsch geworden ist; 2. besonders für die Poesie der Deutschen: durch Begründung und Pflege des Kirchenliedes.

Martin Luther (geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, daselbst † 18. Febr. 1546) ist eine der kraftvollsten und vielseitigsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte. Sein thatenreiches Leben zeigt einen Charakter voll Sicherheit des Wollens und

Kraft des Handelns, seine wissenschaftlichen Arbeiten einen Geist voll Schärfe und Umsicht, seine populären Schriften eine hinreißende Kraft der Ueberzeugung und Begeisterung. Alles, was er schreibt und spricht, trägt das Gepräge künstlerischer Vollendung: Klarheit der Form, Uebersichtlichkeit der Anlage, Reichthum der Anschauung, treu und innig durchblickendes Gemüth. Katholiken und Protestanten stimmen in diesem Urtheil überein. Nur einem Manne von so hervorragender Kraft konnte es gelingen, die Schäden der Kirche auszubessern und neue Grundlagen für Glaube, Sitte, Poesie und Sprache zu legen: Grundlagen, die auch von seinen Gegnern benutzt wurden. Unter den populär didaktischen Schriften sind die bedeutendsten: „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung 1520; von den geistlichen Klostergelübden 1522; treue Ermahnungen an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten 1522; an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen 1524; der deutsche Katechismus 1529." Außerdem Predigten, Tischreden, Sendschreiben &c.

Die Bibelübersetzung wurde 1521, als Luther auf der Wartburg war, begonnen. 1522 erschien zuerst das neue Testament, 1523 die fünf Bücher Moses, 1524 der Psalter, 1534 die erste Ausgabe der gesammten Bibelübersetzung. Seitdem ist sie von Luther wiederholentlich durchgesehen und verbessert. Mit bewunderungswürdigem Geschick giebt Luther in der deutschen Sprache den Charakter jeder einzelnen Schrift der Bibel wieder: den reinen epischen Ton in den historischen Büchern, die feurig begeisterte Sprache in den Propheten, den lyrischen Schwung der Psalmen, die einfältige Rede der Evangelien, die Gewalt und Gedrungenheit in den paulinischen Briefen, die innige mystische Tiefe des Johannes. Charakteristisch für die Art, wie Luther sich der Arbeit des Uebersetzens unterzog, ist das Sendschreiben Vom Dolmetschen 1530. Hier heißt es: „Ich hab mich des geflissen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein dahergehen." An einer anderen Stelle: „Man muß nicht den Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen; so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: „ex abundantia cordis os loquitur." Wenn ich den Eseln (Luther meint die Papisten) folgen soll, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: „aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund." Sage mir, ist das deutsch geredt? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist „Ueberfluß des Herzens" für ein Deutsch? Das wollt kein Deuscher sagen, er wollt denn sagen, es sei, daß einer ein allzu groß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht ist; denn Ueberfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über." Das heißt gut deutsch geredt, deß ich mich geflissen und leider nicht alle

Wege erreicht, noch getroffen habe, denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden." — In Bezug auf die Anrede des Engels an die Jungfrau „ave, gratia plena" schreibt Luther: „Maria voll Gnaden! wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutscht; „Maria du Holdselige." Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: du „liebe" Maria. Denn soviel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte deutsch grüßen wollen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria! der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort „liebe" auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge in's Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unserer Sprache." — Als Luther und Melanchthon einst verschiedener Meinung in Bezug auf die Wahl eines Wortes waren, sagte Melanchthon: „es ist mir nur um's Griechische," Luther aber: „und mir um's Deutsche." — In den katholischer Seits seitdem besorgten Bibelübersetzungen, z. B. in der von Joh. Eck 1526 ist der Wortlaut der lutherischen Uebersetzung vielfach benutzt worden.

Das Kirchenlied macht, wie kaum eine andere Gattung der Poesie, den eigentlichen Ruhm der deutschen Nation aus: ein großes, überall anerkanntes Zeugniß deutscher Geistes- und Gemüthstiefe. Fast durch alle Sprachen hat es sich in Uebersetzungen und Bearbeitungen über die ganze Erde hin verbreitet. — Luther hat das Kirchenlied nicht geschaffen. Es hat vielmehr schon vor ihm einerseits geistliche Lieder gegeben, die vom Volke gesungen wurden, andrerseits Lieder von Geistlichen, die den späteren Kirchenliedern nahe stehen (§. 45 und 59). Luther hat nur dies Verdienst, daß er, durch die Einrichtung des protestantischen Gottesdienstes darauf geführt, die eigentliche Bestimmung des Kirchenliedes, d. i. volksthümliche Bestimmtheit und Allgemeinheit, sogleich sicher erfaßte, und durch seinen Vorgang eine lebhafte Pflege des Kirchenliedes bewirkte. — Unter Luther's 41 geistlichen Liedern giebt es: 1. Bearbeitungen von Psalmen (Ein feste Burg ist unser Gott, Ps. 46; Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, Ps. 130); 2. Bearbeitungen lateinischer Kirchenhymnen (Komm, heiliger Geist, Herr Gott, veni, sancte spiritus); 3. Bearbeitungen altdeutscher geistlicher Volkslieder (Nun bitten wir den heiligen Geist); 4. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen (Dies sind die heiligen zehn Gebot, nach 2. Mos.; Vater unser im Himmelreich, nach Matth. 6); und 5. Gedichte ohne äußere Anknüpfung (Nun freut euch, ihr lieben Christen gemein; Erhalt uns, Herr bei deinem Wort). — In erster Zeit wurden die Kirchenlieder mit Bezeichnung der Melodie in Noten herausgegeben. Das älteste Gesangbuch, von Luther und Kapellmeister Walther besorgt, enthält acht Lieder und führt den Titel: „Enchiridion, heißt auch: etlich christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen, dem reinen Worte Gottes gemäß, aus der heiligen Schrift durch mancherlei Hochgelehrte gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Theil bereits in Wittenberg in der Uebung ist 1524." Luther hat die Melodie zu mehreren seiner Gesänge, namentlich zu „Ein feste Burg" selbst komponirt.

§. 67. Kirchenlied im 16. Jahrhundert.

Das Kirchenlied wurde nach Luther's Vorgang gepflegt: von Paul Speratus, Hans Sachs, Nikolaus Decius, Erasmus Alberus, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nicolai. Bedeutende Unterstützung empfing es auch von Böhmen her durch Michael Weiße. Katholischerseits wurden gleichfalls Kirchenlieder bearbeitet; besonders durch Michael Vehe.

Paul Speratus (Hofprediger des Herzog Albrecht von Preußen, Bischof von Pommern, † 1554): „Es ist das Heil uns kommen her." Hans Sachs (§. 70): „Warum betrübst du dich mein Herze." Nicolaus Decius (Prediger in Stettin, wurde 1541 vergiftet): „Allein Gott in der Höh sei Ehr," nach dem lateinischen: Gloria in excelsis Deo. Erasmus Alberus (§. 69): „Ihr lieben Christen, freut euch nun." Bartholomäus Ringwaldt (§. 72): „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut." Philipp Nicolai (Pastor in Hamburg, † 1608): „Wie schön leuchtet der Morgenstern." — Aus der Schweizer Richtung der Reformation gingen wenig bedeutende Kirchenlieder hervor. Zwingli's geistliche Lieder haben einen künstlichen Ton, sind hart und konnten nicht Volkslieder werden: „Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Noth." — Dagegen brachte die böhmische Brüdergemeine außerordentlich Schönes hervor. Michael Weiße (Pfarrer der Brüdergemeine zu Landskrone, um 1540) arbeitete viele in böhmischer Sprache seit Joh. Huß entstandene Kirchenlieder in deutsche Reime um: „Nun laßt uns den Leib begraben; Christ ist erstanden." — Auch katholischerseits wurde das Kirchenlied gepflegt. Michael Vehe (Probst der Stiftskirche zu Halle, um 1540) besorgte die Herausgabe eines katholischen Gesangbuchs, für welches er und Andere Psalmen und lateinische Kirchenhymnen übertragen hatten, zum Theil dieselben, die von Luther und Andern bearbeitet waren: „Komm heiliger Geist, Herre Gott; Aus Herzens Grund schrei ich zu dir."

§. 68. Sebastian Brant, Thomas Murner.

Die didaktisch satirische Richtung im 16. Jahrhundert ist schon vor Luther besonders durch Sebastian Brant (das Narrenschiff) und Thomas Murner (Narrenbeschwörung, Schelmenzunft) vertreten worden. Letzterer wandte sich 1522 in dem Gedicht „Vom großen Lutherischen Narren" gegen die Reformation.

Sebastian Brant (geb. zu Straßburg; Lehrer an der Universität Basel; mit humanistischen Studien beschäftigt; dichtete viel lateinisch; später Rechtskonsulent in Straßburg, wo er, im Alter schwermüthig über den Verfall der Kirchenautorität, 1521 starb). Das Narrenschiff, 1494, zerfällt in 113 Abschnitte. Der Dichter will die Narren alle zusammenbringen; Karren und Wagen können sie nicht fassen. Da er ein Schiff ausrüstet, laufen und rennen noch immer so viele Narren herbei, daß das Schiff zu klein ist. Hier hat er sie nun alle beisammen und kann sie konterfeien: zuerst den Gelehrten, der an unnützen Büchern Gefallen hat, womit Brant sich selbst verspottet: „Daß ich sitz voran in dem Schiff, Das ist wahrlich ein sondrer Griff. Ohn Ursach ist das nicht gethan. Auf meine Libri ich mich verla'n. Von Büchern hab ich großen Hort, versteh doch drin gar wenig Wort" ꝛc. Er verspottet dann die Eltern, die ihre Kinder nicht erziehen, sie „irre gehen lassen ohne Strafe, gleichwie ohne Hirten gehn die Schafe."

„Anfang, Mittel und End der Ehre
Entspringt allein aus guter Lehre.
Löblich Ding ist: gut geboren sein;
Es ist aber fremd und nicht dein,
Von deinen Eltern ists gekommen.
Köstlich: wer Reichthum hat gewonnen;
Doch dieser ist des Glückes Fall,
Das auf und ab tanzt wie ein Ball.
Ein hübsches Ding auch Weltruhm ist;
Doch ohn Halt, dem's alle Zeit gebricht.
Leibes Schönheit man sehr acht't,
Währt sie auch kaum über Nacht.
Ist dir Gesundheit auch sehr lieb,
Sie stiehlt sich weg, gleichwie ein Dieb.
Stärke hält man für köstliche Hab,
Nimmt doch mit Krankheit und Alter ab.
Nichts ist unvergänglicher
Und bleibt länger als die Lehr."

Seb. Brant unterweist ferner die Verächter der Schrift, die einem Todten, der von der Hölle aufstände, Glauben schenken möchten, aber nicht dem Worte vom Himmel; die Entweiher des Gottesdienstes, die Hunde in die Kirche mitbringen, gaffen und schwatzen, statt auf die Messe zu achten; die Abergläubigen, die mit Heidenkünsten umgehen, Sonne, Mond, Planeten um Rath fragen; die Verächter der Armuth; Wucherer, Verschwender, Prozeßsüchtige, Modenarren rc. Das „Narrenschiff" wurde über ganz Deutschland schnell verbreitet. — Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen, zuletzt Prediger in Straßburg, † 1510) hielt Predigten über die einzelnen Abschnitte des Gedichts.

Thomas Murner (geb. zu Oberehenheim bei Straßburg, früh in den Franziskaner-Orden aufgenommen, trieb humanistische Studien auf verschiedenen Universitäten von Paris bis Krakau; ohne Gründlichkeit, unbeständig in der Wissenschaft, wie im Leben; mußte seinen Aufenthalt häufig wechseln, meistens weil er sich Feinde zugezogen, die ihn vertrieben: zuerst die Dominikaner, dann Luther's Anhänger. Ueber 1530 hinaus ist nichts von ihm bekannt). — Die Narrenbeschwörung c. 1510 ist eine verschärfte Nachahmung des „Narrenschiffs". Klosterzucht, Aemter- und Ablaßkauf werden hart angegriffen. Murner hielt selbst Predigten über sein Werk. — Die Schelmenzunft 1512 führt dieselbe Satire weiter aus. „Der Teufel ist Abt geworden," erzählt Murner in einem Abschnitt. Nachdem er die Sitten der Geistlichkeit geschildert: nicht Kreuz noch Betbuch sieht man bei ihnen; immer sind sie auf der Jagd, wo sie „unsinnig rennen, beizen, Den armen Leuten durch den Weizen, Mit zwanzig und dreißig Pferden," fragt er: „Sind das geistlich praelatische Geberden, wenn die Bischöfe Jäger werden, Und die Hunde die Mette singen, Mit Heulen den Gottesdienst vollbringen?" und schließt dann mit einer Prophezeihung, die sich bald erfüllte: „Wohlan, wohlan, was wollt ihr wetten! Die Brüder werden euch ein Metten Einmal singen von euretwegen, Daß euch der Teufel giebt den Segen!" — Nach Luther's Auftreten wurde Murner einer der heftigsten Gegner der Reformation. „Vom großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen 1522."

„Buch um Buch! ich will mich rächen
Und sie mit Büchlein überstechen."

Dieses Reimpaar deutet den Sinn an, in welchem das Ganze geschrieben. Auf dem Titel zeigt ein Holzschnitt eine unförmliche Mannsgestalt im Narrengewande, gewaltsam zu Boden gestreckt. Auf ihr kniet der Beschwörer, eine kleinere menschliche Figur in der Franziskanerkutte, aus der ein Katzenkopf hervorblickt. Der Beschwörer hat einen Strick in den Händen, mit dem er aus dem offenen Munde des Narren kleinere Narren, deren mehrere schon in der Luft zappeln, herauszieht. Das Gedicht beschreibt alsdann die Narren. Aus dem Haupte kommen die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem Gutdünken auslegen; aus der Tasche diejenigen, die nach den Gütern der Kirche lüstern sind; aus dem Bauche alle, die an Aufruhr und Empörung Freude finden. Es ist eine wilde Rotte, die ihre Macht durch den Bruder Veit, den Repräsentanten der Landsknechte und Söldner, durch andere Reisige ergänzt, die mit falscher Anklage und Gewalt gegen das Papstthum ziehen. Der Bund braucht einen Hauptmann:

„Der ist zu unserm Hauptmann gut, Papst und Kaiser greift in den Bart
Der mit freventlichem Muth Und sonst auf Erden Niemands spart."

Luther wird erwählt. Sofort werden Fahnen unter die Aufrührer vertheilt: die erste mit der Aufschrift „Evangelium" (ihr Evangelium ist „Stiftungen umwerfen, Klöster zerbrechen, Messe verspotten"); die andere mit der Aufschrift „Freiheit" (ihre Freiheit ist „nicht beichten, nicht beten, noch zur Kirche treten; tapfer feiern,

wenig fasten, am Morgen in dem Bettlein rasten; keine Messe hören, noch früh aufstehen, mit guten Werken nicht mehr umgehen"); die dritte mit der Aufschrift „Wahrheit" (sie verstehn ja zu lügen, „aus der Schrift zu lügen, die Lügen zu drehen, zu glätten, zu glossiren; daß Niemand solches merken kann, darum sagen sie: sie wollen Wahrheit ha'n"). Die drei Fahnen, gestohlenes Gut der Kirche, wieder zu erobern, scharen sich die Treuen unter Murner zusammen. Luther kommt in die Enge. Zum Gespött geworden, krank und schwach, fährt er in Unglauben dahin, und die Narrenrotte kommt zu Schanden. — Der Rath zu Straßburg, wo die Satire gedruckt war, ließ das Buch verbrennen. — Murner besaß eine außerordentliche Leichtigkeit des Dichtens, wie er gelegentlich selbst erzählt:

„Daß ich aber in Reimen dicht, Wann ich schon anders reden soll,
Ich kann mich ihrer erwehren nicht; Wird mir der Mund von Reimen voll".

§. 69. Ulrich von Hutten, Erasmus Alberus, Burkhard Waldis.

Jüngere Zeitgenossen Luther's, die mit satirisch didaktischen Dichtungen in den Kampf der Kirche eingriffen, waren Ulrich von Hutten (Klag und Ermahnung; Gesprächbüchlein); Erasmus Alberus (Fabeln unter dem Titel: das Buch der Tugend und Weisheit); Burkhard Waldis (Fabeln unter dem Titel: Aesopus ganz neu gemacht und in Reime gefaßt).

Ulrich von Hutten (geb. 1488 auf der Burg Steckelberg in Hessen; zerfiel mit seinem Vater, als er aus dem Stift Fulda entwich, wohin er, für den Mönchsstand bestimmt, gegeben war; studirte in Köln, Frankfurt, Greifswald und an vielen anderen Universitäten unter Noth und Anfechtung aller Art. Schon damals erregte er durch lateinische Gedichte bei allen Gelehrten Aufsehen. Ueber Wien ging er 1512 nach Italien, um die Rechte zu studiren. Bei der Eroberung Pavia's seiner Habe beraubt, nahm er Kriegsdienste im kaiserlichen Heere; kehrte nach Deutschland zurück, und nachdem seine Familie sich mit ihm versöhnt hatte, trat eine kurze Zeit öffentlicher Anerkennung für ihn ein; 1517 von Maximilian I. als Dichter gekrönt; 1518 im Dienst des Erzbischofs von Mainz; in dessen Begleitung auf dem Reichstag zu Augsburg, wo er eine feurige Anrede an die Fürsten zu Gunsten des Türkenkriegs veröffentlichte. Seine Betheiligung an dem Kampf, in welchem Reuchlin (§. 65) mit den Dominikanern stand, offenes Auftreten gegen die weltliche Macht des Papstes, beraubten ihn jener Stellung schon 1520. Jacta est alea! war seit dieser Zeit sein Motto. Der Papst forderte seine Auslieferung nach Rom. Hutten entzog sich derselben durch die Flucht nach der Ebernburg bei Kreuznach, wo Franz von Sickingen ihn aufnahm. Durch Flugschriften suchte er von hier aus das Volk zur Empörung aufzurufen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes, den Sickingen gegen den Erzbischof von Trier führte, ferner die Mißbilligung, welche Luther gegen Gewalt und Empörung aussprach, beraubten ihn aller Unterstützung. Vor Acht und Bann flüchtend, starb er auf der Insel Ufnau im Züricher See 1523). Hutten dichtete bis 1520 ausschließlich lateinisch: Epigramme, in denen er die Geistlichkeit des Ablaßkrames wegen, Fürsten ihrer unselbstständigen Politik wegen angriff; Briefe in dem Sammelwerk Epistolae obscurorum virorum voll witziger Satire gegen die Geistlichkeit u. A. Darauf aber, in einem „Sendschreiben an die Deutschen aller Stände" 1520 schrieb er: „er habe Aufruhr stets gemieden, zur Empörung nicht Ursach geben wollen; deßhalb lateinisch geschrieben, gleichsam um unter vier Augen zu ermahnen." Nun aber übersetzte er viele seiner Werke in's Deutsche und sandte sie unter's Volk. Zum Kampf gegen Rom! das ist der Refrain aller

seiner Anreden. Den Inhalt des Gedichtes Klag und Ermahnung giebt der vollständige Titel an: „Klag und Ermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen." Das Gesprächbüchlein ist prosaisch abgefaßt: zwei Dialoge zwischen Hutten und dem Fieber, worunter er das Leiden personificirt, das die unrechtmäßige Gewalt der Geistlichkeit dem Volke auflegt. Hutten zeigt in seinen Dichtungen nicht die einschlagende Kraft der Volksthümlichkeit.

Erasmus Alberus (geb. 1500 in der Wetterau; studirte in Wittenberg, Anhänger Luther's; Kirchenlieder §. 67; an verschiedenen Orten für die neue Lehre thätig; Generalsuperintendent in Neubrandenburg, † 1553). Sein „Buch von der Tugend und Weisheit" 1534 enthält 49 Fabeln, die er zur Satire gegen die katholische Kirche verwendet. In der Fabel vom Esel in der Löwenhaut deutet er den Esel auf den Papst, denjenigen, der die Eselsohren zuerst gewahrte, auf Martin Luther &c. „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" 1542 (prosaisch) ist ebenso voll scharfen Spottes. — Burkhard Waldis (geb. 1480 zu Allendorf an der Werra; zuletzt Pfarrer zu Abterode in Hessen, † um 1560). Sein „Aesopus, ganz neu gemacht und in Reime gefaßt" 1548, enthält 400 Fabeln, in denen er vielfach gegen die „Papisten, die rechten Widerchristen," Reliquiendienst, Heiligenverehrung und Ablaßkram kämpfte.

§. 70. Hans Sachs, geb. 1494, gest. 1576.

Hans Sachs, der fruchtbarste Dichter seiner Zeit, hat über 6000 größere und kleinere Dichtwerke verfaßt, darunter: mehr als 4000 Meistergesänge; mehr als 1000 Schwänke, Fabeln und andere kleine Dichtungen didaktischen und allegorischen Gehalts (St. Peter mit der Geiß, der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel, das Schlaraffenland, die Wittenbergisch Nachtigall &c.); mehr als 200 dramatische Werke (Komödien: von den ungleichen Kindern Evä &c.; Tragödien: Virginia, der hörnen Siegfried &c.; Fastnachtspiele: vom Roßdieb zu Fünsing, vom Narrenschneiden &c.); ferner Psalmen, Kirchenlieder &c.

Hans Sachs (geb. 1494 in Nürnberg, Sohn eines Schneiders; sieben Jahre alt wurde er auf die lateinische Schule, fünfzehn Jahre alt zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben; auf der Wanderschaft in Insbruck faßte er den Entschluß, sich von allen anderen Zerstreuungen fern zu halten, in den Mußestunden nur den Meistergesang zu treiben; in München wurde er 1513 Schüler bei dem Leinweber Leonhard Nonnenbeck; verfertigte noch in demselben Jahr während der Wanderschaft sein erstes „Bar" (§. 60). 1516 ließ er sich in Nürnberg als Schuhmacher nieder; gründete hier durch Fleiß und Redlichkeit einen gewissen Wohlstand; früh bekannte er sich zur Reformation; † 1576). Leichte Darstellungskraft, reine sittliche Auffassung und der größte Umfang an Stoffen, die je ein Dichter behandelt hat, zeichnen Hans Sachs aus. Bei der großen Masse seiner Werke ist Alles, was hier erwähnt wird, nur als ganz vereinzeltes Beispiel zu nehmen. — Unter den Schwänken: St. Peter mit der Geiß. St. Peter dünkt sich, die Welt besser regieren zu können als Gott. Als nun der Herr sein Regiment ihm einen Tag lang überträgt, muß er gewahr werden, daß er kaum fähig ist, eine Ziege zu hüten, und bescheidet sich in Demuth. — Der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel. Einen Bauern treibt der Hochmuth, beim Schneider einen Rock zu bestellen, wie ihn sein Edelmann sich machen läßt. Da aber dieser seinen Auftrag ändert und das zum Rock bestimmte Stück Tuch in Fetzen zerschneiden läßt, bekommt

auch der Bauer einen ganz zerschnittenen Kittel, mit dem er zum Gespött der Leute wird. — Unter den lyrischen Gedichten sind außer den Kirchenliedern (§. 67) besonders didaktische Dichtungen zu erwähnen: „das Schlaraffenland", humoristische Verspottung der Trägheit; Allegorien: „die Mühle", als Sinnbild des menschlichen Herzens; „das Brettspiel", als Sinnbild des irdischen Lebens; und in Gesprächsform: „Kampfgespräch zwischen dem Tod und dem natürlichen Leben, welches von ihnen beiden das bessere sei; Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein; zwischen Frau Tugend und Frau Glück; zwischen Zorn und Sanftmuth"; ferner Lieder, die sich auf Luther und die Reformation beziehen: „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall." Eine Herde, von falschem Mondschein geblendet, hat sich in eine Wüste verirrt und ist unter reißende Thiere gerathen. Vom Löwen besonders werden viele Thiere zerrissen. Plötzlich ertönt der wonnige Gesang einer Nachtigall, dem die Herde folgt. Sie wird von ihr auf fruchtbare Auen geleitet, zu hellem Sonnenschein und zu reichen Quellen. Der Löwe will die Nachtigall erwürgen; die Waldesel, Schweine, Katzen, Frösche erheben ihr Geschrei, den Gesang der Nachtigall zu übertäuben. Aber vergeblich. Sie ist ja der himmlische Glaubensbote, den alle Tücke der Welt nicht zu Grunde richten kann. — Nach Luther's Tode dichtete Hans Sachs: „Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leiche Dr. Martini Lutheri." Der Dichter sieht in einer Vision Luther's Todtenbahre in der Kirche aufgestellt und ein Weib wehklagend herantreten. Es ist Frau Theologia, die über den Verlust ihres gottgesandten Helden in Jammer versinkt. Voll Zuversicht erhebt sich der Dichter und richtet die Theologie auf:

„Du, Heilige, sei wohlgemuth!
Gott hat dich selbst in seiner Hut,
Der dir hat überflüssig geben
Viel trefflich Männer, die noch leben.
Die all werden dich nit verlassen
Dich rein behalten allermaßen,
Ohne Menschen Lehr', wie du jetzt bist,
Dawider hilft kein Gewalt noch List;
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen, noch fällen!

Darum, so laß dein Trauern sein,
Daß Doctor Martinus allein,
Als ein Ueberwinder und Sieger,
Ein recht apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hie hat vollbracht,
Und brochen deiner Feinde Macht,
Und jetzt aus aller Angst und Noth
Durch den mild barmherzigen Gott
Gefordert zur ewigen Ruh!
Da helf uns Christus Allen zu ꝛc." —

Für das Drama ist H. Sachs besonders bedeutungsvoll. Der Geschmack an dramatischen Aufführungen hatte sich seit dem 15. Jahrhundert (§. 64) immer mehr ausgebreitet. Märkte, freie Plätze, Rathhäuser, Universitäts- und Schulsäle, Gasthöfe, Fürsten- und Privatwohnungen, hin und wieder auch Kirchen wurden zu theatralischen Aufführungen benutzt. Personen allerlei Berufs, Geistliche und Schullehrer, Studenten, Schüler, Bürgersleute, nahmen thätig daran theil. Am einflußreichsten für die Fortbildung des Dramas waren die humanistischen Studien. Die lateinischen Komödien des Terenz, Plautus wurden in den Schulen eingeübt; deutsche Komödien, die man schrieb und spielte, waren der Form nach denen der Alten nachgebildet. In Folge davon wurde die Eintheilung der Handlung in Scenen und Akte allgemein Gewohnheit, der Dialog gewann größere Lebendigkeit, und strengere Charakteristik der handelnden Personen trat ein. Hans Sachs zeigt alle diese Wirkungen in umfassendster Weise. Die Stoffe zu seinen Dramen nahm H. Sachs von überall her: aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments, aus der Geschichte aller Länder, der griechischen und römischen Mythologie und Poesie, der deutschen Sage und Geschichte, den Schwänken und Novellen der Deutschen und anderer Völker. H. Sachs theilt seine dramatischen Werke in „traurige Tragödien, fröhliche Komödien und kurzweilige Spiele oder Fastnachts-

spiele“ ein. Unter den Tragödien: „Enthauptung Johannis; Virginia; der hörnen Siegfried“. Der Komödie und dem Fastnachtsspiel steht sein Talent näher. „Komödie von den ungleichen Kindern Evä, wie sie Gott der Herr anredet“ in 5 Akten 1553. Der Herold tritt ein, neigt sich und spricht:

„Heil und Gnad von Gott dem Herrn,
Sei all den, die von nah und fern
Versammelt sind an diesem Ort,
Zu hören da von Wort zu Wort
Ein Comedi und lieblich Gedicht,
Das ursprünglich hat zugericht't
Im Latein Philippus Melanchthon,
Und nun zu gut dem gemeinen Mann
Auch in deutsche Sprache ist gewandt,
Und hält in Kürz' das Argument:
Da Eva und Adam ausgetrieben
Vom Paradeiß, danach sind blieben
Auf Erd hartselig in Arbeit,
Wie Gott der Herr um eine Zeit
Herkommen in dies Jammerthal,
Zu trösten sie in dem Unfall
Und sein Kind zu examiniren,
Wie sie Gottes Wort studiren ꝛc.“

Nachdem der Herold seine Rede beendet, kündet Adam seiner Gehülfin den Besuch des Herrn an, der ihre Kindererziehung prüfen will. Eva soll die Kinder baden, kämmen, ihnen Feiergewand anziehen, das Haus kehren. Während Abel und die anderen gehorsamen Söhne Adam's (Set, Jared u. a.) den Herrn willkommen heißen, seine Fragen nach Gebeten, Geboten und nach dem Glauben richtig beantworten, reicht Kain trotzig die linke Hand. Er und die andern ungerathenen Söhne (Dathan, der Aufrührer; Achan, der Dieb u. a.) werden vom Satan aufgeregt und sprechen lauter lästerliche Dinge zum Herrn. Auf die Frage, wie er zu Gott betet, sagt Kain: „Ach, Herr, wir haben sein vergessen.“ Und da er in demselben frevelhaften Tone fortfährt, straft der Herr ihn und seine Gefährten, indem er ihnen verkündet, daß „Bauern, Köhler, Schäfer, Schinder; Badknechte, Holzhacker, Besenbinder“ u. dergl. Gewerbe, zuletzt auch „Schuster und Landsknecht“ von ihnen abstammen sollen. Das ist „auf Erden das hartseligste Geschlecht.“ Kain erschlägt im Aerger darüber, daß Abel „bei Hofe so wohl ist“, seinen Bruder und wird vom Angesicht des Herrn vertrieben. — In dem Fastnachtsspiel „der Roßdieb zu Fünsing mit den tollen diebischen Bauern“ (1553) rathschlagen Gangel Dötsch, Steffel Löll und Lindl Fritz, drei Fünsinger Bauern, die Alten der Gemeine, über den Roßdieb, den sie gefangen halten. Er könnte wohl nächsten Montag gehängt werden, wenn nicht Löll und Fritz ihre Aecker neben dem Galgen hätten, die dann ganz zertreten würden. Man kommt überein, die Strafe bis nach der Ernte aufzuschieben. Aber wer wird ihn die vier Wochen ernähren? Die Bauern beschließen, dem Dieb den Eid abzunehmen, daß er über vier Wochen wiederkomme und sich hängen lasse. Dem Dieb fällt es nicht schwer, den Eid zu leisten; er läßt sich auch von den Bauern etwas Zehrgeld geben, daß er nicht sogleich wieder zu stehlen brauche, damit man ihn nicht anderwärts einsetze und hänge. Da er sieht, mit wie dummen Bauern er es zu thun hat, geht er von ihnen fort, um sogleich Lindl Fritz und Steffel Löll wieder zu bestehlen. Er geht mit den Sachen nach München und verkauft sie am Wochenmarkt ihren rechtmäßigen Besitzern, ohne daß diese es gewahr werden. Nach der Ernte merken die Bauern, daß sie betrogen sind. Im Aerger darüber veruneinigen sie sich, werfen sich gegenseitig alte Betrügereien vor, kommen darüber zu Prügeln und Wunden. Als am Ende dieser Scene der Roßdieb aus dem Versteck, von dem er Alles zugehört hatte, hervortritt und sich hängen lassen will, ist kein Richter da, so daß der Dieb als der kluge Ehrliche, die Bauern als die dummen Betrüger erscheinen. — Das Fastnachtsspiel vom Narrenschneiden (1557) ist eine didaktische Allegorie. Ein Kranker läßt seinen Zustand vom Arzt untersuchen und erfährt, daß er Narren im Leibe habe und, um gesund zu werden, sich operiren lassen müsse. So schwer es

ihm fällt, so entschließt er sich doch dazu. Der Arzt ist so geschickt, ihm einen Narren nach dem anderen, den Narren der Hoffart, des Geizes, der Schadenfreude, Unkeuschheit, Unmäßigkeit, zuletzt das ganze Narrennest aus dem Leibe zu ziehen. Kaum ist der Kranke alles dessen entledigt, da steht er gesund und wohl auf. Zum Schluß giebt der Arzt sein Recept allen, die das Spiel mit angesehen haben: sie sollen die Vernunft Meister sein lassen, sich selbst in Zaum halten, nach dem Rathe weiser Männer leben. Wer also thut, schließt der Arzt:

„Zu Pfand setz ich ihm Treu und Ehr,
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeldeter Narren keiner wachs!
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs."

Als Dramatiker ist neben Hans Sachs zu merken: Paul Rebhuhn (geb. in Berlin, studirte in Wittenberg; zuletzt Superintendent in Voigtsberg; Todesjahr ungewiß). „Ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frauen Susannen 1535; ein Hochzeitsspiel auf die Hochzeit zu Cana 1538" rc.

§. 71. Johann Fischart.

Johann Fischart ist der schärfste Satiriker des 16. Jahrhunderts. Gegen die katholische Kirche sind gerichtet: von St. Dominici und St. Francisci artlichem Leben; der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit; der Bienenkorb; das Jesuiterhütlein. Anderen satirischen Inhaltes sind: Aller Praktik Großmutter; Gargantoa und Pantagruel; podagramisches Trostbüchlein. Ferner sind von ihm geistliche Lieder und Psalmen, das didaktische Ehezuchtbüchlein; die poetische Erzählung: das glückhafte Schiff.

Johann Fischart (geb. c. 1545 in Mainz, hielt sich viel in Straßburg auf, wurde Advokat beim Reichskammergericht in Speier, darauf Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, † 1589). Eigenthümlich ist ihm die Satire durch Verzerrung der Sprachformen. Was er verspotten will, führt er meistens unter einem Namen vor, der schon allein der Sache zum Spott gereicht. (Vergl. §. 7, wie er die Hexameter der damaligen Zeit benennt.) „Aller Praktik Großmutter" 1564 verspottet die Kalendermacher, die „Bauernregeln und Wetterbüchlein, die grillengierigen Zeitbetrüger, die maulhänkolischen Naturzwänger." — „Von St. Dominici, des Predigermönchs, und St. Francisci, des Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln" 1571 ist „dem grauen Bettelmönch Nas zu Ingolstadt" gewidmet, mit dem Motto versehen: „Sie haben Nasen und riechen nichts." Johannes Nas, der früher Schneider gewesen sein soll, später Barfüßer und Lehrer an der Universität zu Ingolstadt, war in vielen, nicht unbedeutenden Schriften als Gegner der protestantischen Kirche aufgetreten. Die Beschuldigung, daß sie sich in Sectenstreitigkeiten auflöse, giebt Fischart mit dem Nachweis der Zänkereien zwischen den Orden der katholischen Kirche zurück, besonders der Dominikaner und Franziskaner. — „Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit" 1577. „Siehe, wie der arme St. Franciscus und seine Regel, oder Evangelium, von seinen eigenen Rottgesellen, den Barfüßern und Franziskanern, durch ihre Secten selber gemartert, zerrissen, zerbissen, zertrennt, geschändet, anatomirt, zerstückt, zerketzert, beraubt, geplündert und zu Schanden gemacht wird! Daraus nun wohl zu verstehen die päpstisch mönchische Einigkeit, die sie also rühmen heut." — „Der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder

Himmelszellen, Hurnausnester, Brämengeschwürm und Wespengetös, sammt Läuterung der heiligen römischen Kirchenhonigwaben, Einweihung und Beräucherung oder Fegefeurung der Immenstöcke, Erlesung der Bullenblumen" 1579 ist frei nach dem holländischen Gedicht „Byenkorf" des Philipp van Marnix gearbeitet: eine prosaisch abgefaßte Allegorie der Kirche unter dem Bilde des Bienenkorbes. — Das Jesuiterhütlein (vollständiger Titel: die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten, quartirten, gevierten und viereckigten, vierhörnigen Hütleins" 1580) soll zeigen: „Woher hier auf End und Eck Alles Uebel sich her erstreck." Da Christus Lucifer's Macht gebrochen hat, schmiedet dieser neue Plane, um sich wieder zur Herrschaft zu bringen. Das Horn, das Zeichen der Hölle, soll auf Erden von neuem aufgepflanzt werden, aber versteckt, daß es nicht sogleich Anstoß errege. Er läßt ein Horn aus Faulheit und Einfalt mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuschung in verschiedenen Farben nähen: es ist die Kuttenkappe, die der Höllenfürst zuerst in alle Welt sendet. Darauf läßt er eine Mütze mit zwei Hörnern machen, da hinein geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht, dem Faden der Schafschinderei vernähen und das Gestein „Uneingedenk" hineinsticken: die Bischofmütze. Noch nicht genug! Lucifer ersinnt eine Mütze mit dreifachem Horn, da hinein der Judasseckel, Rachgier, Wollust, Meineid, Gift, Aufruhr mit der Nadel des Bannes und Blutdurstes vernäht werden: der päpstliche Hut. Endlich das letzte Werk der Hölle ist die vierhörnige Mütze der „Jesuiten", wie sie sich nennen, ob sie gleich „Jesuwider" heißen sollten, die ein Spanier Ignatz Luguol, „zu Deutsch: Feuerart Lugevoll", zusammengeschaart hat, in die des Teufels ganzer Kram, Abgötterei, Arglist, Sophisterei, Lüge, Verführung vernäht werden.

„Seht, also habt ihr, lieben Leut,
Den Ursprung alles Uebels heut;
Und wer solches nicht glauben will,
Der wird's bald fühlen nur zu viel."

Gargantoa und Pantagruel (vollständiger Titel: „Affenteuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rathen der vor kurzen Langenweilen vollenwohlbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nienenreich" 1575) ist nach dem Französischen des Rabelais gearbeitet: ein Roman, der die Herkunft des Helden und Herrn Grandgoschier erzählt, an dessen Hofe maßlose Schwelgereien herrschten. Nachdem er geheirathet, gebiert sein Weib Gurgelmilte einen Sohn, der ihr, ähnlich wie Athene aus dem Haupte des Zeus, so aus dem Ohr hervorspringt. Zur Zeit der Geburt wird ein wüstes Gelage in tobendem Wirrwar gefeiert. Der eben geborne Prinz verlangt auch sogleich zu trinken und empfängt davon den Namen Gorgellantoa oder Gargantoa. Die Erziehung dieses Prinzen, zuerst durch einen Gelehrten, dann durch eigene Erfahrung, sein Studentenleben in Paris und seine weiteren Schicksale: Alles benutzt Fischart zur Satire gegen die Schwelgerei der Höfe, gegen Trachten, Wappen, pedantische Gelehrsamkeit. — Das „podagramische Trostbüchlein" 1577 enthält zwei „artliche Schutzreden zu Trost und Nutz der pfotengramischen Leute, der handkrämpfigen und fußverstrickten Kämpfer: Fräulein Pfotenkrampf ist ein federlindes Töchterlein des Vater Bacchus und der Mutter Venus, von zwei Ammen gesäugt, von Methe von Trunkenhaid und von Accatia von Unmäßingen, bedient von vielen edelgeachteten Ketschjungfrauen, von Polyphagia, von Frashausen und Schleckspitzen, von Frau von Misoponia, genannt Arbeitscheu von Faulgänglingen" u. a. — Fischart's Psalmen und geistliche Lieder sind im edelsten Tone voll Kraft und Schwung. Der 29. Psalm fängt also an:

„Ihr Gewaltigen, bringt dem Herrn her,
Bringt dem Herrn her Stärk und Ehr,
Bringt ihm seines Namens Ehre!
Betet den mächtigen Herrn an.
Denn er allein Gewalt zeigen kann,
Trotz dem, der sie ihm wehre.
Hört, wie erschallt so ungestüm
Auf den Wassern des Herrn Stimm!
Wie schallt es in dem Thale,
Daß sie erschrecken Alle!"

Das philosophische Ehezuchtbüchlein 1578 spricht in heiterer sinniger Weise von der vernünftigen Führung der Ehe und Kinderzucht. — Das glückhafte Schiff ist eine poetische Erzählung der Fahrt, welche Züricher Bürger am 21. Juni 1576 zum Straßburger Festschießen veranstaltet haben. Die Stadt Straßburg hat ein Bündniß mit Zürich wegen der zu großen Entfernung beider Städte von einander abgelehnt. Die Züricher Rathsherrn aber beweisen den Straßburgern durch die That, daß sie trotz der weiten Entfernung im Augenblick der Noth zu jeder Hülfeleistung nahe genug sein würden; denn ihren in Zürich gekochten Hirsebrei verzehren sie nach einer schnellen munteren Fahrt die Limmat, die Aar und den Rhein hinunter, noch warm in Straßburg. — Fischart's Schriften wurden sogleich Lieblingslektüre der Deutschen und erlebten viele Auflagen. Seinen Namen liebte er zu verbergen. Häufig nannte er sich „Mentzer" (Mainzer): oder er schrieb die Anfangsbuchstaben der Worte „Johann Fischart, genannt Mentzer"; J. F. G. M.; oder bildete ein Wort aus denselben Buchstaben „Jfgem"; versteckte die Anfangsbuchstaben in anderen Ausdrücken: „Jm Fischen Gilts Mischen, Jn Freuden Gedenk Mein, Jove Fovente Gignitur Minerva"; spielte mit dem Klange seines Namens „Wischart, Pickhart"; „Mannsehr" (für Mentzer); setzte die Silben, die Buchstaben um: „Hartfisch, Retznem"; übersetzte das Hebräische „Johann" in „Huldrich", das Deutsche „Fischhart" ins Griechische, „Ellopos kleros". Im Jesuiterhütlein nannte er sich „Jesuwalt Pickart".

§. 72. Ringwaldt, Rollenhagen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Satire matter, der ruhigere Ton des Lehrgedichtes vorherrschend: so bei Bartholomäus Ringwaldt (die lautere Wahrheit; christliche Warnung des treuen Eckart) und bei Georg Rollenhagen (der Froschmäusler).

Bartholomäus Ringwaldt (geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., Pfarrer zu Langfeld bei Sonnenburg in der Neumark, † um 1600; als Kirchenliederdichter schon genannt §. 66). Mehrere geistliche Lieder finden sich auch in den didaktischen Schriften: in der lauteren Wahrheit 1585, worin gezeigt wird, „wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll" (Allegorie zwischen dem christlichen und dem kriegerischen Beruf); in der christlichen Warnung des treuen Eckart" 1588 (Schilderung des Himmels und der Hölle).

Georg Rollenhagen (geb. 1542 zu Bernau; Rektor in Magdeburg, † 1609). Sein Froschmäusler (der Frösch und Mäuse wunderbare Hofhaltung 1595) ist eine zum Epos ausgeführte Fabel-Dichtung nach der homerischen Batrachomyomachie. Rollenhagen will belehren: zuerst zu Gottesfurcht, Fleiß und Bescheidenheit; dann zu dem Entschluß, daß man in der Religion bei der heilgen Schrift bleibe, der weltlichen Obrigkeit sich enthalte. — Der Froschkönig Baußback, der an einem Brunnen Ritterspiel und Kurzweil treibt, empfängt den Besuch Bröseldiebs, des Sohnes des Mäusekönigs. Bröseldieb ertrinkt, als er in das Wasserschloß Baußback's gastlich aufgenommen wird. Den Tod seines Sohnes zu rächen, fällt der alte Mäusekönig Partekenfresser über die Frösche her. Der Krieg schwächt beide Parteien. Zur Satire gegen die katholische Kirche

wendet sich das Gedicht besonders im zweiten Theil, wo Baußback die Geschichte der Frösche erzählt, die zuerst patriarchalisch regiert waren, bis der Priester Beiskopf (Bischof) die Herrschaft gewann. Kröten machte er zu Mönchen, Beichte und Bann führte er ein, endlich verkaufte er um Geld die Seligkeit. Da empörten sich die Frösche und setzten ihn ab. Die Satire wendet sich darauf gegen die protestantische Kirche. Denn die Frösche sind ohne Führer und entzweien sich über die Frage nach der Regierungsform.

§. 73. Englische Komödianten; Ayrer; Heinrich Julius von Braunschweig.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Deutschland die ersten Schauspieler von Profession: „englische Komödianten". Sie brachten neben anderen auch Stücke englischen und niederländischen Ursprungs zur Aufführung, von denen die dramatische Poesie folgende Einflüsse empfing: 1. es kamen die sog. Haupt- und Staatsaktionen auf, Schauspiele voll Mord und Greueln, 2. Spiele mit der Hauptrolle des Hanswurst, 3. Singspiele. Jakob Ayrer und Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig, waren die ersten, welche diese Einflüsse in ihren Dramen zeigten.

Englische Komödianten nannten sich die Schauspieler, theils aus Ruhmredigkeit, weil das Theater Englands damals im höchsten Ansehen stand (Shakespeare, geb. 1564 zu Stratford, daselbst gest. 1616), theils weil sie von den Niederlanden her, wo englische Banden zuweilen spielten, rohe Bearbeitungen englischer Stücke empfangen oder mitgebracht hatten. Die Komödianten waren in Deutschland meistentheils heimathlose, wenig geachtete Leute; ihre Darstellungen aber wurden überall, in Residenzen und Reichsstädten, willkommen geheißen und herbeigerufen. Eine Sammlung von Stücken, welche die englischen Komödianten aufzuführen pflegten, wurde 1620 herausgegeben: „Englische Komedien und Tragedien". Darin z. B. „die sehr klägliche Tragedie von Tito Andronico und der hoffärtigen Kaiserin" (ein Stoff, den auch Shakespeare bearbeitet hatte), die Komödie „vom verlornen Sohn" (äußerst niedrige Behandlung des biblischen Stoffes), ferner in großer Zahl sog. Pickelhäringsspiele: „ein lustig Pickelhäringsspiel von der schönen Maria, ein ander lustig Pickelhäringsspiel, darin er mit einem Steine gar lustige Possen macht" u. a. („Pickelhäring" ist der niederländische Name der lustigen Person, des sich dumm stellenden dreisten Possenreißers, der als Bühnencharakter von den Engländern stammt: „Jack Pudding", bei den Franzosen „Jean Potage", bei den Italienern „Maccaroni", bei den Deutschen „Hanswurst", überall nach dem Lieblingsgericht des Volkes genannt).

Jakob Ayrer (lebte zuletzt als Gerichtsprokurator in Nürnberg, † 1605) behandelte in Tragödien, Komödien, Fastnachtsspielen und Singspielen, etwa 70 an der Zahl, allerlei Stoffe aus der Geschichte und Sage (von der Erbauung Roms, von Kaiser Otto III., von Wolfdietrich), ferner komische Novellenstoffe (von den verwechselten Eheleuten, vom falschen Notarius mit seiner unwahrhaftigen Beichte). Die lustige Person kommt auch in ernsten Stücken vor, und zwar so, daß die Scenen, in denen sie auftritt, in regelmäßiger Abwechselung als unterhaltendes Seitenstück neben den ernsten stehen. In der Tragödie „vom griechischen Kaiser und seiner Tochter Pelimperia mit dem gehängten Horatio" ist der Narr „Jahn" zugleich der Henker. In anderen Stücken führt er den Namen „Jahn Clam, der Narr; Jahn, der Kurzweiler: Jahn Grundo, der närrische Knecht; Jahn Pott,

(Jean Potage)" und anders. Ein Stück, in welchem der Narr die Hauptrolle spielt, ist das „Fastnachtsspiel von dem engellendischen Jann Posset, wie er sich in seinen Diensten verhalten." (Jann Posset will bei seinem Vater und seiner Mutter, Rolandt und Willanda, nicht länger arbeiten; er verläßt sie unter Ausdrücken mangelnder Ehrerbietung, und sein Vater giebt ihm tüchtige Prügel als Zehrung mit. In der Stadt trifft ihn Herr Emmerich, ein alter Mann, und miethet ihn als Knecht. Da Jann Posset einen schriftlichen Miethsvertrag haben will, soll er ein Schreibzeug aus der andern Stube holen, bringt aber ein Feuerzeug. Von seinem Herrn über den Irrthum belehrt, geht er zurück, bringt aber einen Krug. Abermals zurückgeschickt, kommt er mit dem Schreibzeug in der einen, mit einer Hahnenfeder in der anderen Hand. Da wird sein Herr böse, steckt ihm die Feder unter Scheltworten auf den Kopf, und schickt ihn nochmals nach Papier und Schreibfeder. Jann kommt mit einem Glas Bier und einer Spielfeder wieder. Da erklärt ihm sein Herr, er solle jetzt das Rechte bringen, sonst könne er solchen Eulenspiegelknecht nicht gebrauchen. Nachdem nun endlich Herr Emmerich den Dienstvertrag aufgeschrieben hat, geschieht es, daß er von einem Schwindel ergriffen, hinfällt. Jann aufgefordert, seinem Herrn aufzuhelfen, erklärt, er müsse erst nachsehen, ob er nach seinem Dienstvertrag dazu verpflichtet sei. Während es sich nun ergiebt, daß Jann nicht lesen kann, muß sein Herr mit vieler Mühe sich selbst aufheben, und Jann lacht ihn aus. Doch auf die Drohung seines Herrn, ihn wegzujagen, verspricht er sich besser zu halten. Er bekommt darauf den Auftrag, eine Schüssel mit Birnen zu Herrn Friedrich zu tragen. Auf dem Wege dahin befällt ihn die Lust, eine zu kosten. Er ißt aber die Birnen alle bis auf eine, die er Herrn Friedrich giebt. Dieser vermuthet, daß Herr Emmerich mehr geschickt habe, und fragt den Knecht, was er mit den anderen Birnen gemacht? „Thut mir die Pirn herlangen, So sollt's bald sehen Ihr," antwortet Jann, nimmt die Birne und verzehrt sie. Da Jann nun wohl fürchten muß, von seinem Herrn übel behandelt zu werden, ist er des Dienens überdrüssig, und nimmt eine schöne junge Frau, die ihn grausam tyrannisirt und mit der er sich weidlich herumprügelt.)

Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig (regierte 1589—1613), hielt an seinem glänzenden Hofe das erste stehende Theater. Von ihm sind elf Schauspiele vorhanden. Die lustige Person wird Johann Clant (Clown oder Johann Bouset) genannt. In der biblischen Komödie von der Susanna (1593) hält König Helkia mit Johann Clant einen Dialog, dessen Pointen in kürzerer Fassung folgende sind. „Johann: Hört ein wenig, mein Herr! (der Narr spricht im Original platt: „höret ein weintzig, min Here!") Helkia: Ich kann nicht warten, ich will nach Hause gehen. J.: Ich will auch nach Hause gehen, aber zuerst mit euch sprechen. H.: Was denn? J.: Sagt mir die Lehre noch einmal, die ihr eurer Tochter gegeben, damit ich weiß, wie ich mich verhalten soll. H.: Ich habe jetzt keine Zeit, komm ein andermal. J.: Ich habe ein andermal keine Zeit, sagt mir's jetzt. H.: Du verstehst es doch nicht. J.: O mein Herr, ich will und werde verstehen, ich habe einen stattlichen Verstand. H.: So höre zu! J.: Ich höre. H.: Was ich meiner Tochter gesagt, kann ich dir nicht sagen, das ist dir zu hoch. J.: Ist's mir zu hoch, so setzt euch niedriger, ich will zu euch kommen. H.: Narrenrede ist über die Maßen verdrießlich. Man soll mit einem Narren nicht viel reden. Da du aber doch eine Unterweisung haben willst, so will ich dir eine feine kindische Lehre geben. J.: Nur nicht zu kindisch! ich bin kein Kind mehr, sondern ein Mann; seht ihr nicht, daß ich einen Bart habe? H.: Ich habe meiner Tochter gelehrt, daß sie Gott soll allein lieben, fürchten, anbeten und ihm vertrauen. J.: Das soll Susanna thun? was soll ich denn thun? H.: Laß mich nur ausreden! darum sage ich es dir, damit du es auch thust. J.: Aber höret!" ꝛc. — Die Komödie von

„Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua" (1594) behandelt die später sog. Münchhausiaden. Vincentius rühmt sich seiner Heldenthaten: als er aus einer Festung heraustritt, sei das Thorgitter hinter seinem Rücken heruntergefallen und habe das Pferd durchschlagen, er aber sei mit dem Vordertheil des Pferdes tapfer weitergeritten; einem Wolf habe er durch den Schlund und den ganzen Leib bis an den Schwanz gegriffen, so daß er ihn dann umkehren, das Innere nach außen wenden konnte; ein großer Fisch habe einen Reiter mit seinem Roß verschlungen, dieser aber habe sich lebendig wieder herausgearbeitet. Johann Bouset überbietet diese Lügen, da er die Pfanne gesehen zu haben versichert, auf der der Fisch gebraten werden sollte: sie war so groß, daß die Schmiede wegen der zu weiten Entfernung von einander sich nicht hämmern hören konnten. Man belustigt sich an seinen Prahlereien, demüthigt ihn aber schließlich, indem man ihn in eine Kufe eisigen Wassers fallen läßt. — In der Tragödie vom ungerathnen Sohn (1593) ermordet Nero, der jüngere Sohn des Herzog Severus, mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja seinen Sohn, verzehrt dessen Herz, um sich zu feien, wird dann von den Geistern der Verstorbenen verfolgt und von den Teufeln geholt. Von den achtzehn Personen des Stückes kommt außer den drei mitagirenden Teufeln nur eine mit dem Leben davon.

§. 74. Episches in Prosa.

Dreierlei Arten poetischer Erzählungen in Prosa sind zu erwähnen: 1. Schwanksammlungen (von Pauli, Wickram); 2. Volksbücher, in denen die deutsche Sage der letzten Jahrhunderte zusammengestellt wurde (Till Eulenspiegel, Finkenritter, Schildbürger; Faust, ewige Jude); 3. Volksbücher, welche durch Uebersetzung aus dem Französischen entstanden sind (Fierabras, schöne Magelone, Kaiser Oktavian, Genoveva, vier Haimonskinder, Amadis aus Frankreich).

Johannes Pauli (geb. 1455; Franziskanermönch, Lesemeister im Kloster zu Thann im Elsaß, † um 1530). Die Sammlung seiner Schwänke, etwa 700, führt den Titel Schimpf und Ernst 1522 (Schimpf bedeutet Scherz). Der Vorrede zufolge sind die Erzählungen „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen." — Ein Mann hatte seine Frau so lieb, daß er die Strafe des Halseisens, die sie für ein Verbrechen verwirkt hatte, übernahm. Wenn nun vor andern Leuten ein Zwist unter ihnen entstand, hielt die Frau dem Manne seine Schande vor, „ich bin doch noch nit im Halseisen gestanden, wie du," und brachte ihn damit zum Schweigen. — Ein Mönch, der bei einem Edelmann zu Tische ist, soll den Kapaun zerlegen und giebt vor, es nach der Schrift thun zu wollen. Er giebt den Kopf des Kapaun an den Edelmann, weil er das Haupt der Familie, den Kragen an die Edelfrau, weil sie jenem am nächsten, die Flügel an die beiden Töchter, weil sie mit ihren Gedanken hin- und herfliegen, wie sie versorgt werden, die Schenkel endlich an die beiden Söhne, weil auf ihnen das ganze Geschlecht steht; sich selbst aber behält er den übrigen Kapaun, weil er selbst, in der Kutte, den Schnabel auf dem Rücken, wie ein Kapaun ohne Kopf, Kragen, Flügel, Schenkel, eine Ungestalt ist. Auf die Frage des Edelmannes, wo das geschrieben steht, antwortet er sehr heiter: „Junker, in meinem Haupte steht es also geschrieben." — Der Papst verweigert einer Frau ihre Bitte um ein Almosen. Sie bittet um einen Schilling; dann um eine kleinere Münze, endlich bloß um einen Kreuzer; der Papst aber bleibt hartherzig. Als sie darauf den Segen fordert und der Papst diesen zu geben bereit ist, meint die Frau:

„wär' euer Segen eines Hellers werth, ihr hättet ihn mir nit gegeben." — Ein andermal wird ein junger Mensch, des Straßenraubes überführt, zum Richtplatz geleitet. Er soll geköpft werden. Edelleute begegnen dem Zuge und wollen den jungen Gesellen loskaufen. Als sie aber erfahren, daß er auf der Straße etlichen Kaufleuten die Seckel geschüttelt habe, heißen sie flugs mit ihm von dannen fahren; denn „wollt er sich unterstehen, was dem frommen Adel zustehe, wie sollten wir dann etwas erschnappen?" — Bürger's „Kaiser und der Abt" findet sich auch hier (§. 64).

Georg Wickram (wahrscheinlich Handwerker, gründete in Kolmar 1549 eine Meistersängerschule; zuletzt Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß, † um 1560). Er nennt seine Schwanksammlung Rollwagenbüchlein (1555), weil er sie „in Schiffen und auf Rollwagen (Reisewagen) zu lesen empfiehlt, um damit zu langweiligen Zeiten die schweren melancholischen Gemüther zu ermuntern." — Von ihm sind auch größere Erzählungen: „Der Goldfaden, eine schöne liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn", 1557. Löwfried, der Sohn eines Hirten, wird Küchenjunge im Hause eines Grafen. Als ihn der Graf einst singen hört, nimmt er ihn aus der Küche und hält ihn als seinen Sänger. Löwfried liebt Angliona, die schöne Tochter des Grafen, die, seine Liebe verhöhnend, statt anderer Erwiderung ihm einen Goldfaden aus ihrem Stickrahmen schenkt. Löwfried legt den Faden in sein eigen Fleisch, indem er einen Schnitt in seine Brust dicht am Herzen thut und die Wunde über den Faden zuheilen läßt. Diese That der Liebe überwindet die stolze Angliona. Aber der Graf im höchsten Zorn will ihn morden lassen. Löwfried entgeht den Nachstellungen; ein Freund aus seiner Kindheit und ein Löwe, der Gefährte seines Vaters bei der Herde, sind sein Schutz. Er gewinnt ritterlichen Ruhm, in Folge dessen den Beifall des Grafen und endlich die Hand der Geliebten. — Schwanksammlungen nach der Art Pauli's und Wickram's wurden sehr viel gelesen. Andere Werke der Art sind: von Jakob Frei: die Gartengesellschaft 1556; von Wilh. Kirchhof: Wendunmuth 1563; von Martin Montanus: Wegkürzer 1565; von Wolf Büttner: Klaus Narr 1572.

In den Volksbüchern deutscher Sage aus dem 15. und 16. Jahrhundert prägt sich einerseits der niedrige Volkswitz (Till, Finkenritter, Schildbürger), andrerseits der religiöse Ernst des Jahrhunderts aus (Faust, ewige Jude). — Till Eulenspiegel. Der älteste bisher aufgefundene Druck ist vom Jahre 1519: „Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel." Das fromme Kind, im Lande Braunschweig, Dorf Knettlingen, geboren, erlebt vom Augenblick seiner Geburt an die wunderlichsten und seltsamsten Dinge. Es wird zu dreien Malen getauft: zuerst nach der gemeinen Art vom Priester; dann im Koth, da sich das Mütterlein, das das Kind trug, an Bier etwas angetrunken hatte und es fallen ließ; und endlich, um es wieder abzuwaschen, in warmem Wasser. Als es erwachsen war, zog es mit seinen Schalksstreichen durch die ganze Welt bis Rom und Paris, durchkreuzte Nord-Deutschland, hielt sich zuletzt zu Möllen bei Lübeck auf, wo es 1350 starb. (Die bedeutendsten Dichter des Jahrhunderts beuteten das Volksbuch aus. H. Sachs, J. Ayrer nahmen Stoffe zu Komödien daraus, H. Fischart bearbeitete es in Reimen.) — Finkenritter. „Die Historie und Legend von dem trefflichen weiterfahrenen Herrn Polikarpen von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalb hundert Jahre, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehen und zuletzt von seiner Mutter für todt liegen gefunden, aufgehoben und geboren worden." Schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts scheint der lustige Unsinn dieses Buches im Volke bekannt gewesen zu sein. Der älteste Druck ist ohne Jahreszahl. Als der Ritter

einmal Gras mäht, haut er sich aus Versehen den Kopf ab und läuft ihm nach. Er kommt auf seinen Zügen in das Land, wo Hasen die Hunde jagen, Schafe die Wölfe hüten, wo die Bäche brennen und mit Stroh Feuer gelöscht wird. Dem Hauptinhalt nach ist das Buch in die Münchhausiaden übergegangen (vergl. Vincentius Ladislaus §. 73). — „Die wunderseltsamen Geschichten der Schildbürger oder das Lalenbuch", 1598 zum erstenmal gedruckt. Im Herzogthum Sachsen liegt die Stadt Schilda, deren Bürger von einem der sieben weisen Meister abstammen. Ihrer Weisheit wegen werden sie weithin berufen, zu Fürsten und Herren, die schwierigsten Verhältnisse zu ordnen. Als darauf ihr eigenes Haus- und Gemeindewesen in Unordnung geräth, verlangen die Weiber ihre Rückkehr; und sie beschließen in großer Rathsversammlung, sich fortan der Thorheit zu befleißigen, damit Niemand mehr ihres Rathes begehre. Sie fällen auf einem Berge Holz zum Bau des Rathhauses, schleppen es mühsam hinab, dann aber noch einmal hinauf, da ihnen unterdessen einfällt, daß sie es leichter hätten hinabrollen können. Sie verbergen zur Kriegszeit ihre Glocken im See, und machen, um die Stelle wiederzufinden, dort einen Schnitt im Kahn. Endlich nach vielen anderen Thorheiten, kaufen sie eine Katze, die ihre Mäuse fressen soll. Da dies geschehen, fürchten sie, daß die Katze auch Thiere und Menschen fressen werde. Es will ihnen aber nicht gelingen, die Katze zu fangen, und so zünden sie das Haus an, auf dem sie sitzt. Da nun die Katze von einem Hause zum andern springt, wird allmälig die ganze Stadt in Asche gelegt. Da ziehen alle Schildbürger mit Weib und Kind nach verschiedenen Orten und verpflanzen ihre Thorheit in alle Welt. — Das älteste Volksbuch von Faust führt den Titel: „Historia von D. Johann Fausten, den weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, wie er sich gegen den Teufel auf eine benannte Zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltsame Abenteuer gesehen, selbst angerichtet und betrieben, bis er endlich seinen wohlverdienten Lohn empfangen; mehrentheils aus seinen eigenen hinterlassenen Schriften zusammengezogen", 1587. Faust, der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, studirte in Wittenberg Theologie und wurde Dr. dieser Fakultät. Ein hoffärtiges Verlangen lebte in ihm, aller Dinge Herr zu sein, „alle Gründe an Himmel und Erde" zu erforschen. Da er dies Verlangen unter den Vergnügungen der Welt nicht zu ersticken vermochte, studirte er Astrologie, Magie, die ihn über alle Geister, auch über den Teufel mächtig machte. Im Spesser Wald bei Wittenberg beschwor er letzteren und zwang ihn, sein Diener zu werden. Als ihm der Teufel sagte, daß er um seinetwillen vor Gott verdammt sein würde, wollte sich Faust des Bösen entledigen und jagte ihn von sich. Faust aber konnte es nicht mehr ohne ihn aushalten, rief den Teufel zurück und verpflichtete ihn nun förmlich zum Dienst auf 24 Jahre gegen das Versprechen, daß er alsdann dem Teufel gehören wolle. Der Pakt wurde mit Faust's Blute unterschrieben. Die Wunde, welche Faust dabei in die linke Hand schnitt, ließ die Schrift erkennen: o homo fuge! Essen, Trinken, jedes Spiel und jede Freude, Tag und Nacht, standen ihm nun zum Gebote. Durch die Zauberkunst des Teufels empfing er wunderbares Wissen über Natur und Zukunft, Faust wurde ein berühmter Mann. Um alles selbst kennen zu lernen, fuhr er mit dem Teufel in die Hölle zu Beelzebub, sah die Flammen und Qualen, hörte das Heulen und Zähneklappen; fuhr dann aufwärts zum Himmel bis dicht an die Sterne, so daß die Erde klein wie eine Dotter im Ei unter ihm lag; trieb dann Zaubereien auf der Erde: in Rom an der Tafel des Papstes, wo er unsichtbar dem heiligen Vater die leckeren Speisen und Weine weghaschte; in der Türkei, wo er sich für den Propheten Muhamed ausgab; am Hofe Kaiser Karl's V., wo er den größten Mann der Erde, Alexander den Großen, heraufbeschwor. Endlich in seine Heimath

zurückgekehrt, zauberte er sich die schönste aller Frauen, Helena von Griechenland. Als darauf die 24 Jahre um waren, schlug ihn der Teufel im Dorfe Rimlich bei Weimar von einer Wand zur anderen und warf ihn mit zerbrochenen Gliedern zu Boden. Seine Bücher und Zaubergeräthschaften erbte sein Famulus Wagner. (Spätere sehr zahlreiche Bearbeitungen der Faustsage weichen in einzelnen Zügen mehr oder weniger bedeutend ab.) — Der ewige Jude. Die erste Andeutung dieser Sage findet sich im 13. Jahrhundert in folgender Weise: Kartophilus der Thürsteher bei Pilatus, habe dem Heiland, da dieser nach Golgatha ging, an die Achsel geklopft und gerufen: „geh schneller!“ Der Heiland darauf: „ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde.“ Im 16. Jahrhundert wird der ewige Jude gewöhnlich Ahasver genannt, ein Schuhmacher zu Jerusalem: vor seiner Thür habe Christus, mit dem Kreuz belastet, einen Augenblick ruhen wollen. Da stieß ihn Ahasver zurück und Christus sagte: „weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, sei auch dir keine Ruhe vergönnt; du sollst umherirren, bis daß ich wiederkehren werde.“ Der Fluch ging in Erfüllung, und noch immer irrt Ahasver umher. Der älteste vorhandene Druck der Sage ist aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

In den Volksbüchern französischen Ursprungs erhielt sich die romantische Poesie des ritterlichen Helden- und Minnethums in starken Zügen lebendig. „Fierabras, eine schöne kurzweilige Historie von einem mächtigen Riesen aus Hispanien, Fierabras genannt, der ein Heide gewesen“, 1533. Alle Helden Karl's des Großen bestehen Kämpfe mit ihm; Oliver endlich überwindet ihn. — „Die schöne Magelone, eine fast lustige und kurzweilige Historie“, 1536. Magelone, Prinzessin in Neapel, schenkt ihre Liebe dem Grafen Peter von Provence, der sie entführt. Als sie unterwegs ermüdet einschläft, raubt ihr ein Vogel die Ringe, die sie von ihrem Geliebten empfangen hat. Dieser eilt dem Vogel nach, und als derselbe zur See hinausfliegt, besteigt er ein Fahrzeug, um ihm auch dahin zu folgen. Er fällt den Türken in die Hände und wird Sklave des Sultans, dem er lange Zeit dienen muß. Magelone war unterdessen, als sie ihren Geliebten beim Erwachen nicht wiedergefunden, trauernd nach der Provence gegangen und hatte ein Spital gegründet, wo sie ihres Geliebten in treuer Liebe harrend, der Pflege der Kranken lebte. Hier findet ihr Geliebter sie endlich. — Kaiser Octavian (1535) verstößt seine Gemahlin Felicitas, weil er sie für untreu hält. Als sie einst im Walde ermüdet einschläft, werden ihre beiden Kinder, die sie mitgenommen, geraubt, das eine von einem Affen, das andere von einer Löwin. Wunderbar erhalten und erzogen, reifen sie zu starken Helden heran und retten später die Ehre ihrer Mutter vor ihrem Vater. — Genoveva, Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried von Simmern bei Trier, von dem Hofmeister Golo verleumdet, wird mit ihrem Kinde verstoßen. Im äußersten Elend trägt sie ihr Schicksal unter Gebet und Ergebung. Zu spät entdeckt ihr Gemahl ihre Unschuld und lebt seitdem mit seinem Sohne Schmerzenreich an ihrem Grabe als Einsiedler. — Die vier Haimonskinder (1535). Ritsart, Writsart, Adelhart und Reinald, Söhne des Herzogs Haimon von Dordone, gehören einem Geschlechte an, das seit langem in Feindschaft mit dem Hause Karl's des Großen lebt. Während die Eifersucht der beiden Geschlechter allmälig, als Haimon und Karl der Große älter werden, ausgeglichen zu sein scheint, erwacht sie sogleich wieder auf's heftigste, als Haimon's Söhne zum ersten Mal an Karl's Hof erscheinen. Karl's Sohn, Ludwig, wird neidisch, besonders auf den jüngsten, Reinald, der unter allen Rittern der schönste ist und ein wunderbares unvergleichliches Pferd besitzt: Bayard, ein rabenschwarzes Pferd ohne Mähne, stark wie zwölf Pferde, von einem Dromedar stammend; Steine zerbeißt es wie Heu, und seine

Länge ist so, daß alle vier Brüder zusammen darauf reiten können. Ludwig will es seinem Besitzer abkaufen; und da Reinald den Kauf verweigert, beginnen zwischen Ludwig und den Haimonssöhnen allerlei Reibungen. Als endlich Ludwig einem der Brüder das Schachbrett an den Kopf wirft, zieht Reinald den Degen und tödtet Ludwig. Auf dem Rosse Bayard entkommen alle vier Brüder, während Haimon, ihr Vater, dem Kaiser geloben muß, das Seinige dazu zu thun, daß seine Söhne ausgeliefert werden. Nach langem, schwankend geführten Kampfe wird endlich Karl Herr über die Haimonskinder und verlangt als Sühne den Tod des Rosses Bayard. Bayard war das treueste Thier und seinem Herrn das Wertheste, das er besaß. Da verläßt Reinald voll Schmerz die Welt, pilgert nach dem heiligen Lande, kehrt als Bettler zurück, arbeitet als Handlanger am Bau der Petrikirche, wird von anderen Arbeitern, die ihn seines Fleißes wegen hassen, erschlagen, verrichtet Wunder noch im Tode und wird heilig gesprochen. — „Des mannbaren Helden Amadis aus Frankreich schöne Historia", 1583. Amadis ist der Sohn Perion's, des Königs von Frankreich, und der bretagnischen Prinzessin Elisena. Da seine Geburt verheimlicht werden soll, wird er in's Meer ausgesetzt. Ein Ritter, der von der Bretagne nach Schottland segelt, findet ihn in der Wiege auf den Wellen schwimmend und erzieht ihn unter dem Namen „Seejunker". Zwölf Jahre alt, faßt Amadis Liebe zu Oriana, Tochter des englischen Königs Lisuarte und bewahrt sie ihr bis an sein Lebensende. Nachdem er den Ritterschlag erhalten, kommt er auf abenteuerlichen Fahrten an den Hof seines Vaters Perion in Frankreich, der ihn als Bundesgenossen gegen den König von Irland ehrend aufnimmt und zur größten Freude an einem Ringe am Finger als seinen Sohn erkennt. Großartig sind nun die Abenteuer, die Amadis besteht: Vernichtungskriege gegen Riesen, Zauberer und Usurpatoren, mit denen Lisuarte von England im Kampfe liegt, und Anderes. Ein empfindlicher Brief, den er von Oriana empfängt, verletzt sein Herz, und unter dem Namen „Beltenebros" zieht er sich in eine Einsiedelei zurück und beharrt lange Zeit darin. Als darauf neue ritterliche Thaten, die er in Irland und England vollführt, Lisuarte, den Vater seiner Geliebten, eifersüchtig auf ihn machen, verläßt Amadis die Inseln und verrichtet in Deutschland, in der Türkei staunenswerthe Heldenthaten. Er kommt nach England zurück, als Oriana eben, zur Vermählung mit dem Kaiser der Römer, den Gesandten desselben übergeben ist und abfährt. Amadis schlägt die Flotte der Römer und bringt seine Geliebte in Verwahrsam auf der „festen Insel". Im Kampf mit Lisuarte sucht er nun Oriana zu erzwingen. Er überwindet ihn endlich durch Edelmuth, indem er ihn gegen andere gefährliche Feinde schützt, worauf er sich mit seiner Geliebten vermählt. — Der Roman war in Deutschland nicht bloß auf Poesie, sondern ebenso auf Kultur einflußreich. Feine Sitte wollte Jeder aus dem Amadis lernen. 1593 wurde eine „Schatzkammer von Orationen, Sendbriefen und Gesprächen" aus dem Amadis ausgezogen und abgedruckt. Die Romane Zesen's, die Gesprächspiele Harsdörffer's haben hier ihr erstes Vorbild. — Ein großer Theil der hier genannten Volksbücher, ferner andere von Tristan, Wigalois rc. wurden 1587 von Feyerabend unter dem Titel „Buch der Liebe" herausgegeben.

Sechste Periode.

Periode der Nachahmung 1624—1748.

§. 75. Wendepunkt um 1624.

Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts trat eine bedeutungsvolle Umwendung in der deutschen Poesie ein: die von der nationalen zur klassischen Poesie; gegründet auf das Studium der Poesie des Auslandes und auf die dadurch hervorgerufene Ueberzeugung, daß die deutsche Poesie hinter der der anderen Völker zurückgeblieben sei und durch Nachahmung der letzteren gefördert werden könne. Es begann eine Periode, in der die Poesie, von Gelehrten betrieben, den Charakter schulmäßiger Nachahmung und künstlicher Einübung des Fremden annahm: eine Periode, deren Ruhm in dem Fleiß besteht, mit dem man Fortschritte in der Behandlung neuer poetischer Formen machte und eine Folgezeit höherer Vollendung und Selbstständigkeit vorbereitete.

National war die Poesie bisher gewesen: sowohl die epische Sage, die Götter-, Helden- und Thiersage der ältesten Zeit; wie ferner die Trennung der Poesie nach den drei Ständen, zu denen das Volk sich gegliedert hatte: nach dem geistlichen, Ritter- und Bürgerstande; wie endlich die didaktisch-satirische Poesie im Jahrhundert der Reformation. Immer hatte zwischen der politischen und der Geschichte der Poesie der engste Zusammenhang stattgefunden. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts aber löste sich dieser Zusammenhang. Auf der Grundlage gelehrten Studiums trat ein neuer Charakter der Poesie in's Leben; ein Streben nach einer Vollendung, die, nach den Mustern des Auslands und bald vorherrschend nach denen des griechischen Alterthums gemessen, als ein Streben nach klassischer Vollendung bezeichnet werden kann (§. 8). Mit Opitz' Worten: „Ohne Scheu muß ich dies erinnern, daß ich es für eine verlorne Arbeit halte, falls sich Jemand an unsre deutsche Poesie machen wollte, der, abgesehen davon, daß er ein Poet von Natur sein muß, in den griechischen und lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist und von ihnen den rechten Griff nicht erlernt hat; daß auch alle die Lehren, die sonst zur Poesie erfordert werden, bei ihm nichts verfangen können". — Wie sehr die Entwicklung der Poesie seitdem auf einer Loslösung der Literatur von den politischen und Volkszuständen beruht, zeigt das Faktum, daß diese neue Anspannung poetischer Kräfte gerade in den dreißigjährigen Krieg, in die Zeit gänzlicher Zerrissenheit Deutschlands, fiel und daß in schnellem Verfolg von Fortschritten, nach

nicht voll zwei Jahrhunderten, der Höhepunkt der Poesie mit Goethe und Schiller wiederum zu einer Zeit gänzlicher Erniedrigung, zur Zeit des Unterganges des deutschen Reichs, gewonnen wurde.

Die deutschen Kaiser während dieser Periode waren: Ferdinand II. 1619—37; Ferdinand III., † 1657; Leopold I., † 1705; Joseph I., † 1711; Karl VI., † 1740, der letzte vom habsburger Mannsstamm. Ihm folgte Karl VII. (Herzog von Baiern), † 1743; Franz I. (Herzog von Lothringen, Gemahl der Maria Theresia, Tochter Karl's VI.), † 1765. — Seit dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen, 1740, trat neben der Macht des habsburgischen Hauses das Königreich Preußen allmälig mehr in den Vordergrund, und namentlich die Heldengröße des genannten Königs erweckte in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine poetische Begeisterung, die, über die Grenzen Preußens hinausgehend, in ganz Deutschland, selbst bei den Feinden Preußens, einen Wiederhall fand.

Die Gründung der neuen poetischen Richtung geschah zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine große gemeinsame Anstrengung von Gebildeten und Gelehrten, auch der Fürsten und Höfe. Daß Fürsten und Herren sich der deutschen Dichter annahmen, begann wieder allgemeiner zu werden. Aus dem Verlangen, die Poesie zu heben, entstanden namentlich die sog. Sprachgesellschaften: Vereine (Akademien), die auf das erste Nothwendige zurückgingen, auf die Sprache, welche gegen die Mischung der Dialekte und des Hochdeutschen, ferner gegen die Herrschaft des Lateinischen und Französischen in ihr, rein erhalten werden sollte. Die bedeutendsten dieser Vereine waren: 1. der Palmenorden und die fruchtbringende Gesellschaft, 1617 auf Anregung des Hofmarschalls von Teutleben durch die Herzöge von Weimar und die Fürsten von Anhalt gegründet. Sie war der in Florenz bestehenden academia della crusca nachgebildet (della crusca, d. h. die Kleie, nämlich der Barbarismen, wovon das reine Mehl der italienischen Sprache gesäubert werden sollte), stellte als ersten Zweck auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter auf's möglichste und thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen.“ Ihr florentinisches Vorbild nachahmend, gab sie ihren Mitgliedern Embleme und Beinamen. Fürst Ludwig von Anhalt hieß der „Nährende mit Weizenbrot“, Herzog Wilhelm zu Weimar der „Schmackhafte“. Der größeren Zahl nach waren ihre Mitglieder Fürsten, Herzöge, Grafen, Edelleute. Später nahm man auch Dichter auf: Opitz, „der Gekrönte“; Zesen, „der Wohlsetzende“; Harsdörffer, „der Spielende“. In Köthen gegründet, verlegte die Gesellschaft ihren Sitz nach Weimar, hernach nach Halle. Sie bestand bis 1680. — 2. Die deutschgesinnte Genossenschaft, 1643 von Philipp Zesen in Hamburg gestiftet. Sie fand viel Zuspruch, theilte sich bald in Zünfte: Rosen-, Lilien-, Nelken-, Rautenzunft, und bestand bis 1705. Zesen hielt die deutsche Sprache für die Ursprache, für die der Sprache des Paradieses am meisten ähnlich gebliebene. Alle anderen Sprachen galten ihm für Entartungen derselben. „Venus“ erklärte er aus dem altdeutschen „Vene“, das soviel wie Freundin, Liebste, auch wohl Liebe selbst bedeute; „Herkules“ durch „Heerkeule“, „Apollo“ als eine Verstümmelung aus „Bachball“, weil die Sonne (Apollo) wie ein Ball aus dem Wasser (des Baches) aufsteige. „Fenestra, Fenster“ leitet er aus dem deutschen Worte „fein“ ab und fand es mit dem griechischen *φαίνεσθαι* verwandt. „Poet“ stammte ihm aus dem deutschen Urwort „pojen“, das sich noch in „pochen“ erhalten habe. Nichtsdestoweniger übersetzte er viele dieser „deutschen Urwörter“ in neue Sprachformen: Venus in Liebinne, Flora in Bluminne.

(Vrgl. von Zesen: Hochdeutsche Sprachübung oder unvorgreifliches Bedenken über die Hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreibrichtigkeit, 1643; Rosenmond, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Stein der Weisen, 1651 ꝛc.) — 3. Der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, 1644 von Harsdörffer und Klaj in Nürnberg gegründet. Die Mitglieder legten sich griechische und italienische Hirtennamen bei und pflegten besonders Schäferpoesie (§. 80). Der Verein hat 1844 sein 200jähriges Stiftungsfest erlebt und besteht als heiterer Verein gebildeter Männer noch. — Außerdem können erwähnt werden: 4. die aufrichtige Tannengesellschaft, 1633 von Schneuber in Straßburg, und 5. der Elbschwanenorden, 1660 von Johannes Rist gestiftet (§. 82).

§. 76. Neue literarische Erscheinungen.

Zum Charakter dieser Periode gehört: 1. fremde Gattungen der Poesie wurden gepflegt (Ode, Sonett, Epigramm, Idyll); 2. rhythmische Formen der ausländischen Poesie wurden eingeführt (Alexandriner ꝛc.); 3. theoretische Werke über Poesie wurden geschrieben (Martin Opitz: „Prosodia germanica oder Buch von der deutschen Poeterey", 1624); 4. literarische Kritik wurde geübt (Warnecke §. 90) und ästhetisch kritische Zeitschriften wurden herausgegeben (Bodmer, Gottsched §. 91).

§. 77. Schede, Weckherlin, Andreä.

Vereinzelt hatten schon vor Opitz einige Dichter die Poesie nach fremden Mustern behandelt, auch neue Formen und Gattungen eingeführt: besonders Schede, Weckherlin, Andreä.

Paulus Melissus Schede (von Ferdinand I. 1564 gekrönt und geadelt, Bibliothekar in Heidelberg, † 1602), fruchtbarer und gewandter Dichter in lateinischer Sprache. Unter seinen wenigen deutschen Gedichten finden sich auch einige Sonette; in andern wendet er bereits den Alexandriner an. — Georg Rudolf Weckherlin (geb. in Stuttgart 1584, zuletzt Sekretär der deutschen Kanzlei in London, † um 1650) gab 1618 ein Buch „Oden und Gesänge" heraus, das auch Sonette und Epigramme enthielt. — Valentin Andreä (geb. 1586 zu Herrenberg in Würtemberg, nahm verschiedene geistliche Stellungen ein, starb als Abt in Adelsberg 1654), ist seinen Zeitgenossen an Talent bedeutend überlegen; dichtete viel lateinisch. Seine erste Sammlung deutscher Gedichte „Geistliche Kurzweil", 1619, enthält unter andern das witzige Epigramm:

„Ohn Kunst, ohn Müh, ohn Fleiß ich dicht,
Drum nit nach deinem Kopf mich richt.
Bis du witzt, schwitzt, spitzt, schnitzt im Sinn,
Hab ich angesetzt und fahr dahin;
Bis du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf;
Bis du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwirn.
Gefällt's dir nun nit, wie ich ihm thu,
Mach's besser, nimb ein Jahr dazu."

Erster Abschnitt.

Die erste schlesische Schule und ihre Zeit 1624—1660.

---

§. 78. Martin Opitz, geb. 1597, gest. 1639.

Martin Opitz wurde schon von seinen Zeitgenossen als Urheber einer neuen Richtung, „Vater und Wiederhersteller der Poesie" anerkannt. Der Ruhm gründete sich 1. darauf, daß er die der deutschen Sprache angemessenen Regeln der Prosodie feststellte und damit die Einführung der Versfüße möglich machte (Buch von der deutschen Poeterey §. 7); 2. darauf, daß er durch sein Beispiel und durch auffordernde Schriften die gelehrten Dichter seiner Zeit zum Gebrauch der deutschen Sprache bewog. Opitz dichtete weltliche und geistliche Lieder, Gelegenheitsdichtungen (Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Schäferei von der Nymphe Hercynie); Didaktisches (Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, Vesuvius, Zlatna oder von der Ruhe des Gemüthes); Dramatisches (Daphne, Judith, nach italienischen Singspielen).

Martin Opitz (geb. 1597 zu Bunzlau, zeigte seine Begabung schon auf dem akademischen Gymnasium zu Beuthen. Eine lateinische Schrift aus dieser Zeit (1617) Aristarchus sive de contemtu linguae teutonicae fordert die Dichter zur Benutzung der deutschen Sprache auf und stellt den Alexandriner als Mustervers hin. Von der Universität zu Frankfurt sandte er bereits Gelegenheitsgedichte an den herzoglichen Hof zu Liegnitz; lebte darauf an verschiedenen anderen Universitäten, Heidelberg, Straßburg, Tübingen; ging 1620, vor Krieg und Pest flüchtend, nach Holland, wo er in Leyden sich an Heinsius anschloß, dessen lateinische Gedichte er übersetzte. 1622 folgte er dem Rufe nach Siebenbürgen zu einer Professur der Philosophie und schönen Wissenschaften in Weißenburg. Mit den Sitten des Volkes nicht harmonirend, ging er bald wieder nach Schlesien, wurde 1623 Rath beim Herzog von Liegnitz und Brieg; gewann durch sein Trauergedicht auf Erzherzog Karl 1625 die Krönung durch Ferdinand II. und 1628 den Adel: Opitz von Boberfeld; nahm 1628 Dienste beim Kammerpräsidenten zu Breslau, Burggraf zu Dohna, lebte zuletzt in Danzig als Historiograph des Königs von Polen, Ladislaus. Hier wurde er während der Pestzeit 1639 angesteckt und starb). — Der Werth, der Opitz' Dichtungen gebührt, liegt besonders darin, daß sie erste Bemühungen sind, die Formen der ausländischen Poesie in deutscher Sprache korrekt und gefällig nachzubilden. Rühmenswerth sind besonders seine weltlichen und geistlichen Lieder. Unter letzteren finden sich Bearbeitungen von Psalmen, Propheten, des hohen Liedes, der Sonntagsepisteln.

„Stellet Gott heim eure Sachen
Laßt ihn machen,
Räumt ihm alle Sorgen ein!
Er, der Herr, wird bei euch stehen,
Euch erhöhen,
Wenn es Zeit wird sein.

Wie ein Löwe seine Klauen,
Einzuhauen,
Wenn er tobet, fertig hat:
Meint der Teufel euch ingleichen
Zu erreichen.
Drum wacht nüchtern früh und spat."

Das Gedicht fährt mit der Aufforderung fort, dem Löwen den Schild des Glaubens

vorzuhalten, und schließt mit der Hoffnung auf Gott, der stets die reiche Gnadenthüre offen hält. In seinen weltlichen Liedern trifft Opitz oft sehr glücklich den richtigen Ton, wenn auch die besten seiner Lieder nur Uebersetzungen aus dem Französischen sind: „Ich empfinde fast ein Grauen, Daß ich, Plato, für und für Bin gesessen über dir" x. — Als Beispiel seiner Epigramme:

„Das Alter kränket mich, die jungen Jahr' ingleichen:
Zwar jenes, weil es kommt; und diese, weil sie weichen."

Die Gelegenheitsdichtung (Hof- und Festgedichte, Geburts-, Hochzeits- und Sterbelieder) ist seit Opitz über 100 Jahre lang in Deutschland herrschend gewesen. Opitz spricht sich in dem Buche von der deutschen Poeterey nicht günstig über sie aus. Daß er dennoch, und fast alle Dichter nach ihm so lange Zeit dieselbe gepflegt haben, hat seinen Grund darin, daß die Dichter der Unterstützung der Großen bedurften und daß zur Uebung in poetischen Formen jede Gelegenheit und die nächste am liebsten benutzt wurde. In Bezug auf seine Gelegenheitsgedichte wird Opitz Manches vorgeworfen, unter andern, daß er auf den Burggrafen Dohna Loblieder sang, während dieser, auf Seite der katholischen Kirche stehend, gegen die Protestanten, Opitz' Glaubensgenossen, hart verfuhr. Es kam damals öfters vor, daß ein Dichter (z. B. Schwieger in seinen „Liebesgrillen" §. 80) erklärte, seine Seele wisse von den Empfindungen seiner Gedichte nichts. Die Poesie wurde als Uebung in fremden Formen zu allem Möglichen benutzt. Opitz' „Trauergedicht auf den Tod des Erzherzog Karl" fängt an:

„Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
Der werthe theure Held, den Gott der Welt geschenket,
Und was ihm ähnlich ist, das Haus von Oesterreich,
Das Hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich."

Eine besondere Art von Gelegenheitsgedicht ist auch die aus dem Französischen (nach den bergeries des Honoré d'Urfé) eingeführte „Schäferei". Schäferei von der Nymphe Hercynie, 1622. (Der Dichter, in Gemeinschaft mit andern Dichtern, befindet sich in einem Theil des Riesengebirges, in den Wäldern, auf den Bergen und Wiesen, die den Grafen Schafgotsch gehören. Er trifft mit Hirten zusammen, welche nach der Absicht des Dichters die Berge, Wiesen und Wälder selbst bildlich darstellen, und unterhält sich mit ihnen über Tugend, Reisen x. Plötzlich begegnen sie alle der Nymphe Hercynie, welche sie in ihre und in die Grotten ihrer Schwestern führt, und ihnen dabei in den Höhlen und Klüften der Erde die Ursprünge der Flüsse dieser Gegend zeigt. In einer herrlich ausgestatteten Grotte hängen die Ahnenbilder der Grafen von Schafgotsch, deren Thaten die Nymphe erzählt und preist. Die Dichter sehen sich an allen Orten der Gegend weiter um und beschließen unter Unterhaltungen mit Bezug darauf den Tag.) — Zu Gelegenheitsgedichten benutzte Opitz auch die dramatische Form: Daphne, ein Singspiel auf des Landgrafen von Hessen Vermählung, 1627. — Opitz' Lehrgedichte sind ganz poesielos. Vesuvius fängt an:

„Zum ersten, wann der Berg zu wüthen angefangen,
Und welche Zeit die Gluth vor Alters aufgegangen,
Zeigt kein Gelehrter an; es ist auch nicht mein Ziel,
Daß ich die große Brunst allhier erzählen will,
So da entsprungen ist, wie Titus hat regieret,
Davon die Asche ward nach Afrika entführet x."

Das Gedicht „Vielgut oder vom wahren Glück" zeigt „in Gegenhaltung dessen, was Gut heißt und oft Böses verursacht, daß noch ein besseres Gut in diesem Leben möge und in jenem Leben müsse gesucht werden." Opitz führt diesen Gedanken

durch, indem er ihn an die Schilderung des Landgutes „Vielgut" (Besitz des Herzogs von Münsterberg-Oels) anknüpft. Aehnlich ist das Gedicht „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths". Zlatna ist ein Flecken, einige Meilen von Weißenburg in Siebenbürgen, wo Opitz sich gern im Umgang mit dem Verwalter des Bergwerks und im Genuß der schönen Natur erholte.

„Wie wenn die Nachtigall, vom Käfig ausgerissen,
Hin in die Lüfte kömmt und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie los und frei
Von ihrer Dienstbarkeit und nur ihr selber sei:
So dünkt mich, ist auch mir, im Fall ich unterzeiten
Der Schule schweren Staub kann werfen auf die Seiten
Und außer dieser Stadt auch nur auf einen Tag,
Und einen noch dazu, mit Ruh verschnaufen mag" ꝛc.

Von Opitz sind außerdem Uebersetzungen: aus dem Lateinischen die Trojanerinnen des Seneca 1625; aus dem Griechischen Antigone des Sophokles 1636. — Wie der Tod des jung sterbenden Dichters empfunden wurde, zeigt ein Sonett von Paul Fleming. Fleming nennt den Dahingeschiedenen „den Pindar, den Homer und Virgil seiner Zeit, die alle sich hier in seinen Geist verstellet hatten." Mit Bezug auf das Elend, das der Krieg dem Lande gebracht, sagt Fleming: „Germania ist todt", und fährt dann fort: „hier liegt nun auch ihr Sohn!" Da Opitz gestorben ist, fehlt dem Lande der Arm zur Rache, der Welt alles Würdige, woran sie sich erheben könne.

§. 79. Erste schlesische Schule.

Die Richtung der Poesie, die sich an Opitz anschloß, wird „erste schlesische Schule" genannt. Außer Opitz gehören dahin: Paul Fleming (geistliche und weltliche Lieder, Oden, Sonette); Friedrich von Logau (Sinngedichte); Andreas Gryphius (Lyrisches: Oden, Sonette, Epigramme; Trauerspiele: Leo Arminius, Katharina von Georgien, Karolus Stuardus, Cardenio und Celinde; Lustspiele: Peter Squenz, Horribilicribrifax; Gesangspiel: das verliebte Gespenst, mit dem eingelegten Scherzspiel: die geliebte Dornrose).

Paul Fleming (geb. 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, studirte Medicin in Leipzig; schloß sich den Gesandtschaften an, welche der Herzog von Holstein 1633 nach Moskau, 1636 nach Persien ausrüstete; ließ sich in Hamburg als Arzt nieder, † 1640) ist sinnig, geistvoll und gewandt in seinen Dichtungen, der bedeutendste Lyriker seiner Zeit. Erhaben ist die Stimmung seiner geistlichen Lieder: „In allen meinen Thaten Laß ich den Höchsten rathen ꝛc.; Laß dich nur nichts nicht dauern" ꝛc. Innig und frisch sind seine weltlichen Lieder: „Ein getreues Herze wissen Hat des höchsten Schatzes Preis." Das Sonett An sich enthält in überaus kraftvoller Sprache unvergängliche Lebensregeln:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh' höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß Alles unbereut.
Thu, was gethan muß sein, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist sich ein Jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dies Alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn,
Und ehe du fürder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan."

Wenig Tage vor seinem Tode schrieb Fleming sich selbst eine Grabschrift: „Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich" 2c. Mit hohem Sinne rüstet er sich zum Tode. Am Schlusse des Sonetts heißt es:

„Was frei dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

Leider gehört auch unter Paul Fleming's Poesien die bedeutend größere Mehrzahl der Gelegenheitsdichtung an. Nicht minder zu bedauern ist, daß so vieles Poetische von ihm in lateinischer Sprache geschrieben ist.

Friedrich von Logau (geb. 1604 zu Brockgut bei Nimptsch: Rath des Herzogs von Liegnitz und Brieg, † 1655 zu Liegnitz) gab seine Sinngedichte unter dem Namen Salomon von Golau heraus: die erste Sammlung 1638. Allmälig wuchsen sie zu 3000 heran: Sentenzen, Reimsprüche manigfachen Inhalts. Die Zustände des 30jährigen Krieges schildert Logau in einem Spruche, der mit lebhaften Antithesen an die zwei Worte „Landes Mann" (für Landmann) und „Landes Knecht" (für Landsknecht) anknüpft:

„Unterscheiden muß man recht
Landes Mann und Landes Knecht;
Jener muß, wenn dieser will;
Jener giebt, nimmt dieser viel;
Jener dient und dieser schafft;
Jenes Angst ist dessen Kraft;
Dieser raubt die kurze Zeit,
Jenem bleibt die Seligkeit."

Das Gerichtsverfahren des englischen Parlaments gegen Karl I. verspottet Logau in folgendem Spruch:

„König Karl in Engelland
Ward der Krone quitt erkannt.
Daß er bedürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Kopfes ohne."

Einige von Logau's Sinngedichten haben die Kraft von Volkssprüchen, z. B.

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit."

Oder:

„Ein versöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke."

Andreas Gryphius (geb. 1616 zu Glogau; verlebte eine trübe Jugend. Sein Vater, Prediger in Glogau, starb an Gift; Mutter und Geschwister raubte ihm die Pest; sein Stiefvater verkürzte ihn um sein Erbe; schon als Knabe auf den Schulen trieben ihn Krieg und Krankheit von einem Ort zum andern. Er konnte diese Eindrücke nicht überwinden. Durch Studien, ferner auf Reisen durch Holland, England, Frankreich, Italien gewann er ausgebreitete Kenntnisse, sprach außer den gelehrten fast alle lebenden Sprachen. 1650 Syndikus bei den Ständen des Fürstenthums Glogau, † 1664). Unter seinen lyrischen Gedichten sind geistliche Lieder hervorzuheben: „Die Herrlichkeit der Erden Muß Rauch und Asche werden; Jesu, meine Stärke" u. a. Unter dem Titel Kirchhofgedanken verfaßte er ein 50 Strophen langes Gedicht, Betrachtungen über die verwesenden Leichname. — Wichtig ist Gryphius für das Drama, und zwar dadurch, daß er die Kunstrichtung, welche die Franzosen und Holländer kürzlich aus dem Studium der griechischen und römischen Dichter gewonnen hatten, nach Deutschland verpflanzte.

Sein Vorbild im Tragischen war der holländische Dichter Joost van der Vondel, ein älterer Zeitgenosse Gryphius'. Zweierlei schrieb sich daher: 1. daß er die Handlung der Tragödie nicht länger als 24 Stunden spielen ließ (Einheit der Zeit); 2. daß er Chorgesänge, „Reyen", in die Handlung einflocht. Als Versmaß im Dialog benutzte Gryphius den Alexandriner, unterbrach ihn aber an Stellen höheren Affekts durch freie Jamben. In Bezug auf die Stoffe, die Gryphius in seinen Tragödien bearbeitete, ist zu bemerken: daß man unter Tragödie damals ein Spiel verstand, in welchem fürstliche Personen in pathetischer Sprache reden und ungewöhnlich grauenvolle Schicksale erfahren. — „Leo Armenius, ein Fürsten Mörderisches Trauerspiel" (1650). Der griechische Kaiser Leo Armenius spricht über seinen Feldhauptmann Michael Balbus, der des Verraths überführt ist, das Todesurtheil. Da der Spruch am Abend vor dem Christtage geschieht, erbittet die Kaiserin Theodosia, um das Fest nicht zu entweihen, Aufschub der Strafe. Der Aufschub auch nur um eine Nacht war zu viel Milde; denn Balbus mit seinen Mitverschworenen befreit sich in derselben aus dem Gefängniß, Leo wird erwürgt und Theodosia der Verzweiflung preisgegeben. Die Reyen werden von Hofleuten, Jungfrauen und Priestern gebildet. — „Katharina von Georgien oder bewährte Beständigkeit" (1657). Katharina, die in Krieg mit Schach Abbas, König von Persien, begriffen ist, wagt sich in dessen Lager, um Friede zu erbitten. Schach Abbas entbrennt bei ihrem Anblick in Liebe und fordert die ihrige. Sie aber, dem christlichen Bekenntniß treu und fest entschlossen, sich dem heidnischen Wüthrich nicht zu ergeben, hält die Martern der glühenden Zangen aus und vollendet ihr Leben voll freudiger Geduld auf dem Holzstoß. Den letzten Tag ihres Lebens führt das Trauerspiel in fünf Akten („Abhandlungen") vor. Im ersten Akt liegen auf der Bühne bei Beginn des Stückes Leichen, Bilder, Kronen, Scepter, Schwerter. Oben öffnet sich der Himmel, unten die Hölle. Vom Himmel herab kommt eine symbolische Gestalt: die Ewigkeit spricht ihre Verachtung der Eitelkeiten der Welt aus und verschwindet. Katharina widersteht darauf den Anträgen des Schach. Im zweiten und dritten Akt wendet sich der Königin Schicksal scheinbar zum Besseren; denn Schach Abbas giebt der Bitte des „Gesandten aus Reußen" nach, Katharina zu befreien. Im vierten aber, als der Gesandte sich entfernt hat, erwacht des Tyrannen Wuth von Neuem, und Katharina wird dem Blutrichter überliefert. Im fünften endlich erleidet sie ihr Ende auf dem Holzstoß. Das verbrannte Haupt der Königin wird dem Gesandten aus Reußen gebracht, welcher Bestrafung der Greuelthat droht. Dem wüthenden Schach aber, der nach der That wieder wünscht, er hätte sie nicht vollbracht, erscheint Katharina's Geist. Als er das Nahen desselben ahnt, ruft der Schach aus:

„Was für Gerase der Trompeten,
Wer zückt den Säbel, uns zu tödten?
Der Erden Grund brüllt und erzittert!
Was ist, das hinter uns sich wittert!
Wie? oder schreckt uns eitel Phantasie?
Prinzessin! ach, wir sinken auf die Knie,
Wir! vor dem sich ganz Osten niederbeuget!
Vergieb dem, welcher seine Reu mit ewig bitterm Kummer zeiget!"

Der Geist der Königin weissagt ihm Untergang. Die Reyen werden im ersten und dritten Akt von den Jungfrauen der Königin gebildet: dort flößen sie ihrer Herrin Muth ein; hier geben sie sich der Hoffnung hin, in die Heimath zurückkehren zu können. Am Schluß des zweiten Akts treten im Reyen die Geister der von Schach Abbas erwürgten Fürsten auf und rufen Rache über ihren Mörder; am

Schluß des vierten Akts die Tugenden, der Tod und die Liebe, welche die Königin bei der Annäherung des Todes stärken. Den fünften Akt schließt jene Scene zwischen Schach Abbas und dem Geist Katharina's. — In dem Trauerspiel „Karolus Stuardus oder ermordete Majestät" treten die Geister der ermordeten Günstlinge des Königs, Strafford und Laud, der Maria Stuart, aller vor Karl I. ermordeten englischen Könige als Reyen auf. Die Religion jammert über die Schmach, die ihr auf Erden angethan wird. Ketzer greifen sie an, zerreißen ihren Mantel und schmücken sich mit den Fetzen, während sie selbst aufwärts zu den Wolken schwebt. Endlich stirbt der König durch Henkers Hand; und der Geisterchor der ermordeten Könige erscheint wieder, unter ihnen die „Rache", welche unablässig Wehe über Albion zu bringen verheißt. — Dem Trauerspiel Cardenio und Celinde schickt Gryphius eine Vorrede voran, worin er sich entschuldigt, daß die Personen für ein Trauerspiel fast zu niedrig seien und die Art zu reden nicht viel über die gemeine hinausgehe, wiewohl „hin und wieder etliche hitzige und stechende Worte mit unterlaufen"; er habe aber der Geschichte, die er in Italien als eine wahre empfangen, nicht zu nahe treten wollen. (Celinde, voll Eifersucht, bereitet Zaubermittel, um Cardenio zu fesseln; Cardenio hinwieder, in heftiger Liebe gegen eine andere Dame, Olympia, will deren Gemahl, Lysander, tödten. Beide werden durch Gespenstererscheinungen von ihren Verbrechen abgelenkt und zur Tugend zurückgeführt. Die Reyen werden von den Jünglingen der Stadt Bononia, ferner von symbolischen Figuren, von der Zeit, den vier Menschenaltern und den vier Jahreszeiten gebildet.) — In seinen Lustspielen ist Gryphius freier und unterhaltender. Die „absurda comica oder Peter Squenz, Schimpfspiel", behandelt einen Stoff, der, durch englische Komödianten herübergekommen, in Deutschland sehr beliebt war. (Als Episode auch in Shakespeare's Sommernachtstraum benutzt.) Die Bürger von Rumpelkirchen wollen die Durchreise des Fürsten durch ein Schauspiel verherrlichen. Das Trauerspiel „Pyramus und Thisbe" wird gedichtet und ruhmredig angepriesen. Peter Squenz ist sein Verfasser. Auf die Frage des Königs, wer er sei, giebt er sich als vordem wohlbestellten Glockenzieher des Spittelglöckleins zu erkennen; „weil ich mich aber über die Maßen auf die Musik des Glockenklanges verstanden, bin ich nunmehr zu Rumpelkirchen wohlbestellter Handlanger des Wortes Gottes, d. i. Schreiber und Schulmeister, auch Exspektant des Pfarramts, wenn die anderen alle werden gestorben sein." Auf die Frage des Königs, ob er tüchtig dazu sei, beweist Peter Squenz, daß er der vornehmste Mann in der Welt sei; denn in der ganzen Welt seien vier Theile, Europa, Asia, Afrika und Amerika; unter denen Europa der vornehmste; in Europa seien viele Königreiche, Spanien 2c., unter denen allen Groß-Oberland den Vorzug habe; in Groß-Oberland seien verschiedene Kreise, unter denen Mägdeflecken der trefflichste sei; in Mägdeflecken endlich habe die Liliengasse den Vorzug vor allen anderen Gassen und er sei der vornehmste Mann, der darin wohne; ergo kann es nicht fehlen, daß in Europa, Asia, Afrika und Amerika ihm Niemand gleich sei. In dem Stücke selbst werden sowohl die Personen, Pyramus und Thisbe, wie die Zurüstungen des Theaters (Mond, Wand, ferner ein Löwe) von ehrsamen Bürgern aus Rumpelkirchen dargestellt, vom Spulenmachermeister Klotz-George, vom Tischlermeister Knipperling 2c. Während der Aufführung gerathen die Schauspieler über Fehler, die sie machen, in Streit. Schließlich werden sie für die Fehler vom Könige bezahlt, der gesteht, daß er an diesem Abend Kurzweil genug gehabt habe, und daß er müder vom Lachen, als vom Zusehen sei. — „Horribilicribrifax oder der wählende Liebhaber, Scherzspiel", entlehnt seine Komik der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Zwei kaiserliche Officiere, Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen und Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord, suchen im Frieden ihr Glück

durch reiche Heirathen zu machen. Der letztere bethört durch Windbeuteleien ein einfältiges Mädchen, Horribilicribrifax aber kommt gegen die Nebenbuhlerschaft des Schulmeisters Sempronius nicht auf. Das komische Mittel des Stücks liegt in der Sprachverwirrung: jene beiden Hauptleute füllen ihre Rede mit französischen und italienischen, der Schulmeister die seine mit lateinischen, ein Jude Isaschar, der nebenher vorkommt, mit holländischen und jüdischen Ausdrücken, die von den bloß deutsch redenden Personen sehr räthselhaft gedeutet werden. — „Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel", (1660) sind zur Vermählung des Herzogs Georg von Liegnitz und Brieg gedichtet: zwei Stücke, die mit einander so verbunden sind, daß immer auf einen Akt des einen ein Akt des andern folgt. In beiden treten andere Personen und Interessen auf; auch in der Sprache weichen sie ab: im „verliebten Gespenst" die hochdeutschen Alexandriner, in der „geliebten Dornrose" die Prosa des schlesischen Bauerndialekts. Nachdem in beiden Stücken die Liebespaare zusammengegeben sind, verbinden sich sämmtliche Personen, Städter und Bauern, zu einem das herzogliche Paar beglückwünschenden Reyen.

§. 80. In Königsberg, Hamburg und Nürnberg.

Von Schlesien ging die Anregung zur Poesie weiter. In Dichterbündnissen gepflegt, blühte sie namentlich: in Königsberg durch Simon Dach (geistliche und weltliche Lieder); in Hamburg durch Philipp Zesen (lyrische Gedichte; Romane: adriatische Rosemund, Assenath, Simson); in Nürnberg durch Harsdörffer und Klaj. Von Harsdörffer ist: Lyrisches und Didaktisches in poetischer und prosaischer Form: Gesprächspiele 2c.; Novellistisches: der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte 2c. Von Klaj: Trauerspiel: der leidende Christus 2c. Von beiden gemeinschaftlich: das pegnesische Schäfergedicht.

Simon Dach (geb. 1605 zu Memel; Lehrer an der Domschule zu Königsberg, dann Professor der Poesie an der Universität daselbst, † 1659) war der Mittelpunkt eines Freundschaftsbundes von Dichtern: Robert Roberthin, Heinrich Albert 2c. Wohlthuende Natürlichkeit spricht aus Simon Dach's Liedern: „Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an, Als daß er Treu erzeigen Und Freundschaft halten kann" 2c. Sein Liebeslied „Aennchen von Tharau", ursprünglich plattdeutsch geschrieben (Anke von Tharow öß, de my geföllt), ist zum Volkslied geworden. Unter den geistlichen Liedern: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen." Seine Gedichte sind meistens Gelegenheitsgedichte: Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Lobgedichte auf den großen Kurfürsten von Brandenburg, der ihm manche Wohlthat erwiesen.

Philipp Zesen (geb. 1619 zu Priorau bei Dessau; war eine strebsame Natur; bildete sich auf Reisen; wurde mit den Dichtungen der Franzosen, Italiener, Niederländer vertraut; dichtete auch in fremden Sprachen: lateinisch, französisch, holländisch. Anfangs mit Noth kämpfend, arbeitete er sich zu Ehren empor; wurde in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, von Fürsten ausgezeichnet, vom Kaiser geadelt und gekrönt; † 1689). Die Stiftung der „deutsch gesinnten Genossenschaft" durch Zesen 1643, sowie seine Bemühungen für Reinigung der deutschen Sprache s. §. 75. Seine lyrischen Gedichte, unter verschiedenen Titeln „Frühlingslust, Jugend- und Liebesflammen, Gekreuzigte Liebesflammen (geistlichen Inhalts), Dichterisches Rosen- und Lilienthal" 2c., enthalten viel Sinniges. Den Reiz der

Rhythmen, die Musik der Alliteration, Assonanz und des Reimes übte er reichlich: in dem anapästischen Liede „an seine Gedanken“:

„Auf, meine Gedanken, seid lustig von Herzen
In diesem angenehmen fröhlichen Merzen,
Ach, sehet, der Frühling erneuert sich nun,
Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun“ ꝛc.;

in dem schwunghaften daktylischen Lied „an die liebselige Adelmund“:

„Blitzet, ihr Himmel, Glimmet, ihr Sterne,
Schwitzet uns Regen, Thauet, ihr Lüfte,
Machet Getümmel, Schimmert von ferne,
Lachet mit Segen Schauet durch Klüfte,
Unsere Wälder und Felder doch an! Schauet auf diesen verdunkelten Plan“ ꝛc.

Der Roman verdankt Zesen seine Einführung in Deutschland. In der vorigen Periode hatte man Romane nur durch Uebersetzungen aus dem Französischen gekannt (§. 74). Auch Zesen übersetzte z. B. den Roman der Madame de Scudéry: „Ibrahim's oder des durchlauchtigsten Bassa und der verständigen Isabellen Wundergeschichte“, 1645. Gleichzeitig aber begann er seinen Landsleuten zu zeigen, daß ihre „hochdeutsche Sprache“ jetzt geeignet sei, nach eigener Erfindung von alle dem zu reden, wovon die Welschen in ihren Romanen sprechen. Zesen's Romane bewegen sich in weitschweifigen, pointelosen Darstellungen. Die Schilderung dürftig erfundener Liebesabenteuer wechselt mit Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände, Staatseinrichtungen, Natur, Sitte, Religion fremder Länder. Charaktere zu zeichnen und Interesse für sie zu wecken, ist als Aufgabe des Romans noch nicht bekannt. In dem Roman „die adriatische Rosemund“ 1645 (worin Zesen den Namen Ritterhold von Blauen führt), bricht die Erzählung der Liebe des schwärmerischen Markhold zu der Rosemund, welche die adriatische genannt wird, weil sie die Tochter eines geflüchteten venetianischen Edelmanns ist, ohne Schluß ab. — Der Roman „Assenath, d. i. derselben und des Joseph's heilige Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte“ 1670, erzählt die Geschichte der Keuschheit, Liebe und Ehe Joseph's und der Assenath, der Tochter eines ägyptischen Priesters, die Joseph trotz Pharao's Bestimmung nicht zur Gemahlin nehmen mag, weil sie den Götzen dient, bis ein Engel der Assenath erscheint, sie im Glauben unterrichtet und ihr das Sakrament des Brotes und Weines austheilt. — In dem Roman „Simson, eine Helden- und Liebesgeschichte“ (1679), fügt Zesen, weil das Buch der Richter und Flavius Josephus in seinen „Altheiten der Juden“ nicht genug Stoff zum Roman bieten, „viel Dings nicht allein anderwärts her und aus anderen Geschichten, sondern auch aus eigener Erfindung, wie man sonst in dergleichen Heldengeschichten oder vielmehr Gedichten zu thun gewohnt ist, mit ein“

Unter den Mitgliedern der deutsch gesinnten Genossenschaft ist am meisten nennenswerth: Jakob Schwieger (aus Altona gebürtig; nahm Kriegsdienste, lebte in Hamburg, später am schwarzburg-rudolstädtischen Hofe): „Liebesgrillen, d. i. Lust- und Liebes-, Scherz- und Ehrenlieder“, 1654. Er dichtete außerdem Gelegenheitsspiele zu Festen am Hofe des Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt.

In Nürnberg knüpfte sich ein reges poetisches Leben an Harsdörffer und Klaj, die Gründer des Schäferordens an der Pegnitz (§. 75), über dessen Entstehung und Art ein von beiden verfaßtes Gedicht Auskunft giebt: „Pegnesisches Schäfergedicht, in den Berinorgischen Gefilden angestimmt von Strefon und Clajus“, 1644. Der Schäfer Clajus (Klaj), durch den Krieg aus seinem Vaterland Sesemin (Meißen) vertrieben, kommt an den Pegnitzfluß zur Neronsburg (Nürnberg) und begrüßt sie mit Klingreimen. Trauernd theilt er seinen letzten Bissen mit dem

Hunde, als er einen anderen Schäfer, Strefon (Harsdörffer), von dem Glück des Schäferlebens singen hört. Allmälig erheitert sich sein Sinn wieder. Aber beide werden auf einen aus der Nähe kommenden Klageton aufmerksam. Ihm folgend, finden sie die Schäferin Pamela (das arme, in den letzten Zügen liegende Deutschland), und hören von ihr ein langes Klagelied. Vergeblich bemühen sie sich, die Gefährtin zu beruhigen, und wenden sich endlich zum Heimweg ab. Mühlen, bei denen sie vorübergehen, eine Draht- und eine Papiermühle, wecken ihre Kunst zu andern Liedern. Clajus bildet in einem Sonett mit dem polternden Klang der Wörter das Getöse der Drahtmühle nach, Strefon erfindet ein Gedicht in der Form eines Ambosses. Als sie darauf auf eine Anhöhe gelangen, kommt ihnen die Göttin Fama, das geflügelte Gerücht, in einer Wolke entgegen. Diese zeigt ihnen auf einer Fahne einen Lorbeerkranz mit der Ueberschrift: „dem Ueberwinder", führt sie dann zu dem „Tempel der Ehrengedächtniß", wo sie die Bildsäulen berühmter Nürnberger Männer sehen, und endlich in einen Garten, wo sie ihnen aufträgt, auf ein von jenen Männern abstammendes junges Ehepaar ein Hochzeitsgedicht zu machen. In allerlei Reimarten versuchen sich die Schäfer. Da die Göttin durch den Zuspruch des Sieges keinen bevorzugen mag, empfängt jeder eine Blume aus dem Kranze des Ruhmes. (Wie es in der Vorrede heißt, sollen die Schäfer die Dichter sein, die Schafe ihre Bücher, deren Wolle ihre Gedichte, die Hunde müßige Stunden.)

Philipp Harsdörffer (geb. 1607 zu Nürnberg, einem patricischen Geschlechte der Stadt angehörig; auf Universitäten und mehrere Jahre lang durch Reisen im Ausland gebildet; wurde Mitglied des hohen Rathes zu Nürnberg; † 1658). Das Ansehen seiner Familie, Weltbildung und ein leichtes gefälliges Talent verhalfen ihm früh zu einem gewissen Ruhme. Seine Kunst ist vorherrschend Künstelei. Naturlaute, Spielereien mit Tönen und Bildern, Reimanhäufungen gehören zu seinem Wesen. In dem Gedicht „der Vogelgesang" heißt es:

„Schwalben die swirren, Finken die binken,
Zeißlein und Hänfling pfeifen den Zinken" 2c.;

von der Nachtigall singt Harsdörffer:

„Der Nachtigall krauslichter Klang
Tirliret den reinsten Gesang;
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie lispelt und wispelt zu Scherzen" 2c.

Seine lyrischen Gedichte erschienen unter verschiedenen Titeln: „Herzbewegliche Sonntagsandachten, nach den Evangelien verfaßt", 1649, „nach den sonntäglichen Episteln ausgemalet", 1651; „Nathan und Jotham, d. i. geistliche und weltliche Lehrgedichte", 1651 u. a. Die letztgenannten Lehrgedichte sind Parabeln und Allegorien theils in prosaischer, theils in poetischer Sprache. In dem Gedicht „die Immen" singt er von den Bienen, „dem Bild der Christenheit": wie sie Blüthenstaub sammeln, Zellen künstlich bauen, friedlich darin leben, dann aber durch „Tingtang, tingtang, tingtang", das man auf Becken schlägt, ausgetrieben werden:

„So sollen alle Christen,
Das Honig wahrer Lieb
Ohn Haß und Neid gelüsten
Aus freiem Herzenstrieb,
Die Freundschaft distilliren,
Der Zucker süßen Treu
Und die Gnad ob sich führen,
Die alle Morgen neu."

Auch Prosaisches ist von Harsdörffer; Novellistisches: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte", 1650 2c.; Didaktisches: „Gesprächspiele", erster Theil 1641, und bis 1649 acht Theile. In seinen Gesprächspielen trug Harsdörffer Alles zusammen, was der vornehmen Welt zu wissen ziemte. Sie sind nach dem Urtheil der Zeitgenossen „ein Blumengarten, darin die auserlesensten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflanzt werden; tugendhafte Spiele, mit denen

der Hochedle Nürnbergische Rathsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harsdörffer, mehr ausgerichtet hat, als ein ganz Regiment Pedanten mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen." — Von ihm ferner das poetische Lehrbuch: „Poetischer Trichter oder Anweisung, die deutsche Reim- und Dichtkunst in sechs Stunden einzugießen", 1648.

Johann Klaj (geb. 1616 zu Meißen; Lehrer in Nürnberg, hernach Prediger in Kitzingen; † 1656) dichtete geistliche Lieder; ferner Dramatisches: „der leidende Christus, in einem Trauerspiel vorgestellet; Herodes, der Kindermörder", 1645. — Siegmund Birken (geb. 1626 zu Wildenstein bei Eger, von Ferdinand III. geadelt; † 1681 in Nürnberg); im Orden „Floridan" genannt: „Die Fried-erfreute Teutonie; Passionsandachten" &c.

§. 81. Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges.

Der dreißigjährige Krieg übte auf die Poesie folgende Einwirkungen: 1. die Noth des irdischen Lebens wandte die Gemüther zu Gott und veranlaßte die Pflege des geistlichen und Kirchenliedes; 2. die Verderbniß der sittlichen Zustände rief die Satire hervor; 3. das wechselvolle, abenteuernde Leben bot Stoff zu unterhaltenden Erzählungen und gab dem volksthümlichen Roman Pflege.

§. 82. Geistliche und Kirchenlieder.

Als Kirchenliederdichter sind schon genannt: Opitz, Fleming, Gryphius, Dach. Hinzuzufügen sind, katholische: Friedrich von Spee, Johann Scheffler; protestantische: Johannes Heermann, Martin Rinckhart, Paul Gerhardt, Johannes Rist, Joachim Neander, Georg Neumark, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg. Aus späterer Zeit: Jakob Spener, August Francke, Graf von Zinzendorf.

Die Lieder, die von der katholischen Kirche ausgingen, haben meistentheils nicht die allgemeine volksthümliche Art des eigentlichen „Kirchenliedes"; sie sind „geistliche" Lieder: Lieder religiösen Inhalts, welche die Bildung, Denk- und Empfindungsweise des Dichters oft sehr eigenthümlich durchblicken lassen, ebendeßhalb aber an Innigkeit und Zartheit in der Aussprache der Seelenstimmungen zuweilen große Vorzüge haben. — Friedrich von Spee (geb. 1592 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf; Jesuit; leistete zuletzt im Lazareth zu Trier Dienste, † 1635). Seine geistlichen Lieder erschienen nach seinem Tode 1649 unter dem Titel „Trutz Nachtigall, oder geistlich poetisches Lustwäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in deutscher Sprache gesehen". In der Vorrede wird der Name „Trutz Nachtigall" dadurch erklärt, daß das Buch „trotz allen Nachtigallen süß und lieblich singet, und zwar aufrichtig poetisch, also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürfte hören lassen." Das erste Lied unter dem Titel „Eingang zu diesem Büchlein" beginnt:

„Wann Morgenroth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich' Sternentanz:
Gleich lüftet mich spazieren
Im grünen Lorbeerwald;
Allda dann musiciren
Die Pfeiflein manigfalt.

Die flügelreichen Schaaren
Das Federbürschlein zart,
In süßem Schlag erfahren,
Nicht Kunst, noch Athem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein."

Der Dichter fährt in der Schilderung der Natur fort, und schließt mit dem Entschluß, seine Stimme auch unter die Lobsänger Gottes zu mischen. — Johann Scheffler (geb. 1624 zu Breslau; Leibarzt des Herzogs zu Oels: durch das Studium theologischer Schriften 1652 zum Uebertritt in die katholische Kirche bewogen; nahm nach dem spanischen Mystiker Johannes ab Angelis den Namen Angelus in der Firmung an; gewöhnlich Angelus Silesius genannt; wurde später Minorit und empfing die Priesterweihe; zuletzt fürstbischöflicher Marschall, oberster Hofmeister und Rath zu Breslau, † 1677). Seine geistlichen Lieder, unter dem Titel „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche", 1657, tragen christliche Empfindungen zuweilen in einer sehr fremdartigen Bildlichkeit vor. „Wie ein Turtel-Täubelein In der Wüste seufzt und girrt, Wenn es sich befind't allein Und von seinem Lieb verirrt: Also ächzet für und für, Jesu, meine Seel nach dir!" 2c. „Kupido, blindes Kind, Pack dich hinweg geschwind Mit deinen Narrenpfeilen! Du sollst mein Herz mit deinem Scherz Nunmehr nicht übereilen! Ich bin von Jesu wund" 2c. Andere Lieder sind vollkommen schön und edel gehalten!

„Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh als ich geschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich wardst ganz und gar:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich" 2c. —

Scheffler huldigte dem mystischen Pantheismus, den er in Sinnsprüchen unter dem Titel „geistreiche Sinn- und Schlußreime" 1657 (später unter dem Titel „der cherubinische Wandersmann" wieder herausgegeben und vermehrt) aussprach. Z. B.

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd ich zu nicht: Er muß vor Noth den Geist aufgeben." —
„Gott fürchten ist sehr gut; doch ist es besser: lieben;
Noch besser über Lieb: in ihm sein aufgetrieben." —
„Gott Vater ist der Brunn: der Quell, der ist der Sohn,
Der heilige Geist, der ist der Strom, so fleußt davon." —

Die Liederdichtung auf dem Boden der protestantischen Kirche hielt sich volksthümlicher und mehr an das objektiv Kirchliche. — Johannes Heermann (geb. 1585 zu Rauden im Fürstenthum Liegnitz; Pastor zu Köben im Fürstenthum Glogau; legte sein Amt nieder, † zu Lissa in Polen 1647) war der erste Dichter, der die opitzschen Regeln auch auf das geistliche Lied anwandte. „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen; O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben." — Martin Rinckhardt (geb. 1585 zu Eilenburg in Meißen; † daselbst als Archidiakonus 1649). „Nun danket Alle Gott Mit Herzen, Mund und Händen" 2c. — Paul Gerhardt (geb. 1606 zu Gräfenhainichen; Probst in Mittenwalde; seit 1657 Diakonus in Berlin an St. Nikolai; als Gegner der Union verstieß er gegen das Religionsedikt des großen Kurfürsten, welches dogmatische Streitigkeiten, namentlich das „unkirchliche Verketzern, Verlästern und Verdammen" Andersgläubiger, auf der Kanzel untersagte; wurde vom Amte suspendirt, von seiner Gemeinde aber eine Zeit lang liebreich unterstützt; 1669 Prediger in Lübben, † 1676). Seine Lieder erschienen unter dem Titel „Pauli Gerhardi geistliche Andachten bestehend in 120 Liedern" 1667. An das berühmte „Befiehl du deine Wege" knüpft sich die Sage (in neuerer Zeit von Schmidt von Lübeck poetisch bearbeitet): er habe das Lied auf der Flucht von Berlin zur Tröstung seiner Gemahlin gedichtet und unmittelbar darauf den Ruf des Herzogs von Merseburg erhalten, —

eine „Sage": denn Gerhardt floh nicht aus Brandenburg; seine Gemahlin war schon gestorben, als er Berlin verließ 1669; und das Lied war schon 1659 gedichtet, als er noch in Berlin sein Amt versah. Seine Lieder sind ebenso Zeugniß hoher Glaubenskraft, weicher Phantasie, wie feinen Sinnes für die Form. Das Lied „Befiehl du deine Wege" besteht aus zwölf Strophen, deren Anfangsworte den Spruch bilden: „Befiehl dem Herren dein' Weg und hoff auf ihn, er wird's wohl machen." Klangvolle Strophenbildungen finden sich mehrfach bei ihm:

„Warum soll ich mich denn grämen,
Hab ich doch
Christum noch:
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben!" —

Johannes Rist (geb. 1607 zu Pinneberg im Holsteinschen; Prediger zu Wedel an der Elbe in der Nähe von Hamburg; von Ferdinand III. als Dichter gekrönt und geadelt; stiftete 1660 den Schwanenorden an der Elbe §. 75; † als Kirchenrath in Mecklenburg 1667) hat mehr als 600 geistliche Lieder gedichtet: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist; O Ewigkeit, du Donnerwort" &c. Unter verschiedenen Titeln: Himmlische Lieder 1641; Passionsandachten 1648; Sabbathische Seelenlust 1651; Musikalisches Seelenparadies 1660 &c. Von Rist sind auch weltliche Lieder (poetischer Lustgarten); ferner Dramen (Tragödie Perseus &c.). — Joachim Neander (geb. 1610 zu Bremen; Prediger daselbst, † 1680) „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." — Georg Neumark (geb. 1621 zu Mühlhausen in Thüringen; Archivsekretär und Bibliothekar in Weimar, † 1681) „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Neumark dichtete auch vieles Weltliche: Lyrisches, Schäferromane und Schauspiele. — Der Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, Luise Henriette (geb. 1627, Prinzessin von Nassau-Oranien; † 1667) werden in dem von Runge herausgegebenen Gesangbuch 1653 folgende vier Lieder zugeschrieben: „Jesus, meine Zuversicht; Ich will von meiner Missethat; Gott, der Reichthum deiner Güte; Nun aber, ihr Tyrannen."

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus ließ die Pflege des Kirchenliedes nach. Aus dieser Zeit verdienen noch erwähnt zu werden: Philipp Jakob Spener (geb. 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß; 1666 Senior Ministerii zu Frankfurt a. M., wo er durch die zur sittlichen Hebung seiner Gemeinde und zur Erweckung inneren religiösen Lebens eingerichteten collegia pietatis der Gründer des sog. Pietismus wurde; † als Konsistorialrath und Probst an St. Nikolai in Berlin 1705). Seine Lieder erschienen unter dem Titel „Geistreiche Gesänge" 1710.

„Soll ich denn mich täglich kränken
Und auf's Künftige gedenken?
Soll ich denn niemals mit Ruh
Nachts die Augen schließen zu?
Muß nur immer vor mir stehen
Wie mir's einstens wird ergehen?
Da doch durch mein Sorgen nicht
Das Geringst wird ausgericht" &c. —

Aug. Hermann Francke (geb. 1663 zu Lübeck; Stifter des Halleschen Waisenhauses, † 1727): „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit; Auf, Christenmensch, auf, auf!" — Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (geb. 1700 zu Dresden; Stifter der Brüdergemeinde zu Herrenhut in Sachsen, † 1760) hat etwa 2000 geistliche Lieder gedichtet.

„Die Christen gehn von Ort zu Ort
Gerade durch den Jammer,
Und kommen in den Friedensport
Und ruhn in ihrer Kammer.
Gott hält der Seelen Lauf
Durch sein Umarmen auf
Das Weizenkorn wird in sein Beet
Auf Hoffnung reicher Frucht gesät" &c.

§. 83. Satiriker.

Die bedeutendsten Satiriker zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sind: Laurenberg (vier Scherzgedichte), Moscherosch (wunderbare und wahrhafte Gesichte), Rachel (deutsche satirische Gedichte), an welche aus späterer Zeit Abraham a Sancta Clara anzuschließen ist.

Johann Laurenberg (geb. 1591 zu Rostock; Professor der Poesie und Mathematik in Rostock, später in Soroe, † 1659). In seinen niederdeutsch geschriebenen Satiren („De nye poleerte utopische Bokesbüdel, entworpen in veer Schertzgedichten" um 1650; später unter dem Titel „De veer olde berömede Schertzgedichte") nennt sich der Dichter nach seinem Vater und seinem Geburtsort: Hans Wilmsen L. Rost (d. h. Hans Wilhelmssohn Laurenberg Rostochiensis). Sie handeln 1. vom jetzigen Wandel und Manieren der Menschen; 2. von allamodischer Kleidertracht; 3. von allamodischer Sprache und Titeln; 4. von allamodischer Poesie und Reimen. In letzterem Scherzgedicht wendet er sich gegen die mit Opitz begonnene Richtung. Nach ihm ist's noch nicht nöthig, daß man die Silben zähle und messe: er weiß nichts von einem Dekret oder königlichen Mandat, wonach der Dichter sich halten solle. Ein Freund zwar hat ihm für gewiß gesagt, daß er in einer Buchbinderei den 28. Theil des 12. Tomi eines Epitome von deutscher Prosodie gesehen habe; aber er glaubt, daß man darüber viel zu knacken und zu kauen bekommen werde, ehe man es in seinem Magen verdaut habe. Auch gegen den Gebrauch der hochdeutschen Sprache wendet er sich. Das Platt bleibe sich immer gleich, das Hochdeutsch verändere sich alle fünfzig Jahre; auch die Bibel sei früher in niederdeutscher als in hochdeutscher Sprache geschrieben und gedruckt worden; und das beste Buch weltlicher Weisheit, „De Reineke Vos", sei auch platt.

Johann Michael Moscherosch (geb. 1601 zu Wilstädt im Elsaß, aus einem eingewanderten aragonischen Rittergeschlechte stammend; in Straßburg auf der Universität, während des Krieges von vielfachem Unglück betroffen, oft auf der Flucht, später Fiskal der Stadt Straßburg, hernach in verschiedenen anderen Diensten; † 1669 als kurfürstlich hessenscher geheimer Rath auf einer Reise in Worms). Er nannte seine Satiren „wunderbare und wahrhafte Gesichte" (1644), weil er sie nach dem Vorbild der Sueños des Spaniers Quevedo als Traumbilder, Visionen, darstellte. Sich selbst gab er den Namen „Philander von Sittewald" (Philander, d. i. Mannhold: Uebersetzung von Johann; Sittewald: Anagramm von Wilstädt). Die Titel der bedeutendsten Gedichte sind „Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Todtenheer, letztes Gericht, Höllenkinder, Hofschule, à la mode Kehraus, Hans hinüber Gans herüber, Weiberlob, Turnier, wider das Podagram, Soldatenleben." — Die Nachahmungssucht der Deutschen behandelt er in dem Strafgedicht „à la mode Kehraus". Der Dichter sieht sich in das Schloß Geroldseck versetzt, wo Ariovist, Armin, Witkind, der hörnene Siegfried sich aufhalten, und bereit sind, mit ihren Völkern den Deutschen zu Hülfe zu kommen, wenn die Noth es fordert. Ariovist erblickt den Dichter und hält ihn seiner Kleider und höflichen Sprache wegen für einen Welschen und droht ihm mit Gewalt. Der Dichter will beweisen, daß er ein Deutscher sei; aber Alles an ihm widerspricht, Name (Philander), Tracht, Bart, Perrücke. Seine Entschuldigung, daß er sich nach der herrschenden Mode richten müsse, ruft noch andere Vorwürfe gegen die Deutschen hervor, daß sie es auch in Heuchelei und Fuchsschwänzen, in wollüstigen Gastereien und Sprachvermengung den Welschen nachmachen. — In der Vision Soldatenleben sieht sich der Dichter einer Bande Soldaten anheimfallen, die ihn grausam behandeln, weil er sich nicht loskaufen kann. Er muß mit ihnen ziehen und sehen, wie sie die Bauern in Freundesland plündern, mit den

feindlichen Soldaten in bestem Vernehmen stehen. — In der Vision Todtenheer tritt Till Eulenspiegel auf und vergleicht seine Thorheiten mit den Sünden dieser Zeit. Till fragt, ob er je ein Rebell gegen seinen Landesherrn gewesen, je witziger haben sein wollen, als er von Natur war, je Gesicht und Bart gemalt, um jünger zu erscheinen, jemals nicht gehalten, was er versprochen, Geld wie einen Abgott verehrt, sein Weib Meister sein lassen, einem Kerl getraut, der seinen Freund verrathen, ob er je Hoffnung auf's Glück gesetzt, den für glückselig gehalten, der mit falschem Wort und Blick sich an Hof und Fürsten geschlossen, ob er je verdammliche Fragen in der Religion vorgebracht, je bei einer Hexe und Zeichendeuterin Rath geholt ꝛc. Aber diese Zeit! — Die Strafgedichte sind prosaisch geschrieben, oft mit Poesien untermischt.

Joachim Rachel (geb. 1618 zu Lunden im Dithmarsischen; Rektor in Schleswig, † 1669) wurde seiner acht „satirischen Gedichte" wegen (1664—66 zuerst herausgegeben) mit Juvenal verglichen, dem sie allerdings nachgebildet sind. Die Titel derselben sind: „das poetische Frauenzimmer oder die böse Sieben; der vortheilige Mangel; die gewünschte Hausmutter; die Kinderzucht; vom Gebet; Gut und böse; der Freund; der Poet". In der letzten dieser Satiren fordert Rachel, daß der Poet in den Wissenschaften und in der Welt erfahren sein, „Vorrath im Gehirn, Salz im Munde führen, aus sich selbst hervorbringen soll, was kein Mensch gedacht, kein Mensch zuvor gesagt." Mit Heiterkeit spottet er über die Tausend und vielmal Tausend, die in seiner Zeit „abgezählte Worte in Reime bringen."

„Des Zeuges ist so viel als Fliegen in der Welt,
Wenn aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitsmahl, da kommen oft geflogen
Des künstlichen Papiers bei vierundzwanzig Bogen."

Er geht dann auf das „Weibervolk, das Spuhl und Haspel fahren läßt und Kunstgedichte macht", auf Sprachmengerei, falsche Verdeutschungen ꝛc. ein.

Aus etwas späterer Zeit gehört in die Reihe der Satiriker Abraham a Sancta Clara, mit seinem Tauf- und Familiennamen: Ulrich Megerle (geb. 1642 zu Krähenheimstetten in Württemberg; Augustinermönch, 1669 Hofprediger zu Wien, † 1709). Seine Predigten, in verschiedenen Sammlungen herausgegeben, und seine zahlreichen anderen Schriften („Gack, gack, gack a Ga einer wunderseltsamen Henne in dem Herzogthum Baiern, d. i. Beschreibung der Wallfahrt Maria-Stern in Taxa" 1687; „Judas der Erzschelm" 1689; „Merkurialis oder Wintergrün, d. i. anmuthige und kurzweilvolle Geschichte und Gedichte" 1700 ꝛc.) sind voll geistigen Lebens, Humor und Witz. Schiller's Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager ist zum Theil wörtliche Bearbeitung der Predigt „Auf, auf! ihr Christen," aus der Sammlung „Reimb dich oder ich liß dich" 1688. Seine Werke sind oft auch dadurch interessant, daß sie vortreffliche Schwank- und Fabelstoffe ansprechend erzählen. Seine Sprache ist frei von aller Pedanterie der damaligen Zeit; eine frische, geist- und gemüthvolle Volkssprache, vielfach mundartlich gefärbt, oft durch neue Wortbildungen und Satzwendungen bereichert.

§. 84. Volksthümliche Romane.

Die eigenthümlichste Wirkung des dreißigjährigen Krieges war eine Art von Roman, in welchem das Abenteurer- und Landstreicherleben jener Zeit geschildert wurde. Das bedeutendste Werk dieser Art war der „abenteuerliche Simplicissimus" von Christoffel von Grimmelshausen. Später kamen die Robinsonaden auf.

Christoffel von Grimmelshausen (geb. 1625 zu Gelnhausen; als zehnjähriger Knabe von Hessen aufgegriffen, mußte das Soldatenleben mitmachen; später eignete er sich wissenschaftliche Bildung an; bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen am Schwarzwald, † 1676) bildete für die Titel seiner Werke verschiedene Anagramme seines Namens: Samuel Greifnson von Hirschfeld; German Schleifstein von Sulsfort ꝛc. Sein erstes Auftreten in der Romanliteratur war in der Weise der französischen Liebesromane: „des vortrefflichen keuschen Joseph in Aegypten erbauliche Lebensbeschreibung; Dietwald's und Amelinden anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung". Eine neue Idee erfaßte Grimmelshausen 1669 in dem Roman „der abenteuerliche Simplicissimus, d. i. Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim". Simplex, auch Simplicius oder Simplicissimus nach seiner Einfalt genannt, kannte weder Vater noch Mutter. Als Kind wurde er von einem Bauer gefunden und mit dem Vieh auferzogen. Da kamen Soldaten, plünderten und brannten das Dorf nieder; und Simplex gelangte auf der Flucht zu einem Einsiedler, von dem er in den ersten Dingen des Lebens und der Religion unterrichtet wurde. Der Einsiedler war ein Herr Sternfels von Fuchsheim, der nach einem Leben in sündiger Weltlust sich dem Gebet gewidmet hatte. Wieder streiften Kriegsschaaren umher, und der Junge, von ihnen aufgegriffen, kam nach Hanau zum schwedischen Gouverneur, einem Herrn von Ramsei. Beide, jener Einsiedler und dieser schwedische Offizier, fühlten Hinneigung zu dem Knaben. Die Natur sprach in ihrem Herzen, denn jener war des Knaben Vater, dieser des Knaben mütterlicher Großvater. Aber keiner von ihnen wußte etwas darum. Halb als Narr, halb als Page seines Großvaters, verlebte er heitere Tage in Hanau, bis er den Kroaten in die Hände fiel. Unter Diebsgesindel fand er Freunde, stahl und mordete. Um alles Unrecht mit Fug zu treiben, wurde er selbst Soldat, zeichnete sich aus, wurde beliebt und bekannt, angesehen und reich. Nun führte er ein glückliches Leben, spielte den hohen Herrn, las Romane, reiste nach Paris, wo ihm, dem beau Allman, von aller Welt geschmeichelt wurde. Aber vom Höhepunkt des Glücks warf ihn das Schicksal plötzlich nieder. Seines Geldes durch den natürlichen Gang der Dinge, seiner Schönheit durch die Blattern beraubt, kam er bettelnd an den Rhein zurück. Als er wieder Soldat und Räuber wurde, regte sich sein Gewissen, und er entschloß sich zu einem ordentlichen Leben. Vergeblich. Auf dem Bauernhofe wurde es ihm langweilig, und abermals ging er abenteuern durch Europa bis Asien, bis er schwach und matt, wie vordem sein Vater, Ruhe im Einsiedlerleben suchte. Der Roman enthält episodische Einschaltungen, humoristische Abschweifungen verschiedenen Inhalts: „ein dunkles Scherzgedicht", wie ihn Grimmelshausen nennt, „das geschichtsweise etlichermaßen erzählt und vorstellt das Begehen des dreißigjährigen Krieges und der im Schwang gehenden Laster." Besonders reich ist der Roman auch an Volksliedern, geistlichen und weltlichen. — Spätere Werke von Grimmelshausen: „Springinsfeld, d. i. Lebensbeschreibung eines Soldaten, nunmehr Landstörzers und Bettlers, sammt seiner wunderlichen Gaukeltasche", 1670; „Trutzsimplex oder ausführliche und wunderseltsame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Kourage". — Viele Nachahmungen des Simplicissimus z. B. „Schelmuffsky's wahrhafte, kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande" 1696 (Abenteuer eines Handwerksburschen) von einem unbekannten Verfasser.

Später machten sich für den volksthümlichen Roman die Einflüsse des englischen „Robinson Krusoe" von Daniel Defoe (geb. 1661, † 1731) geltend, dessen erste deutsche Uebersetzung 1720 erschien. — Als die bedeutendste Einwirkung desselben ist zu merken: „Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger

Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen" (von Ludwig Schnabel, Kammersekretär in Stolberg, 1731). Als Eberhard Julius, der Sohn eines verarmten Kaufmannes, durch einen Schiffskapitän erfuhr, daß ein Bruder seines Großvaters Albert Julius, der die reiche Insel Felsenburg im Weltmeer beherrsche, ihn zu sehen wünsche, schiffte er sich sogleich ein und wurde von seinem Großoheim liebevoll aufgenommen. Dieser letztere war als Jüngling über Meer gefahren. An der Insel Felsenburg gestrandet, hatten nur wenig Personen ihr Leben gerettet, von denen bald, nachdem durch Verrath und Schandthat die übrigen ihren Untergang gefunden hatten, nur Albert selbst und die tugendhafte Konkordia übrig geblieben waren. Nachdem sie ein Jahr dort gelebt hatten, vermählten sie sich. Sie erbauten selbst einen Altar, Albert verrichtete die priesterliche Einsegnung, zusammen beteten sie und erflehten den Segen Gottes. Nach einer langen Reihe von Jahren herrschte Albert als Greis unter zahlreichen Nachkommen und vielen später Hinzugekommenen, die im behaglichen Wohlstand auf der fruchtbaren, durch Gartenanlagen zum Paradies umgewandelten Insel lebten. Sein Großneffe, Eberhard Julius kehrte nach kurzem Aufenthalt auf der Insel noch einmal nach Europa zurück und brachte seine Schwester und seinen Vater auch dahin. — In neuerer Zeit haben Oelenschläger („die Inseln im Südmeer" 1826) und Tieck („die Insel Felsenburg" 1827) den Roman wieder bearbeitet.

Zweiter Abschnitt.

Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner 1660—1725.

§. 85. Zweite schlesische Schule.

Seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts begann eine Richtung der Poesie, die, gleichfalls von Schlesien ausgehend, mit dem Namen der „zweiten schlesischen Schule" bezeichnet wird und sich von der ersten besonders dadurch unterscheidet: 1. daß vorherrschend grobsinnliche Stoffe zur Bearbeitung kamen; 2. daß Schwulst und Uebertreibungen in der Sprache Ueberhand nahmen.

Das „Neue und Ungemeine", die „niedliche und galante Schreibart": so bezeichnete man in jener Zeit selbst die Richtung der zweiten schlesischen Schule. Vorbilder waren besonders die italienischen Dichter: Guarini (geb. 1537, † 1612, dessen pastor fido Hoffmannswaldau übersetzte: „der getreue Schäfer"); und Marino (geb. 1569, † 1625; Dichter des romantisch mythischen Epos „Adonis"). Die Richtung fand besonders an den Höfen Verbreitung.

§. 86. Hoffmannswaldau, Lohenstein.

Gründer dieser Richtung waren Hoffmann von Hoffmannswaldau (Heldenbriefe, poetische Grabschriften; geistliche Oden); und Daniel Kaspar von Lohenstein (Lyrisches unter dem Titel „Blumen"; Dramatisches: Trauerspiele: Ibrahim Bassa, Kleopatra, Agrippina, Epicharis; Roman: Arminius).

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. 1618 in Breslau; auf dem Gymnasium in Danzig, wo Opitz seine frühreife Bildung bewunderte;

machte im Gefolge des Fürsten Fremonville Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich, Italien. Von dem Leben in der vornehmen Welt, an den Höfen angezogen, wollte ihm das einfache Leben in der Heimath nicht gefallen. Sein Vater verschaffte ihm 1646, bevor er das gesetzliche Alter hatte, eine Rathsherrnstelle in Breslau. In wichtigen Geschäften mehrmals nach Wien gesandt, empfing er 1657 den Titel kaiserlicher Rath; † als Präses des Raths von Breslau 1679). Die Entwicklung seines Talents erzählt er in der Vorrede zu seinen Gedichten. Zuerst, neun Jahre alt, lernte er am Teurdank die Silben zählen; dann gefiel ihm Opitz' Schreibart so wohl, daß er sich aus dessen Exempeln Regeln machte; endlich gerieth er auf die lateinischen, italienischen, französischen, niederländischen und englischen Dichter und machte sich deren „sinnreiche Erfindungen, durchdringende Beiwörter, artige Beschreibungen, anmuthige Verknüpfungen und was dem anhängig ist", zu eigen. So entstand das Neue und Ungemeine, das Liebliche und Galante, womit er seiner Zeit so sehr imponirte: eine Kunst, die lediglich in Ziererei und Unnatur, in Anhäufung von Wörtern und Bildern bestand. Ein Gedicht „Abriß eines falschen Freundes", 28 Zeilen lang, füllt er mit 30 Vergleichen für denselben. Die Schönheit des menschlichen Körpers stellt er dar, indem er sie mit Rubin, Saphir und allen anderen Edelsteinen, mit Purpur, Seide, Marmor, Alabaster, Ambra, Nektar, Marzipan vergleicht. Es kommt dabei nicht selten zu solchen Wendungen wie: „warmer Schnee der Schultern, süßer Blitz der Augen". In seinen Heldenbriefen schreibt z. B. Graf Gleichen an seine Gemahlin von der heroischen Liebe der jungen Türkin, die hernach seine zweite Gemahlin wurde, in folgender Weise:

„Die Rauhigkeit der Luft, Stein, Wasser, Berg und Hecken,
Wild, Regen, Nebel, Schnee, Wind, Hagel, Eis und Frost,
Durst, Hunger, Finsterniß, Sand, Wüste, Furcht und Schrecken
Trieb ihren Vorsatz nicht aus der getreuen Brust."

Emma, Karl's des Großen Tochter, schreibt an Eginhard unter Anderm:

„Der Himmel blase nun in unsre Liebesflammen,
Es weh uns dessen Gunst Zibeth und Bisem zu;
Es heft uns seine Hand durch einen Draht zusammen,
Der keinen Mangel hat und lieblich ist wie du."

Die meisten Dichtungen Hoffmannswaldau's sind Gelegenheitsgedichte: Hochzeits- und Begräbnißgedichte. — Unter dem Titel „poetische Grabschriften" dichtete er Epigramme, z. B. auf Opitz:

„Mich hat ein kleiner Ort der deutschen Welt gegeben,
Der wegen meiner wird mit Rom die Wette leben.
Ich suchte nicht zu viel, ich bin genug gepriesen,
Daß ich die Venus selbst im Teutschen unterwiesen." —

Daniel Kaspar von Lohenstein (geb. 1635 zu Nimptsch in Schlesien; studirte die Rechte; machte Reisen durch die Niederlande, Deutschland, Schweiz, Oestreich, Ungarn; wurde Syndikus der Stadt Breslau und kaiserlicher Rath; † 1683) war ein Freund Hoffmannswaldau's und erzählt selbst, daß er ihn zum „Wegweiser" in der Poesie nahm. Seine lyrischen Gedichte, die „Blumen", theilte er ein: in „Rosen" (Liebes- und Hochzeitsgedichte) und in „Hyazinthen" (Begräbnißgedichte). Seine geistlichen Gedichte nennt er „Himmelschlüssel". In einem Gedicht „Umschrift eines Sarges" führt er den Sarg redend ein:

„Irdisches und sterblich Volk, lebend todte Erdengäste,
Ihr Verwürflinge des Himmels, ihr Gespenster dieser Welt,
Denen nichts als falsche Waare, nichts als Rauch und Wind gefällt,
Närr'sche, klettert und besteigt die bepalmten Ehrengäste,

Setzt euch Säulen von Porphyr, mauert euch aus Gold Paläste,
Festigt Tempel euch aus Marmel, der der Zeit die Wage hält,
Rafft zu euch mit gicht'gen Klauen den verdammten Klumpen Geld,
Macht euch euer stolzes Lob durch gelehrte Schriften feste.
Aber wißt, wann das Verhängniß euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wissenschaft und Kunst, Schätze, Reichthum, Ehr und Titel,
Und ihr nehmet nichts mit euch, als den nackten Sterbekittel;
Wo ihr anders aus dem allen noch erschwitzet Sarg und Grab.
Tausend, tausend sind gewest, die mich nicht erlangt noch haben,
Die die Lüfte, die die Gluth, die der blaue Schaum begraben."

In einem andren Gedicht: „Das von der Sonne gesungene Lob der Rose", wird die Rose zuerst „Königin der Blumen und Gewächse, Braut des Himmels, Schatz der Welt, Kind der Sterne, Seufzen der Liebe, Lechzen der Sonne selber" genannt. Dann werden die Bestandtheile zwei-, dreimal durchgenommen und vergleichend mit Allerlei zusammengestellt. Zuerst ist ihre Krone Gold, die Blätter Sammet, Stiel und Fuß Smaragd, ihr Glanz heller als Rubin, ihr Saft süßer als Zucker, ihre Farbe reiner als Schneckenblut, ihr Geruch Balsam. Dann fangen die Vergleichungen noch einmal an: ihr Dorn ist Geschoß, ihre Blätter sind Flügel, ihr Glanz ist eine Fackel, ihr Laubwerk ein Schild, ihr Saft Honig, ihren Purpur leiht der Mund, ihre Röthe der Morgen und Abend, das Rad der Sonne selbst ist die Rose des Himmels. Zuletzt:

„Was aber wird das Lob der Rose viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preis;
Die Red ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen,
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß."

Lohenstein's Dramen sind nach denselben Mustern, die auch Gryphius befolgte (§. 79), gearbeitet: mit Chören (Reyen) und nach dem Gesetz der Einheit der Zeit. Was die Stoffe anbetrifft, so erfährt man in ihnen nichts als Schandthaten, Wuth, Rache, schließlich Reue und Verzweiflung. In Ibrahim Bassa wird Ibrahim ermordet, weil der Sultan Soliman sich seine Gemahlin aneignen will. In Agrippina und Epicharis (1665), zwei Dramen, in denen Nero die Hauptperson ist, wird in jenem Nero's schamlose Mutter Agrippina auf Befehl ihres Sohnes ermordet; in diesem die entschlossene Republikanerin Epicharis gequält, gefoltert, bis sie sich selbst erwürgt, ihre Mitverschworenen werden geköpft, vergiftet, verbrannt und was sonst noch. Aehnlich in anderen Stücken: „Ibrahim Sultan, Sophonisbe". Die Reyen werden meistens von Geistern Gemordeter oder von symbolischen Gestalten gebildet. In der „Epicharis" ist die Anordnung folgende: Zum Schluß des ersten Akts tritt im Reyen das „Geschrei" (Gerücht) auf, welches allerhand Wunderzeichen erzählt, und Wahrsager, welche dieselben dahin auslegen, daß „Rom ein neues Haupt zu suchen sich vergeblich bemühe." Im Reyen des zweiten Akts „kämpfen Klugheit, Glück, Zeit und Verhängniß, theils den Nero zu stürzen, theils ihn zu erhalten." Im Reyen des dritten Akts „beweinen die Tiber und die sieben Berge zu Rom die Tyrannei des Nero." Im Reyen des vierten Akts „klagen die drei Theile der Welt, Europa, Asia und Afrika, über der Römer Bedrängung; die Sibylle von Kumä aber zeigt in einem Spiegel, was Rom für tyrannische Kaiser gehabt und ferner haben wird." Den fünften Akt beschließen die Mordscenen, die Nero mit den Verschworenen vornehmen läßt. In „Ibrahim Bassa" tritt die von ihren Lastern gefesselte „Asia" auf und vermaledeit sich unter „Weh und Ach! Ach und Weh! Ach des Achs!" unter „Heulen und Zeterrufen." „Die Glieder triefen ihr voll Angstschweiß, der laue Brunn der dürren Adern

schwellt ihr den Jäscht der Purpurfluth, ihr Blutschaum schreibt ihr Elend in den Sand" 2c. In „Kleopatra" erscheinen dem schlafenden Antonius die Geister der von ihm erschlagenen Könige. Einer derselben, Antigonus, beginnt also zu reden:

„Du Mörder, den stets Mord und Brand gelüstet,
Schau an mein Schattenbild, den Nebel meiner Faust,
Mit Flamm' und Fackel ausgerüstet!
Dies Pech, die Gluth, vor der dir graust,
Sind deines Untergangs ergrimmte Blutkometen,
Die deines Herzens schwarze Nacht
Mit bebend banger Furcht und stetem Ach erröthen.
Dein Gewissenswurm erwacht,
Und mein beschimpftes Bild giebt einen Spiegel dir,
Darinnen du kannst deine Laster schauen,
Vor denen dir jetzt selbst muß grauen.
Schau an, erhitzter Löw', erbostes Tigerthier,
Wie du geweihten Scepter Henkershand zerbrechen ließest,
Und mit knechtischen Peitsch und Ruthen der Gesalbten Leib zerrissest!" —

Der Roman Arminius und Thusnelda, über welchem Lohenstein starb, heißt mit vollständigem Titel: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgestellet." Der Schluß ist von Lohenstein's Bruder, Hans Caspar, hinzugefügt 1689. Neben der Schilderung der Liebesabenteuer, zwischen Armin und Thusnelda, ferner zwischen einem armenischen Fürsten, Zeno, und einer armenischen Prinzessin, Erato, die sich in Hermann's Hofburg zusammenfinden, verfolgt Lohenstein noch den Zweck, eine allgemeine Geschichte der Deutschen zu geben, überhaupt eine „klügliche Anwendung all seiner weitläufigen Gelehrsamkeit" zu zeigen. Er spricht von der Geschichte, den Gebräuchen und dem Glauben fast aller Völker, erzählt die Verdienste berühmter Männer, giebt Schilderungen der Tugenden und Laster, breitet sich über Staatshändel aus, beschreibt die Wunder, von denen die Naturkundigen und Aerzte wissen 2c. Auch in poetischen Formen flicht er Episoden ein. Zu Ehren des Sieges über Varus wird ein Wechselgesang der Barden und Jungfrauen, zur Feier der Vermählung Hermann's ein Wettstreit der Blumen aufgeführt. „Dem deutschen Adel zu Ehren und rühmlicher Nachfolge" erlaubt sich Lohenstein die poetische Freiheit, die hervorragenden Personen in der Umgebung Hermann's mit Namen wie „Nesselrode, Wittgenstein, Schwarzenberg, Stolberg, Solms, Bentheim, Falkenstein" 2c. zu benennen.

§. 87. Anton Ulrich von Braunschweig, H. A. von Ziegler.

Den Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Geschmack zeigte ferner: Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (geistliche Lieder: „Christfürstliches Davids Harfenspiel"; Romane: Aramena, Oktavia); und Heinrich Anshelm von Ziegler (Asiatische Banise).

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1633; seit 1685 Mitregent seines Bruders Rudolf August; 1704 regierender Herzog, Gründer der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek, † 1714). Die geistlichen Lieder in seinem „christfürstlichen Davids Harfenspiel zum Spiegel und Fürbild himmelflammender Andacht" 1667 sind mehrentheils innig und seelenvoll. „Nach dir,

o Gott, verlanget mich 2c. Wie daß du doch, o sündlich Herz, So wohlgemuth kannst leben!" 2c. — Die Romane enthalten sehr verschiedenartige Bestandtheile: lose verknüpfte Schicksale einiger Hauptpersonen; daneben allerlei Episoden: geistliche Gedichte, Schauspiele, Erzählungen von Zeitgeschichten besonders aus dem Hofleben. Letztere machte er unkenntlich, indem er sie auf fremden Boden verlegte und fingirte Namen nannte. „Aramena oder durchlauchtigste Syrerin" (5 Bände, 1669). Die syrische Prinzessin Aramena ist mit König Marsius in Krieg begriffen. Marsius verlangt ihre Hand. Aramena aber verweigert sie, weil ihre Liebe einem anderen Prinzen, Tuscus, gehört. Nachdem viel Blut geflossen, entschließt sich Aramena des Marsius Gemahlin zu werden. Wie erstaunt sie, als sie in ihm ihren Geliebten erkennt! Eine Verwechselung hatte obgewaltet.

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen (geb. 1653 zu Radmeriz in der Oberlausitz; lebte auf seinen Gütern; † 1697 zu Liebertwolkwitz bei Leipzig). Sein Roman „Asiatische Banise oder das blutig- doch muthige Pegu" 2c. 1688 wurde eines der berühmtesten Werke, häufig aufgelegt, vielfach nachgeahmt und für die Bühne bearbeitet. (Balacin, ein jugendlich feuriger Prinz, Erbprinz von Ava, wurde auf ungerechten Verdacht von seinem Vater, dem Könige von Ava, Landes verwiesen. Als er der Grenze des Kaiserthums Pegu sich näherte, entschlief er in einem Tempel. Da wurde ihm in einem Traume das Bild seiner zukünftigen Braut, der schönsten aller Frauen Asiens, ferner eine Glück verheißende Weissagung und ein Zaubermittel, sich unkenntlich zu machen, zu theil. Bald darauf geschah es, daß er dem Kaiser von Pegu, Xemindo, das Leben gegen Meuchelmord rettete. Der Lohn, den Xemindo ihm zudachte, verwickelte ihn aber in große Mißhelligkeiten. Denn die Gemahlin, die ihm bestimmt wurde, die Prinzessin von Saawady, war nicht die ihm im Traumbild Erschienene, vielmehr die Geliebte des kaiserlichen Erbprinzen, mit dem er deßwegen in ein gespanntes Verhältniß gerieth. Das Urbild seiner Traumerscheinung gewahrte er erst, als er im kaiserlichen Lustgarten eine Dame von den Angriffen eines Panthers befreite. Es war Banise, die Tochter des Kaisers. Sein ritterliches Auftreten bei Gelegenheit andrer Gefahren, die dem Kaiser alsbald drohten (ein mächtiger Statthalter, Chaumigrem, überzog ihn mit Krieg), erwarb ihm den Beifall des Kaisers und der kaiserlichen Tochter in so hohem Grade, daß Balacin und Banise nun verlobt wurden. Aber das Schicksal hatte schwere Prüfungen den Liebenden bestimmt. Als Balacin zu seinem Vater zurückkehrte, um diesen zum Bündniß mit dem Kaiser von Pegu zu bewegen, strafte ihn derselbe mit zweimonatlicher Gefangenschaft, während deren der Empörer Chaumigrem sich zum Herrn von Pegu aufschwang. Erst nachdem sein Vater gestorben war, konnte Balacin mit der Heeresmacht des Königreichs Ava heranrücken. Unterdessen aber war Xemindo, der Kaiser von Pegu, hingerichtet, Chaumigrem Herrscher über 4 Reiche geworden (Brama, Martabane, Pegu und Prom), und der Prinzessin Banise war die Wahl gelassen, entweder des Wüthrichs Gemahlin oder hingerichtet zu werden. Das Zaubermittel der Unkenntlichkeit verhalf ihm zu einer Zusammenkunft mit seiner Geliebten. Sie beredeten die Flucht. Aber schon das erste Verweilen in einer Wildniß trennte die Liebenden wieder. Während er, um die Oertlichkeit zu erkunden, sich von der Prinzessin entfernte, wurde sie von den Verfolgern gefunden und dem Tyrannen in Pegu zurückgeliefert. Ihre Schönheit rettete sie vor dem Tode. Denn Chaumigrem konnte sich von der Liebe zu ihr nicht frei machen. „Die Seife der Verachtung", sagte er, „ist zu wenig, um ihr Bild aus meinem Herzen zu tilgen." Sie wurde in strengen Gewahrsam gegeben, um in 6 Monaten mit dem Wüthrich vermählt zu werden. Unterdessen konnte Balacin seine Hoffnung nur auf Krieg setzen. Chaumigrem, dessen boshafter Charakter keine Ruhe ertrug (es war leichter, Diamanten

mit Fingern zu zerreiben, als ihn zu einiger Güte zu bewegen; das Kaiserthum Pegu war dem weiten Rachen seines Landhungers kaum ein Frühstück), Chaumigrem hatte den König von Siam, den Herrn des weißen Elephanten, mit Krieg überzogen. Während Chaumigrem also, von Pegu abwesend, die Hauptstadt Siams umlagerte, erstürmte und vernichtete, dabei Greuelthaten unbeschreiblicher Art vollbrachte, rückte Balacin von Ava in Pegu ein. Kriegslist und Bundesgenossenschaft verhalfen ihm zu einer kräftigen Stellung. Aber Banise zu befreien und zu gewinnen, war noch immer keine Aussicht. Ja, dieser gefangnen Prinzessin drohten größere Gefahren. Der Priester, in dessen Gewahrsam sie sich befand, war in Leidenschaft gegen sie entbrannt; und als sie, von ihm wie von einem Wahnsinnigen angefallen, das Messer ihm ins Herz gestoßen hatte, wurde sie verurtheilt, den Opfertod zu sterben. 21 Tage dauerten die Vorbereitungen zum Opfer. Balacin wurde darüber in Kenntniß gesetzt. Durch das Zaubermitel der Unkenntlichkeit gelang es ihm, am Tage des Opfers selbst zugegen zu sein. Er mischte sich unter die Priester. Chaumigrem und der ganze Hof waren als Zuschauer versammelt. Da enthüllte Balacin in dem Augenblick, als um Banisens Hals der Strick gelegt werden sollte, seine wahre Gestalt. In der Verwirrung, die entstand, tödtete Balacin den Wütherich; Balacin's Anhänger gewannen den Sieg über Chaumigrem's Macht. Das treue Ausharren des liebenden Paares wurde endlich belohnt. Die Generale veranstalteten eine Nachtmusik und stellten darin einen Siegesstreit zwischen Venus und Mars dar. Mars giebt sich für überwunden und Venus gelangt zur Herrschaft. Neben den genannten Personen treten außerordentlich viel Nebenpersonen auf, unter denen, als Gegensatz zu der vorherrschend heroischen Art, Scandor, der humoristische Begleiter und Diener Balacin's unterhaltend absticht.) Es kam Ziegler, wie er in der Vorrede sagt, darauf an: Helden zu beschreiben, die sich durch Muth und erhabene Tugenden auszeichnen; Tyrannen, die durch Mord, Grausamkeit und unmenschliche Leidenschaften den höchsten Abscheu erregen; und eine Heldin, welche als Bild vollkommener Keuschheit hervorleuchte. — Ziegler's andere Dichtungen sind nicht zu dieser Bedeutung gelangt. Unter dem Titel „Heldenliebe der Schrift alten Testaments, in 16 anmuthigen Liebesbegebenheiten" ahmte er Hoffmannswaldau's „Heldenbriefe" nach.

Die Poesie im Geschmack der 2. schlesischen Schule fand besondere Pflege an den **Höfen**. Hervorzuheben ist der Hof zu **Berlin**, wo **Sophie Charlotte**, die erste Königin in Preußen, den Künsten wohlgesinnt war. — Hier verkehrte **Gottfried Wilhelm Leibnitz**, der Philosoph (geb. 1646 zu Leipzig; Hofrath und Bibliothekar in Hannover; Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften; 1711 in den Reichsfreiherrnstand erhoben; † 1716 zu Hannover). Er verfaßte auch deutsche Gedichte: meistens für den Hof bestimmte Gelegenheitsdichtungen, außerdem geistliche Lieder: „Jesu, dessen Tod und Leiden Unsre Freud und Leben ist" ꝛc. — Dort lebte ferner als Hofdichter **Johann Besser** (geb. 1654 zu Frauenburg in Kurland; Legationsrath in Berlin, später geadelt und Ceremonienmeister; nach dem Tode Friedrich's I. 1713 seiner Stelle entsetzt; später Ceremonienmeister am Hofe Kurfürst August II. zu Dresden, † 1729). Unter seinen für den Hof bestimmten Gelegenheitsdichtungen (Singspielen ꝛc.) befinden sich auch die sog. **Wirthschaften**: dramatische Spiele, die von den Personen des Hofes selbst aufgeführt wurden; Maskeraden, bei denen Eine der Masken die anderen der Reihe nach in Sinngedichten anredete, mit einer Schmeichelei oder mit einer Anzüglichkeit. In der Wirthschaft „Der Scheerenschleifer" 1690 machte der damalige Oberpräsident (später Minister) von Dankelmann den Scheerenschleifer, der, da ihm nicht genug Scheeren zum Schleifen gegeben wurden, sich an's Menschenschleifen machte. — Auch **Freiherr von Canitz** (§. 90) lebte am Berliner Hofe.

§. 88. Gegner der zweiten schlesischen Schule.

Der schwülstigen unnatürlichen Richtung der zweiten schlesischen Schule wurde auf zwiefache Weise entgegengewirkt: 1. durch einfache naturgemäße Behandlung wirklicher Stoffe des Lebens (Weise, Brockes, Günther); 2. durch Kritik in Epigrammen und Satiren (Canitz, Warnecke).

§. 89. Weise, Brockes, Günther.

Dichter, die eine einfachere naturgemäße Behandlung wirklicher Stoffe des Lebens zeigten, waren Christian Weise (geistliche und weltliche Lieder; Dramatisches: Markgraf von Ancre, Masaniello, bäurischer Macchiavellus; Romane: die drei Erznarren, die drei klügsten Leute); Heinrich Brockes (religiös didaktische Gedichte: „Irdisches Vergnügen in Gott"); Christian Günther (lyrische Gedichte).

Christian Weise (geb. 1642 in Zittau; in Leipzig auf der Universität; Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphilosophie; seit 1678 Rektor an dem Gymnasium seiner Vaterstadt; † daselbst 1708) stellte sich mit vollem Bewußtsein der Richtung der zweiten schlesischen Schule entgegen. Während man damals gewohnt war, den Anfang der deutschen Poesie erst bei Opitz zu denken, von den Dichtern vor Opitz dagegen keine Notiz zu nehmen, hatte Weise Studien in der Volkspoesie vor jener Zeit gemacht und war sich bewußt, „dabei viel Dings gewahr worden zu sein, das Manchem in seinem Lorbeerkranz verborgen sei." Er sprach, im Gegensatz zu der affektirten Poesie seiner Zeitgenossen, von der Einfachheit und dem rechten Ton, den ein Gedicht haben müsse, und wies damit auf die natürliche Empfindung, als die unerläßliche Bedingung aller Poesie hin. („Curieuse Gedanken von deutschen Versen" 1691.) Seine lyrischen Gedichte erschienen unter dem Titel „Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend" 1868: Dichtungen, die aus der heiteren Zeit seines Universitätslebens stammten. Geistliche Lieder erschienen später unter den Titeln: „Tugendlieder; Trost- und Sterbeandachten". — Als dramatischer Dichter ist Weise sehr fruchtbar gewesen: im Ganzen 54 Schauspiele verschiedener Art. Er schrieb seine Dramen zu dem Zweck, daß sie von den Schülern des Zittauschen Gymnasiums aufgeführt würden, und führte dabei die Sitte ein, daß jährlich an drei Tagen nach einander dramatische Vorstellungen stattfanden. Um „die Zuschauer bei Appetit zu erhalten, gab Weise zuerst etwas Geistliches aus der Bibel, dann etwas Politisches aus der kurieusen Historie und zuletzt ein freies Gedicht", d. h. ein Stück eigener Erfindung. Von den Dramatikern der ersten und zweiten schlesischen Schule (Gryphius, Lohenstein) unterschied sich Weise 1. dadurch, daß er die Chöre verwarf, 2. dadurch, daß er (im Anschluß an Ayrer und Heinrich Julius von Braunschweig) komische Personen, Narren, Hanswurstrollen, auch in die ernsten Stücke einflocht. Unter seinen geistlichen Stücken finden sich nur Stoffe aus dem alten Testament behandelt: Jakob's doppelte Heirath, der keusche Joseph, der verfolgte David &c. Unter den politischen Stücken ist das Trauerspiel „der gestürzte Markgraf von Ancre" 1679 eins der ältesten. (Der Markgraf von Ancre hat sich nach Heinrich's IV. Tode in der Gunst der Königin Witwe behauptet, und führt während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. die Regentschaft völlig eigenmächtig. Gegen seine Anmaßungen verbinden sich alle Parteien des Landes, die Katholischen und Reformirten, die Prinzen und das Volk. Eine List des Herzogs von Luynes, der den durch die Gunst des Volks ausgezeichneten Prinzen von Condé gefangen nehmen läßt, dieser Gefangenschaft aber den Schein

giebt, als ob sie vom Markgrafen von Ancre veranlaßt sei, bewirkt den Sturz des letzteren. Denn der junge König ermannt sich aus seiner Unthätigkeit, giebt den Befehl zur Hinrichtung des Günstlings seiner Mutter und rettet so den Staat.) Was die Anordnung des Trauerspiels betrifft, so wird es durch einen Prolog eingeleitet, durch einen Epilog geschlossen. Im Prolog treten drei Personen auf, die hernach im Stück nicht wieder vorkommen: Astutus, Prudens und Probus. Sie streiten, ob List, Klugheit oder Tugend besser sei? Die Geschichte des Markgrafen von Ancre, heißt es alsdann, soll aufgeführt werden, um durch dieses Beispiel die Streitfrage zu erledigen. Der Epilog zieht schließlich die Folgerung, daß „Glückseligkeit nicht in hohen Ehrenstufen, sondern in kluger und tugendhafter Sicherheit bestehe." Die komischen Personen, die in dem Stücke vorkommen, führen die Namen Potage und Courage. Jener ist der Vater des letzteren. Sie treten meistens in Scenen für sich allein auf und unterbrechen in jedem Akte ein- bis zweimal den Gang der Handlung mit ihren Possen. Als sie zum ersten Mal auf die Bühne kommen, will Courage mit seinem Vater Potage mitgehen. Potage antwortet: „Ich geh an einen Ort, da du nichts nütze bist." Cour.: „Ei, lieber Vater, es leben viel unnütze Leute in der Welt; laß mich nur immer mitlaufen." Potage will seinen Sohn schlagen; dieser aber springt jenem auf den Buckel: „Ei, Vater, laßt die Possen bleiben! was haben wir davon, daß ein Narr den andern jagt?" Pot.: „Willst du mir vom Buckel bleiben?" Cour.: „Ei, Vater, geht ihr immer eueren Weg vor euch der Nase nach, der Buckel soll nicht irre gehen." Pot.: „Ich laufe mit dem Rücken wider die Mauer." Cour.: „So kehr ich euch beim Ohre herum," und so fort im niedrigsten Hanswurstton. Christian Weise vergleicht diese Scenen mit „einigem Zucker, den er auf harte Speisen streue." Andere historische Dramen sind: Nebukadnezar 1684, Masaniello 1692 rc. Stücke eigener Erfindung sind: „der bäurische Macchiavellus" 1679. Macchiavell wird bei Appollo verklagt, daß seit seinem Buch „vom Fürsten" Treue und Wahrheit aus der Welt gewichen sei. Macchiavell vertheidigt sich, indem er sagt, daß man sein Buch, das nur Satire enthalte, völlig mißverstanden habe, daß dagegen, was man jetzt macchiavellistisch nenne, immer in der Welt gewesen und auch jetzt noch da zu finden sei, wo man sein Buch gewiß nicht kenne. Um dies zu beweisen, wird uns der Flecken Querlequitsch vorgeführt, wo die erledigte Stelle eines Pickelhärings wieder besetzt werden soll. An der Wiederbesetzung nehmen die vornehmsten Personen des Orts mit lebhaften Intriguen Theil, der Geistliche, der regierende Junker, die Frauen, besonders aber der Kantor, Schulmeister und Konsulent Scibilis, der dem Kandidaten zum Siege verhilft, welcher seine Tochter zu heirathen versprochen hat. Hiernach wird denn Macchiavell von der Anklage frei gesprochen. Ferner ist zu erwähnen: „Die Komplimentirkomödie" 1679, eine Uebung der heranwachsenden Jugend in Höflichkeitsbezeigungen aller Art. „Die verkehrte Welt" 1684, ein Stück voll Unsinns, in welchem 103 Personen mitspielten, weil der Dichter alle Schüler auf der Bühne erscheinen lassen wollte. — In den Romanen verfolgte Weise meistens einfache, moralisch didaktische Zwecke. „Die drei Erznarren in der ganzen Welt" 1672. Florindo ist durch testamentarische Bestimmungen beauftragt, die drei ärgsten Narren malen zu lassen. Er unternimmt mit mehreren Gefährten eine Reise in die Welt. Die Erfahrungen dieser Reise werden zu den mannigfaltigsten Genrebildern der Narrheit benutzt. In dem Roman „die drei klügsten Leute" geht derselbe Florindo und der Fürst, die beide ihre Frauen für untreu halten, in die Welt, um ihr Unglück zu vergessen und um die drei klügsten Leute zu suchen. Die beiden Damen reisen ihnen aber nach, erretten sie aus Mißgeschick, das sie unterdessen getroffen, und beweisen ihre Treue. Didaktische Gespräche und Erzählungen mannigfacher Tendenz bilden den Inhalt.

Barthold Heinrich Brockes (geb. 1680 in Hamburg, studirte die Rechte; vielseitig gebildet, auch für Malerei und Musik; lebte frei den Wissenschaften und Künsten; 1720 Mitglied des Senats in Hamburg; † 1747). Seine Gedichtsammlung „irdisches Vergnügen in Gott" (9 Bände, 1721—48) enthält Naturschilderungen, Bilder der Natur, von einem frommen Gemüth entworfen: eine gefällige Art der Parabel. In dem Gedicht „Frühe Knospen an einem Birnbaum" beschreibt Brockes die Knospen, die einhüllenden Blätter, die kleinen Knoten, die fünf Spitzen, Stiele, Pelzwerk, Farbe; sie scheinen ihm mehr von unsichtbarer Hand gebildet als gewachsen; und sehr sinnig schließt sich die Frage an:

„Du Allmachts voller Gott, der du so wunderbar
In jeder Kreatur, in allen deinen Werken
Macht, Lieb und Weisheit lässest merken,
Ach, warum soll ich denn mit kindlichem Vertrauen
Auf deine Lieb und Vatertreu nicht bauen?"

In einem andern Gedicht sieht der Dichter die „Kirschblüthe bei der Nacht". Er erstaunt über ihre Weiße. Da geht sein Auge zwischen den Blüthen hindurch höher hinauf, und der noch viel reinere Glanz der Sterne ruft ihm die Gewißheit zu, daß alle Schönheit dieser Erde mit der himmlischen nicht verglichen werden könne. In dem Gedicht „die Nachtigall" findet sich eine lebhafte Schilderung der verschiedenen Tonweisen der „Sirene der Büsche". Was ist es, fragt der Dichter, das da singt? Seele? tönender Staub? singendes Nichts? bloßer Klang? Er kann sich das Himmlische nicht ausdeuten. Ebenso: „die Blumen, die Bienen, die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille, Wintergedanken" ꝛc. Brockes schrieb 1745 eine Uebersetzung von Thomson's „Jahreszeiten".

Johann Christian Günther (geb. 1695 zu Striegau in Schlesien; studirte Medicin in Wittenberg; konnte seine Leidenschaften nicht beherrschen und ging darüber zu Grunde, † 1723). Unter seinen lyrischen Gedichten (nach seinem Tode 1723 gesammelt, seitdem oft aufgelegt) sind die vorzüglichsten, in denen er die Empfindungen der durch Reue gequälten und geläuterten Seele ausspricht:

„Laßt mich doch nur in der Still
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir bessre Tage scheinen.
Das Bekümmerniß der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist fürwahr so kurz als böse.
Steh ich gleich mit Sehnsucht auf,
Ob und wer mich bald erlöse:
Seh ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerstrahl."

Der Dichter sucht Hilfe bei Gott. Da er sie gefunden, ruft er entzückt aus: „bin ich etwa schon verschieden?" und als er sich noch lebend fühlt, übernimmt er freudig den Kampf des Lebens von Neuem. — Das „Abendlied" beginnt:

„Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht."

Allmälig erhellt sich das Dunkel, und mit reinem Wohlklang schließt das Gedicht:

„Sanftes Lager sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu erwarten habe."

Günther hat viel Gelegenheitsgedichte geschrieben, unter anderen den großen Gesang „Auf den zwischen Ihro Kaiserlichen Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden: Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!" ꝛc.

§. 90. Canitz, Warnecke.

Als Epigrammatiker und Satiriker, die gegen die Unnatur des Hoff-

mannswaldau-Lohensteinschen Geschmackes auftraten, sind zu merken: Freiherr von Canitz (Nebenstunden unterschiedener Gedichte) und Warnecke (Ueberschriften oder Epigrammata).

Friedr. Rud. Ludw. Freiherr von Canitz (geb. 1654 in Berlin; auf Universitäten in Leyden und Leipzig; auf Reisen durch Italien, Frankreich, Holland; wurde 1677 preußischer Kammerjunker, später Legationsrath und geheimer Staatsrath, † 1699). Seine „Nebenstunden unterschiedener Gedichter" wurden erst 1700 veröffentlicht. Sein Vorbild war Boileau (unter den Franzosen der Nachahmer des Horaz). In der dritten Satire „von der Poesie" klagt er die deutschen Dichter an, daß ihnen die Natur zu schlecht sei, um sie nachzuahmen, daß sie anderen Spuren folgen, daß sie kein Wort vorbringen, das nicht auf Stelzen ginge, daß sie die ganze Erde bewegen, im Himmel Lärm machen und alle Götter aus dem Versteck rufen, um sie zu Zeugen des Gleichgültigsten zu machen.

Im Anschluß an Canitz bildete sich Benjamin Neukirch (geb. 1665 im schlesischen Dorfe Reinicke; in dürftigen Umständen aufwachsend; Professor an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin; nach deren Aufhebung unter Friedrich Wilhelm I. Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, † 1729). „Satiren und poetische Briefe" 1732.

Christian Warnecke, niedersächsisch „Wernicke" ausgesprochen und darnach oft geschrieben. (Geburtsjahr und Heimath unbekannt; sein Vater ein Sachse, seine Mutter eine Engländerin; 1685 auf der Universität Rostock; lebte zuerst am Mecklenburger Hofe; dann, nach Reisen durch Frankreich und die Niederlande, in London als Gesandtschaftssekretär; nachdem er durch Kabalen aus seiner Stellung verdrängt war, privatisirte er in Hamburg; wurde zuletzt in Dänemark Staatsrath und als Resident nach Paris gesandt; Todesjahr c. 1710.) Seine „Ueberschriften oder Epigrammata" 1697 in sechs Büchern herausgegeben, wurden später bis auf zehn vermehrt. Ein Beispiel seiner Satire gegen den Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulst „auf Artemon's deutsche Gedichte":

„Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort
In wohlgezählte Reim ohn allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen:
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn und Morgenröth,
Die sich in Unverstand verschanzen
Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les ich selten sie vom Anfang bis ans End;
Doch klopf ich lachend in die Händ,
Und denk: es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

Warnecke tadelte weniger Hoffmannswaldau und Lohenstein, als deren Nachahmer. So in dem Epigramm „Ursprung und Fortgang der deutschen Poesie":

„Den deutschen Pegasus setzt Opitz erst in Lauf,
Und Gryph verbesserte, was an ihm ward getadelt.
Hernach trat Lohenstein und Hoffmannswaldau auf,
Die unsre Dichterkunst und sich durch die geadelt.
Die setzten Zierd und Pracht zu Jenes Eigenthum;
Der hat den ersten zwar, doch die den größten Ruhm."

Warnecke hielt den guten „Einfall" für die Seele des Epigramms; und manche

seiner Epigramme sind wohlgelungene Proben eines solchen. In dem Epigramm „auf das Ende des französischen Edicts: car tel est notre plaisir“ verspottet er die deutsche Vielherrschaft im Gegensatz zum französischen Absolutismus:

„Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Meinung sagen;
Und zu Versailles so viel Wort,
Die manche Hand ausführt an mehr als Einem Ort,
Die sind's, die Ursach sind, daß Frankreich Deutschland pflückt,
Und manche Lilienblum auf unsern Adler drückt:
Bei uns heißt's: ob? wie? wann? was? wer?
Und dort: denn das ist mein Begehr.“ —

Durch Warnecke wurde in Deutschland der erste Anlaß zu prosaisch geschriebener Kritik über poetische Werke gegeben. Er sagt: „Was die französische Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, rührt meistentheils daher, daß, sobald ein gutes Buch ans Licht kommt, demselben eine sog. Critique gleich auf dem Fuße nachfolgt, worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerkt, sintemal dadurch ohne alle Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührende Schranken gehalten wird.“ Warnecke, der von dieser Sitte in „Anmerkungen“, die er seinen Epigrammen beifügte, Gebrauch machte, gerieth sogleich in eine literarische Fehde, die erste in der deutschen Literaturgeschichte, von der sich freilich nicht sagen läßt, daß es „sittsamlich, höflich und ehrerbietig“ dabei zuging. — Postel (geb. 1658, † 1705), ein Hamburger Dichter, Operndichter, schrieb ein Sonett, worin er Warnecke mit einem Hasen verglich, der auf dem tödten Löwen (Lohenstein) herumspringe. Warnecke gab den Schimpf in einer Satire zurück: „Hans Sachs, ein Heldengedicht“, 1703, worin er Hans Sachs als Pritschmeister darstellte, von welchem Stelpo (d. i. Postel) zur Nachfolge in der Pritschmeisterei auf dem Hamburger Gänsemarkt (wo das Opernhaus stand) gekrönt wurde. Postel hielt sich, nachdem er diesen Hieb empfangen, von der Fehde fern. Aber Hunold (geb. 1680, † 1721), Romanschriftsteller, setzte sie fort, zuerst in einer prosaischen Kritik, dann in einer Komödie vom „thörichten Pritschmeister“, 1704, worin er den Schimpf der Pritschmeisterei Warnecke zurückgab, dessen Epigramme und Namen verstümmelte, letzteren in Narrweck und Wecknarr 2c. Die Händel nahmen ein unrühmliches Ende. Warnecke ließ sich zur Rache verleiten; er denuncirte Hunold wegen eines satirischen Ausfalles auf König Karl II. bei der spanischen und französischen Gesandtschaft. Hunold rettete sich vor der Verfolgung, indem er, rechtzeitig gewarnt, das Blatt umdrucken ließ, auf welchem die Satire stand, so daß er das Original für Nachdruck ausgeben konnte.

Dritter Abschnitt.

Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer 1725—1748.

§. 91. Gegenstand des Kampfes.

Als Resultat des Kampfes gegen die Verirrung der zweiten schlesischen Schule stand in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der Grundsatz allgemein fest: daß die Poesie „auf Nachahmung der Natur“ beruhen müsse. In der Verständigung und Ausführung dieses Grundsatzes traten

aber zwei Männer, die eine Zeit lang an der Spitze der literarischen Bewegungen standen, einander gegenüber: 1. Gottsched, der (durch die Dramatiker Frankreichs gebildet) behauptete, daß die Nachahmung der Natur innerhalb bestimmter Regeln für die poetische Form geschehen müsse; 2. Bodmer, der (durch die Poesie Englands gebildet) behauptete, daß bei der Nachahmung der Natur die Freiheit der Phantasie dem Dichter bewahrt bleiben müsse. Anlaß zum Ausbruch eines Kampfes um diese Principien („Kampf der Leipziger und Schweizer" genannt) gab Bodmer's Uebersetzung von Milton's „Paradise lost" 1732.

Die französischen Dichter, nach denen Gottsched sich bildete, waren besonders die Dramatiker aus der Zeit Ludwig's XIV.: Corneille († 1684; Tragödien: Cid, Horace, Cinna); Racine († 1699; Tragödien: Andromaque, Iphigénie, Phèdre, Athalie); Molière († 1673; Komödien: Tartufe, l'Avare, Misanthrope); ferner Regnard († 1709; Komödien: le Joueur); Destouches († 1754; Komödien: le Glorieux); auch Voltaire († 1778; Tragödien: Brutus, Zaïre, Mahomet). — Die englischen Dichter, welche für Bodmer maßgebend wurden, waren Milton († 1674; the Paradise lost, religiöses Heldengedicht in reimlosen Jamben); und Thomson († 1748; the seasons, beschreibendes Gedicht). — Der Gegensatz zwischen jenen französischen und diesen englischen Dichtern bestand besonders in Folgendem: 1. Die Dramatiker Frankreichs hatten ihre Principien durch Verpflanzung der griechischen Gesetze (der Aristotelischen Poetik) auf den Boden ihrer Bildung gewonnen, während die englischen Epiker, fremdem Einfluß nicht unterworfen, in ihrem Geschmacke selbstständiger geblieben waren; 2. die französische Dramatik war eine Hof- und Weltpoesie, voll Witz, Intrigue, Leidenschaft und Sinnlichkeit, während Milton und Thomson eine Natur- und Religionspoesie, voll Innigkeit und Würde in Empfindungen und Anschauungen, die „malerisch beschreibende, religiöse" Richtung darstellten.

Von Bodmer und Gottsched wurden in Deutschland die ersten ästhetisch kritischen Zeitschriften herausgegeben, 1. von Bodmer: „Die Discourse der Maler", 1721—23, später unter dem Titel: „Maler der Sitten" (Bodmer, Breitinger u. A. kamen wöchentlich zu Besprechungen über das, was für die Wochenschrift ausgearbeitet werden sollte, zusammen); 2. von Gottsched: „Die vernünftigen Tadlerinnen", 1725—26, später unter dem Titel: „Der Biedermann". — Nachdem Bodmer und Gottsched ihre Ansichten lange Zeit friedlich in den Zeitschriften besprochen hatten, zeigte sich eine ernstliche Abweichung erst in Bodmer's Schrift: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes", 1727. Eine literarische Bekämpfung aber begann, als Bodmer Milton's „lost Paradise" übersetzte: „Johann Milton's Verlust des Paradieses, ein Heldengedicht, in ungebundener Rede übersetzt", 1732. Als Gottsched dieses Werk angriff (im ersten Jahrgang der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Literatur", 1732—44), trennten sich beide Richtungen gänzlich. Das Bedeutendste, das von beiden Seiten geschrieben wurde, ist 1. von Gottsched die zweite Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst", 1737; 2. von Bodmer: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichts Joh. Milton's von dem verlorenen Paradiese", 1740, und „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, mit einer Vorrede von Breitinger", 1741. Eines der letzten Schriftwerke in diesem

Kampfe war von Wieland: „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule", 1753. Der Kampf wurde von Bodmer und Gottsched nicht ausgekämpft; Jeder glaubte sich im Rechte und im Siege. Von Gottsched, der mehr auf die formellen Seiten der Poesie, auf Begriffsschärfe, sprachliche und sachliche Regelrichtigkeit Gewicht legte, wandte man sich mehr und mehr ab, während Bodmer's positiver Gedanke, daß die Poesie auf Einbildungskraft und schöpferischer Genialität beruhe, in den aufkommenden Talenten der nächsten Zeit, in Klopstock und Wieland, stärkere Unterstützung fand.

§. 92. Joh. Christ. Gottsched, geb. 1700, gest. 1766.

Gottsched's Verdienste bestehen darin, daß er die Gesetze der französischen Poesie, namentlich der französischen Dramatik aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., zur Geltung brachte und dadurch auf die Bildung des Geschmacks und Urtheils förderlich wirkte. Gottsched sprach seine Ansichten theoretisch in dem Werk „Versuch einer kritischen Dichtkunst" 1730 aus. Praktisch sorgte er für deren Verwirklichung, besonders auf dem Gebiet der dramatischen Poesie, indem er 1. die „Hanswurststücke" abschaffte und den Opern entgegentrat, 2. eine Anzahl formgerechter Schauspiele zur Aufführung herstellte („deutsche Schaubühne"). Gottsched's Dichtungen sind: Oden; Trauerspiele: der sterbende Cato ꝛc.

Johann Christoph Gottsched (geb. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg; auf der Universität zu Königsberg, Magister daselbst; floh 1724 aus Preußen, da die Werber Friedrich Wilhelm's 1. seiner Körpergröße wegen auf ihn aufmerksam geworden waren, nach Leipzig, wo er an der Universität Vorlesungen hielt; wurde hier Mittelpunkt eines Dichter- und Gelehrtenkreises, der „poetischen Gesellschaft", die er 1727 zur „deutschen Gesellschaft" umbildete; Professor der Philosophie und Dichtkunst an der Universität; † 1766). Gottsched war seiner Geistesanlage nach Theoretiker und Kritiker. Nicht Empfindung oder Phantasie, sondern Verstand und Aufmerksamkeit auf die Form herrschten in ihm vor. Das Hauptwerk, mit dem er nach dieser Seite hin wirkte, sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen", wurde 1730 und seitdem dreimal während seines Lebens, zu gleicher Zeit wiederholentlich in Auszügen, herausgegeben. Es war das Werk, an welchem Kritik und Auffassung lange Zeit sich übten. — Gottsched zeigte eine außerordentliche Energie darin, seine Ansichten auch praktisch ins Leben zu setzen. Er war Mitglied der „poetischen Gesellschaft" in Leipzig und unterhielt beständig literarische Verbindungen mit anderen Orten, auch mit dem Ausland. Besonders einflußreich wurde, daß er sich 1728 mit der unter Leitung der Frau Neuber stehenden Schauspielertruppe in Leipzig verband, und auf der Bühne selbst seine Ansichten zur Geltung bringen ließ. Seine Bemühungen gingen 1. gegen den Hanswurst, den er überhaupt als einen unwürdigen Bestandtheil des kunstmäßigen Drama's beurtheilte, und bei dem von Regelrichtigkeit der Kunst besonders darum nicht die Rede sein konnte, weil die Rollen, meistens improvisirt, der Laune des Schauspielers angehörten. Der Hanswurst aber war der Liebling des Theaterpublikums, und Gottsched mußte mit großer Vorsicht verfahren, um des Erfolges sicher zu sein. Nachdem er das Urtheil des Publikums auf verschiedene Weise darauf gelenkt hatte, unternahm er 1737 einen kühnen Schlag. In einem zu diesem Zweck gedichteten Vorspiel wurde der Hanswurst des Unfugs wegen, den

er auf der Bühne anrichte, verklagt, vor den Richter gestellt, und da er sich nicht genügend rechtfertigen konnte, zum Feuertode verurtheilt. Eine Puppe in seinem buntscheckigen Gewande wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt und sein Name für ewige Zeiten von der Bühne verwiesen. Nach diesem letzten Hanswurstspiel kam derselbe in Leipzig nicht mehr zur Darstellung; und von dort verbreitete sich der gereinigte Geschmack allmälig über ganz Deutschland. — Ebenso energisch kämpfte Gottsched 2. gegen die Oper, die seit dreißig Jahren auf allen Theatern und besonders bei den theatralischen Darstellungen an den Höfen Alleinherrschaft erlangt hatte: dramatische Spiele, bei denen die Poesie eine sehr untergeordnete Rolle neben Musik, Tanz und Dekorationskunst hatte. Gottsched besaß so viel Einfluß, daß er sich eine Zeit lang (in den vierziger Jahren des Jahrhunderts) rühmen konnte, die Oper von den deutschen Bühnen verbannt zu haben, während allerdings die bald darauf eintretenden Fortschritte der Musik (Gluck, Mozart ꝛc.) ihr schnell wieder eine erhöhte Bedeutung gaben. — Gottsched's Bemühungen gingen endlich 3. auf die Herstellung kunstgerechter Schauspiele für die Aufführung. Gottsched sammelte die Stücke, die er selbst und seine Anhänger entweder übersetzten oder nach fremden Vorbildern bearbeiteten, 1740—50 unter dem Titel: „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet“ (6 Bände). Daß die Stücke nach den Regeln der Griechen und Römer eingerichtet waren, ist eine ungenaue Angabe, da sie vielmehr meistens dem Vorbild der Franzosen nachgebildet waren, die freilich ihre Dramen nach den Regeln der Alten eingerichtet zu haben glaubten. Von Gottsched selbst finden sich in der „deutschen Schaubühne“: eine Uebersetzung der Iphigenie des Racine; der sterbende Cato; die Pariser Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra, König Agis ꝛc. — Gottsched's Dichtungen sind vorherrschend deklamirend und in sehr unbeholfenem Stil: sowohl die Oden (meistens Gelegenheitsgedichte: Jubelode auf die Buchdruckerkunst; Festreden für die in Leipzig von ihm geleitete poetische Gesellschaft; Geburts=, Hochzeitsgedichte ꝛc.), wie seine Dramen. Das Trauerspiel: „der sterbende Cato“, 1732 (unter Benutzung eines englischen Drama's von Addison und eines französischen von Deschamps bearbeitet) stellt die Schlußkatastrophe des Kampfes zwischen der republikanischen und der cäsarischen Partei in Afrika dar, den Selbstmord Cato's in Utika. Probe der Sprache (Aufzug 4, Auftritt 3):

„Cäsar: Nun, Cato, soll ich jetzt die Gnade herrschen lassen?
Wie? oder soll ich noch das scharfe Rachschwert fassen?
Was wünscht der Römer Rath?
Cato (herzhaft): Dir, was du ihm gedroht!
Das ist: den Untergang! wo nicht sich selbst den Tod!
Der Krieg, der Krieg allein soll uns den Ausschlag geben.
Doch Niemand will von uns die Freiheit überleben.
Indessen glaube nicht, daß dieser Mauern Kreis,
Daß uns nur Utika so kühn zu machen weiß“ ꝛc.

Cato und die Seinigen wollen kämpfen, auch wenn „ganz Afrika mit Adlern bepflanzt“ wird. Cäsar hofft noch in der Liebe, welche Porcia, Cato's Tochter, für ihn hegt, ein Versöhnungsmittel zu finden. Porcia aber, Cato's echte Tochter, weist den Antrag zurück und Cato macht der Unterredung ein Ende:

„Viel lieber wollt ich sie nicht für mein Kind mehr achten,
Und sie, ja mich zugleich, als Opferthiere schlachten.
Nein, Cäsar, glaube nicht, daß mich dein Vorschlag trügt,
Weil mir Pompejens Fall noch stets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermann; doch dies vermeinte Glücke
War seines Unfalls Grund: die Eh' ward ihm zum Stricke.

Gesetzt also, daß ich dem Beifall geben wollt,
Daß Cäsar Porcien zur Gattin haben sollt:
So würde doch dein Herz ganz unersättlich bleiben
Und seine Kronensucht auf's allerhöchste treiben." —

An theoretischen Schriften ist von Gottsched außer der „kritischen Dichtkunst" zu merken: „Redekunst", 1728; „Deutsche Sprachkunst", 1748. Als literaturgeschichtliches Werk ist für das Drama wichtig: „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", 1757—65. Gottsched gab hierin ein Verzeichniß sämmtlicher ihm bekannten deutschen Schauspiele. — Die Erfolge, welche Gottsched frühzeitig gewann, das Ansehn, das er als Verbesserer des Geschmacks in weiten Kreisen genoß, die Huldigungen, die ihm von weit her gespendet wurden, erzeugten bald ein Selbstgefühl in ihm, das seinen Zeitgenossen als Arroganz lästig wurde. Nachdem Bodmer und dessen Schweizer Verbündete lange Zeit die einzigen Bekämpfer seiner Ansichten gewesen waren, wurde mit den vierziger Jahren die Einseitigkeit seines Standpunktes immer allgemeiner anerkannt, und er stand viele Jahre seines Lebens auf der eingebildeten Höhe einer Diktatur einsam, verlassen und vergessen. Im Jahre 1742 trennte sich sogar Frau Neuber von ihm, indem sie andere Schauspiele, als die von ihm empfohlenen, zur Aufführung brachte. Als Gottsched darauf, um sich zu rächen, eine andere Schauspielertruppe vorzog, griff sie um der Nothwehr willen zu allen Mitteln ihrer Macht. In einem satirisch gehaltenen Vorspiel: „der allerkostbarste Schatz" ließ sie ihn selbst als „Tadler" auf der Bühne erscheinen: in einem Narrengewande, eine goldene Sonne um den Kopf, Fledermausflügel an den Schultern und eine Blendlaterne in der Hand, um Fehler gegen seine „kritische Dichtkunst" zu suchen. Seitdem wuchs von Jahr zu Jahr der Spott, der ihm von verschiedenen Seiten gespielt wurde, und es hat lange gedauert, bis man ihm durch Anerkennung seiner Verdienste wieder gerecht wurde.

Unter den Mitarbeitern an der „Deutschen Schaubühne" steht Gottsched's Frau obenan: Luise Adelgunde Viktorie, geb. Kulmus (1713 in Danzig geboren; seit 1729 mit Gottsched bekannt, darauf in lebhaftem Briefwechsel, 1735 mit ihm verheirathet; † 1762). Von ihr sind theils Uebersetzungen (Alzire von Voltaire; der Verschwender von Destouches; Menschenfeind von Molière ꝛc.), theils eigene Dichtungen: „die Hausfranzösin" (Satire gegen die Nachäffung der Franzosen in Erziehung und Sitte), „die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die Doktorgemäße Frau" (Satire gegen die Pietisten), „der Witzling" (Satire gegen die unklare Gefühlspoesie der Bodmer-Klopstock'schen Richtung. Eine Person des Stückes, Sinnreich, sagt: „Ich lese allemal lieber einen schönen Gedanken, als einen richtigen Ausdruck." Vielwitz antwortet: „Und mir dünkt, ein Gedanke kömmt mich noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft." Reinhart endlich: „Ich will Ihnen noch mehr sagen. Der ganze Gedanke besteht oftmals nur im Schnitzer. Wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, ist gewiß kein Gedanke mehr da"). — Andere Mitarbeiter an der „Schaubühne" waren: Schwabe, Pitschel, Lange, Quistorp.

Unter den Dichtern, die zur Zeit des sinkenden Ansehens Gottsched's sich noch in seinem Gefolge befanden, ist der bedeutendste: Christoph Otto Freiherr von Schönaich (geb. 1725 zu Amtitz in der Lausitz, Officier in sächsischen Diensten, durch Gottsched's Einfluß 1752 zum Dichter gekrönt, † 1807 zu Amtitz), „Hermann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht, 1751" ꝛc.

§. 93. Joh. Jak. Bodmer, geb. 1698, gest. 1783.

Bodmer's Verdienste liegen darin, daß er der Empfindung und Phantasie ihr Recht bewahrte. Er wirkte dahin 1. durch theoretisch kritische

Schriften („Vom Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks; Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren", §. 91); 2. durch Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters (Ausgaben der Minnesänger, des Parzival, eines Theils des Nibelungenliedes). Bodmer's eigne Dichtungen sind unbedeutend, hauptsächlich religiöse Epen: Noah; Jakob und Joseph ꝛc.; außerdem Dramatisches.

Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich; studirte in Zürich zuerst Theologie, nach längerer Unterbrechung, in der er sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes; 1725 Professor der helvetischen Geschichte in Zürich, später im großen Rath der Stadt; im Alter zog er sich auf sein Landgut bei Zürich zurück; † 1783). Das Epos Noah war vor 1748, vor Klopstock's Messias, entworfen, wurde aber nach dieser Zeit in Hexametern ausgeführt. „Jakob und Joseph", 1751, eine der „Patriarchaden", die Bodmer nach seiner Bekanntschaft mit Klopstock mehrfach schrieb. „Colombona", in 5 Gesängen, 1753 (Entdeckung Amerika's). Unter Bodmer's Dramen: „Julius Cäsar, 1763; Gottsched, ein Trauerspiel in Versen", 1765.

Bodmer's bedeutendster Mitkämpfer war Johann Jakob Breitinger (1701 in Zürich geb.; Professor der hebräischen und griechischen Sprache, der Logik und Beredtsamkeit; † 1776), der von dem Standpunkt der schweizerischen Anschauungen dem Gottsched'schen Lehrbuche ein theoretisches Werk entgegenstellte: „Kritische Dichtkunst, worin die poetische Malerei in Absicht der Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neueren erläutert wird", 1740. — Einen späteren, mehr durchbildeten Ausdruck fanden die Schweizer Ideen durch Johann Georg Sulzer (geb. 1720 in Winterthur; studirte unter Bodmer und Breitinger; 1744 nach Berlin; Mitglied der Akademie der Wissenschaften; † 1779). Sein Hauptwerk: „Theorie der schönen Künste", 1771.

§. 94. Haller, Hagedorn.

Mehr poetische Begabung zeigten: Albrecht von Haller (Lyrisches und Didaktisches: die Alpen, vom Ursprung des Uebels) und Friedrich von Hagedorn (Lieder, Fabeln, poetische Erzählungen).

Albrecht von Haller (geb. 1708 in Bern; aus einer patricischen Familie der Stadt; studirte Medicin in Tübingen und Leyden; in Bern praktischer Arzt, dann in Göttingen Professor der Medicin; kehrte 1753 nach Bern zurück, Amman daselbst; † 1777) stand den Schweizer Anschauungen näher, mischte sich aber niemals in den Streit seiner Landsleute mit Gottsched. Seine Poesien unter dem Titel: „Versuch schweizerischer Gedichte", 1732, sind ernst, malerisch, beschreibend, eingehend und anschauungsvoll. Eine Strophe aus dem großen beschreibenden Gedicht „die Alpen" (1729), die Anrede an sein Volk, lautet:

„Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth stets zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis', und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen."

In dem Gedicht „Sehnsucht nach dem Vaterland“ bricht sich die Sprache des Herzens warm und lebendig durch:

„Ach, Himmel, laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und beim Geräusch von kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Sylvien gedacht,
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.“ ꝛc.

Haller's Gedichte stammen aus der Zeit vor seinem dreißigsten Lebensjahre. Während er darauf, als Professor der Medicin, durch ausgebreiteten wissenschaftlichen Verkehr von der Poesie abgelenkt wurde, fand er im späteren Alter Muße zu Romanen: Erzählungen, die den Zweck hatten, die verschiedenen Verfassungsformen anschaulich zu erläutern: „Usong, eine morgenländische Geschichte“, 1771 (unumschränkte Regierungsform); „Alfred, König der Angelsachsen“, 1773 (gemäßigte Monarchie); „Fabius und Cato, ein Stück aus der römischen Geschichte“, 1774 (Aristokratie).

Friedrich von Hagedorn (geb. 1708 in Hamburg, studirte die Rechte in Jena; Privatsekretär des dänischen Gesandten in London; seit 1733 Sekretär der englischen Handelsgesellschaft Court in Hamburg, † 1754) war eine heitere, dem Leben zugewandte Natur. Wenn er in Jena wegen Schulden im Karzer saß, war sein Trost, nun für Studien Zeit zu haben. Als er später in Hamburg eine bescheidene, aber sorgenfreie Stellung gewonnen, sammelte er um sich einen geselligen Kreis, aus dem und für den seine Gedichte geschaffen wurden. Das Lied „An die Freude“ („Freude, Göttin edler Herzen“) erscheint beinahe wie eine kleine Vorarbeit zu Schiller's gleichnamigem Gedicht. „Der Wein; das Heidelberger Faß; der Mai; der Lauf der Welt“ ꝛc. sind Gedichte, welche gegen die Schwerfälligkeit der Sprache jener Zeit durch Leichtigkeit der Verse überraschen. Als Muster eines Triolet kann „Der erste Mai“ angeführt werden:

„Der erste Tag im Monat Mai
Ist mir der glücklichste von allen,
Dich sah ich und gestand dir frei,
Den ersten Tag des Monat Mai,
Daß dir mein Herz ergeben sei.
Wenn mein Geständniß dir gefallen,
So ist der erste Tag im Mai
Für mich der glücklichste von allen.“

Großes Verdienst hat Hagedorn für die Fabel, die in Deutschland damals seit mehr als 100 Jahren nicht bearbeitet war. (Das Hühnchen und der Diamant; der Löwe und die Mücke ꝛc.) Sein Vorbild war Lafontaine (geb. 1621; † 1695). Auch seine poetischen Erzählungen (Johann der muntre Seifensieder; der Hänfling des Papst Johannes XXIII.) gewannen den Beifall ihrer Zeit.

§. 95. Dichter der „Bremer Beiträge“.

Durch die Mitarbeit an einer Zeitschrift, den „Bremer Beiträgen“, wurden seit 1744 mehrere Dichter zu einem Verein verbunden: dem sog. Leipziger Dichterverein. Die bedeutendsten derselben waren: Rabener (Satiren in Prosa); Gellert (Fabeln, poetische Erzählungen, geistliche Lieder); Joh. El. Schlegel (Trauerspiele: Trojanerinnen, Kanut, Hermann) und Zachariä (komische Heldengedichte: Renommist, Schnupftuch, Phaeton, Murner in der Hölle).

Bremer Beiträge. Seit 1741 hatte Schwabe (Professor in Leipzig als Mitarbeiter an Gottsched's „Deutscher Schaubühne" schon genannt) eine Zeitschrift herausgegeben: „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Da sie im Sinne Gottsched's redigirt wurde, fühlten sich jüngere Dichter bald durch sie nicht genügend unterstützt, oft sogar beschränkt. Um freier zu sein, gründeten sie eine eigene Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die 1745 zum ersten Mal erschien und nach dem Druckort kurzweg „Bremer Beiträge" genannt wurde. Die Redaktion wurde durch den Verein besorgt. Nur solche Dichtungen und Abhandlungen sollten aufgenommen werden, die nach dem gemeinschaftlichen Urtheil der Vereinsmitglieder der Aufnahme werth erschienen. Die Dichter kamen zu Besprechungen wöchentlich zusammen. Um das Publikum zu selbstständigem Urtheil herauszufordern, wurde Anonymität als Gesetz festgestellt. — Die Gründer dieses Vereins waren K. Christian Gärtner (geb. 1712 in Freiberg; seit 1747 Professor in Braunschweig, † 1791), Verfasser eines Schäferspiels: „Die geprüfte Treue", 1744; — Joh. Andr. Cramer (geb. 1723 in Jöstadt im Erzgebirge; Professor der Theologie in Kiel, † 1788), Verfasser einer „Poetischen Uebersetzung der Psalmen; geistlicher Oden und Lieder"; — Johann Ad. Schlegel (geb. 1721 zu Meißen; der jüngere Bruder des Dramatikers Joh. El. Schlegel; Vater der Romantiker Aug. Wilh. und Friedr. Schlegel; Konsistorialrath und Superintendent in Hannover, † 1793), Verfasser von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Gesängen („Wie groß sind, Schöpfer, deine Werke!"), und Rabener. — Auch Andere, z. B. Hagedorn, Gleim, Kleist, Ramler, lieferten gelegentlich Beiträge zu der Zeitschrift. 1748 erschienen die drei ersten Gesänge des Klopstock'schen Messias darin. Als die Leipziger Freunde sich bald darauf trennten, ging die Redaktion in die Hände eines Hamburger Dichters, Joh. Matth. Dreyer (geb. 1716, † 1769), über, der die Zeitschrift verfallen ließ.

Gottlieb Wilhelm Rabener (geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig; Steuerrevisor in Leipzig; später Obersteuerrath in Dresden; † 1771), nach Goethe's Ausdruck „eine Persönlichkeit, die nicht leicht wieder erscheinen wird. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen. Nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus." Im Jahre 1760 hatte er das Unglück, beim Bombardement Dresdens all seiner Habe beraubt zu werden. Er schreibt darüber an einen Freund, daß ihm das Unglück „nicht eine Thräne gekostet, nicht eine unruhige Miene gemacht. Mir selbst ist es unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß Alles verloren sei." „Die witzigen Manuskripte", schreibt er ferner, „welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeiten alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es beinahe der Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich als Autor an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann." — Aus seinen satirischen Schriften (seit 1751 wiederholentlich herausgegeben) verdient Hervorhebung: „Lobschrift auf die bösen Männer; Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit; Versuch eines deutschen Wörterbuchs," worin z. B. der Artikel über „Kompliment" also anfängt: „Kompliment gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Kompliment machen, ist eine

gleichgiltige Bewegung eines Theiles des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran. Ein Gegenkompliment ist also eine höfliche Versicherung des Anderen, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man beurtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Komplimente haben." Der Artikel über „ewig" beginnt: „Ewig ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden und so braucht, wie er es für seine Zustände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören, wird gewöhnlich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört, allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger als höchstens vier Wochen darnach; und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig 24 Stunden gedauert hat." Unterhaltend ist Rabener ferner in seinen „satirischen Briefen", in „Antons Panßa von Mancha Abhandlungen von deutschen Sprichwörtern" rc.

Als Satiriker ist neben Rabener zu nennen: Christian Ludwig Liscow (geb. 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin; † auf dem Gute Berg bei Eilenburg in Sachsen 1760). Seine Satiren sind scharf; meistens gegen Persönlichkeiten gerichtet. Es war natürlich, daß sie als bloße Pasquille erschienen und geringgeschätzt wurden. Aus seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften", 1739, verdient die Abhandlung Hervorhebung: „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, gründlich erwiesen".

Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1716 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen; Sohn eines Predigers, wuchs unter ärmlichen Verhältnissen auf, das dritte Kind unter dreizehn Geschwistern; studirte unter manigfachen Entbehrungen und Mühsalen Theologie in Leipzig; habilitirte sich 1744 und wurde später Professor der Philosophie in Leipzig. Er versammelte mit seinen Vorlesungen über Poesie, Beredtsamkeit und Moral bald einen Zuhörerkreis, den die größten Säle der Universität nicht fassen konnten. Jeder seiner Zuhörer liebte und verehrte ihn; Personen aus allen Ständen und Altern kamen, ihm Hochachtung zu erweisen oder ein Wort klugen Rathes zu hören. Moritz Graf von Brühl ließ ihm eine jährliche Pension zufließen, ohne daß Gellert erfahren konnte, wer sein Wohlthäter war. Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm ein Pferd, da ihm das Reiten um der Gesundheit willen empfohlen war. General von Hülsen belegte im siebenjährigen Kriege das Städtchen Hainichen mit leichter Einquartierung in Anerkennung Gellert's, der dort geboren. Als Friedrich der Große in Leipzig Winterquartier genommen, ließ er Gellert zu sich kommen (18. Dec. 1760) und unterhielt sich mit ihm über den Zustand der deutschen Poesie. „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Der Major Icilius, der dem Gespräch beiwohnte, antwortete statt Gellert's: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen." König: „Das ist viel! Hat Er den Lafontaine gelesen?" Gellert: „Ja, Ihro Majestät; aber nicht nachgeahmt. Ich bin ein Original." K.: „So ist Er Einer! Aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" G.: „Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen." K.: „Nein, das kann ich nicht sagen." G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." K.: „Das ist wahr." Gellert wies den König im Verlauf darauf hin, daß es den Deutschen bisher „an einem Augustus und Ludwig XIV. gefehlt habe." K.: „Wie! will Er denn einen Augustus in ganz Deutschland haben?" G.: „Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte." Der König verlangte am Schluß des Gesprächs, eine von Gellert's Fabeln zu hören. Gellert citirte die unter dem

Titel „Der Maler" aus dem Gedächtniß. „Das ist recht schön," sagte der König, „Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung seiner Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden" ꝛc. Der König sagte Tags darauf zu seiner Umgebung: „c'est le plus raisonnable de tous les savans allemands." Als Gellert lebensgefährlich erkrankt war, schickte der Kurfürst von Sachsen seinen Leibarzt nach Leipzig und ließ sich durch Estafetten täglich Nachricht über sein Befinden geben. Gellert † 1769). — Das Vorzüglichste von Gellert sind seine „Fabeln und Erzählungen", 1746, die gesunden Verstand und gemüthvolle Gutartigkeit zeigen (die Geschichte von dem Hut, das Land der Hinkenden, die Lügenbrücke, der Hund ꝛc.); ferner seine „geistlichen Oden und Lieder", 1757 („Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" ꝛc.). In letzteren tritt, abweichend von den früheren Jahrhunderten, nicht das Glaubensbekenntniß, sondern die Anregung des Gemüths zur Tugend mehr hervor. — Außerdem hat Gellert Lustspiele geschrieben: das Orakel, 1748. (Alcindor stellt sich in Folge eines Orakelspruchs stumm und taub. Die Absicht, die er dabei hatte, gelingt, denn Lucinde findet ihn um so schöner, da er einer Statue gleicht. Die Bewunderung der Statue wächst aber zur Liebe, und Lucinde ist auf's freudigste überrascht, als Alcindor, von ihr belehrt, seine Sprache gewinnt.) Die kranke Frau, 1748. (Frau Stephan genest plötzlich von einer bedenklichen Krankheit, als ihr ein Putz zum Geschenk gegeben wird, eine moderne Adrienne, um die sie ihre Freundin beneidet hatte.) Gellert's Lustspiele bekamen den Namen der „weinerlichen" Lustspiele: er selbst hatte als Absicht derselben angegeben: „mitleidige Thränen zu wecken". — Gellert's Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G.", 1746, wurde Begründer einer großen Klasse von abenteuerlich empfindsamen Romanen. (Eine arme Waise wird die Gemahlin eines schwedischen Grafen. Als sie an den Hof kommt, erregt sie die Leidenschaft des Prinzen, der sie von ihrem Gemahl trennt, indem dieser auf einen gefährlichen Posten in den Krieg gesandt wird. Auf die Meldung vom Tode ihres Gemahls rettet sich die Gräfin vor dem Prinzen durch die Flucht mit einem wohlwollenden Freunde. Sie heirathet diesen später. Als sie aber auf Reisen in Rußland ihren todtgeglaubten Gemahl wiederfindet, wird sie demselben von ihrem zweiten abgetreten. Beide Männer sterben bald, und die Gräfin lebt als Witwe.)

Nach Hagedorn's und Gellert's Vorgang wurde die Fabel eine beliebte Gattung. Außer Gleim und Lessing (§. 96 und 106) sind zu erwähnen: Magnus Gottfried Lichtwer (geb. 1719 in Wurzen; Regierungsrath in Halberstadt, † 1783). „Vier Bücher äsopischer Fabeln". — Johann Gottlieb Willamow (geb. 1736 in Mohrungen; Rektor der deutschen Schule in Petersburg, † 1777), „Dialogische Fabeln". — Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736 in Kolmar; erblindete im 21. Jahre; Präsident des evangelischen Konsistoriums zu Kolmar; † 1809), „Fabeln und poetische Erzählungen".

Johann Elias Schlegel (geb. 1718 in Meißen; studirte in Leipzig die Rechte, ging 1743 als Sekretär des sächsischen Gesandten nach Kopenhagen, † 1749 als Professor an der Ritterakademie zu Soroe) wandte sich von Jugend auf dem Dramatischen zu. Schon auf der Schule zu Pforta wurden „Die Trojanerinnen; Orest und Pylades" von den Mitschülern aufgeführt. Bald darauf brachte sie Gottsched auf's Theater. Schlegel zeigte bedeutende poetische Selbstständigkeit darin, daß er nicht bloß antik klassische, sondern auch modern historische, namentlich vaterländische Stoffe bearbeitete. — Kanut, 1747. (Ulfo, von herrschsüchtigem Charakter, will König Kanut vom Throne stoßen. Als der König um Estrithe's,

seiner Schwester, willen, welche Ulfo's Gemahlin ist, ihm Gnade erweisen will, verschmäht Ulfo dieselbe und leidet den Tod.)

„Estr.: Erkenn, Undankbarer, die Gunst von deinem Glücke.
So vielmal hält es dich vom Frevel schon zurücke,
Läßt dich nicht lasterhaft, als nur im Willen, sein,
Und stürzet mit Gewalt der Bosheit Anschlag ein.
Er läßt dich, da dein Herz sich selbst zum Schaden wüthet,
Stets einen König sehn, der dir Vergebung bietet.
Wie lange suchst du Ruhm auf einer falschen Bahn?
Wähl einen Weg, wo dich das Glück nicht hindern kann!
Durch Tugend würdest du es ohne Müh erlangen.
Ulfo: So hör ich denn von dir erst, was die Ehre sei?
Estr.: Ihr Grund ist Redlichkeit und nicht verletzte Treu.
Ulfo: Mein Ruhm kennt keinen Grund, er ruht auf kühnen Werken.
Durch Reue schwächt ich ihn, mein Tod soll ihn bestärken“ ꝛc.

Schlegel's Lustspiele: „Der Geheimnißvolle; Der geschäftige Müssiggänger; Triumph der guten Frauen“ ꝛc. sind im leichten Geschmack der französischen Komödie. Lessing pries das letztere noch 1768 als bestes deutsches Lustspiel.

Als Dramatiker ist ferner zu erwähnen: Johann Friedrich Freiherr von Cronegk (geb. 1731 zu Ansbach; studirte in Halle und Leipzig, stand mit den Dichtern der Bremer Beiträge in freundschaftlichem Verkehr; Hofrath in Ansbach, † 1758). Mit seinem Trauerspiel „Codrus“, 1758, erwarb er den von Nicolai (§. 106) ausgesetzten Konkurrenzpreis. Von ihm ist ferner das Lustspiel: „Der Mißtrauische“; das lyrisch-didaktische Gedicht: „Die Einsamkeiten“.

Friedrich Wilhelm Zachariä (geb. 1726 zu Frankenhausen; studirte in Leipzig und Göttingen; Professor in Braunschweig, † 1777). Das älteste seiner „komischen Heldengedichte: der Renommist“, erschien bereits 1744 in Schwabe's „Belustigungen“. (Der Jenenser Student Raufbold wird relegirt. Da hüllt der Gott der Renommisterei, Pandur, ihn in Nebel ein, damit er seinen Gläubigern entkomme. Als er sich der Stadt der Stutzer-Universität, Leipzig, nähert, begegnet ihm die Göttin Mode, in einem Wagen von Möpsen gezogen, von Komplimenten begleitet. Sie fordert, daß er ihr huldige. Was die Göttin vielleicht nicht bewirkt hätte, vollbringt in Leipzig Selinde's Schönheit: Raufbold läßt sich kämmen, scheeren, frisiren. Selinde aber ist bereits versagt: an den Stutzer, den süßen Sylvan. Es kommt zu einem Duell zwischen Raufbold und Sylvan. Leider ist Leipzig nicht der Ort, wo ein Jenenser Siege erringen kann. Die Göttin der Schlägerei wird ja von der Göttin Galanterie bestochen und der Leipziger siegt.) Die allegorischen Gottheiten in dem Gedicht, die sog. „Maschinen“, sind eine Nachahmung des englischen Dichters Pope (geb. 1688, † 1744), namentlich seines „rape of the lock“ (Lockenraub). Das Interesse, welches das Gedicht seiner Zeit fand, lag besonders in den Zeit- und Lokalschilderungen. Folgende Verse zeichnen das Bild einer Morgenstunde in Leipzig:

„Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.“

Andere „scherzhafte epische Poesien" erschienen 1754. Das Schnupftuch. Das Schnupftuch der schönen Belinde wird von einem Herrn gefunden; er muß es zurückgeben, erwirbt aber mit dem Dank zugleich die Liebe der Dame. Phaeton. Diana, die junge Tochter des Obersten Grafen Tromm, erschmeichelt von ihrem Vater die Erlaubniß, an ihrem Geburtstag auf einer Spazierfahrt im Phaeton die Rosse selbst lenken zu können. Die Pferde gehen durch, der neben ihr sitzende Baron rettet sie aus dem See, in welchen sie aus dem zerbrochenen Wagen fällt, und gewinnt ihre Hand. Murner in der Hölle, 1757. Ein Kater, der getödtet war, konnte nicht in die Hölle kommen, weil er unbegraben war. Als Gespenst schreckte er die Bewohner seines Hauses mit den Gesichten der Thierhölle, Gesichten von Thieren, die in Menschenkörper zu fahren bestimmt sind. (Phaeton und Murner sind auf Klopstock's Einfluß in Hexametern geschrieben.) Zachariä schrieb auch ernste Dichtungen: „Tageszeiten", 1755; „Schöpfung der Hölle", 1760 rc.

Unter den Mitarbeitern an den Bremer Beiträgen: Konr. Arnold Schmid (geb. 1716 zu Lüneburg; Professor der Theologie in Braunschweig, † als Konsistorialrath 1789), „Lieder auf die Geburt des Erlösers", 1761. — Nic. Dietrich Giseke (geb. 1724 zu Csoba; Sohn eines lutherischen Predigers in Ungarn; Hofprediger in Quedlinburg; † als Konsistorialassessor in Sondershausen 1765), „Geistliche Lieder". — Joh. Arnold Ebert (geb. 1723 zu Hamburg; Professor in Braunschweig, † 1795), „Christliche Gedanken über das Leiden des Erlösers" rc. Uebersetzungen: Young's Nachtgedanken.

§. 96. Anakreontiker, preußische Dichter.

Gleim, Uz und Götz führten in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts das sog. anakreontische Lied in Deutschland ein: eine leichte Poesie, die nur von Liebe, Wein und Genuß des Augenblicks handelte. Später wandte sich Gleim zur Fabel und zum Lehrgedicht, Uz zur didaktischen Ode. Gleim pflegt man außerdem mit Ewald von Kleist und Ramler unter dem Namen „preußische Dichter" zusammenzustellen; Dichter, die, in Begeisterung für Friedrich den Großen übereinstimmend, Lieder zum Ruhme dieses Königs sangen.

Gleim, Uz und Götz waren 1739 und 1740 auf der Universität Halle zusammen (daher auch „Hallesche" Dichter genannt). Von dieser Zeit her schrieb sich ihr Freundschaftsbündniß und ihre Vorliebe für Anakreon, den griechischen Sänger der Liebe und des Weins. (Anakreon lebte um 530 am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos, später bei Hipparch in Athen, † 474 in Abdera.) Die Nachahmung Anakreon's bestand im Allgemeinen darin, daß ein heitrer, leichtfertiger Ton, ein Singen ausschließlich von Scherzen, Trinken und Küssen gepflegt wurde, ferner besonders in poetischen Aeußerlichkeiten. Die Namen der griechischen und römischen Gottheiten, „Cupido, Amor, Venus, Bacchus", die klassischen Frauennamen „Delia, Lalage, Chloe, Lesbia" wurden ausschließlich angewandt. Man bediente sich derselben umsomehr, als die ehrsamen deutschen Dichter jedes eigenen innern Dranges zu dieser Art des Liedes entbehrten. Es war eine Nachahmung lediglich auf dem Boden des philologischen Studiums erwachsen. Die Schönheit des anakreontischen Liedes, Naivetät und Grazie, blieb von den Neueren unerreicht. — Lieder dieser Art bezeichnen, bis in die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein, so sehr eine herrschende Richtung, daß kaum ein namhafter Dichter existirt hat, der nicht auch anakreontische Spielereien gedichtet hätte: Chr. Felix Weiße, Gerstenberg, selbst Lessing rc.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim (geb. 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt; studirte die Rechte in Halle; nach verschiedenen Stellungen als Hauslehrer und Sekretär, auch in Potsdam, wo er anregenden Einfluß auf Kleist übte, wurde er Kanonikus des Stiftes Walbeck in Halberstadt, † 1803). Seine ersten anakreontischen Lieder erschienen 1744: „Versuch in scherzhaften Liedern". Noch 1766 gab er Fortsetzungen derselben heraus: „Lieder nach Anakreon" ꝛc. „Ich will mich vergnügen, so lange ich noch bin", oder „Laßt uns weise sein', Weil uns Lust und Leben, Weil uns Durst und Wein Noch die Götter geben", dies ist der Refrain seiner Lieder. „An Leukon" singt Gleim:

„Rosen pflücke, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!
Trinke, küsse! Sieh, es ist
Heut Gelegenheit!
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit!
Aufschub einer guten That
Hat schon oft gereut;
Hurtig leben ist mein Rath,
Flüchtig ist die Zeit!"

Gleim's Lieder zum Ruhme Friedrich's des Großen: „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier", 1758, sind niemals (worauf der Titel doch Anspruch machte) populär geworden. Das antike Kolorit, die Einmischung griechischer Götter, zuweilen auch Plattheit des Tones, hinderten den Erfolg. Manches ist indessen kraftvoll. Der „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzugs", 1757, beginnt:

„Auf, Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.
Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast."

Der preußische Grenadier hofft, aus den Schädeln der Ungarn ihren süßen Wein zu trinken. Nicht Theresia, noch Brühl, nicht Franzose oder Russe vermögen etwas gegen ihn; „denn Gott ist unser Schutz". In dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag" (Viktoria! mit uns ist Gott) besingt Gleim Schwerin's Heldenthat. — Höheren Werth haben Gleim's Fabeln, deren erste Sammlung 1756 erschien; seitdem mehrmals vervollständigt. Die Gärtnerin und die Biene:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen," spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat auch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sagt sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß ich darin!"

Andere Fabeln: der Greis und der Tod („Ein Greis von acht und achtzig Jahren"); Der Hirsch („Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih Am Spiegel einer klaren Quelle"); Die Grille und die Ameise („Eine faule Grille sang Einen ganzen Sommer lang"). Unter Gleim's Erzählungen: Die Milchfrau („Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib"); Die Eiche und der Kürbiß („Sohn mit Weisheit und Verstand Ordnete des Schöpfers Hand"). Einfachheit, Klarheit und Naturmäßigkeit sind die Vorzüge dieser Dichtungen. Im Didaktischen schrieb Gleim: Sinngedichte, 1769; Halladat oder das rothe Buch zum Vorlesen in den Schulen, 1774 ꝛc.

An Gleim ist eine andere, außerordentlich liebenswürdige Seite zu rühmen, wie Klopstock (Ode an Gleim) sagt: „sein brennender Durst, Freunden ein Freund zu sein". Viele Talente verdankten ihm, dem „Vater Gleim", wie er allgemein genannt wurde, die liebevollste Unterstützung. — Joh. Benj. Michaelis (geb. 1746 zu Zittau; † 1772 in Halberstadt). Fabeln, Lieder und Satiren, 1766;

sämmtliche poetische Werke, 1780. — Klamer Eberh. Schmidt (geb. 1746 zu Halberstadt; † daselbst 1824). Fröhliche Lieder, 1769; Fabeln, Erzählungen und Idyllen, 1776; Leben und auserlesene Werke, 1826—28. Von ihm ist das anakreontische Lied: „Neuer Vorsatz", dessen hauptsächlichste Strophen:

„Da lieg ich auf Rosen,
Mit Veilchen gestickt!
Nun will ich auch trinken,
Bis lachend vom Himmel
Der Hesperus blickt.

Zum Schenketisch mach' ich
Das duftige Grün,
Und Amorn zum Schenken!
Ein Posten, wie dieser,
Der schickt sich für ihn.

Ach, menschliches Leben
Geht schneller dahin,
Als Räder am Wagen.
Wer weiß es, ob morgen
Noch lebend ich bin?

Ich will mich noch letzen
Am lieblichen Kuß,
Bevor ich hinunter
Zum traurigen Reigen
Der Schattenwelt muß."

Unter Gleim's Schützlingen befand sich auch eine Dichterin, die mit natürlichem Talent die erkünstelten Manieren ihrer studirten Zeitgenossen vielfach überragte: Anna Luise Karsch (geb. 1722; Tochter des Bauern Dürbach auf der Meierei „der Hammer" bei Schwiebus. Von einem Hirtenknaben auf dem Felde, zehn Jahre alt, bekam sie den Robinson, Tausend und eine Nacht, und Ziegler's Banise zu lesen. Bis zum 17. Jahre Magd; dann an einen Wollspinner in Schwiebus, später an den Schneider Karsch verheirathet. Seit 1755, da ihr Mann, ein dem Trunke ergebener Mensch, unter die Soldaten gesteckt wurde, lebte sie in Glogau, wo sie durch Friedrich's des Großen Siege zu Liedern begeistert wurde. Baron von Kottwitz lernte ihr Talent kennen, zog sie nach Berlin, wo sie in allen Kreisen Bewunderung erregte. Sulzer unterrichtete sie, Gleim sorgte für sie. 1791 starb sie zu Berlin in einem Hause, das Friedrich Wilhelm II. ihr geschenkt hatte). Ihre Gedichte erschienen während ihres Lebens einzeln und wiederholentlich in verschiedenen Sammlungen; nach ihrem Tode besorgte ihre Tochter, Frau von Klenke, deren vollständige Herausgabe 1792. Es fehlt ihren Liedern selten an einer sinnigen, gedankenvoll durchgeführten Seite. Aus dem Zueignungsgedicht „an den Baron von Kottwitz" spricht die freudigste Stimmung des Glückes und der Dankbarkeit:

„Der mich aus unanständigen Geschäften,
Aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh
Herausgerissen, mit des Menschenfreundes Kräften,
Mein theurer Kottwitz, der bist du.

Daß mich, zu meines Vaterlandes Ehre,
Der zungenvolle Ruf in fremden Ländern nennt,
Und daß mein Saitenspiel nun tönt, bis zum Gehöre
Des Weisen, der die Geister kennt;

Daß Friedrich jüngst des Musengottes Flöte
Von seinen liederreichen Lippen nahm und mir
Entgegen lächelte, wie Frühlingsmorgenröthe,
O Freund! dies Alles dank ich Dir."

Am Schlusse heißt es:

„Auf überlebtes Elend blick' ich nieder,
Und nenne deinen Namen laut, vor einer Welt,
Der dieses, dir geweihte, Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne That gefällt."

In dem Gedicht „Vertrauen auf Gott", 1761, erhebt sie der Gedanke, „Krieg drückt

das Land, Gott giebt uns Brot die Fülle", zu einer hohen Zuversicht auf den, der die Macht hat zu sprechen: „Hier, stolze Welle, lege dich!" Unter den Liedern, mit denen sie Preußens Ruhm besang, sind zu erwähnen: die gedemüthigten Russen; auf den Sieg bei Leuthen, 5. Dec. 1757; auf den Sieg bei Torgau 1760; an die Sonne, bei dem Leichenbegängniß Friedrich's des Großen 1786 ꝛc.

Johann Peter Uz (geb. 1720 zu Ansbach; studirte in Halle die Rechte, zuletzt Direktor des Landgerichts zu Ansbach, † 1796). Seine „lyrischen Gedichte", 1749 zum ersten Mal herausgegeben, enthalten neben erotischen Liedern auch Oden religiösen Inhalts: Gott im Frühling; Gott, ein Erretter ꝛc. Die Ode „Theodicee", deren Inhalt dem gleichnamigen Werke von Leibnitz entnommen ist, fängt an:

„Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen.
Die Welt verkündige der höheren Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade.
Wie Titan's Weg vom östlichen Gestade" ꝛc.

Ein Lehrgedicht, das Uz außerdem geschrieben: „Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu sein", 1760, ist mehr belehrend als Gedicht.

Johann Nikolas Götz (geb. 1721 zu Worms; studirte Theologie in Halle; verkehrte in französischen Kreisen, als Hofmeister, später als Feldprediger bei einem französischen Regiment; † als Superintendent zu Winterburg in der Unterpfalz 1781), gab seine Lieder anonym heraus, „Gedichte eines Wormsers", 1752. Der Verkehr mit den Franzosen hatte ihm zu einer leichten Form verholfen. Friedrich der Große, der Liebhaber der französischen Poesie, fühlte dies heraus, da er (in seiner Abhandlung „sur la littérature allemande") ein Gedicht von Götz, „die Mädcheninsel", allen anderen deutschen Poesien, die ihm bekannt seien, vorzog: „Fall und Harmonie der Verse entspringen aus einer Mischung von Daktylen und Spondeen. Die Verse sind voll Geist, und mein Ohr war durch die klangvollen Töne geschmeichelt, deren ich unsere Sprache nicht fähig gehalten habe." Die „Mädcheninsel" ist sehr barocken Inhalts. Der Dichter, auf einer einsamen Insel gescheitert, ruft die Göttin Venus an:

„Mutter der Wollust und Ruh, laß diesen Felsen entspringen
Mädchen von seltenem Reiz, deinen Grazien gleich;
So voll Anmuth, wie deine Gefährtin, die blühende Hebe,
Und der geistige Scherz, der dir den Busen bewacht!"

Unter den Mädchen, die ihm auf diese Bitte gewährt werden, lebt der Dichter als Priester und König. Sie dienen ihm, umflattern ihn mit Spielen und Tänzen. Hundert Jahre wird der Dichter alt, während deren Zeus selbst neidisch auf sein Glück sieht. Endlich stirbt der Dichter, Amor balsamirt seinen Leib und stellt das Skelett auf den Altar der Venus. Aus allen Thränen, die um den Dichter geweint werden, wächst ein Heer von Amoren auf, die mit seinen Gespielinnen vermählt werden. So bleibt der Name des Dichters für alle Zeiten unverloren; er schwingt

sich „Zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf". — Die nach Götz' Tode von Ramler herausgegebenen „Vermischten Gedichte", 1785, enthalten zugleich die (von seinem Sohne beschlossene) Autobiographie.

In der Jugend den Anakreontikern zugewandt, war ferner Joh. Georg Jacobi (geb. 1740 zu Düsseldorf; der ältere Bruder des später zu nennenden Romanschriftstellers und Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi; Kanonikus in Halberstadt; später Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg, † 1814). Seine anakreontischen Tändeleien finden sich in der Sammlung „Poetische Versuche", 1764. Bald (1769) schrieb er an einen Freund: „hier haben Sie ein kleines Gedicht, worin kein einziger Amor vorkommt. Ueberhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird." Seitdem wurden seine Gedichte lebensvoller und inniger. — Jacobi gab 1774—76 die poetische Zeitschrift Iris heraus, zu der Gleim, Heinse, Lenz, Goethe u. A. Beiträge lieferten. Einige seiner Lieder sind von Nachdruckern aus der Iris Goethe untergeschoben; und eines derselben hat Goethe selbst, in der Gesammtausgabe seiner Werke 1828, hiernach irrthümlich sich zugeeignet: „der Sommertag":

„Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut, im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt, —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?" —

Ewald Christian von Kleist (geb. 1715 zu Zeblin bei Köslin; studirte in Königsberg die Rechte; ging 1736 in dänische Dienste, die er 1740 auf Befehl Friedrich des Großen wieder verließ; seitdem preußischer Offizier, in Potsdam in Garnison; wurde Major; in der Schlacht bei Kunersdorf 12. August 1759 verwundet. Die Wunden waren ungefährlich; aber die barbarische Behandlung, die er fast 24 Stunden lang auf dem Schlachtfelde erfahren hatte: von Kosaken all seiner Kleider beraubt, nackend in einen Sumpf geworfen; hernach von russischen Husaren mit einem Hut und Mantel bedeckt und durch ein Feuer erwärmt; darauf abermals durch Kosaken beraubt; erst 30 Stunden nach seiner Verwundung der erste Verband angelegt: alles dies hinderte die Genesung. Kleist erfuhr seit dem 14. August im Hause des Prof. Nikolai zu Frankfurt die sorgsamste Pflege; † 24. August 1759). Kleist wurde erst in seinem 28. Jahre zur Poesie bestimmt, als er Gleim's Bekanntschaft machte, der damals als Hauslehrer in Potsdam lebte. In seinen Poesien herrschen stiller Ernst und weiche Wehmuth vor. Am meisten gelingen ihm idyllische Schilderungen. So im „Frühling":

„Empfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche! bethaute, blumige Thäler!
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit athmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldene Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht" ꝛc.

Der Hexameter, den Kleist in diesem Gedicht ein Jahr vor Klopstock's Messias anwandte, hat durch die Vorschlagssilbe anapästischen Charakter erhalten. — Seine Ode „an die preußische Armee" beginnt:

„Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Scharen
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Ost's, Barbaren
Und Ungeheuer, dich zu verschlingen, aus."

Die Ode schließt mit der Aussicht, die sich in betrübender Weise zu früh erfüllte:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel."

Unter Kleist's Dichtungen befindet sich auch ein kleines Heldenepos in 5füßigen Jamben: Cissides und Paches, in 3 Gesängen. (Cissides und Paches, zwei Freunde, Thessalier; leiden heldenmüthig den Opfertod fürs Vaterland im Kampfe gegen die Athener.)

Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725 in Kolberg, studirte in Halle; Professor der schönen Literatur auf der Kadettenschule in Berlin; 1787 mit Engel, Direktor des königlichen Theaters; † 1798) erlangte durch gewissenhaftes Streben nach Korrektheit in Sprache und Rhythmus eine große Sicherheit im Urtheile über die Form der Poesie. Auch bedeutendere Talente, Lessing u. a. gaben ihre Arbeiten ihm zur Durchsicht. Seine eigenen Poesien, Oden nach Horaz, viele zum Lobe Friedrich des Großen und des königlichen Hauses, sind meistens pomphaft und kalt. Schiller beurtheilt ihn und die Poesie der preußischen Mark Brandenburg überhaupt in einem Xenion, worin die „Spree" redend eingeführt wird:

„Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem."

Siebente Periode.

Die Zeit der klassischen Vollendung der deutschen Poesie.

Seit Klopstock (1748).

§. 97. Charakter der Poesie in dieser Periode.

Unter der Nachahmung der Poesie des Auslandes (seit Opitz) war die poetische Kraft der Deutschen allmälig zu Selbstständigkeit herangereift. Es begann nun eine Periode, in welcher originale poetische Naturen auftraten: Dichter, die einen eigenen poetischen Seelen- und Geistesinhalt in sich fühlten und mächtig waren, denselben in der freien Sprache der Empfindung voll Wahrheit und Leben vorzutragen. Zweierlei bildete den Charakter dieser Zeit. 1. Der deutschen Poesie wurde Volksthümlichkeit zurückgegeben: nicht die des Mittelalters, da die Dichter von der Bildung ihrer Zeit abhängig waren, sondern eine höhere: da die Dichter, über der Bildung des Volkes stehend, dessen Erzieher und Lehrer wurden. 2. Die deutsche Poesie erreichte einen Höhepunkt in der Weltliteratur, neben der der Griechen und der modernen Völker.

Wenn Klopstock, und nach ihm fast alle Dichter, griechische Rhythmen benutzten, wenn ferner im Verlaufe dieser Periode alle Formen fremder Poesie nach Deutschland verpflanzt wurden: so war dies weit verschieden von der „Nachahmung" der vorigen Periode. Zur Nachahmung der früheren Zeit gehörte, daß auch Inhalt und Charakter des Fremden wiedergegeben, daß die fremden Formen dazu benutzt wurden, um einem unsicheren Drange nach poetischer Schöpfung zum Ausdruck zu verhelfen. Etwas Aehnliches läßt sich von den bedeutenderen Dichtern der nächsten Zeit nicht behaupten. Klopstock bleibt trotz des Hexameters ein originaler Dichter; original durch den Inhalt seiner Poesie. Uebrigens mußten im Verlaufe dieser Periode auch die deutschen Formen, als etwas fremd Gewordenes, der deutschen Sprache und Poesie erst wieder zurückgegeben werden. Das Verhältniß der griechischen und das der national-deutschen Formen zu den Dichtern dieser Zeit war also dasselbe. — Durch die Anwendung der antiken Maße ist der deutschen Sprache vielfacher Nutzen zugewandt: 1. die Accentation unsrer Sprache wurde geordnet und der Sinn für rhythmische Schönheit gebildet; 2. der

Styl, auch der der prosaischen Rede, wurde von Unbeholfenheit befreit. (Die deutschen Versformen hätten niemals diese Wirkung üben können.)

§. 98. Uebersicht.

Die Dichter, welche in dieser Periode besonders hervortraten, waren: 1. Klopstock und Wieland, als Gegensätze, indem jener das geistig Erhabene, den Schwung der Seele zum Unendlichen, dieser das sinnlich Gefällige, die Hinneigung des Geistes zum Materialismus, darstellte; 2. Lessing und Herder, als sich ergänzende kritische Naturen, indem jener mit Verstandesschärfe die Gesetze der poetischen Form, dieser mit feinem Geschmack die Art der poetischen Stoffe erklärte; 3. Goethe und Schiller, als selbstständige Charaktere mit freier poetischer Schaffenskraft: jener vorherrschend im Charakter objektiver Realität; dieser vorherrschend im Charakter subjektiver Idealität.

Zwischen der politischen und der poetischen Geschichte ist in dieser Zeit der Zusammenhang gänzlich aufgehoben (§. 75). Der Höhepunkt der deutschen Literatur, namentlich die Zeit von Goethe's Iphigenie 1786 bis Schiller's Tell 1804, ist die Zeit des hinsterbenden deutschen Reiches. Nicht der deutsche Kaiser, oder das mit Oestreichs Macht rivalisirende Königreich Preußen boten der Poesie Schutz und Pflege; sondern eines der kleinsten deutschen Fürstenthümer, das Herzogthum Sachsen-Weimar wurde ihr Asyl. (Hof zu Weimar §. 113.) — Die letzten deutschen Kaiser waren: Franz I. 1745—65; Joseph II. † 1790; Leopold II. † 1792; Franz II., deutscher Kaiser bis 1806; seit 1804 zugleich als Franz I. Kaiser von Oestreich, † 1835.

Die literarische Thätigkeit jener sechs Dichter greift der Zeit nach eng in einander. Klopstock's Ruhm gründete sich 1748 auf die drei ersten Gesänge des Messias; Wieland's Richtung war 1764 mit dem Roman Don Sylvio von Rosalva entschieden. Schon vorher hatte Lessing mit seiner Kritik, besonders seit 1759 in den „Literaturbriefen“, in die Poesie eingegriffen; 1773 trat neben ihm auch Herder mit seinen Abhandlungen über Volkspoesie in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“ auf. Zu derselben Zeit 1773 war Goethe's „Götz von Berlichingen“ vollendet; und 1781 folgte Schiller mit den „Räubern“. In demselben Jahre starb Lessing. Die anderen blieben Zeitgenossen, bis im Jahre 1803 zuerst Klopstock und Herder, 1805 Schiller, 1813 Wieland und 1832 Goethe starb. — Der eigentliche Knotenpunkt der Entwicklung lag also in den Jahren 1770—80. Hier traf Alles zusammen: 1. was Klopstock und Wieland betrifft: einerseits die Vollendung ihrer Hauptwerke (Klopstock's Oden 71, Messias 73; Wieland's Abderiten 74; Oberon 80); andrerseits die bedeutendste Wirkung ihres Gegensatzes: der Göttinger Hainbund, 72 gestiftet; — 2. was Lessing und Herder betrifft: einerseits die Vollendung von Hauptwerken (Lessing's Emilia 72, Nathan 79; Herder's Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts 74, Volkslieder 78); andrerseits die Gährung, welche durch ihre Ideen bewirkt wurde: die Sturm- und Drangperiode; — 3. was Goethe und Schiller betrifft: das Auftreten mit ihren Jugendwerken (Goethe's mit Götz 73 und Werther 74; Schiller's mit den Räubern, die 77 begonnen, 80 vollendet und 81 herausgegeben wurden). Was vor diesem Jahrzehend liegt, gehört den Vorbereitungen, was nach demselben liegt, der Vollendung an.

Erster Abschnitt.

Klopstock und Wieland und deren Wirkungen auf die deutsche Poesie.

---

§. 99. Charakter Klopstock's und Wieland's.

Klopstock und Wieland gingen unmittelbar aus den Kämpfen der vorigen Periode hervor; Klopstock, im Anschluß an die malerisch religiöse Poesie der Engländer (die Schweizer Richtung); Wieland im Anschluß an die sinnlich leichte Poesie der Franzosen (die Leipziger Richtung). Indem beide Dichter allgemeine, aber widersprechende Richtungen darstellten (Klopstock: die ideale Richtung zu Gott und zur Ewigkeit; Wieland: die materielle Richtung zur Sinnlichkeit und zum Genuß), stellten sie, jeder eine Seite in dem großen Kampf des menschlichen Lebens, in dem Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit, zwischen Himmel und Erde, dar.

Im Mittelalter hat die deutsche Poesie denselben Gegensatz gezeigt und mit Schärfe ausgeprägt: in Wolfram von Eschenbach, gegenüber Gottfried von Straßburg; in der Gralsage, gegenüber der Artussage.

§. 100. Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. 1724, gest. 1803.

Klopstock's poetische Werke sind: 1. das religiöse Heldengedicht Messias (zwanzig Gesänge in Hexametern), 2. lyrische Dichtungen: Oden (religiösen Inhalts: dem Erlöser, das Anschauen Gottes, die Frühlingsfeier ꝛc.; vaterländisch: das Vaterlandslied, Hermann und Thusnelda, Kaiser Heinrich, Tuiskon, die Barden ꝛc.; Oden der Freundschaft und Liebe: Wingolf, an Bodmer, Gleim, die frühen Gräber, an Fanny, Cidli, das Rosenband ꝛc.) und geistliche Lieder. 3. Dramen, religiöse: „Tod Adam's, Salomo, David"; und Bardiete: „Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod".

Friedr. Gottlieb Klopstock (geb. 2. Juli 1724 in Quedlinburg; wuchs auf dem Lande, dem preußischen Amte Friedeburg im Mansfeld'schen, das sein Vater gepachtet hatte, auf; erfaßte auf dem Gymnasium zu Schulpforta die Werke des klassischen Alterthums mit lebendiger Seele. Der Gedanke seiner Knabenzeit, das deutsche Vaterland durch ein Epos von Heinrich I. zu verherrlichen, trat bald gegen den höheren zurück, ein religiöses Epos zum Ruhme des Heilands der Menschheit zu singen. Auf der Universität, um Theologie zu studiren, zuerst in Jena, 1745, entwarf er den Anfang des „Messias" in Prosa; 1746 in Leipzig, arbeitete er ihn in Hexameter um. Hier mit den Dichtern des Leipziger Vereins befreundet, ließ er die drei ersten Gesänge 1748 in den „Bremer Beiträgen" erscheinen. Während diese, besonders nach Bodmer's begeisterter Anpreisung, lebhaften Beifall fanden, war er selbst Hauslehrer in Langensalza. Auf Bodmer's Einladung ging er 1750 nach Zürich. 1751 durch den dänischen Minister Grafen Bernstorff dem Könige Friedrich V. von Dänemark empfohlen, erhielt er die Auf-

forderung, nach Kopenhagen zu kommen, um dort in Muße den Messias zu vollenden. Er lebte daselbst zwanzig Jahre, ging 1771, nachdem sein Gönner, Graf Bernstorff, durch Struensee, Günstling Königs Christian VII., verdrängt war, als dänischer Legationsrath nach Hamburg, wurde außerdem von Friedrich, Markgraf von Baden, ausgezeichnet; † 1803 in Hamburg und wurde in Ottensen, einem Dorfe bei Altona, begraben). — Klopstock's Ruhm gründete sich auf die drei ersten Gesänge des Messias, die 1748 in den „Bremer Beiträgen" erschienen.

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adam's Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet, und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete!
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen, aus Staube gemacht, zum Tempel sich heiligt.
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit bebender Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen.
Und die furchtbare Bahn, mit verziehenem Straucheln, durchlaufen."

Dies ist der erhabene Ton Klopstockscher Poesie. Hier ist nichts Angelerntes oder Nachgeahmtes; sondern der eigene Ton einer Seele erklingt, die in ihren Tiefen von einem himmlischen Gefühl erweckt und erleuchtet ist. Der epische Inhalt des Heldengedichts ist von geringem Umfange. Es umfaßt die Ereignisse aus dem Leben des Heilandes vom Tage seines letzten Einzuges in Jerusalem bis zur Himmelfahrt. (Christus ist bereit, die Erlösung der Menschheit durch seinen Tod zu vollführen; die Höllenfürsten dienen unwissend dem Plane der Gottheit. Nachdem auf ihre Anreizung Judas den Herrn verrathen, wird Christus gefangen, vor das Synedrium geführt, vor Pilatus, Herodes, zu Pilatus zurück; wird gekreuzigt und stirbt. Christus ersteht aus dem Grabe, und die Erlösung vollführt sich.) Daß Klopstock aus diesem epischen Stoffe ein so umfangreiches Werk (20 Gesänge, gewöhnlich in 4 Bänden) gebildet hat, liegt in seiner mächtigen poetischen Natur begründet: 1. darin, daß er, wie kein anderer Dichter, einer innigen, tiefen und überschwänglichen Lyrik mächtig ist; 2. darin, daß er seine Phantasie in den erhabensten Sphären, die von aller sinnlichen Vorstellbarkeit abgewandt sind, andauernd zu erhalten im Stande ist. Ueberwiegend handeln die Gesänge von dem Verkehr des Messias mit Gott und den Engeln; von den Seelen überirdischer Wesen, die an der Erlösung Theil haben; von den Seelen Gestorbener, namentlich Adam's und Eva's, welche die Sünde in die Welt gebracht; von den Seelen noch nicht Geborener, welche die Hoffnung auf das Erlösungswerk beglückt; im Gegensatz dazu auch von den Zusammenrottungen der Bösen in der Hölle, von den Reuequalen eines gefallenen Engels, Abbadona, der sich vergeblich seinen Gefährten in der Hölle, Satan, Adramelech ꝛc., widersetzt. Hierin liegt zugleich auch die Grenze des Werthes, der dem Gedichte zuzuerkennen ist. Es ist als Epos zu einförmig. Ueberschwänglichkeit der Lyrik und Idealismus der Phantasie widersprechen den Anforde-

rungen des Epos. Schon Lessing, der 1752 eine eingehende Kritik des Werkes in seinen „Briefen" (15—19) schrieb, sprach in einem Epigramm davon, daß Klopstock mehr bewundert als gelesen wird.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben? Wir wollen weniger erhoben
Doch wird ihn Jeder lesen? — Nein. Und fleißiger gelesen sein."

Die in den Bremer Beiträgen erschienenen drei Gesänge wurden 1749 wieder herausgegeben; 1751 waren die fünf ersten, 1755 die zehn ersten, 1769 fünfzehn Gesänge und 1773 das Epos zur Herausgabe vollendet. Klopstock hat vom 21. bis 49. Lebensjahre den größten Theil seiner geistigen Kraft diesem Werke zugewandt. — Klopstock's Oden wurden 1771 zum ersten Mal gesammelt herausgegeben. Die Ode „Dem Erlöser" (aus dem Jahre 1750 stammend) beginnt:

„Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge!
Vom Staube Staub! doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert.
Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken."

In hoher Begeisterung malt der Dichter in den folgenden Strophen die Seligkeit aus, da der Körper verklärt erstehen wird. Er ruft den Stunden, den Jahrhunderten zu: „fließt schneller vorüber, fließt, daß ich auferstehl!" bescheidet sich aber: erst soll das „Lied vom Erlöser" gesungen sein. „Meinen erhabensten Gedanken, lehr ihn Hoheit! führ ihm Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!" — In vielen Oden, besonders in den vaterländischen, bediente sich Klopstock der Bilder aus der germanischen Mythologie, nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft, nicht immer mit Korrektheit. Namentlich befand er sich auch in dem Irrthum, bei den Deutschen zur Zeit des Heidenthums einen Sängerstand, den der „Barden" zu denken (§. 12). In der Ode „Wingolf" (1747) setzt Klopstock seinen Leipziger Freunden, Cramer, Giseke, Rabener, Gellert ꝛc. ein poetisches Denkmal. („Wingolf" deutet Klopstock als „Tempel der Freundschaft".) — Klopstock's Oden der Liebe sind voll Zartheit. Jugendlich innig ist seine Ode „Die künftige Geliebte"; ernst und schwermüthig die „An Fanny" (Friederike Schmidt in Langensalza, die seine Liebe nicht erwiderte 1748); „Wenn einst ich todt bin; und wenn du alsdann auch todt bist: dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen", auf diesen Gedankengang baut die Ode sich auf: „Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß, Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft! Ihr andern, seid der schwermuthvollen Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!" — Auf seiner Durchreise in Hamburg lernte Klopstock Margaretha Moller kennen; „Cidli" seiner Oden, mit der er sich 1754 vermählte. Aus dieser Zeit ist die Ode „das Rosenband" (1752):

„Im Frühlingsschatten fand ich sie;
Da band ich sie mit Rosenbändern;
Sie fühlt es nicht und schlummerte.
Ich sah sie an: mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben.
Ich fühlt es wohl und wußt es nicht.

Doch lispelt ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.
Sie sah mich an: ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium."

Wie groß ist der Abstand dieser Oden von gleichzeitigen Liebesliedern der Anakreontiker an Chloe, Delia! ꝛc. Hier ist jedes Wort Leben und Wahrheit, dort war es Absicht und Verstellung. (Cidli starb schon 1758 und wurde in Ottensen begraben, wo Klopstock an ihrer Seite auch für sich das Grab bestimmte.) — Zu Klopstock's Eigenthümlichkeiten gehörte seine Liebe zum Schlittschuhlauf, den er in der Ode, „Der Eislauf" 1764 besang. — Die „geistlichen Lieder" 1758 sind die einzigen, in denen Klopstock sich des Reimes bediente. Nur wenige derselben haben sich für den Gebrauch der Gemeinde in der Kirche geeignet erwiesen: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, Mein Staub nach kurzer Ruh; Wenn ich einst von jenem Schlummer, Welcher Tod heißt, aufersteh" ꝛc. — Für das Drama war Klopstock nicht befähigt. Seine Empfindungsweise ist zu eintönig, er besitzt die Kraft des Individualisirens nicht. „Der Tod Adam's", Trauerspiel 1757. (Der erste Mensch fühlt den Tod herannahen und bringt dessen schmerzliche Bedeutung sich und seiner Umgebung zum Bewußtsein.) „Salomo" 1764. (Salomo's Götzendienst und reuige Rückkehr zu Jehova.) „David" 1772. (Zählung des Volkes und Jehova's Strafe dafür.) Für seine vaterländischen Schauspiele „Hermannsschlacht 1769; Hermann und die Fürsten 1784; Hermann's Tod 1787" hat Klopstock den Namen „Bardiet" (barditus) eingeführt. Sie sind in Prosa geschrieben und mit Chorgesängen der Barden untermischt.

Die Bardengesänge Klopstock's waren zum Theil Folge eines ausländischen Einflusses: der sog. Lieder Ossian's, Lieder, welche von James Macpherson gedichtet, einem alten schottischen Sänger in den Mund gelegt waren. Die ersten Uebersetzungen Ossian's wurden in Deutschland 1763 besorgt. — Unter den deutschen Dichtern, welche neben Klopstock in den Bardengesang (das „Bardengeheul", wie man sich bald ausdrückte) besonders stark einstimmten, sind zu nennen: Michael Denis (geb. 1729 zu Schärding in Baiern; Bibliothekar in Wien, † 1800). Er übersetzte Ossian in Hexametern und nannte sich den Barden „Sined" (Anagramm von „Denis"): „die Lieder Sined's des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von Denis" 1773. — Karl Friedr. Kretschmann (geb. 1738 zu Zittau; Gerichtsaktuar daselbst, † 1809). „Der Gesang Ringulf's des Barden, als Varus geschlagen war", 1769 ꝛc. — Ferner Gerstenberg (§. 102).

§. 101. Christoph Martin Wieland, geb. 1733, gest. 1813.

Wieland's schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden: 1. die religiös gesinnte Jugendzeit (Natur der Dinge; geprüfte Abraham; Briefe von Verstorbenen); 2. die Zeit der satirischen Romane und romantischen Heldengedichte c. 1760—80 (Don Sylvio von Rosalva; Agathon; Musarion; Abderiten; Oberon ꝛc.); 3. die Zeit des Alters, wo er vorzugsweise mit Studien der griechischen und römischen Literatur beschäftigt war (Uebersetzungen: Lucian, Horaz, Cicero's Briefe; ferner romanhafte Erzählungen: Peregrinus Proteus, Agathodämon, Aristipp ꝛc.).

Christoph Martin Wieland (geb. 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, damals Reichsstadt im schwäbischen Kreise. Die religiöse Richtung seiner Jugend stammte aus der frühesten Zeit, schon von der Erziehung im elterlichen Hause: sein Vater war Prediger; ferner von dem Aufenthalt in der Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg; endlich von der damals herrschenden Begeisterung für Klopstock. Wieland wandte sich, schon als er in Tübingen die Rechte studirte, beiden Richtungen der Klopstockschen Poesie zu, der religiösen und der vaterländischen. Ein Epos auf diesem letzteren Gebiet, das er jedoch nicht vollendete, „Her-

mann", vermittelte seine Bekanntschaft mit Bodmer, der ihn 1752 zu sich einlud. Wieland lebte darauf als Hauslehrer in Bern. Nachdem er 1760 nach Biberach gekommen und als Kanzleidirektor angestellt war, vollendete sich schnell ein Umschwung von der religiösen zur sinnlichen Gefühls- und Gedankenrichtung. Die Umstände, die dazu wirkten, waren: 1. die Kritik Lessing's gegen die Klopstock'sche Richtung (§. 106); 2. die Bekanntschaft Wieland's mit der freigeistigen Literatur der Franzosen und Engländer; 3. sein Umgang im Hause des kurmainzischen Ministers, Grafen Stadion, in der Nähe Biberach's, der ihn in das geistig interessante Wohlleben der höheren Stände einführte. Wieland wurde 1769 Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an der Universität Erfurt; 1772 von der Herzogin Amalia zur Erziehung des Erbprinzen Karl August nach Weimar berufen; lebte seitdem mit dem Titel Hofrath in angenehmer Muße für Studien und Poesie in Weimar; in freundlichem Verkehr mit Goethe, Herder, Schiller; 1808 durch Napoleon Ritter der Ehrenlegion; † 20. Jan. 1813). — Wieland's bedeutendste Werke: „Die Natur der Dinge, Lehrgedicht in 6 Büchern" 1752 in Alexandrinern. (Bekämpfung des Pantheismus und Naturalismus nach dem Standpunkt der Bibel.) „Der geprüfte Abraham, Gedicht in 4 Gesängen" 1753 in Hexametern. (Befehl Gottes zur Opferung Isaak's.) „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" 1753. (Alexis, der auf Erden blind gewesen, schildert die Wonne, die er empfand, als im Himmel sein Auge zum ersten Mal geöffnet wurde. Charikles, ein Jüngling, der nach seinem frühzeitigen Tode die Sonne bewohnt, versichert seine noch auf der Erde weilende Geliebte seiner Treue und des Vertrauens, daß er sie in dieser herrlicheren Welt wiederfinden werde.) Die Stimmung, in welcher Wieland diese Jugendwerke schrieb, zeigt unter andern ein Brief aus der Zeit seines Aufenthalts in Tübingen 1750: „Ich liebe Klopstock so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem 15. Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist: vielleicht würde er bedauern, daß wir einander wohl nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswerth bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte." Der Ton der Wielandschen Poesie in den genannten Werken und ferner in lyrischen Gedichten („Oden, Hymnen auf Gott und den Erlöser; Empfindungen eines Christen" rc.) unterschied sich von anderen Dichtungen der Bodmer-Klopstockschen Richtung durch leichte fließende Sprache, durch sinnlich üppige Ausschmückung des Uebersinnlichen und durch empfindungsvolle Eleganz der Darstellung. Es gab Kritiker, die in Folge davon ein „Schauspiel" voraussahen, das sich einmal ereignen könne, wenn „Wieland's Muse, die junge Frömmigkeitslehrerin, sich in eine muntere Modeschönheit verwandelte" (Nicolai). Lessing schrieb über Wieland's „Empfindungen eines Christen": es sind „Empfindungen eines Christen, der zugleich ein witziger Kopf ist und seine Religion zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht" (Literaturbriefe 8). Und die Kritik über Wieland's Trauerspiel „Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion" 1758 konnte Lessing mit den Worten beginnen: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Sterblichen" (Literaturbriefe 63). Wieland selbst fiel es nicht leicht, seine veränderte Sinnesrichtung vor der Welt auch zu zeigen. „Ich bin nicht mehr, der ich war, Enthusiast, Hexametrist, Ascet, Prophet und Mystiker. Aber ich werde wahr und ehrlich sein und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten." — Eine Vermittlungsarbeit für die neue Richtung war die Uebersetzung Shakespeare's, während seines Aufenthalts in Biberach geschrieben 1762—68, die erste Shakespeare-Uebersetzung in Deutsch-

land. — „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" 1764 ist eine Nachahmung des „Don Quixote" von Cervantes. (Don Sylvio ist ein Landjunker, der aus der Lektüre von Feenmärchen den Glauben an Feen gewonnen hat. Auf einer Fahrt nach der Fee, die er in einen blauen Schmetterling verwandelt glaubt, den er hatte greifen wollen, wird er unter verschiedenen, meist lächerlichen Enttäuschungen von seiner Schwärmerei geheilt und zum Glück der Liebe in der wirklichen Welt geführt.) — „Geschichte des Agathon" 1776. (Agathon, ein Jüngling, durch Schönheit ausgezeichnet, voll Empfindung und Einbildungskraft, ist in dem Hain von Delphi zum philosophischen Schwärmer, zum Schwärmer für das Ideal von Tugend und Liebe, erzogen. Er wird, von Seeräubern geraubt, an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser sieht es darauf ab, den Jüngling von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen. Und es gelingt. Als Agathon den Unwerth der Menschen, ihre Versunkenheit in Sinnlichkeit einsieht, ergreift ihn Unmuth, und er rettet sich vor dem Hohne des Hippias durch die Flucht. Seine Ideale kämpfen aber überall mit der Wirklichkeit: in Athen, wo er die Schlechtigkeit des Volkes nicht überwinden, in Syrakus, wo er den Tyrannen Dionys nicht stürzen kann. In seiner Seele wächst mit diesen Erfahrungen der Abscheu vor der Erniedrigung der Menschen in der Sinnlichkeit; und geistige Liebe, uneigennützige Freundschaft bleibt in der großen Welt ein unerreichbares Ideal.) — „Musarion oder die Philosophie der Grazien, Gedicht in drei Büchern" 1768 in gereimten Jamben. (Musarion ist eine junge Schöne: „die hohe Schwärmerei taugt ihrer Seele nicht, ihr Element ist heitre sanfte Freude." Sie weist die Liebe des Phanias, eines jungen Atheners, zurück, der im Genusse seines Reichthums ausgelassen dahinlebt. Als er aber, seines Reichthums beraubt, sich vor der Verzweiflung dadurch zu retten sucht, daß er die Welt flieht und mit zwei Philosophen, einem Stoiker und einem Pythagoräer, auf einem kleinen Landsitz lebt, folgt sie ihm nach, entschlossen, ihn von dem Irrthum dieser Entsagung zu retten. Sie überführt ihn, daß die Philosophie in beiden Männern nur Zwang, nicht Tugend sei, und führt ihn an der Hand der Grazien zum weisen Genuß des Lebens zurück.) — Andere Werke dieser Zeit und Art sind: „Idris, ein heroisch komisches Gedicht in 5 Gesängen, 1768; Nadine, eine Erzählung, 1769; der neue Amadis, komisches Gedicht in 18 Gesängen," 1771 rc. — Während seiner Professur in Erfurt schrieb Wieland auch romanhafte Erzählungen mit didaktisch staatswissenschaftlichen Tendenzen: „Dialoge des Diogenes von Sinope" 1770; „der goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte, aus dem Scheschianischen übersetzt" 1772. — Bald nachdem Wieland nach Weimar berufen war, begründete er die Zeitschrift „Der deutsche Merkur" 1773—89; später „der neue deutsche Merkur" genannt 1790 bis 1810. Hier erschien zuerst (1774) der satirische Roman: „Die Abderiten" (1776 wieder herausgegeben): ein gräcisirtes „Lalenbuch". (Abdera, eine kleine Stadt in Thracien, beging allerlei Schildbürgerstreiche. Man baute einen kostbaren Brunnen: nur Schade, daß er kein Wasser gab. Die Seepferde und Delphine auf dem Ornament desselben, aus deren Nasen das Wasser hervorspringen sollte, schienen den Schnupfen zu haben: so spärlich floß es. Man stellte die Statue der Venus, ein Werk des Bildhauers Praxiteles, so hoch, daß sie Niemand erkennen konnte. Man beurtheilte die Tüchtigkeit eines Bürgermeisters nach seinem Geschick im Gesange rc. Als Demokrit, der lachende Philosoph, ein geborner Abderite, sich den Spaß machte, zu behaupten, daß man die Treue eines Menschen erproben könne, wenn man ihm im Schlafe eine Froschzunge auf das Herz lege, da er alsdann alles Unrecht bekennen müsse, so glaubten ihm die Abderiten; und die Priesterschaft der Latona wurde auf's tiefste gekränkt, da zu diesen Experimenten alle

heiligen Frösche getödtet wurden. Demokrit rettete sich von der Anklage, unter die er als Anstifter gestellt wurde, dadurch, daß er dem Oberpriester einen mit Goldstücken gefüllten, gebratenen Pfau sandte. Als Euripides, der Tragödiendichter, nach Abdera kam, mißfielen seine Aeußerungen den Abderiten so, daß man ihn gar nicht für den großen Dichter hielt. Als man aber überführt wurde, schlugen die Abderiten in's andere Extrem über, denn nach der Aufführung seiner Andromeda wurden sie vor Entzücken verrückt, wovon sie ihr Arzt Hippokrates durch Nieswurz erst heilen mußte. Als ein Zahnarzt einen Esel zum Ausreiten miethete und sich hernach auch in dessen Schatten setzen wollte, behauptete der Eseltreiber, er habe ihm nur den Esel, nicht dessen Schatten vermiethet. Es entstand ein Prozeß, über den ganz Abdera sich in die beiden Parteien der „Schatten" und der „Esel" theilte. Erst nachdem der Esel gestorben, versöhnte man sich und errichtete ihm ein Denkmal. Da die Frösche der Latona durch ihr Orakel zur Schlichtung des Prozesses wesentlich beigetragen hatten, legte man jetzt auch einen neuen Froschgraben an, wo die Thiere sich ungemein vermehrten. Um keins zu zertreten, entschlossen sich die Abderiten, auszuwandern und ihre Stadt den heiligen Thieren zu überlassen.) — Im „deutschen Merkur" erschien ferner 1780 (in demselben Jahre auch besonders herausgegeben) das romantische Heldengedicht in zwölf Gesängen „Oberon":

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirn? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.
Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen.
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie alle die Wuth zu tanzen" —

(u. s. w. in sehr frei gebauten Ottaverimen). Der Ritter, von dessen abenteuerlichen Kämpfen hier die Rede ist, Hyon, der Sohn des Herzogs Sigwin von Guienne, ein Paladin Karl's des Großen, ist von einem Sohne des Kaisers, dem heimtückischen Charlot, angefallen und hat das Unglück gehabt, diesen im Kampfe zu erschlagen. Karl in äußerster Wuth hat ihn tödten wollen; war aber von den anderen Großen daran verhindert worden und hatte ihm als Sühne eine Heldenthat auferlegt, von der sich schwerlich erwarten ließ, daß er sie siegreich bestehen würde. Nach Bagdad sollte er gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen; dem den Kopf abschlagen, der zur Rechten des Kalifen sitze; dessen Tochter als Braut heimführen; vom Kalifen selbst vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare mitbringen. Auf dem Zuge dorthin (so erzählt das Gedicht in ausführlichem Zusammenhange) traf Hyon in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler; es war Scherasmin, der frühere Knappe seines Vaters. Beide machten den Zug zusammen. Da erschien ihnen in einem Zauberwald Oberon, der König der Elfen, auf einem Wagen von Leoparden gezogen. Oberon hatte sich von seiner Gemahlin Titania, die einer untreuen Gattin beigestanden, getrennt und das Gelübde gethan, sich nicht eher mit ihr zu versöhnen, als bis er ein treues Paar gefunden, das eher den Flammentod wählen, als der Liebe untreu werden wollte. Da er in Hyon und dessen zukünftiger Braut dies Paar zu finden hoffte, versprach er ihm jetzt seine wunderbare Hilfe, schenkte ihm sogleich Zauberkräfte, ein Horn, das Alle zur Tanz-

wuth lockte, wenn leise darauf geblasen wurde, auf dessen Schall, wenn er laut ertönte, Oberon selbst zur Hilfe erschien, ferner einen Becher, der sich an den Lippen jedes Ehrenmannes mit edlem Wein füllte; und beide setzten guten Muthes ihren Zug fort. In Bagdad angelangt, erblickte Hyon auf Oberon's Veranlassung in einem Traum die ihm bestimmte Braut; ebenso erblickte Rezia, die Tochter des Kalifen, in einem gleichzeitigen Traum das Bild eines schönen Ritters mit blauen Augen und blondem Haar, worauf ihr Widerwille gegen den ihr aufgedrungenen Verlobten, einen Drusenfürsten, noch erhöht wurde. Als Hyon darauf am Hofe des Kalifen erschien, erschlug er mit kühnem Schlag den zur Seite desselben Sitzenden, eben jenen Drusenfürsten; Hyon und Rezia erkannten ihre Traumbilder; die Wuth der Sarazenen, die mit gezückten Säbeln gegen ihn eindrangen, wurde durch das Horn zur Tanzwuth umgewandelt, und der Kalif sollte vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare ausliefern. Da er sich weigerte, und die Sarazenen von neuem gegen Hyon tobten, blies Scherasmin mit solcher Gewalt in das Horn, daß Oberon selbst erschien und die Liebenden auf seinem Zauberwagen entführte. Am Strand von Askalon empfing Hyon die Zähne und Haare durch Oberon's Fürsorge, und die Fahrt über Meer begann. Nun aber traten die Prüfungen ihrer Treue ein. Aus einem Meersturm retteten Hyon und Rezia nur das Leben. Von Seeräubern geraubt, kam Rezia, nach längerer Zeit auch Hyon nach Tunis, wo beide, durch ihre Schönheit auffällig, die schwersten Kämpfe gegen Verführungen und Drohungen, ja gegen die Drohung des Feuertodes siegreich bestanden. Da war der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und der Elfenkönig brachte beide glücklich nach Paris zurück. (Wieland hat den Stoff zum Oberon aus dem alten französischen Roman „Hyon de Bordeaux" geschöpft, den Charakter Oberon's aber mehr der Shakespeareschen Auffassung im „Sommernachtstraum" als jenem französischen Werk nachgebildet. Die Verflechtung der Geschichte Oberon's und der Titania endlich, sowohl mit der Liebe Hyon's und Rezia's, wie auch mit dem Zerwürfniß zwischen Kaiser Karl und Hyon, diese Schürzung des Knotens aus drei Fäden ist Wieland's Erfindung. Goethe übersandte dem Dichter, nachdem er den Oberon gelesen, einen Lorbeerkranz; und an Lavater schrieb er: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird das Gedicht als Meisterwerk poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.") — Nach der Vollendung des Oberon wandte sich Wieland der Uebersetzung der Alten zu: „Horazens Briefe 1782; Horazens Satiren 1786; Lucian's sämmtliche Werke" 1788. Seit 1796 gab er das „attische Museum", 1802—10 das „neue attische Museum" heraus: eine Zeitschrift, worin er mit andern Gelehrten zur Verbreitung der Bekanntschaft mit dem griechischen Alterthum wirkte. Aus dem Studium Lucian's hervorgegangen ist der Roman „Geheime Geschichte des Philosophen P e r e g r i n u s P r o t e u s" 1791, ein Roman in dialogischer Form: der Schwärmer Peregrinus erzählt dem Spötter Lucian, den er im Reich der Todten trifft, seine Geschichte. Peregrinus Proteus lebte im 2. Jahrhundert nach Chr., ein schwärmerischer Wüstling, der 168 beim Fest der olympischen Spiele dem versammelten Volke das Schauspiel seines Feuertodes bereitet haben soll. Wieland ergänzte die mangelhaften Nachrichten Lucian's zu einem romanhaften Bilde. Im Hain der Venus Urania zu Halikarnaß aufgewachsen, wurde Peregrinus Proteus schwärmerisch für den sinnlichen Dienst der Gottheit gewonnen. Als er sich aber einmal von der Priesterin verspottet fühlte, floh er und wurde bei einer frommen Gemeinde von Johannesschülern Christ. Hier gerieth er in die Schlingen des Gnostikers Kerinthus, der eine geheime Gesellschaft zur Ausrottung des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und jeder Despotie gestiftet hatte. Als Mitglied der verbotenen Gesellschaft wurde er eingekerkert, durch eine Priesterin jener Venus Urania, die mit dem Gnostiker Kerinthus zu gemeinsamem

Betrug verbunden war, befreit. Vergeblich suchte er nun durch Rückkehr zü dem reinen idyllischen Leben der Johannesschüler Befriedigung, er erkannte in ihrem Glauben nur Selbsttäuschung. Und so von allen Seiten zum Ueberdruß und zur Verachtung des Lebens geführt, beschloß er, sein Dasein im Feuertode zu enden. — Der Roman „Agathodämon" (1799 im attischen Museum) behandelt die Geschichte des heidnischen Wunderthäters Apollonius von Tyana in Kappadocien, der im ersten Jahrhundert nach Chr. lebte, in die Weisheit der Pythagoräischen Schule eingeweiht, durch babylonische Magier und indische Braminen noch mehr der Kräfte der Natur und des Geistes mächtig geworden war, der dann Wunder verrichtete, Pest und Erdbeben vorhersagte, Todte auferweckte, vom Kaiser Vespasian wie ein Orakel befragt wurde, dem Volke überall Reinigung der Sitten, Gebet, Gütergemeinschaft predigte. Dieser Apollonius, hier Agathodämon genannt, wird als neunzigjähriger Greis vorgeführt, in glücklicher Einsamkeit mit seiner Familie seine Tage beschließend. Seine Wunder werden natürlich gedeutet, seine Lehren praktisch erklärt, und eine Parallele zwischen ihm und Jesus gezogen. — Der Roman „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" 1800—2 enthält in Briefen Aristipp's, eines Schülers Sokrates', mit den bedeutendsten Männern und Frauen seiner Zeit, Plato, Diogenes, Lais 2c., umfassende Schilderungen griechischer Zustände.

§. 102. Geßner, Gerstenberg, Lavater, Jacobi, Schubart.

Gleichzeitige Dichter, deren poetische Natur mit Klopstock's Richtung Verwandtschaft zeigte, waren: Geßner (Idyllen; der Tod Abel's); von Gerstenberg (Skaldenlieder; Trauerspiel Ugolino); Lavater (Psalmen David's; Schweizerlieder). Ferner sind hinzuzufügen: Friedr. Heinr. Jacobi (Romane: Allwill's Briefsammlung; Woldemar) und Schubart (Oden, Lieder, Rhapsodie vom ewigen Juden).

Salomon Geßner (geb. 1730 in Zürich: Sohn eines Buchhändlers; sollte in Berlin den Buchhandel lernen; widmete sich der Kunst; auch als Maler, besonders Landschaftsmaler, begabt; wurde Mitglied des großen Rathes in Zürich, † 1787). Seine in prosaischer Rede geschriebenen „Idyllen" 1756 zeichnen kleine Gemälde der Natur und des empfindungsvollen Lebens der Menschen. — Amyntas bedeckt die durch die Wellen eines Baches entblößten Wurzeln einer Eiche mit Erde und schützt diese durch einen Damm. Die Dryas, die Nymphe des Baumes, will ihm die Wohlthat lohnen. Er erbittet sich von ihr, daß sein Nachbar Palemon, der seit der Ernte krank ist, genese. — Mykon pflanzt auf weiter Ebene, wo der Wanderer in der Mittagshitze verschmachtet, einen Hain und empfiehlt ihn dem Gotte Apollo. Der Gott lohnt seinen wohlthuenden Sinn, indem er die Sprößlinge in einer Nacht zu schattigen Bäumen heranwachsen läßt. — Der erste Schiffer. Auf einem kleinen Vorgebirge, das durch eine zerstörende Fluth vom Lande abgerissen worden, lebt eine Mutter mit ihrer Tochter Melida allein. Während diese von jener in dem Glauben erzogen wird, daß es außer ihnen keine Menschen gebe, erweckt die Beobachtung der Pflanzen- und Thierwelt, wo Alles seines Gleichen findet, in ihr die Sehnsucht nach anderen Menschen und den Zweifel an der Aussage der Mutter. Zu gleicher Zeit lebte auf dem Lande ein Jüngling Mylon, der, als er die Geschichte der Ueberschwemmung hört, von dem Verlangen ergriffen wird, den Unglücklichen zu helfen, die auf der vereinsamten Insel wohnen. Ein ausgehöhlter Baumstamm dient ihm als Fahrzeug, das Amor leitet. — Am meisten berühmt wurde Geßner durch eine größere prosaische Erzählung in idyllischem Charakter: „Der Tod Abel's in fünf Gesängen" 1758. — Geßner strebt

nach der Einfachheit der Alten und wurde der „deutsche Theokrit" genannt. Seine Schriften, die er selbst herausgab und mit eigenen Radirungen schmückte, wurden viel gelesen, auch von den Franzosen mit Beifall aufgenommen und übersetzt.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (geb. 1737 zu Tondern in Schleswig; studirte in Jena die Rechte, nahm im Kriege Dänemarks gegen Rußland Kriegsdienste 1763, später Civilstellungen; zuletzt Justizdirektor des Lottos in Altona; † 1823), machte nacheinander die verschiedenen Richtungen jener Zeit durch: zuerst, indem er anakreontische Lieder dichtete („Tändeleien" 1759); dann patriotische Kriegslieder („Kriegslieder eines dänischen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzuges" 1762), dann Gedichte in der Art der Bardengesänge („Gedichte eines Skalden" 1766). Letztere sind, abweichend von den Klopstockschen, in gereimten Jamben gedichtet. Ein Skalde erwacht aus seinem Todesschlummer, erinnert sich der alten Götter und beklagt ihren Fall. — Lessing hatte schon bei Beurtheilung der „Tändeleien" ein „vielversprechendes Genie" in dem Dichter anerkannt. In seinem Hauptwerk: in der Tragödie „Ugolino" (in fünf Aufzügen, 1768) zeigte Gerstenberg in der That außerordentliche Gewalt poetischer Darstellung. Die Tragödie beruht in jeder Hinsicht auf einem Mißgriff. 1. Der Dürftigkeit des Stoffes nach wird sie von keinem Drama, höchstens von Klopstock's „Tod Adam's", übertroffen. 2. Das Wenige, was in ihr geschieht, ist das Gräßlichste, das denkbar ist. Ugolino und seine drei Söhne verhungern im Kerker. Ruggieri, der Erzbischof von Pisa, hält seinen Feind Ugolino gefangen. „Ich will den Thurmschlüssel selbst in den Arno werfen. Was droben ist, gehört der Verwesung. Kein lebendiger Mensch soll diese Stufen nach uns betreten. Der Thurm ist von dieser Stund an verflucht! ein Gebeinhaus!" Dieser Befehl Ruggieri's wird vollstreckt. 3. Nicht Handlung, sondern ein sich selbst verzehrendes, unabwendbares Leiden wird dargestellt. Dennoch, trotz aller dieser Mißgriffe, ist die Tragödie wegen der außerordentlichen Kraft dramatischer Lyrik bewunderungswürdig. Alle Empfindungen, von den zartesten bis zu den wildesten: das reine Vertrauen, das jammernde Leiden, die innige Bitte der unschuldigen Kinder, das himmelanschreiende Gebet, die verworrene Angst der Verzweifelnden, die Wuth vergeblicher Anstrengungen: alles dies, und was im menschlichen Herzen dazwischen liegt, ist mit erschreckender Wahrheit, langsamen Schrittes, Scene für Scene dargelegt. Ugolino ist als Erstlingswerk der Gewaltrichtung, die unter dem Namen „Sturm und Drangperiode" zusammengefaßt wird, zu betrachten. Lessing schrieb: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung."

Johann Kaspar Lavater (geb. 1741 in Zürich; studirte Theologie und wurde später Prediger daselbst. Unter Bibellesen und Gebet war in ihm frühzeitig das Gefühl erwacht, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott stehe; und der Drang erfaßte ihn, an diesem Verkehr seine Mitmenschen theilnehmen zu lassen. Da er sich der Anziehungskraft bewußt wurde, die er durch seine Erscheinung und seine Rede übte, kam ein Zug beglückten Selbstbewußtseins über ihn, der aber den ernsten Trieb in ihm weckte, schön und heilig vor der Welt zu leben. Auf Reisen durch ganz Deutschland, überall mit dem Worte schwärmerischer Begeisterung zum Christenthum erweckend, schaffte er sich eine ausgedehnte Bekanntschaft und einen weiten Wirkungskreis. Der Spott, der ihm von Andersgläubigen zu Theil wurde, störte ihn nicht. Man hatte ihm Unwahrheit und Verstellung Schuld gegeben. Auch Goethe, dem er in der Jugend nahe trat, charakterisirt ihn so:

„Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt."

Daß Lavater sein ganzes Leben hindurch sich gleich blieb, zeigt die innere Kraft seines Wesens. Schwer war das Ende seines Lebens. Den Einflüssen der franzö-

sischen Revolution auf die Schweiz suchte er durch Ermahnung zur Mäßigung und Ruhe entgegenzuwirken. Auch nachdem die Staatsumwälzung in der Schweiz durchgedrungen, die Franzosen eingerückt waren, fuhr er fort, gegen dieselben zu sprechen. Da wurde er, der geheimen Verbindung mit Rußland und Oestreich verdächtig, deportirt, und nachdem er bald darauf wieder frei gelassen war, von einem französischen Soldaten durch einen Flintenschuß auf der Straße in Zürich verwundet 26. September 1799, als er beschäftigt war, Unglücklichen beizustehen. Er litt mit heitrer Ergebung die größten Qualen bis an seinen Tod, 2. Januar 1801). — Mit seinen Poesien setzte Lavater die religiöse und die patriotische Richtung Klopstock's fort: „Psalmen Davids in Reimen" 1765; „Christliche Lieder" 1771 2c.; „Schweizerlieder" 1767 2c. Auch Dramen und Epen sind von ihm: „Abraham und Isaak, Drama" 1776; „Jesus Messias, in 10 Gesängen" 1783; „Joseph von Arimathia, in 7 Gesängen" 1794 2c. — Kulturgeschichtlich wichtig sind seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" 1775—78, in denen die Uebereinstimmung der Formen des menschlichen Körpers, namentlich der Linien des Profils, mit dem innern Wesen des Menschen ausgeführt wird: ein Gedanke, der, von Vielen mit Spott bekämpft, doch großes Aufsehen erregte. (S. Musäus, Lichtenberg, Claudius.)

Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743 zu Düsseldorf; Bruder des Lyrikers Joh. G. Jacobi, §. 96; für den Kaufmannsstand bestimmt; übernahm 1762 seines Vaters Geschäft; vermählte sich mit Betty Clermont, einer geistvollen, reichen Dame; trat 1772 als Rath des Zollwesens in den Staatsdienst; zog sich 1780 auf sein Gut Pempelfort bei Düsseldorf zurück, ganz der Poesie und der Philosophie zugewandt, einen geistvollen Kreis befreundeter Männer und Frauen um sich versammelnd; 1804 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in München berufen, † 1819). Jacobi war eine unsichere Natur: ohne Schärfe der Gedanken, ja ohne die Kraft zur Objektivität (wie er sich selbst ausdrückt: „sich aus seinem Kopfe in andere zu denken und nach diesen einen Plan zu machen", war ihm unmöglich); aber voll Milde des Herzens. Goethe spricht in seiner Jugend von der „Wonne, Gegenstand seiner Liebe zu sein". Zuerst war Jacobi mit Wieland verbunden, dessen „deutschen Merkur" 1773 er gründen half. Bald darauf neigte er sich, im Umgange mit Lavater, Hamann, Friedrich Graf Stolberg, zu pietistischer Schwärmerei und mystischer Unbestimmtheit. Seine Romane geben seelenvolle Darstellungen weicher Stimmungen, psychologische Entwickelungen aus der Eigenheit einer empfindungsvollen Seele. — „Allwill's Briefsammlung" (1776) schildert die Stimmungen eines Sonderlings, der seine Umgebung mit Einbildungen und Eitelkeiten tyrannisirt. — „Woldemar" (1777). Der Held des Romans, der sich zu Henriette, der Tochter eines Kaufmanns, hingezogen fühlt, flieht gleichwohl vor der Ueberlegenheit ihres Charakters und vermählt sich mit einer andern Dame. Er wird den Mißgriff inne und ist dem Wahnsinn nahe. Henriette giebt ihm Genesung und bewirkt die Versöhnung der Ehegatten.

Christian Friedrich Daniel Schubart (geb. 1743 zu Obersontheim in Schwaben; mit Talent zum Redner, Dichter und Musiker begabt; studirte in Erlangen Theologie; wurde Organist in Geißlingen, später in Ludwigsburg. Spöttereien gegen Religion und Politik zogen ihm Gefängniß, dann Landesverweisung zu. Er lebte in Manheim, München, Augsburg, Ulm: überall bald, besonders von den geistlichen Behörden, angefeindet und vertrieben; redigirte 1774—78 die „deutsche Chronik", ein vielgelesenes politisches Blatt; trat in sog. „Lesekonzerten" auf, in denen er Musikalisches und Poetisches vortrug: unter letzterem besonders die Messiade. In Ulm beleidigte er den östreichischen Ministerresidenten, General von Ried, der ihn als Religionsspötter bei der Kaiserin Maria Theresia anklagte, zu

gleicher Zeit auch den Herzog Karl Eugen von Würtemberg gegen ihn stimmte. Letzteren soll Schubart zuerst durch ein Epigramm gereizt haben, welches den Herzog wegen der Karlschule verspottete: „Als Dionys aufhörte, ein Tyrann zu sein, Da ward er ein Schulmeisterlein." Der Herzog übernahm es, ihn zu bessern. Er ließ ihn 1777 aus dem Gebiet der Reichsstadt Ulm über die würtembergische Grenze locken, aufheben und im Hohenasperg festsetzen. In der Gemeinschaft mit anderen Gefangenen, wurde er geistlicher Behandlung übergeben. Erst nach langer Zeit ließ ihn das Konsistorium, das ihn wegen Gottesleugnung exkommunicirt hatte, zum Abendmahl wieder zu. Unterdessen hatte der Herzog durch Unterstützung für Schubart's Gattin und Familie vollständig gesorgt, und als vom preußischen Hofe aus, bei dem Schubart durch den „Hymnus auf Friedrich den Großen" Theilnahme gefunden hatte, Verwendungen für ihn eingingen, gab ihm der Herzog, zugleich mit seiner Freilassung, eine seinem Talente angemessene Stellung als Direktor der Hofmusik, Hof- und Theaterdichter 1787. Schubart starb bald darauf 1791). — Seine Gedichte sind ein Gemisch von frommen geistlichen Gesängen, trotzigen Freiheitsliedern und schmeichlerischen Gelegenheitsgedichten. — Das „Kaplied" enthält den berühmt gewordenen Abschiedsgesang der vom Herzog an die Holländer verkauften Soldaten. Auszeichnung verdienen ferner die lyrische Rhapsodie: „der ewige Jude" (Aus einem finstern Geklüfte Karmels kroch Ahasver 2c.); das Lied „die Fürstengruft" (Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer 2c.); der „Hymnus auf Friedrich den Großen" (Als ich ein Knabe noch war Und Friedrich's Thatenruf Ueber den Erdkreis scholl 2c.). — Schiller, auf der Karlschule erzogen, empfing von Schubart starke Jugendeindrücke; sein Entschluß zur Flucht aus Stuttgart ist nicht ohne Hinblick auf Schubart's Schicksal gefaßt worden.

§. 103. Musäus, Thümmel, Heinse, Hermes, la Roche.

Der Roman in Wieland's Weise wurde besonders gepflegt von **Musäus** (Grandison der Zweite, Physiognomische Reisen, Volksmärchen); von **Thümmel** (Wilhelmine, Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich); **Heinse** (Ardinghello, Hildegard). Hinzuzufügen sind ferner **Hermes** (Sophiens Reise) und Sophie von **La Roche** (Geschichte des Fräuleins von Sternheim 2c.).

Johann Karl August Musäus (geb. 1735 in Jena; studirte Theologie; Pagenhofmeister in Weimar, später Professor am Gymnasium daselbst; † 1787). „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N." 1760, kam in veränderter Auflage 1778 unter dem Titel „der deutsche Grandison, auch eine Familiengeschichte" heraus. Ein Deutscher, Herr von N., lernt „Grandison", den Roman des Engländers Richardson, kennen, denkt sich in die Empfindungen des Sir Grandison hinein und sucht ihn im eigenen Leben zu spielen, wird dabei den Personen seines Umgangs zum Gespötte. — Die „Physiognomischen Reisen" 1778 sind gegen Lavater's physiognomische Forschungen gerichtet. — Unter dem Titel: „**Volksmärchen** der Deutschen" 1782—86, bearbeitete Musäus alte Märchenstoffe tm freien Tone heiterer Naivetät und feiner Ironie: Roland's Knappen, Legenden von Rübezahl, die Nymphe des Brunnens 2c.

Moritz August von Thümmel (geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig; studirte die Rechte in Leipzig; Minister in Sachsen-Coburg; nahm 1783 den Abschied, seitdem viel auf Reisen, † 1817) zeichnete in dem prosaisch-komischen Heldengedicht: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" 1764, mit feiner Ironie ein Bild der Sitten jener Zeit, namentlich der Stellung zwischen Adel und Bürgerstand.

(Der junge Dorfpfarrer Sebaldus schwankt, ob er die Tochter des Superintendenten oder Wilhelmine, die arme reizende Verwalterstochter, heirathen soll. Da kommt der Hofmarschall in das Dorf und entführt ihm Wilhelmine als Kammerjungfer nach der Residenz. Bei einem Wiedersehen nach mehreren Jahren überwinden Wilhelminens Reize seine Schüchternheit, und Sebaldus entschließt sich, beim Hofmarschall um sie anzuhalten. Dieser versorgt sie und feiert selbst mit ihnen das Hochzeitfest.) — „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", 10 Theile, 1791 bis 1805. (Ein Hypochonder unternimmt, um gesund zu werden, eine Reise. Er fährt in einem bequemen Wagen, einen guten deutschen Bedienten auf dem Bock, einen dicken Mops sich gegenüber, von Berlin über Frankfurt, Straßburg bis in die Provence. Erlebnisse und Betrachtungen in Briefform. Das Werk ist belehrend über die Zustände Frankreichs vor der Revolution.)

Wilhelm Heinse (geb. 1749 zu Langenwiese in Thüringen; auf der Universität Erfurt mit Wieland bekannt: Hofrath und Bibliothekar beim Kurfürsten von Mainz; † 1803 in Aschaffenburg). Seine Romane sind voll stürmischer Sinnlichkeit; sie zeichnen Sinnentaumel ohne Tugend und Herz. Schönheit der Seele kannte er nicht, nur die des Körpers. Doch ist die Sprache, in der er seine Ideen über Kunst vorträgt, zum Theil geistvoll und anregend. Der Roman „Ardinghello oder die glücklichen Inseln, eine italienische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert", 1787, handelt über Gegenstände der Malerei und Bildhauerkunst; „Hildegard von Hohenthal", 1796, über Musik.

Johann Timotheus Hermes (geb. 1738 zu Petznick bei Stargard: Prediger und Professor der Theologie an der Universität Breslau, † 1821), stand seiner Zeit in hohem Ruf durch den Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" 1769. Sophie von Hohenwald unternimmt eine Reise von Memel nach Sachsen, um der Dame, bei der sie in Memel erzogen worden, Nachricht von ihrer in Sachsen verheiratheten Tochter zu bringen. Sophie erlebt auf dieser Reise die sonderbarsten Abenteuer; sie wird geraubt und gerettet, geliebt und verlassen; bis sie endlich in der bescheidenen Stellung als Frau eines armen Schulmanns glücklich wird. Der Roman verläuft sich in breiten Abschweifungen, welche für die Kenntniß der Sitten jener Zeit vieles Wichtige enthalten. Einzelne in den Roman eingestreute Lieder: „Dir folgen meine Thränen"; „Ihr jugendlichen Freuden"; „Ich seh durch Thränenbäche" rc., wurden in Hiller's Kompositionen viel gesungen. — Unter den anderen Romanen von Hermes kann hervorgehoben werden: „Zwei literarische Märtyrer und deren Frauen" 1789.

Sophie von la Roche (geb. 1731 zu Kaufbeuren, Tochter des Arztes Gutermann; kam nach Biberach in das Haus ihres Großvaters, wo sie mit Wieland bekannt und befreundet wurde; vermählte sich mit dem kurmainzischen Hofrath la Roche; unterhielt, nachdem ihr Gemahl in Folge seiner „Briefe über das Mönchswesen" den Abschied erhalten hatte, durch schriftstellerische Arbeiten ihre Familie; † 1807. Sie ist mütterlicher Seits die Großmutter Clemens Brentano's und der Bettina). Wieland besorgte die Herausgabe des Romans: „Geschichte der Fräuleins von Sternheim" 1771. Sophie von Sternheim, nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Vaters im Hause eines Predigers einfach erzogen, ein geistvolles natürliches Mädchen, kommt in das Haus ihrer Tante, der Gräfin Löbau, wo sie, in die Kreise des Hofes gezogen, bald von leidenschaftlichen Bewerbungen des Fürsten bestürmt wird. Um sich zu retten, giebt sie sich in den Schutz des Lord Derby, der, gleich nachdem er ihrer mächtig geworden, sich als abgefeimten Bösewicht enthüllt. Er hat sie durch den Schein einer Trauung getäuscht; und Sophie verläßt ihn voll Abscheu. Aus allem Elend, mit dem Lord Derby sie noch weiter verfolgt, rettet sie endlich Lord Seymour, der sie schon bei ihrem ersten

Auftreten am Hofe geliebt hatte. — Unter den späteren Romanen: „Schönes Bild der Resignation", 1795.

Unter den vielen Nachahmern Wieland's, besonders seines romantisch heroischen Ritterepos, sind zu erwähnen: Ludw. Heinr. von Nicolay (geb. 1737 zu Straßburg; russischer Staatsrath, † 1820), „Reinhold und Angelika, eine Rittergeschichte in 12 Gesängen", 1781 ꝛc. — Joh. Baptist Alxinger (geb. 1755 zu Wien; Sekretär des Hoftheaters daselbst, † 1797), „Doolin von Mainz, ein Rittergedicht in 10 Gesängen", 1787 ꝛc.

§. 104. Göttinger Hainbund.

Der seit 1770 von Boie in Göttingen herausgegebene „Musenalmanach" wurde ein Vereinigungspunkt für mehrere junge Dichter. Unter ihnen traten einige, die in Begeisterung für Klopstock's religiös patriotische und in Haß gegen Wieland's leichtfertig sinnliche Poesie übereinstimmten, 1772 zu einem Freundschaftsbunde, dem sog. Göttinger Hainbund, zusammen. Die bedeutendsten Gründer desselben waren: Voß (Idyllen: Luise, der siebzigste Geburtstag; Uebersetzung des Homer); Hölty (Lieder, Oden, Elegien) und Martin Miller (Siegwart, eine Klostergeschichte; lyrische Gedichte). Später traten hinzu: die beiden Grafen Stolberg, Christian und Friedrich Leopold (Lieder, Oden); zuletzt Leisewitz (Trauerspiel: Julius von Tarent).

Im Jahre 1770 erschienen gleichzeitig, von Leipzig und von Göttingen aus, die ersten deutschen Musenalmanache: Nachahmung des seit 1765 in Paris erschienenen Almanac des Muses: der Leipziger von Chr. H. Schmid herausgegeben; der Göttinger von Boie. — Heinrich Christian Boie (geb. 1744 zu Meldorf in Dithmarsen; studirte in Göttingen die Rechte, lebte daselbst als Hofmeister junger Engländer; trat 1775 in hannöverische Dienste; später dänischer Etatsrath, † zu Meldorf 1806). Seine „Gedichte", 1770, sind meistens Nachahmungen des Horaz. Den Freunden des Göttinger Bundes war er durch Kritik und wohlwollende Unterstützung besonders werth. — Freundliche Förderung erfuhren die Dichter außerdem durch Abraham Gotthelf Kästner (geb. 1719 in Leipzig; Professor der Mathematik in Göttingen, † 1800), einen Epigrammatiker, dessen Bildung in die Zeit des Kampfes der Leipziger und Schweizer fiel.

Hainbund. Mit Boie hatten sich, gleich nach der Gründung des Musenalmanachs, mehrere junge Dichter zu dem Zweck, poetische Beiträge für den Almanach zu schaffen, verbunden. Sie kamen wöchentlich zusammen, theilten ihre Arbeiten einander mit; Boie leitete ihr Urtheil und verbesserte. Da entstand 1772, nachdem Voß nach Göttingen gekommen war, ein engerer Freundschaftsbund. Die Veranlassung dazu gab ein Spaziergang, den Voß, Hölty, Martin Miller und drei andere Freunde am 12. Sept. Abends nach dem Dorfe Wehnde machten. Beim Licht des Vollmonds gelangten sie zu einem Eichenhain, wo sie, in ihrer Stimmung schwärmerisch erhoben, die Hüte mit Eichenlaub umkränzten, unter Anrufung des Mondes und der Sterne, unter Reihentanz um eine Eiche, sich ewige Freundschaft und Unterstützung in der Poesie gelobten. Die Tendenz ihres Bundes zeigte sich schon, als sie bald darauf mit anderen Dichtern Göttingens gesellschaftlich zusammen waren, und Gesundheiten ausgebracht wurden. Klopstock's zuerst, dann Lessing's, Gleim's, Geßner's und anderer wurden getrunken. Als einer der Gesellschaft (vielleicht Bürger) „Wieland" nannte, riefen die anderen: „es sterbe der

Sittenverderber! es sterbe Voltaire!" Noch im Herbst desselben Jahres kamen die beiden Grafen Stolberg, welche Klopstock in Hamburg persönlich kennen gelernt hatten, nach Göttingen, wurden in den Bund aufgenommen: und nun wurde Klopstock immer entschiedener der schwärmerisch verehrte Mittelpunkt ihres Vereins. Am 2. Juli 1773, als man Klopstock's Geburtstag feierte, stand für ihn ein leerer Stuhl, mit Blumen bestreut, am Ehrenplatz der Tafel; Klopstock's Werke lagen darauf. Unter dem Stuhl aber lag Wieland's „Idris" zerrissen. Am Abend des Tages verbrannte man das Gedicht und auch Wieland's Bildniß. Am Jahrestag dieser Feier, 2. Juli 1774, wurde Leisewitz in den Bund aufgenommen. Jahrs darauf war der Bund bereits zersprengt, die Bundesglieder hatten sich getrennt, und nur brieflich wurde, besonders um des Musenalmanachs willen (den Voß seit 1775 von Wandsbeck aus redigirte) noch ein Verkehr erhalten. — Außer den Mitgliedern des Bundes, finden sich in verschiedenen Jahrgängen des Musenalmanachs Beiträge von Klopstock selbst, ferner von Bürger, Claudius, Gerstenberg, Kästner, Matthisson, Ramler, Salis, Tiedge, auch von Goethe u. A. Der letzte Jahrgang des von Boie gegründeten Musenalmanachs erschien 1800. (Der Name „Hainbund" scheint bei den Mitgliedern des Bundes selbst nicht in Gebrauch gewesen zu sein; wenigstens findet er sich nicht in dem, was sie schriftlich hinterlassen haben. In der Literaturgeschichte ist er ziemlich allgemein in Gebrauch.)

Johann Heinrich Voß (geb. 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg; Sohn eines verarmten Pächters; nahm, von der Schule aus, eine Hauslehrerstelle an, um sich die Mittel zum Studium zu erwerben. Durch Gedichte, die er für den Musenalmanach an Boie sandte, wurde er diesem bekannt. Von Boie veranlaßt, nach Göttingen zu kommen, und von demselben mehrfach unterstützt, wurde Voß 1772 die belebende Seele des Dichterbundes. Seit 1775 privatisirte er in Wandsbeck, mit der Herausgabe des Musenalmanachs beschäftigt; später Rektor in Otterndorf im Lande Hadeln; dann in Eutin; zuletzt badenscher Hofrath in Heidelberg, † 1826). Voß ist für die Entwicklung der Poesie wichtig geworden 1. durch seine Idyllen, 2. durch seine Uebersetzungen der Alten. In seinen Dichtungen spricht sich eine gesunde, sittlich starke Natur aus. Die bedeutendste seiner Idyllen ist „Luise, ein ländliches Gedicht in drei Gesängen". (Einzelne Abschnitte 1783 im Musenalmanach; das Ganze zum ersten Mal 1795 herausgegeben.) Der erste Gesang schildert das Fest im Walde, das am Geburtstag Luisens von deren Vater, dem Pfarrer zu Grünau, deren Mutter und deren Bräutigam, Pfarrer Walter, gefeiert wird; der zweite Gesang einen Besuch des Bräutigams im Hause seiner Verlobten; der dritte die Vermählung. — Unter den kleineren Idyllen sind hervorzuheben: „Der siebzigste Geburtstag". (Der redliche Tamm, ein Schulmeister, feiert seinen siebzigsten Geburtstag, wobei er von seinem Sohn, der jüngst zum Pfarrer ernannt ist, und dessen junger Frau besucht wird.) „Der Frühlingsmorgen". (Im Garten unter den Frühlingsblumen stickt eine Braut an einem Geschenk für ihren Geliebten, bis der Thau, der von den Bäumen tröpfelt, sie vertreibt.) „Das erste Gefühl". (Die kleinen Geschwister stehen um die Wiege eines neugeborenen Kindes und sind begierig, es zu sehen. Sie werden zur Stille ermahnt, denn man hört den Gesang zweier Engel, die das Kind schützend umschweben.) Es sind ansprechende Genre- und Naturbilder voll sonntäglicher Weihe. — Unter den „sämmtlichen Gedichten" finden sich außerdem Oden, Elegien und Lieder: viele in übertriebenem Geschmack für Natürlichkeit (Dröscherlied, Flausrock ꝛc.). — Mit den Uebersetzungen, besonders des Homer (Odyssee, 1781; Ilias, 1793), ferner des Virgil und Ovid, hat Voß das Verdienst erworben, diese Schätze des griechischen und römischen Alterthums zum Gemeingut der Gebildeten im Volke gemacht und so zur Läuterung des Geschmacks

außerordentlich gewirkt zu haben. Unter den Xenien Schiller's und Goethe's bezieht sich folgendes auf Voß, speciell auf dessen „Luise“:

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.“ —

Voß hat durch seine Dichtungen verschiedene Anregungen gegeben: 1. zur Pflege des Idyll. Goethe's „Hermann und Dorothea“, 1797, ist auf Anregung der „Luise“ gedichtet. — Ferner Ludwig Theobul Kosegarten (geb. 1758 in Grevismühlen in Mecklenburg; Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor in Greifswalde; † 1818), „Die Inselfahrt oder Aloysius und Agnes, eine ländliche Dichtung“, 1805; „Jucunde, eine ländliche Dichtung“, 1808 2c. — 2. Zur Benutzung des Dialekts. Einige seiner Idyllen hat Voß „in niedersächsischer“ Sprache gedichtet: „De Winterawend, De Geldhapers“, worin ihm später Usteri, Hebel u. A. folgten. — 3. Voß hat eine große Nachfolge von Dichtern, welche seine Natürlichkeit überboten, Natürlichkeit im Sinne der alltäglichen Wirklichkeit in die Poesie brachten, z. B. Friedrich Wilhelm August Schmidt, „Schmidt von Werneuchen“ genannt (geb. 1764 zu Fahrland bei Potsdam; Prediger in Werneuchen, † 1832), der seine Gedichte in dem „Neuen Berliner Musenalmanach“ 1793—97 herausgab. Die letzten zwei Jahrgänge führten auch den Titel: „Kalender der Musen und Grazien“; sie wurden von Goethe in dem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ verspottet.

Ludwig Hölty (geb. 1748 zu Mariensee in Hannover; studirte Theologie in Göttingen; früh leidend, † an der Auszehrung 1776). Seine Gedichte (1782) sind voll milden Friedens, der Ausdruck einer reinen unentweihten Jünglingsseele, innerlich versöhnt, auch bei der Voraussicht des Todes, die ihm früh zu Theil wurde. Der Landmann an seinen Sohn („Ueb' immer Treu und Redlichkeit“), die Elegie auf ein Landmädchen („Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute“), Elegie bei dem Grabe meines Vaters („Selig Alle, die im Herrn entschliefen“), Auftrag („Ihr Freunde, hängt, wann ich gestorben bin, Die kleine Harfe hinter dem Altar auf!“ Der Dichter hofft nach dem Tode in den Saiten seiner Harfe fortzuleben. Man wird sie leise tönen hören).

Lyriker, welche mit Hölty's empfindsamer Weise einige Verwandtschaft zeigten, waren: Christoph August Tiedge (geb. 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg; seit 1802 Reisebegleiter und Gesellschafter der Elise von der Recke; zuletzt in Berlin und Dresden; † 1841). Sein Hauptwerk, das lyrisch didaktische Gedicht in sechs Gesängen: „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit“, 1801, beantwortet die Zweifel an der Unsterblichkeit des Menschen besonders durch Hinweisung darauf, daß der Mensch als Geist zu Höherem als bloß zum irdischen Dasein geschaffen, daß seine Tugend ihm vor Gott Werth bereite. Unter seinen lyrischen Gedichten: die Elegie auf dem Schlachtfeld zu Kunersdorf; ferner die viel gesungenen Lieder: der Kosak und sein Mädchen („Schöne Minka, ich muß scheiden“), die Sendung („An Alexis send' ich dich“). — Tiedge's Freundin Elise von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem (geb. 1754, † 1833), hat „Gebete und Lieder“, 1783, „Gedichte“, 1806, ferner Prosaisches: „der entlarvte Cagliostro“, 1787, „Reise nach Italien“, 1815 2c. geschrieben. — Friedrich Matthisson (geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg; lebte in verschiedenen Stellungen an den Höfen zu Dessau, in Baden und Würtemberg; geadelt; zuletzt Privatmann in Wörlitz; † 1831). Seine Gedichte (1787) verdanken 1795 Schiller's günstiger Beurtheilung ihre Einführung in's Publikum: „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben; Abendgemälde; Adelaide“ 2c. Wohlklingende Sprache, Landschaftsmalerei zeichnen ihn aus. — Joh. Gaudenz von Salis (geb. 1762 zu Seewis

bei Graubünden; Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, später Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur; † 1834 zu Malans in Graubünden). Seine Gedichte, zuerst 1793 von Matthisson gesammelt und herausgegeben, sind männlich und kraftvoll.

Martin Miller (geb. 1750 in Ulm; studirte in Göttingen; Professor am Gymnasium und Prediger zu Ulm, † 1814). Seine Gedichte erschienen zuerst 1783 gesammelt. Einige derselben wurden volksthümlich: „Zufriedenheit (Was frag' ich viel nach Geld und Gut); Klaglied eines Bauern (Das ganze Dorf versammelt sich und eilt zum Kirmeßreihen)". Miller gehört zu den Ersten, die das Minnelied glücklich nachahmten: „Liebe, süße Minne, Dir will ich dienen für und für" ꝛc. Viel gelesen wurden seine Romane, besonders „Siegwart, eine Klostergeschichte", 1776. (Siegwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns, ist früh zur Beschaulichkeit und Melancholie geneigt. Der Entschluß, sich dem Kloster zu widmen, kommt ihm aus dem Herzen. Auf der Hochschule zu Ingolstadt ergreift ihn aber die Liebe zu Marianne, und er vergißt des Klosters. Mariannen's Vater will seine Tochter zu einer anderen Vermählung zwingen. Da sie seinem Willen nicht nachgiebt, muß sie sich entschließen, das Klostergelübde abzulegen. Auch Siegwart, nachdem alle Plane, Marianne zu gewinnen, mißlungen sind, entschließt sich von Neuem, in's Kloster zu gehen. Als er nach einiger Zeit zu einer sterbenden Nonne gerufen wird, erkennen sich Siegwart und Marianne. Seine Lebenskraft erlischt. Eines Tages findet man ihn todt auf ihrem Grabe.) Der Roman, mit Bezug auf Goethe's „Werther" geschrieben, gab einer frommen Gefühlsrichtung gegen die sinnlich poetische Empfindsamkeit Goethe's Ausdruck. Die Sprache ist breit und matt, wird roh, wo die verderbte Zeit geschildert werden soll. Doch wurde „Siegwart" Vorbild einer großen Menge ähnlicher Klostergeschichten.

Die Brüder, Grafen zu Stolberg, Christian (geb. 1748 zu Hamburg, dänischer Kammerherr, † 1821) und Friedrich Leopold (geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein; 1789 dänischer Gesandter in Berlin; legte 1800, zur katholischen Kirche übergehend, seine Aemter nieder; † auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück 1819) gaben ihre Dichtungen meistens gemeinschaftlich heraus. Die erste Sammlung besorgte Boie: „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg", 1799. Jener war weicher; dieser feuriger und phantasievoller. Von Friedrich, Graf zu Stolberg, ist die Ode „Freiheit":

„Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln im Silberton;
  Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
    Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
Uns, uns ist ein hoher seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!
  Du Wort, du Kraft, du Lohn von Gott uns!" ꝛc.

Stolberg will seine „Freiheitsharfe wie einen Nachtorkan von Donnerwettern erklingen lassen, vor deren Blitzen die Paläste, die Tyrannen niederstürzen!" Von ihm ist ferner „das Lied eines deutschen Knaben (Mein Arm wird stark und groß mein Muth; Gieb, Vater, mir ein Schwert!), das Rüsthaus zu Bern (Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh)"; das Lied „An die Natur":

„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!
  Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutterbrust.
  Ach! wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!" —

Beide Brüder schrieben ferner nach dem Muster der Alten „Schauspiele mit Chören", 1787: „Belsazar" von Christian, „Theseus" von Friedrich Leopold ꝛc.; Dramen von geringem Werth, dialogisirte Erzählungen. — Die Wandlung ihres Lebens vom Freiheitstaumel der Jugend zur höfischen Sitte ihres Standes hat ihnen manchen Spott zugezogen. Schiller sagt in dem Xenion „das Brüderpaar":

„Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder;
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt."

Schiller war namentlich gegen Friedrich Leopold gereizt, seitdem dieser in einer Abhandlung „Gedanken über Schiller's Götter Griechenlands" (1788 in Boie's „deutschem Museum") das Christenthum gegen das Griechenthum in Schutz genommen hatte. Der Uebertritt Friedrich Leopold's zur katholischen Kirche bereitete sich damals schon vor. Von seinen früheren Freunden entfremdete sich ihm deßwegen nur Voß, dieser aber bis zur Feindseligkeit. Friedrich Leopold schrieb seitdem „Geschichte der Religion Jesu Christi", 15 Bände, 1811 ꝛc. In den Freiheitskriegen traten beide Brüder mit „Vaterländischen Gedichten", 1815, auf.

Johann Anton Leisewitz (geb. 1752 in Hannover; studirte seit 1770 in Göttingen; Geh. Justizrath in Braunschweig; † daselbst 1806). Trauerspiel: „Julius von Tarent", 1776. (Julius und Guido, Söhne des Fürsten, lieben Blanka, die Nonne geworden ist: jener innig, treu und beharrlich, dieser wild und leidenschaftlich. Der Vater will den älteren, Julius, anders vermählen, und Guido droht ihm, Blanka zu rauben. Da entschließt sich Julius, diese aus dem Kloster zu entführen. Guido lauert dem Zuge auf der Straße auf, ersticht seinen Bruder, erbittet und empfängt den Tod von seinem Vater, der darauf in's Karthäuserkloster geht, sein Land dem Könige von Neapel überlassend.) Schiller kannte das Stück in seiner Jugend auswendig. Leisewitz bewarb sich mit diesem Trauerspiel um den von Schröder (dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters) ausgesetzten Preis für ein bestes Trauerspiel. Die Kunstrichter erkannten ihm gegen das Trauerspiel von Klinger „die Zwillinge" den Preis nicht zu. Leisewitz hat seitdem nichts Poetisches veröffentlicht, vielmehr die Vernichtung seiner Manuskripte nach dem Tode verordnet.

Der Richtung des Göttinger Dichterbundes verwandt, im vertrauten Umgang namentlich mit Klopstock, Voß und den beiden Stolberg, lebte: Matthias Claudius (geb. 1740 zu Rheinfeld in Holstein; studirte in Jena; lebte privatisirend in Wandsbeck, wurde 1788 Revisor der holsteinischen Bank in Altona, behielt seinen Wohnsitz in Wandsbeck; † zu Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes, 1815). Claudius war eine heitere, gemüthvolle und fromme Natur. An dem „Wandsbecker Boten", einer politischen Zeitschrift, 1770—75, füllte er den sog. „gelehrten" Theil mit Abhandlungen, Recensionen, auch mit Gedichten verschiedenen Inhalts. Einige seiner Lieder sind Volkseigenthum geworden: „das Abendlied (Der Mond ist aufgegangen, Die goldenen Sternlein prangen), das Rheinweinlied (Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher), die Geschichte von Goliath und David (War einst ein Riese Goliath, Gar ein gefährlich Mann!), Urian's Reise um die Welt (Wenn Jemand eine Reise thut, So kann er was verzählen)" ꝛc. Seine Abhandlungen und Recensionen haben etwas sehr Anziehendes durch die gemüthvolle, volksthümliche Sprache. In letzteren trifft er häufig mit den kürzesten Worten die Hauptsache. Ueber Lavater's „physiognomische Fragmente" schreibt Claudius: „Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen, und sonderlich sein Gesicht, als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: allhier logiret indubio ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unruhiger Geist! Es wäre sehr naiv, wenn die Natur so jedwedem Menschen

seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte; und wenn irgend einer die Kundschaft lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen.“ Im Folgenden deckt er den Widerspruch auf, der gegen die Freiheit des Willens darin läge, erkennt aber übrigens die beschränkte Wahrheit an. Ueber „Werther's Leiden“ sagt Claudius: „Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Pecking gethan hätte! So aber wollt er nicht weg von Feuer oder Bratspieß und wendet sich so lange daran herum, bis er kaput ist.“ Claudius fordert Mitleid mit dem Schwachen, erinnert aber zuletzt daran, daß es „eine Tugend giebt, die wie die Liebe auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deßwegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, den soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.“ (Der Name des Todes „Freund Hain“, oder „Hein“, ist von Claudius eingeführt. Veranlassung dazu gab ihm ein Hamburger Arzt Anton Hein.) Claudius begann 1775, als die Zeitschrift, an der er so lange gearbeitet hatte, aufhörte, seine Werke herauszugeben: „Asmus, omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten“. Bis zum Jahre 1812 wuchsen sie zu acht Theilen heran.

Zweiter Abschnitt.

Lessing und Herder und die Einflüsse ihrer Ideen.

---

§. 105. Bedeutung Lessing's und Herder's.

Lessing und Herder sind die Führer der Theorie und Kritik in dieser Periode. Ihre Ideen ergänzen sich insofern, als Lessing die Gesetze der poetischen Form feststellte, Herder das Wesen der poetischen Stoffe erläuterte. Lessing's Ideen kamen in dem Gedanken zusammen: daß die höchste Aufgabe der Poesie Schönheit, ideale Form, sei; Herder's Ideen in dem Gedanken: daß der wahre Grund der Poesie Natur, daß das Naturmäßige selbst Poesie sei. Lessing war mehr mit Verstandesschärfe, Herder mehr mit Gefühlswärme begabt.

Der Durchbruch zu den höchsten Kunstideen geschah nicht isolirt auf dem Gebiete der Poesie, sondern war durch einen gelehrten Forscher von hoher Bedeutung für die bildenden Künste vorbereitet: durch Johann Joachim Winckelmann (geb. 1717 zu Stendal in der Altmark, Sohn eines armen Schuhmachers. Auf der Schule seiner Vaterstadt arbeitete er sich schnell bis in die obersten Klassen hinauf. Der Schulrektor Tappert hatte ihn lieb gewonnen und da er, erblindet, eines Führers und Vorlesers bedurfte, ihn in sein Haus genommen. Winckelmann hatte hier Gelegenheit, seinen Wissensdurst zu befriedigen. Achtzehn Jahre alt, kam er auf das kölnische Gymnasium in Berlin, wo der Rektor Bake ihm gegen Kost und Wohnung den Unterricht seiner Söhne übertrug. Während seines Aufenthalts daselbst machte er eine Fußreise nach Hamburg, um dort auf einer Auction einige der besten Ausgaben alter Klassiker zu kaufen. Unterwegs bettelte er für seinen Zweck, und die Rückreise machte er mit dem Bündel erstandener Bücher wieder zu

Fuß. Nachdem er in Halle und Jena studirt, unterrichtete er als Konrektor in Seehausen, um sein Leben zu fristen, im Lesen und Schreiben und studirte dabei unablässig in den Schriften der Alten. 1748 kam er in eine ihm mehr zusagende Sphäre, in die Gegend von Dresden, wo er Sekretär des Grafen von Bünau in Nöthenitz wurde. Die Kunstschätze Dresdens, die er kennen lernte, weckten das leidenschaftliche Verlangen nach Italien. Er wurde 1754, um seinen Zweck erreichen zu können, katholisch. Vom Kurfürsten von Sachsen unterstützt, reiste er nach Rom, Neapel, wo er die Denkmäler Herkulanum's und Pompeji's besichtigte, nach Florenz ꝛc.; wurde Bibliothekar des Kardinal Albani; später Oberaufseher aller Alterthümer in und bei Rom. 1768 ergriff ihn die Sehnsucht nach der Heimath. Kaum war er über die italienische Grenze, als ihn Schwermuth überfiel. Je weiter er sich von Italien entfernte, desto unüberwindlicher wurde seine Stimmung. Ganz in den antiken Kunstformen lebend, thaten ihm die schroffen Felswände, die spitzen Dächer in Deutschland wehe. Endlich in Regensburg entschloß er sich, umzukehren. Auf der Rückreise über Wien kam er bis Triest, wo er sich einschiffen wollte. Hier ermordete ihn der Italiener Archangeli, der sich durch seine Kunstschätze bereichern wollte, 8. Juni 1768.) — Winckelmann war schon 1754 mit der Schrift aufgetreten: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Seit seiner Anwesenheit in Italien lieferte er verschiedene Berichte über die Kunstwerke, die er kennen lernte: „Beschreibung des Torso im Belvedere; Anmerkungen über die Baukunst der Alten; Von der Grazie in Werken der Kunst, Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen" ꝛc. Sein Hauptwerk, in welchem er seine Studien zusammentrug, war „Geschichte der Kunst des Alterthums", 1764. Ruhige, in sich abgeschlossene Schönheit; stille, sich selbst genügende Größe; Reinheit und Bestimmtheit der Form: dies sind die Merkmale, die seitdem an der Antike erkannt und bewundert werden.

§. 106. Gotthold Ephraim Lessing, geb. 1729, gest. 1781.

1. Lessing legte seine ästhetisch kritischen Ideen und Forschungen in folgenden Hauptwerken nieder: Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1759 und 1760; Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, 1766; Hamburgische Dramaturgie, 1767 und 1768. — 2. Von seinen poetischen Werken gehören die lyrischen Gedichte meistens dem leichten anakreontischen Liede an. Didaktisches dichtete er theils in Epigrammen, theils in (prosaisch geschriebenen) Fabeln. Unter seinen Dramen sind die vollendetsten: Minna von Barnhelm, Lustspiel, 1767; Emilia Galotti, Trauerspiel, 1772; Nathan der Weise, 1779.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines Predigers; zuerst von seinem Vater unterrichtet, dann auf der Fürstenschule zu Meißen; studirte 1746 in Leipzig, zuerst nach dem Willen seines Vaters Theologie, dann Medicin, wofür sich eine vorübergehende Neigung einstellte; bald darauf mit philologischen Studien beschäftigt, die er unter Ernesti und Kästner trieb; außerdem für Poesie, besonders für dramatische, interessirt. Er lebte im Umgang mit Dichtern, den beiden Schlegel, Zachariä, ferner mit Mylius, Weiße, und mit Schauspielern; schrieb kleinere Werke für das Theater, die von der Neuber'schen Truppe aufgeführt wurden. 1750 ging er mit Mylius nach Berlin, um dessen Zeitschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" zu unterstützen; kehrte 1752, nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg, wo er Magister geworden, nach Berlin zurück; schrieb hier die gelehrten Artikel für die Vossische

Zeitung und lebte in freundschaftlichem Umgang mit Nicolai, Mendelssohn und Ramler; ging 1755 nach Potsdam, um ungestört an „Miß Sara Sampson" arbeiten zu können; begann 1756 mit dem Leipziger Kaufmann Winkler eine Reise, die als europäische Bildungsreise auf 3 Jahre beschlossen war und Italien zum Ziele hatte. Durch den Beginn des siebenjährigen Krieges wurde jedoch Winkler schon von Holland aus, als eben die Ueberfahrt nach England stattfinden sollte, zur Umkehr gezwungen. Lessing lebte darauf in Leipzig, wo er mit Kleist befreundet wurde. Seit 1758 wieder in Berlin; begründete mit Nicolai und Mendelssohn die ästhetisch kritische Zeitschrift: „Briefe, die neueste Literatur betreffend", ging 1760 als Gouvernementssekretär beim General Tauenzien nach Breslau, wo er unter den Zerstreuungen des militärischen Lebens die Studien für Kunst und Wissenschaft nicht aufgab, Minna von Barnhelm 1763 dichtete. 1765 ging er nach Berlin zurück; arbeitete den „Laokoon". Die Aussicht auf die erledigte Oberbibliothekarstelle in Berlin, welche Lessing an die Vollendung dieses Werkes knüpfte, schlug fehl. 1767 folgte er dem Rufe der Direktion der Hamburger Nationalbühne, indem er die Kritik der Leistungen des Theaters übernahm. Seit 1770 vom Herzog von Braunschweig als Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt; begleitete 1775 den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien; † auf einem Ausflug von Wolfenbüttel nach Braunschweig 15. Febr. 1781.

Zur Charakteristik der Freunde Lessing's folgende Notizen: — Christlob Mylius (geb. 1722 zu Reichenbach in der Lausitz; studirte in Leipzig Medicin; war in Begriff, eine wissenschaftliche Reise nach Amerika zu machen, † in London 1754). Ein vielfach angeregter Geist; redigirte Zeitschriften in verschiedenstem Interesse: „der Freigeist, 1745; der Naturforscher, 1747; Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", 1750, an denen Lessing mit thätig war; schrieb Gedichte, Lustspiele (die Aerzte, der Unerträgliche ꝛc.) vorherrschend satirisch, nicht immer im Tone feiner Satire. Lessing gab gleich nach dem Tode seines Freundes desselben „Vermischte Schriften" heraus und begleitete sie mit einer Vorrede, worin er ihn näher charakterisirte. — Moses Mendelssohn (geb. 1729 in Dessau; jüdischer Herkunft; studirte Sprachen und Philosophie trotz aller Gefahr, die für ihn darin lag, da die Judenschaft alles Wissen für ketzerisch hielt, was nicht aus dem Talmud und der Bibel geschöpft war. Seit 1750 Lessing's vertrauter Freund, durch den er auf das Studium der Aesthetik gewiesen wurde; † 1786). Am meisten bekannt wurde er durch sein populär philosophisches Werk: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, drei Gespräche", 1767, ein Werk voll Ernst und edlen Sinnes. Es ist in fast alle Sprachen übersetzt. Seine „Philosophischen Schriften" (1761 zum erstenmal gesammelt) beziehen sich vielfach auf Kunstgegenstände. Die Aesthetik verdankt ihm manchen Gewinn, unter andern den Nachweis, daß das Wohlgefallen am Schönen und somit der Ursprung der Kunst in der menschlichen Natur begründet sei. Den Begriff „Schönheit" erläutert er durch den Gegensatz, in welchem die Idealität zur wirklichen mangelhaften Welt stehe. — Christoph Friedrich Nicolai (geb. 1733 in Berlin; Buchhändler, † 1811), ein rastlos thätiger Mann, aber mit untergeordneten Kräften; begründete mit Lessing die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (1759—66), schrieb Romane, Lebensbeschreibungen, philosophische Abhandlungen. Platte Aufklärung, Kampf gegen die Orthodoxie charakterisiren ihn. Aufsehen machte sein Roman: „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker", 1773, der häufig aufgelegt in viele Sprachen übertragen, mehrfach nachgeahmt wurde und zu Streitschriften Veranlassung gegeben hat. (Der Dorfpfarrer Sebaldus und Wilhelmine, von deren Verlobung und Hochzeit der Roman „Wilhelmine" von Thümmel (§. 103) erzählt, treten hier als Verheirathete auf. Sebaldus ist ein Pfarrer, der nicht gern vom

Glauben sprechen mag. Die Lehre von der Genugthuung durch den Glauben, von der ewigen Verdammniß bezweifelt er; den Werth der dogmatischen Wahrheiten mißt er nach dem Nutzen ab, den sie für das irdische Leben haben. Dieser Pfarrer geräth in Streitigkeiten mit seiner vorgesetzten Behörde, deren Faktotum der Dr. Stauzius ist. Sebaldus wird seines Amtes entsetzt und in's Elend gestürzt. Ein Lotterieloos rettet ihn wieder. Alle Rationalisten in dem Roman sind gutmüthig und edel, alle Gläubige boshaft und heuchlerisch.) Ein anderer Roman von Nicolai: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen", 1798, ist gegen die Spekulation der Philosophie, namentlich Kant's, gerichtet. Die Xenien Goethe's und Schiller's treffen ihn oft, z. B. mit Bezug auf die „Literaturbriefe":

„Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk." —

oder mit Bezug auf Nicolai's Roman: „Freuden des jungen Werther". Der „junge Werther" wird angeredet und giebt dann Antwort:

„Worauf lauerst du hier?" „Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut." —

Christian Felix Weiße (geb. 1726 zu Annaburg; studirte in Leipzig; Obersteuersekretär daselbst, † 1804) war schon auf der Universität in Leipzig 1746 mit Lessing durch eine gleiche Leidenschaft für das Theater verbunden, übersetzte und arbeitete mit ihm gemeinschaftlich Dramatisches. Er kam bald zu der Erkenntniß, daß die französische Regelmäßigkeit dem Drama Freiheit, Natur und Wahrheit raube, und daß es anzurathen sei, die Schilderung großer Charaktere und die Sprache der Leidenschaften den Engländern abzulernen. Für seine Trauerspiele wählte er gern Stoffe Shakespeare'scher Dramen: „Richard III.", 1759 (ohne Kenntniß des gleichnamigen Shakespeare'schen Stücks geschrieben; Hamb. Dramaturgie, Stück 73—83); „Romeo und Julia", 1768. In anderen Dramen, worin Weiße griechische Stoffe bearbeitete: „Befreiung Thebens", 1764, „Atreus und Thyest", 1766, wandte er bereits (statt des Alexandriners) den reimlosen fünffüßigen Jambus an, der darauf, nach Lessing's Vorgang in „Nathan", zur klassischen Form des Dialogs wurde. In der Komödie: „Die Poeten nach der Mode", 1763, machte er den Streit der Leipziger und Schweizer lächerlich. (Zwei Dichter, der eine in der schwülstigen Weise Klopstock's, der andere in der galanten der Franzosen, gewinnen die Begeisterung eines Kunstliebhabers so sehr, daß dieser Einem von ihnen seine Tochter zur Frau zu geben Willens ist. Der Liebhaber der jungen Dame aber läßt sich durch die Poeten nicht aus dem Sattel heben.) Mit dem Singspiel: „Der Teufel ist los oder die verwandelten Weiber", 1752, brach er (gegen Gottsched's Bemühungen) auf der Leipziger Bühne der Oper wieder die Bahn. Aus den Jahren 1776—82 stammen von Weiße Jugendschriften unter dem Titel: „Der Kinderfreund", die ihrer Zeit viel Anerkennung fanden. Lessing sah den Grund dafür, daß Weiße nicht Höheres in der Kunst leistete, darin, daß er sich's immer zu leicht machte. „Wenn ich Ihnen die Arbeit nur immer recht schwer machen könnte," waren seine Worte zu Weiße, „so würden Sie ein Schriftsteller werden, — ich sage nichts mehr." —

Lessing's kritisch theoretische Werke. Lessing's geistige Kraft kündigte sich früh an. Als fünfjähriges Kind wollte er nicht mit einem Vogelbauer, sondern mit einem Haufen Bücher porträtirt sein. Auf der Fürstenschule zu Meißen verglich ihn der Rektor einem Pferde, das doppeltes Futter brauche; er las Terenz, Plautus und andere Klassiker neben den Gegenständen der Schullektüre. Geistige Arbeit, der Trieb des Forschens, war seine innerste Natur. Nicht sowohl die Erkenntniß, als vielmehr die Arbeit um der Erkenntniß willen, machte ihn glücklich. Mit Lessing's eigenen Worten: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist

oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb: die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Dies Bekenntniß aus einem der letzten Jahre seines Lebens (1778) giebt den Schlüssel für sein ganzes Leben: für die Unruhe und Rastlosigkeit; für die Abneigung, sich durch äußere Verhältnisse an irgend eine Sphäre der Arbeit fesseln zu lassen; die Wege der Forschung mußte er immer frei und offen vor sich sehen. Daher kam das gelegentliche Verweilen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Aesthetik, Literaturgeschichte, der Alterthumskunde, Philologie, Theologie ꝛc.; daher das Fragmentarische vieler seiner Leistungen, das Abbrechen auf einem Gebiet, wenn es ihm den allgemeinen Trieb nach Erkenntniß zu verengen drohte; daher besonders die Abneigung gegen Autoritäten, und auf theologischem Gebiet der Kampf gegen den Offenbarungsglauben. Die außerordentliche Kraft und Schärfe seines Geistes beweist sich bei diesen Umständen daraus, daß er trotzdem überall große anregende und belebende Wirkungen geübt hat: Wirkungen, deren Resultate, besonders innerhalb der Aesthetik, Gemeingut der Bildung nach ihm geworden sind. Unterstützt wurde die Kraft seiner Forschungen durch den Charakter seiner Sprache. Lessing's prosaischer Styl ist, durch Klarheit, Abrundung, Gewandtheit, ein seitdem nicht wieder erreichtes Muster. — Lessing trat sehr früh mit Kritiken und ästhetischen Abhandlungen auf: 1750 in den mit Mylius herausgegebenen „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters". Verschiedene Kritiken aus den folgenden Jahren stellte er in der 1753 begonnenen Herausgabe seiner „Schriften" unter dem Titel „Briefe" zusammen. Von allgemeinerem Interesse sind darunter: Brief 14 über den Streit der Schweizer und Leipziger in Bezug auf die Reime; Briefe 14—19 über Klopstock's Messias (Lessing kritisirt mit großer Genauigkeit und Strenge. Das Recht dazu spricht er in dem Grundsatze aus: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich." Lessing vergleicht Inhaltangabe und Anrufung zu Anfang des Messias mit der Art Homer's und Virgil's, den Heldengesang einzuleiten; wendet sich gegen Unklarheiten und Widersprüche in einzelnen Ausdrücken; weist auf die „Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von denen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte"); Brief 24 über die Uebersetzung der horazischen Oden von Lange. — Aus den Jahren 1759 und 60 stammen die Kritiken, die in den mit Nicolai herausgegebenen „Briefen, die neueste Literatur betreffend", erschienen. Besonders lehrreich sind hier: Brief 8 über Wieland's „Empfindungen eines Christen"; Brief 17 über Gottsched's Verdienste um die Schaubühne; Brief 19 abermals über Klopstock's Messias (Lessing weist die Art der Aenderungen nach, die Klopstock in der Kopenhagener Ausgabe des Messias 1755 hat eintreten lassen. „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln); Briefe 36 und 43 über Logau; Briefe 63 und 64 über Wieland's „Lady Johanna Gray" ꝛc. — Zu dem bedeutendsten seiner theoretisch kritischen Werke, zu „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie", 1766, war Lessing durch Winckelmann's Schriften angeregt, dessen Ideen

er fortführen und berichtigen wollte. Der Titel des Werkes schreibt sich daher, daß Lessing, an die Gruppe des Laokoon (ein Werk aus der Blüthezeit der griechischen Bildhauerkunst) anknüpfend, den Charakter dieses plastischen Kunstwerkes mit der Art vergleicht, wie ein Dichter des Alterthums, Virgil (in der Aeneïde, Gesang 2) denselben Stoff episch behandelt: den Tod, den Laokoon als Strafe von Neptun dafür erlitt, daß er, als Priester der Trojaner, seinen Landsleuten Unglück weissagte, wenn sie das hölzerne Pferd, das die Griechen bei ihrer erheuchelten Entfernung vor Troja gelassen hatten, in die Stadt aufnähmen. Den Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie) weist Lessing in folgender Weise nach: 1. die bildende Kunst kann nur Einen Moment für ihre Darstellung benutzen, und muß daher denjenigen wählen, der für das Auge nach dem Gesetz der Schönheit gestaltet werden kann: (der leidende Laokoon, mit seinen beiden Söhnen von den Schlangen schon ganz umwunden, dem sicheren Untergange geweiht, ist in dem plastischen Kunstwerk noch immer ein Bild der Hoheit des menschlichen Wesens); 2. die redende Kunst hat dagegen die Aufgabe, den Verlauf des Faktums vom Beginn bis zum Ende durch alle Momente der Entwicklung, durch alle Stadien der Anstrengung und des Leidens, auch bis zum überwältigenden Schmerz, ja bis zur Verzerrung der menschlichen Natur, bis zur Verzweiflung hindurchzuführen: (der Dichter, im Epos, im Drama, kann den leidenden Helden, vom Schmerz übermannt, schreien und weinen lassen, was im plastischen Kunstwerk den Eindruck der Schönheit nicht mehr machen würde). Die breite Situationsmalerei der Klopstock'schen und Wieland'schen Poesie, die ermüdende Darstellung ruhiger Zustände ist seitdem in der deutschen Poesie gerichtet; der Satz der Schweizer, daß „die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei", ist auf das ihm gebührende Maß zurückgeführt; als Princip der Poesie dagegen ist festgestellt, daß fortschreitende Handlung ihr Wesen und ihre höchste Aufgabe sei. — Unter dem Titel „Hamburgische D r a m a t u r g i e", 1767 und 68, sind die Kritiken zusammengestellt, welche Lessing über die auf der Hamburger Nationalbühne aufgeführten Schauspiele geschrieben hat. Ursprünglich eine Theaterzeitung (in wöchentlich zwei Stücken herausgegeben), ist die Dramaturgie zu einem klassischen Werk geworden, welches die Grundsätze des Drama's feststellt und verständigt. Lessing hat besonders nachgewiesen: 1. daß die Franzosen in der Nachahmung der Griechen und im Verständniß des Aristoteles fehlgegriffen, daß namentlich von den drei sog. Einheiten des Drama's nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Werth, die Einheiten der Zeit und des Orts nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden; 2. daß Shakespeare neben den griechischen Dichtern als Vorbild der dramatischen Kunst gewürdigt werden müsse. Die bedeutendsten unter den Kritiken sind: Stück 18 über den Harlekin (Lessing bestreitet das Verdienst Gottsched's, daß er den Harlekin von der Bühne gewiesen); Stück 22 — 25 und 54 — 69 über Graf Essex von Thomas Corneille (Lessing unterwirft den historischen Stoff von Graf Essex, Günstling der Elisabeth, einer ästhetischen Würdigung, unter Vergleichung mit zwei gleichnamigen Stücken: einem englischen von Joh. Banks und einem spanischen von einem ungenannten Dichter); Stück 36 — 50 über Voltaire's Merope (Lessing erläutert die Hauptaufgabe der Tragödie: „die Abfassung der Fabel", d. i. die dramatische Verknüpfung der Begebenheiten zu einer Handlung; weist ferner den Irrthum der französischen Dichter über die drei Einheiten nach); Stück 73 — 83 über Weiße's Richard III. (Lessing erläutert den Satz des Aristoteles, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht die Reinigung unserer Leidenschaften bewirken solle; charakterisirt die Begebenheiten, welche zur Tragödie brauchbar sind: es sollen Personen auftreten, die einerseits unverdient leiden, andrerseits unseres Gleichen sind, also weder ganz vollkommene, noch völlig lasterhafte Menschen.) Die meisten Stücke,

die in Hamburg zur Aufführung kamen, waren französischen Ursprungs. Unter den deutschen Schauspielen befinden sich: von Lessing Miß Sara Sampson (Stück 13) und der Freigeist (14); von Schlegel die stumme Schönheit (13), der Triumph der guten Frauen (52); von Gellert die kranke Frau; von Hippel der Mann nach der Uhr (22); von Weiße außer Richard III. das Lustspiel Amalia (20) und wenig andere. Die Kritiken der Hamburgischen Dramaturgie sind von außerordentlichem Einfluß auf die Geschichte unserer Dramatik, namentlich auf die Entwicklung der Talente Goethe's und Schiller's gewesen.

Lessing's Dichtungen. Am Schluß der Dramaturgie spricht Lessing davon, daß man ihm zuweilen die Ehre erweist, ihn für einen dramatischen Dichter zu erkennen, und fährt fort: „Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten meiner dramatischen Versuche sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet; durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt." Hernach sagt Lessing: „Wenn ich mit Hülfe der Kritik etwas zu Stande bringe, was besser ist, als es Einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich sehr viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften ganz frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit gegenwärtig haben, und bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, ruhig durchlaufen können" 2c. Die natürliche Folge dieser Art zu dichten hat sich in allen Werken Lessing's ausgeprägt. Sie sind meistens frei von Fehlern; zuweilen aber herrscht eine Verstandsmäßigkeit, eine ersonnene Dialektik in ihnen, die der Kälte der Wissenschaft nahe kommt. Sehr natürlich ist es aus diesem Grunde, daß Lessing im Lyrischen am wenigsten bedeutend ist, daß ihn dagegen seine Neigung immer wieder mit besonderer Kraft zum Didaktischen (zur Fabel und zum Epigramm) führt. Seine Lieder kommen über den Werth der anakreontischen nicht hinaus: „Der Tod (Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben! Gestern bei dem Saft der Trauben 2c.); Die drei Reiche der Natur (Ich trink, und trinkend fällt mir bei, Daß sie, die Schöpfung, dreifach sei)" u. a. „Drei Bücher Fabeln", 1759, sind prosaisch im Styl trockner Berichterstattung geschrieben. Seine „Sinngedichte", 1753 und 1771, werden nur selten durch bedeutende Stoffe gehoben. — Unter seinen dramatischen Werken lassen sich drei Perioden unterscheiden: 1. Jugendwerke, die der französirenden Richtung Gottsched's angehören: „Der junge Gelehrte, 1747; die Juden, 1749; der Freigeist", 1749, 2c.; 2. Werke, die mit der empfindsamen Richtung Gellert's und Klopstock's Verwandtschaft zeigen: „Miß Sara Sampson, Trauerspiel in 5 Akten", 1755 (Mellefont, ein schwächlicher Charakter, reißt seine unschuldvolle Geliebte Sara Sampson mit sich in's Verderben. Die tückische Marwood, die er früher geliebt, rächt sich für seine Untreue durch Gift, das sie ihrer Nebenbuhlerin reicht). „Philotas, Trauerspiel in einem Akt", 1759 (Philotas, der Sohn des macedonischen Königs, gefangen genommen, ersticht sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland, damit sein Vater sich nicht, um ihn auszulösen, zu schmachvollen Bedingungen verstehe). 3. Werke, die Lessing's Selbstständigkeit und eine Reinheit der Kunstarbeit zeigen, die ihrer Zeit sogleich Gegenstand der Bewunderung wurden. „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück" (1763 gedichtet), 1767 herausgegeben. (Der preußische Major von Tellheim ist mit dem sächsischen Fräulein Minna von Barnhelm verlobt. Nach Beendigung des Krieges wurde er unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er in der That eine Contribution,

die sie nicht hatten erlegen können, aus eigenen Mitteln vorgeschossen hatte. Nun fühlte er, der stets rechtliche Mann, in seinem Stolze sich verletzt, und da er seine Verlobte in die Schmach seines Schicksals nicht verwickeln wollte, zog er sich von ihr zurück und lebte, von ihr getrennt, in einem Gasthaus Berlins. Der drückendsten Noth anheimgegeben, sieht er sich genöthigt, den Ring, den er von Minna empfangen, sein letztes Eigenthum an den Wirth zu verpfänden, als Minna, die, von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt, ihn in der Noth nicht verlassen wollte, von seiner Anwesenheit in dem Gasthaus, wo sie eben eingekehrt war, durch eben diesen Ring in Kenntniß gesetzt wird. Dem stolzen Tellheim gegenüber spielt Minna eine List, indem sie vorgiebt, ihrer Liebe zu Tellheim wegen von ihrem Oheim enterbt zu sein. Sogleich ist er entschlossen, sich ihrer anzunehmen. Diese Wendung in dem Gefühl Tellheim's fällt mit der Entscheidung des Gerichts und einem Handbillet des Königs zusammen, wodurch seine Ehre wieder hergestellt wird.) Die Handlung wird durch Nebenpersonen erweitert. 1. Auf Tellheim's Seite stehen: Just, der anhängliche Diener, der von seinem Herrn nicht läßt, wie sein Pudel nicht von ihm; Paul Werner, der frühere Wachtmeister, dem in Friedenszeiten auf seinem Bauerngut nicht wohl wird, und der beim Prinzen Heraklius in Persien Kriegsdienste nehmen will. 2. Auf der Seite des Fräuleins von Barnhelm stehen: Franziska Willig, des Fräuleins Kammerjungfer, mit der sie zusammen erzogen und unterrichtet ist; und des Fräuleins Oheim, Graf von Bruchsall. Lessing knüpft die Fäden zwischen diesen auf manigfache Weise, besonders indem er zwischen Paul Werner und Franziska einen zweiten Liebesroman in heiterer Lustspielsart durchführt. 3. Außerhalb dieses Kreises stehen ferner: der Wirth des Gasthofes zum König von Spanien, ein „Schurke von Wirth“, wie Just sagt; die Witwe des Stabrittmeisters Marloff, die eine Schuld ihres Mannes zu Tellheim führt; und der Lieutenant Riccaut, ein entlassener Offizier, Spieler und Betrüger. Durch diesen letzteren öffnet sich in dem Bilde des Familienlebens der Blick in die gesellschaftlichen Zustände der Zeit. An dem Lustspiel ist Alles Lessing's Werk; seit Hans Sachs das erste völlig deutsche Lustspiel. Sein Stoff ist unmittelbar den Zuständen des Volkes entnommen, und in Anschluß an das bedeutendste Werk jener Jahre, an die Gründung der selbstständigen Macht Preußens, bearbeitet worden. Der Beifall, der dem Lustspiel gezollt wurde, war außerordentlich. — „Emilia Galotti, Trauerspiel“, 1772. Die erste Anregung zu Emilia Galotti hat Lessing aus der spanischen Tragödie „Virginia“ des Augustino de Montiano empfangen. Seit 1758 arbeitete er daran (ursprünglich „Virginia“ genannt). Lessing verlegte den Stoff, um ihm das Leben der Gegenwart zu geben, aus der römischen Geschichte in die moderne Zeit und auf den Boden Italiens. (Der Prinz von Guastalla wird durch die Schönheit der Emilia Galotti zu dem leidenschaftlichen Verlangen ihres Besitzes gereizt. Da Emilia, die Tochter Odoardo Galotti's, eines streng gesinnten Edelmanns, außerdem die Verlobte des Grafen Appiani ist, so ist ihr Besitz ohne ein Verbrechen nicht möglich. Der Prinz ist jedoch von der Leidenschaft so sehr befangen, daß er nicht mehr berechnen mag, wie viel der Erfüllung seiner Wünsche entgegensteht. Während er, Emilia in der Kirche aufsuchend, ihr seine Liebe gesteht, wie gedankenlos das Geständniß auch ist, läßt er seinen Kammerherrn Marinelli, dem er sich ganz vertraut, die Verbrechen vorbereiten, durch welche Emilia in seine Gewalt gebracht werden soll. Der Wagen, in welchem Emilia mit dem Grafen Appiani zur Vermählung fährt, wird von Banditen angefallen, der Graf ermordet und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, Dosalo, geführt. Der Prinz nimmt hier die Miene des Ueberraschten an, versichert Emilia seiner Theilnahme und verspricht Untersuchung des Verbrechens. Die Gräfin Orsina aber, die verlassene Geliebte des Prinzen, welche eben daselbst eintrifft, verbreitet Licht über den Zusammenhang des Geschehenen. Da sieht sich

Emilia in die Greuel des Lasters verwickelt, und voll Furcht und Abscheu davor, hat sie keinen Gedanken als den des Todes. Ihr Vater will sie hindern, sich das Leben zu nehmen. Die Gefahr aber, in der sie sich befindet, macht sie stark, und giebt ihr die Gedanken ein, mit denen sie ihren Vater selbst nöthigt, ihr den Tod zu geben.) Den Charakter des Prinzen zu zeichnen, führt Lessing zwei Nebenpersonen ein: den Rath Camillo Rota, der mit eindringlichstem Ernste doch nicht im Stande ist, den Fürsten zum Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit zu bringen: und den Maler Conti, den begeisterten Künstler, begeistert für das Ideal der Kunst, im Gegensatz zu dem sinnlichen Kunstdilettantismus des Prinzen. Das Familienbild auf der Seite der Emilia vervollständigt Lessing durch Claudia Galotti, die Mutter der Emilia, eine eitle, gedankenlose Frau, die sich der Auszeichnung ihrer Tochter durch den Prinzen erfreut und das Unglück gewissermaßen heraufbeschwört. — „Nathan der Weise, dramatisches Gedicht", 1779. Lessing gab, als Bibliothekar in Wolfenbüttel, eine periodische Schrift heraus unter dem Titel: „Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel". Als er 1774 im dritten Stück dieser Beiträge eine von Herm. Sam. Reimarus (Professor der Mathematik in Hamburg; geb. 1694, † 1768) verfaßte rationalistische Schrift: „Von Duldung der Deisten, Fragment eines Ungenannten", herausgab und 1777 Fortsetzungen dazu lieferte („Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln; Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können" ꝛc.; Abhandlungen, die gewöhnlich mit dem Namen „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten" zusammengefaßt werden), entspann sich ein lebhafter Streit zwischen den Vertretern der orthodoxen Kirche und Lessing. Unter jenen war der bedeutendste: Joh. Melch. Goeze (Pastor an St. Katharinen in Hamburg; geb. 1717, † 1786). Unter den Erwiderungsschriften Lessing's sind zu erwähnen: „Eine Duplik; Nöthige Antwort; Axiomata" ꝛc. Mit Bezug auf diesen theologischen Streit schrieb Lessing das Drama „Nathan". Er wollte sein Glaubensbekenntniß poetisch darin aussprechen, namentlich die Ueberzeugung: daß der göttliche Ursprung irgend einer Religion sich nicht erweisen lasse, also daß die höchste Pflicht der Menschen nicht im Glauben, sondern in der Tugend bestehe. Um diesen Gedanken anschaulich zu machen, erfand Lessing 1. eine dramatische Handlung von symbolischem Gehalt. (Personen verschiedenen Glaubens, Saladin, der Muhamedaner; der Tempelherr, als Christ; und die Jüdin Recha, begegnen sich, um der Religion willen, feindlich. Der Tempelherr kämpft gegen Saladin, bricht den Waffenstillstand, und wird, gefangen, nach Jerusalem geführt. Der Sultan befiehlt seine Hinrichtung und will ihr selbst beiwohnen. Er widerruft den Befehl zwar, aber nicht um des Tempelherrn, sondern um einer Zufälligkeit willen: weil er durch eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge an seinen längst verlorenen Bruder erinnert wird. Der Tempelherr rettet ferner aus der Gefahr des Verbrennens Recha; als er aber erfährt, daß das Mädchen eine Jüdin sei, verschmäht er, in stolzem Widerwillen gegen das Judenthum, selbst ihren Dank. Diesen drei Personen steht Nathan gegenüber: ein Mann voll Weisheit und Edelmuth; jüdischer Herkunft, doch ohne den Glauben seiner Väter; ihm genügt es, „Mensch" zu sein; die Religion, welche es auch sei, beurtheilt er im günstigen Falle als Befangenheit und Schwärmerei, wo nicht als Heuchelei. Nathan eröffnet jenen dreien das Geheimniß ihrer Verwandtschaft; der Tempelherr, Leu von Filneck, ist der Bruder Recha's; diese, mit Tauf- und Familiennamen Blanda von Filneck, ist im Hause Nathan's nur erzogen; beider Vater, Wolf von Filneck, hat ursprünglich Assad geheißen und ist ein jüngerer Bruder Saladin's, der vor Jahren, einer jugendlichen Leidenschaft folgend, sich nach Deutschland begeben und mit einer Edeldame aus dem Geschlechte der Staufen vermählt hatte. Ueber dieser Entdeckung vergessen Alle der Scheidewand, welche die

Religion zuerst zwischen ihnen aufgestellt hatte.) Weisheit sollte die Menschen von dem Streit um die Religion abhalten! Sind doch Alle, als Kinder Eines himmlischen Vaters, zu Liebe und Vertrauen aufgefordert! Dies ist die Tendenz der dramatischen Fabel. 2. Näher spricht Lessing seine Gedanken über Religion in der Parabel von den „drei Ringen" aus (Aufz. 3. Auftr. 5—7. Vergl. §. 57). Die Religion wird mit einem Ringe verglichen, der die geheime Kraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Jahrhunderte lang ist der Ring im Besitze einer Familie gewesen, und von dem jedesmaligen Vater immer demjenigen Sohne vererbt worden, der dieses Besitzes, weil er der Beste war, sich am meisten werth zeigte. Da ereignet es sich, daß ein Vater drei Söhne hat, von denen keiner mehr als der andere des Ringes werth erscheint; und um keinen zurückzusetzen, täuscht der Vater seine Söhne. Er giebt den Ring in die Hände eines Goldschmieds, der zwei ebensolche nachmachen soll. Nach des Vaters Tode aber zeigt es sich, daß der echte der Familie verloren gegangen ist. Denn die Söhne, jeder mit einem Ring versehen, beanspruchen das Vorrecht, welches mit demselben verbunden ist, die Herrschaft des Hauses und gerathen darüber in Streit. Der Richter, den sie zur Entscheidung ihres Streites aufrufen, macht nach der Ueberlegung, daß der Ring die Kraft besitze, Liebe vor Gott und Menschen mitzutheilen, sich also selbst offenbaren müsse, auf den Betrug aufmerksam, in dem ein Jeder sich befinde, und ertheilt ihnen den Rath, mit Liebe, Wohlthun und Vertrauen sich zu begegnen: dann werde die Kraft des Ringes unter ihnen sein, wenn auch der Ring selbst fehle. — Die Nebenpersonen im Drama sind 1. auf der Seite des Muhamedanismus: Die Schwester Saladin's, Sittah, und der Derwisch Al Hafi; 2. auf der Seite des Christenthums: Daja, die Pflegerin Recha's, ferner der Klosterbruder Bonafides, der früher Reitknecht im Dienste Wolf von Filneck's gewesen war, und der Patriarch, mit welchem letzteren Lessing ein Bild heuchlerischen Verfolgungseifers zeichnen wollte. (Für das Versmaß der dramatischen Rede ist Nathan der Weise wichtig geworden, da seitdem der reimlose 5füßige Jambus herrschend, auch von Goethe und Schiller bald darauf angewandt wurde.) Schiller schrieb auf Lessing das Epigramm unter der Aufschrift „Achilles":

„Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister der Geist."

§. 107. Johann Gottfried Herder, geb. 1744, gest. 1803.

Herder's Einflüsse auf die deutsche Poesie bestanden darin, daß er den Sinn für Volks- und Naturpoesie erweckte. Er that dies auf doppelte Weise: 1. durch theoretisch kritische Werke: (Ueber Ossian und die Lieder der alten Völker, 1773; über Shakespeare, 1773; älteste Urkunde des Menschengeschlechts, 1774; vom Geist der hebräischen Poesie, 1782); 2. durch poetische Uebertragungen: (Volkslieder, 1778; Cid, nach Herder's Tode, 1805, herausgegeben). Was Herder aus eigener Erfindung Poetisches geschaffen hat (Legenden, Paramythien, Epigramme rc.), hat nicht den hohen Werth der vorgenannten Werke.

Johann Gottfried Herder, geb. 24. Aug. 1744 zu Morungen in Ostpreußen; Sohn eines Lehrers an der Elementarschule, der zugleich Küster und Kantor war; in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. 1760 in das Haus des Predigers Trescho aufgenommen, wo er zu häuslichen Diensten, besonders zum Abschreiben, benutzt wurde, dafür aber einigen Unterricht erhielt und eine ziemlich

bedeutende Bibliothek benutzen durfte. Der Arzt eines russischen Regiments, das in Morungen 1762 Winterquartiere hatte, Schwarzerloh, bestimmte ihn, Chirurgie zu studiren und nahm ihn nach Königsberg mit, um ihn von dort nach Petersburg zu führen. Schon in Königsberg, nachdem er, einer Sektion beiwohnend, in Ohnmacht gefallen war, sagte er sich von seinem Gönner los, gab das Studium der Medicin auf, und im Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, durch Privatunterricht sich kümmerlich unterhaltend, studirte er Theologie. Seine Lage besserte sich, als er 1763 das Dohna'sche Familienstipendium erhielt. Von größtem Einfluß wurde in Königsberg auf ihn die persönliche Bekanntschaft mit Kant und Hamann. 1764 ging er nach Riga als Lehrer an der Domschule, wurde daselbst auch Prediger. Um die vorzüglichsten Erziehungsanstalten des Auslandes kennen zu lernen, reiste er 1769 zur See nach Nantes, von dort nach Paris. Diese Reise wurde der Wendepunkt seines Lebens. In Paris nahm er den Antrag an, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin, der zum Trübsinn neigte, nach Italien zu begleiten. Herder machte die Reise nur von Eutin bis Straßburg mit, wo er blieb, um sich, an einem Augenübel erkrankt, einer Operation zu unterwerfen. Hier wurde er 1770 mit Goethe bekannt, der ihn, nachdem Herder 1771—76 als Hofprediger in Bückeburg gelebt hatte, für Weimar zu gewinnen wußte. Herder stieg daselbst vom Superintendenten und Konsistorialrath zum Präsidenten des Oberkonsistoriums; 1801 vom Kurfürsten von Baiern geadelt; lange kränklich; † 18. Decbr. 1803.

In Bezug auf die beiden Lehrer seiner Jugend: — Immanuel Kant (geb. 1724 in Königsberg; Professor der Logik und Metaphysik daselbst, † 1804). Seine Hauptwerke sind: „Kritik der reinen Vernunft, 1781; Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können" 1783 ꝛc. Gegen die Voraussetzung der früheren philosophischen Systeme, daß die endliche Welt, das Objektive, vermittelst des Denkens erkannt werden könne, wies er nach, daß das Denken nie aus der Sphäre des Gedankens hinaus, nie in die Sphäre des wirklichen Seins gelangt, daß Denkendes und Gedachtes immer geschieden sind. Unser Denken knüpft sich nicht an das Wirkliche, Objektive, sondern an die Wahrnehmungen unserer Sinne, an die Eindrücke des Auges, des Ohres. Der Prozeß des Denkens also, der durch diese Eindrücke veranlaßt wird, und die Formen, in denen er sich verläuft (die Vorstellungen von Zeit, Raum, Ding, Ursache, Wirkung ꝛc.), sind daher nichts Wirkliches, Objektives, sondern bloß Vorgestelltes und Gedachtes. Kant wurde durch diese Trennung des Subjekts und Objekts ein starker Hebel für die Gründung echter Wissenschaftlichkeit in der Philosophie. — Johann Georg Hamann (geb. 1730 zu Königsberg; studirte Theologie, dann Jura; opferte die Brotwissenschaft seiner Neigung zu Beschäftigung mit der Literatur; wechselte die Lagen seines Lebens fast in jedem Jahr: 1752 Hauslehrer bei der Baronin von Budberg; dann bei Freunden in Riga lebend; 1753 Hofmeister bei General von Witten; wieder in Riga, mit der Absicht, sich den Handelswissenschaften zu widmen; 1756 abermals im Hause der Baronin von Budberg; dann in Geschäften des Rigaer Handelshauses Berens auf einer Reise über Berlin durch Holland nach England; hier, unter dem Schmerz über ein verfehltes Leben, zum Bibelglauben erweckt. 1758 nach Riga zurück, mit dem Unterricht an Kinder beschäftigt; 1759 nach Königsberg in's väterliche Haus zurück: studirte orientalische Sprachen. 1762 übernahm er, um sich für die Zukunft einen Erwerb zu sichern, eine unbesoldete Schreiberstelle beim Magistrat, später bei der Domainenkammer. 1765 Reisebegleiter des Hofraths Tottien von Mitau nach Warschau. 1767 wieder in Königsberg, Acciseschreiber; 1777 Packhofverwalter, 1787 pensionirt; besuchte in Düsseldorf Jacobi; in Münster die Fürstin Galyzin, Amalia, geb. Gräfin von Schmettau,

eine geistvolle, streng im Pietismus lebende Dame, wo er † 1788). Seine vielen schriftstellerischen Arbeiten erschienen als fliegende Blätter, zerstreuten sich und mehrere gingen verloren. Dem großen Publikum sind sie immer unverständlich geblieben. Denen, die ihn persönlich kannten, die aus der mündlichen Rede Vieles zur Ergänzung empfingen, was er wegen Mangel an Harmonie seiner Geisteskräfte im schriftlichen Ausdruck nicht zu fesseln vermochte, wurde er ein Gegenstand der Bewunderung; seine Rede wie die Sprache eines Orakels aufgenommen. Man nannte ihn den Magus des Nordens. Unter dem Titel „Kreuzzüge des Philologen *ΠΑΝ*“ sammelte Hamann 1762 mehrere Abhandlungen. Eine Stelle in einer derselben „Aesthetica in nuce, Rhapsodie in cabbalistischer Prosa“ lautet: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei als Schrift: Gesang als Deklamation: Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie und thaten ihren Mund auf zu geflügelten Sprüchen. Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit. Der erste Ausdruck der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: es werde Licht! Hiemit fängt sich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Rathschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Aeußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns: „Exemplumque Dei quisque est in imagine parva“ ꝛc.

Herder's kritisch theoretische Werke. Herder's schriftstellerische Thätigkeit war von der ausgebreitetsten Art. Sie erstreckte sich auf die Gebiete der Religion und Theologie, der Philologie, Philosophie, der Geschichte, Aesthetik und Poesie. Auch das Kleine hielt er nicht gering. In dem Verzeichniß seiner Werke finden sich neben denen, die den höchsten Aufgaben des Erkennens gewidmet sind, auch z. B. „Erklärungen zu Luther's Katechismus für den Schulgebrauch“, ja, ein „Buchstabier- und Lesebuch“ (1786). Unablässig das Ganze im Auge, betrachtete er Alles im Zusammenhang mit demselben. Aus diesem innersten Wesen entstand der Plan, das ganze Weltdasein, Natur und Geschichte, in einem wissenschaftlichen System geordnet zu überblicken: der Plan zu dem philosophischen Werk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ 1784—91. Lag es in der Natur der Sache, daß Herder den Anlauf zu dieser damals völlig neuen Wissenschaft nicht zu Ende führte, auch daß die Resultate seiner Forschung von den Fortschritten der nächsten Zeit überflügelt wurden: so ist doch die Anregung von ihm ausgegangen. Dies ist überhaupt der eigentliche Charakter seiner Wirkungen: er regte an und belebte. Herder fühlte selbst oft die Gegenstände, die er behandelte, größer, als die Darstellungskraft, die ihm zu Gebote stand. Aber mit Begeisterung strebte er zu ihnen empor; entzückt sprach er seine Ahnungen aus, unbekümmert, ob die Orakelsprüche verständlich seien. Wenn dem Leser, „dem Wanderer, der mit ihm ging, von seinem Ziel nur etwas vordämmerte“, so war sein Streben erfüllt: er hatte einen Mitarbeiter gefunden. Denn nicht seine, sondern die Bildung der Menschheit, war ihm Ziel aller Arbeit. Hierin stimmen alle Schilderungen seiner Zeitgenossen überein. Es lag ein Zauber der Belebung und Erweckung, der begeisternden Anregung

in ihm; eine starke Natur, die schnell über das Scheinbare und Zufällige hinwegkam, und das unwandelbar Geltende mit Sicherheit erfaßte. Darin lag freilich auch, daß er schonungslos gegen Schwächen und Eitelkeiten verfuhr, streng herausfordernd gegen Kräfte, die der Hebung fähig waren. Wieland verglich ihn einer „elektrischen Wolke", so voll wirkender, zündender Elemente war sein Geist; aber, fügt er hinzu, er mochte „diese Wolke nicht gern über seinem Haupte haben." — Herder's erstes Auftreten geschah mit jugendlicher Kühnheit und Heftigkeit, indem er in den Kampf der Kunstansichten mit eintrat, die durch Lessing und Winckelmann ausgesprochen waren. Er erwarb sogleich einen bedeutenden wissenschaftlichen Ruf. Namentlich Lessing's Ideen suchte er fast auf allen Gebieten theils zu beschränken, theils weiterzuführen. Der Standpunkt, den Lessing's Kritik erfaßt hatte, die Würdigung der Kunst vorherrschend mit dem Verstande, genügte ihm nicht. Er bedurfte allgemeinerer und weiterer Gesichtspunkte. Unter dem Titel „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" 1767 kündigte Herder eine Fortsetzung und einen Beitrag zu den Lessing-Nicolai'schen „Literaturbriefen" an. Herder wies hier in selbstständigen Abhandlungen auf den Zusammenhang zwischen Leben, Sprache, Religion und Poesie hin. Ebenso in den „Kritischen Wäldern" 1769, deren erstes Heft sich ausschließlich mit Lessing's „Laokoon" beschäftigte. Herder begründete das Urtheil über antike Poesie und Kunst nicht bloß durch Betrachtung dieses oder jenes einzelnen Kunstwerkes, sondern durch Hinweis auf die Volksthümlichkeit, aus der es hervorgegangen: auf die Einfachheit der Heldennatur, die lebhaftere Empfindung für Vaterland, Geschlecht, heroische Freundschaft. Er prüfte ferner nach allgemeinen ästhetischen Principien die Wahrheit des Lessing'schen Ausspruchs, daß die bildende Kunst nicht das Vorübergehende, sondern den ruhenden Moment darstellen sollte. Ueberall suchte er die kritischen Grenzen, die Lessing gezogen, zu erweitern, der vielgestaltigen Natur, der freien Aeußerung der Empfindung in der Poesie und Kunst ihr Recht zu bewahren. Bedeutend wirkte bald darauf die mit Goethe gemeinschaftlich herausgegebene Schrift „Von deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter" 1773. Von Herder standen darin zwei Abhandlungen: 1. „Ueber Ossian und die Lieder der alten Völker". (Herder weist den Charakter des Volks- und Naturgesanges in seinen einzelnen Merkmalen nach: in Ton und Farbe der Sprache, in den Schattirungen durch Rhythmus, Alliteration, Assonanz und dergl., Weichheit und Härte des Ausdrucks, Fluß und Abgerissenheit der Sprache, je nach den Stimmungen; er zeigt ferner den feinen Blick dafür, zu unterscheiden, was von dergleichen Kunstmitteln wirklich der Natur und der Empfindung des Lebens, und was der matten, unsicher nachahmenden Reflexion gehört. Das sinnlich klare, das lebendige Wort fordert er vom Dichter, das Wort, das sich dem sehnenden Auge und dem fühlenden Herzen einstellt, nicht dem abstrahirenden Verstande.) 2. „Ueber Shakespeare". (Herder führt eine Parallele zwischen dem griechischen und dem Drama Shakespeare's durch, weist nach, daß die Bestimmungen, die als „Gesetze" des griechischen Drama's aufgefaßt wurden, ursprünglich nicht Gesetze, sondern der Ausdruck freier naturgemäßer Entfaltung gewesen seien. Das Gesetz der „Einheit des Ortes und der Zeit" folgte natürlich aus der Art, wie das griechische Drama entstand: aus dem mit mimischen Tanz begleiteten Gesang des Chors, zu dem zuerst (durch Thespis) ein erzählender Schauspieler, dann (durch Aeschylus, Sophokles, Euripides) zwei, drei und mehr handelnde Personen hinzugefügt wurden. Das Gesetz der „Einheit der Handlung" erklärt sich ebenso aus der Einfalt der griechischen Familien- und Volksverhältnisse, besonders dessen, was im antiken Sinne eine „Heldenhandlung" war. Dagegen das Shakespearesche Drama wies Herder in der Größe der Weltverhältnisse begründet nach, in dem Geiste, der die großartigsten Einflüsse in sich vereinigen konnte, Einflüsse von den Völkern,

Sprachen, Sitten, Leidenschaften und Kämpfen der neueren Zeit, wie sie im kleinsten Raum, auf englischem Boden, auf's Kräftigste zusammentrafen. Die Folgerung, die Herder hieran knüpfte, war ein schlagendes Urtheil gegen das Princip der Nachahmung überhaupt. Vollendetes kann in der Poesie nur geschaffen werden, wenn es in freier Entfaltung aus dem Leben des Volkes hervorgeht: ein Urtheil, das die Nachahmung des griechischen Drama's in der Art der Franzosen, Racine's, Voltaire's &c., vernichtend traf.) In den beiden folgenden Werken beschäftigte sich Herder speciell mit der Poesie der Hebräer. In dem Werk „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" 1774 wandte Herder seine ästhetische Anschauungsweise auf die Anfangskapitel des ersten Buchs Moses an, ihren Zusammenhang mit der orientalischen Sinnlichkeit und Bilderwerk ausführend. In dem anderen „Vom Geist der hebräischen Poesie" 1782 wies Herder im Allgemeinen den Charakter der poetischen Sprache in der Bibel nach (sinnliche Empfindung und Anschauung); ferner die verschiedenen Gattungen der Poesie (epische Sage in den historischen Schriften, lyrischen Gesang in den Schlacht- und Siegesliedern, Hymnen in den Psalmen, erotische Poesie im Hohenliede, Elegien im Jeremias, didaktische Poesie in den Sprüchen); ferner alle Formen der Poesie (den Rhythmus im Satzbau, Parallelismus der Glieder; die poetischen Mittel in der Personifikation, im Gleichnisse, in der Fabel) &c. Unter Herder's späteren wissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen: „Briefe zur Beförderung der Humanität" 1793—97, ein Werk mehr allgemeinen philosophischen und sittlichen Gehalts.

Herder's poetische Uebertragungen. Herder übersetzte nicht im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sondern bildete frei nach. Er gab nicht immer das einzelne Wort des Originals; wohl aber war er darauf bedacht, Ton und Haltung des Ganzen zu treffen. So sind seine „Volkslieder" und die Romanzen im „Cid" freie Reproduktionen aus der Tiefe des eigenen poetischen Gefühls und der lebendigen Anschauung. — Die „Volkslieder" 1778 und 79, wurden später unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" wiederholentlich herausgegeben. Sie enthalten in sechs Büchern: 1. Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische, littauische, tartarische, wendische und morlakische Poesien), 2. aus dem Süden (griechische, sicilianische, italienische, spanische und französische), 3. aus dem Nordwesten (Ossian, schottische und englische Gesänge), 4. aus dem Norden (skaldische und dänische Lieder), 5. deutsche, 6. Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). — „Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen", erschien zum ersten Mal nach Herder's Tode 1805. (Die Angabe des Titels „nach spanischen Romanzen", die nicht von Herder herrührt, ist nur in Bezug auf 14 Romanzen richtig. Der größere Theil ist metrische Umbildung einer französischen Prosabearbeitung der spanischen Cid-Romanzen, welche 1783 in der Bibliothèque universelle des romans veröffentlicht war. Einiges jedoch, z. B. die 14. Romanze, Dialog zwischen Cid und Ximene, ist selbstständige Dichtung Herder's.) Die spanischen Romanzen von Cid stammen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert und sind ohne Plan für ein größeres Ganze gedichtet: Gesänge von den Thaten des Grafen von Vivar, Rodrigo Diaz, der c. 1040 unter Ferdinand I. von Spanien geboren und 1099 unter Alfons VI. gestorben war. Die Namen, mit denen Rodrigo im Gedichte bezeichnet wird, hat ihm die Geschichte schon bei Lebzeiten beigelegt: Cid (vollständig Cid el batal, Herr der Schlacht) und Campeador (unvergleichlicher Held). Herder's Dichtung zerfällt in vier Abschnitte: 1. Der Cid unter Ferdinand dem Großen, 2. unter Sancho dem Starken, 3. unter Alfonso dem Tapferen und 4. Der Cid zu Valencia und im Tode. (Die erste Romanze beginnt:

„Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Alarkos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind, Don Gormaz,
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht.

Don Diego's jüngster Sohn, Rodrigo, zeigt sich entschlossen, die Schmach zu rächen. Fast noch ein Knabe, erschlägt er den übermüthigen Gormaz. Bald schreitet er zu größeren Siegen über einfallende maurische Feinde. Vor seinem Ruhme weicht allmälig auch der Stolz der schönen Ximene, des Don Gormaz Tochter. Rodrigo gewinnt ihre Liebe, der König selbst stattet ihn aus und feiert seine Hochzeit mit. Nach Don Fernando's Tode wird das Reich getheilt: Don Sancho empfängt Castilien, Don Carzia Galizien, Don Alfonso Leon, während die beiden Töchter des Königs, Donna Uraka und Donna Elvira, jede eine feste Stadt, Zamora und Toro, empfangen. Cid wird Vasall des ältesten Königsohnes, Don Sancho, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Als Cid auch gegen Donna Uraka, der er am Sterbebette ihres Vaters Schutz zugesagt hatte, ziehen soll, wird er durch Uraka's eindringliche Worte von den Zinnen ihrer Stadt herunter zum Rückzug bewogen. Don Sancho, erzürnt über diese Verweigerung des Gehorsams, verweist ihn außer Landes. Bald muß der König ihn wieder zurückrufen, da ohne Cid's Hilfe alle Kriegspläne fehlschlagen. Don Sancho aber fällt zu derselben Zeit durch Verräthers Hand. Cid wird darauf Vasall seines jüngeren Bruders Don Alfonso, den er früher hatte bekämpfen helfen. Cid läßt diesen neuen Herrscher vor Uebernahme der Herrschaft einen Eid schwören, daß er keinen Theil am Morde seines Bruders habe, wodurch dieser, in seiner Herrscherwürde verletzt, gegen Cid noch mehr übelgesinnt wird. Er will sich des übermüthigen Vasallen entledigen und verbannt ihn von seinem Hofe. In der Verbannung erwirbt Cid den Ruhm glänzender Siege über die Mauren. In Valencia Herr, läßt er seine Gemahlin und seine beiden Töchter zu sich kommen. Durch seine hohe Würde erzwingt er sich des Königs Achtung von Neuem, ja seinen Schutz gegen böswillige Feinde. Dreißig Tage vor seinem Tode erschien ihm der heilige Petrus und verkündigte ihm seinen Tod. Da ordnete er alles Irdische. Und als er gestorben war, balsamirte man seinen Leichnam und setzte ihn auf sein Roß Babieça. Während der Trauerzug aus Valencia hinausging, kämpfte eine Schaar von Cid's Kriegern gegen die Mauren, die der Stadt genaht waren. Im Schrecken vor dem vorüberziehenden Cid flohen sie und Cid siegte noch, obwohl schon todt. Alle Großen des Reiches, der König, kamen dem Zug entgegen; und statt ihn in's Grab zu legen, wurde der Held auf einen prächtigen Stuhl neben dem Altar San Pedro's de Cordona gesetzt.) Ein erhabener Zug klassischer Ruhe und hohen Sinnes wohnt dem Gedichte ein. — Außer diesen beiden Hauptwerken gab Herder Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen 2c.

Herder's eigene Dichtungen sind: Legenden, z. B. der gerettete Jüngling. („Eine schöne Menschenseele finden Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist, Sie erhalten, und der schönst' und schwerste, Sie, die schon verloren war, zu retten" 2c. St. Johannes führt einen Jüngling, der während seiner Abwesenheit auf den Weg der Sünden verirrt und Räuber geworden war, zur Tugend zurück) 2c. Ferner Paramythieen, z. B. das Kind der Sorge („Einst saß am murmelnden Strome Die Sorge nieder und sann; Da bildet' im Traum der Gedanken Ihr Finger ein

leimernes Bild" 2c. Auf die Bitte der Sorge belebte Zeus das Bild, erhob dann aber Anspruch daran, daß das lebende Wesen ihm zugehöre. Auch Tellus fand sich mit einem Anrecht daran ein, denn von ihm sei es genommen. Saturn endlich, zur Entscheidung herbeigerufen, gab allen dreien Antheil an dem Geschöpfe: dem Gotte, der ihm Leben gegeben, nach dem Tode den Geist; der Erde, von welcher der Körper genommen, nach dem Tode die Gebeine; der Sorge aber, die es gebildet, das Ganze, so lange es lebte. So entstand der Mensch) 2c. Ferner Epigramme, Parabeln, Lehrgedichte u. a. —

Das Epigramm und die Parabel kamen nach Lessing's und Herder's Vorgange vielfach in Aufnahme. Epigrammendichter: Günther von Goeckingk (geb. 1748 zu Grüningen bei Halberstadt; Geheimer Oberfinanzrath in Berlin, † 1828); Friedrich Haug (geb. 1761 zu Niederstotzingen in Würtemberg, Bibliothekar in Stuttgart, † 1829); Parabeldichter Adolph Krummacher (geb. 1768 zu Tecklenburg in Westphalen; Prediger in Bremen, † 1845); Agnes Franz (geb. 1795 zu Militsch in Schlesien, † in Breslau 1843).

§. 108. Sturm- und Drangperiode.

Der Gegensatz der Ideen Lessing's und Herder's brachte in den siebziger Jahren eine Gährung hervor, die mit dem Namen „Sturm- und Drangperiode" bezeichnet wird. 1. Man wandte sich von Lessing ab, indem man alle Regeln und Vorbilder verwarf (nur Shakespeare erschien nachahmungswerth, weil er für regellos galt). 2. Man wandte sich zu Herder hin, indem man der Natur und dem Gefühl freieren Spielraum gab. Es sollten neue Bahnen geschaffen werden, um Wahrheit, Größe und Natur in die Poesie zu bringen. Hierhin gehören: Klinger (Zwillinge, Sturm und Drang); Lenz (Anmerkungen über das Theater, der Hofmeister); Maler Müller (Idyllen; Golo und Genovefa; Niobe). Derselben Richtung schließen sich Goethe's und Schiller's Jugendwerke an: Götz 1773 und die Räuber 1781.

Ueberspannung, Unklarheit und Leidenschaftlichkeit charakterisiren diese Zeit, spöttisch „Periode der Original- und Kraftgenie's" genannt. Starke Naturen (Klinger, Goethe, Schiller) arbeiteten sich zur Anerkennung der Regel empor, während die schwächeren (Lenz) zu Grunde gingen. Wie sehr Goethe eine Zeit lang dieser Richtung zustimmte, zeigten unter andern folgende Worte. „Es ist einmal Zeit," schreibt er, „daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über die Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht, der sich sonst von selbst zu geben schien. Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit; und wenn ja ein Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes."

Friedrich Maximilian Klinger (geb. 1752 zu Frankfurt am Main, Sohn sehr armer Eltern; verlor seinen Vater schon im 7. Jahre seines Lebens; seine Mutter brachte ihn und seine zwei Geschwister mit redlichem Fleiße durch. Elf Jahre alt, bemerkte ihn auf der Straße ein Lehrer am Gymnasium, und durch sein schönes Aeußere auf ihn aufmerksam gemacht, bewirkte er ihm unentgeltliche Aufnahme in der Schule. Bald unterstützte er, durch Unterricht spärlichen Erwerb gewinnend, seine Mutter und Geschwister. Studirte in Gießen, wurde dann Theaterdichter bei einer herumziehenden Schauspielertruppe. Seit 1780 in Rußland,

wurde er Offizier, als solcher geadelt, stieg bis zum Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat, Präsident zweier Departements, † 1831). Die kargen Verhältnisse seiner Kindheit bildeten in ihm festen Willen, Herbheit und Trotz des Charakters, welche die Entwicklung des reinen Kunst- und Schönheitssinnes hinderten. Seine Phantasien neigen überwiegend zum Schauervollen; seine Dramen sind wüst in Charakteren und Handlungen, zwischen Tragischem und Komischem verschwimmend. Das „Trauerspiel in 5 Aufzügen, die Zwillinge“ 1774, erwarb ihm einen gewissen Namen, da er mit demselben den von Schröder in Hamburg (§. 104) ausgesetzten Preis für ein bestes, auf der Bühne leicht aufführbares Originalstück gewann. (Guelfo, der jüngere von Zwillingsbrüdern, ist in dem Gefühl aufgewachsen, daß er gegen den Erstgebornen unrechtmäßig zurückgesetzt sei. Als ihm auch das Glück der Liebe versagt wird, da Kamilla, die er liebt, die Braut des Erstgeborenen wird, kann er die Eifersucht nicht mehr beherrschen. Die schwachen Eltern sind nicht im Stande, seine Gefühle zu besänftigen; Grimaldi aber, sein Vertrauter, stachelt sie unaufhörlich auf. Da ermordet er am Hochzeittage seinen Bruder. Nachdem die Raserei der Eifersucht ausgetobt hat, bietet er sich selbst dem rächenden Dolche seines Vaters an, der das Richteramt vollzieht.) Klinger's „Schauspiel: Sturm und Drang“ 1776 hat der Richtung dieser Zeit den Namen gegeben. (Lord Berkley und Karl Bushi, die Reste zweier verfeindeten Familien, sind nach Amerika gegangen, um an dem Freiheitskriege theilzunehmen. Sie treffen in einem Gasthause zusammen. Der alte Berkley verzehrt sich in Haß gegen die Familie Bushi; der junge Karl Bushi verschwimmt in Sehnsucht nach seiner Geliebten, die er sucht und in Karoline, der Tochter jenes Berkley, wiederfindet. Des alten Berkley Erbitterung tobt weiter und legt sich erst schließlich, als ihm der Zufall sein Familienglück wiedergiebt, als sein Sohn, von einer Seereise zurückkehrend, in demselben Gasthofe einkehrt.) Von Handlung ist in dem Stücke nicht die Rede, nur von zufälligen Begebenheiten und unklaren Empfindungen. „Mir ist so taub vorm Sinn,“ sagt Karl Bushi einmal, „so gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raum einer Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! O Unbestimmtheit, wie schief führst du den Menschen!“ Alle Personen stimmen in derselben Unruhe überein und in dem Wunsch: „wenn nur die Gefühle des Menschen ein Ende nehmen wollten!“ — In späteren Werken strebte Klinger mehr nach Einfalt und Klarheit, besonders in Dramen antiker Stoffe: Medea in Korinth 1786; Medea auf dem Kaukasus 1790 ꝛc.; Klinger schrieb außerdem Romane: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt 1791; Geschichte Raphael's de Aquilas 1793; der Weltmann und der Dichter“ 1798 ꝛc.

Johann Michael Reinhold Lenz (geb. 1750 zu Seßwegen in Liefland; studirte Theologie in Königsberg, lernte in Straßburg 1771 Goethe kennen; führte unter häufigem Wechsel des Aufenthalts ein regelloses Leben, aus Weimar wegen eines Pasquills auf den Hof verwiesen; 1778 wahnsinnig; scheinbar geheilt, blieb er blöde und wurde bei einem Schuhmacher beschäftigt, bis ihn sein Bruder nach Rußland nahm; starb zu Moskau 1792). Lenz entwickelte seine Kunstansichten 1774 in der Abhandlung „Anmerkungen über das Theater“. (Im Drama soll nicht die Handlung, sondern der Charakter die Hauptsache sein. Die Charaktere müssen in voller Natur sich frei darstellen, und aus ihnen die Handlung sich frei gestalten. Daß dies wirklich geschehen könne, hindere besonders die Theorie mit ihren auf Willkür beruhenden Regeln. Der wahre Genius sage sich von ihnen los: er sei bloß darauf bedacht, die Natur, wie er sie in sich empfinde, in ihrer Wahrheit darzustellen.) Lenz verwechselte Natur mit alltäglich Gemeinem und sittlicher Niedrigkeit. Ein Beispiel seiner Dramen ist „der Hofmeister oder Vortheile der

Privaterziehung, Komödie" 1774. (Das Fräulein eines adeligen Hauses und der eben engagirte Hofmeister verlieben und entfernen sich heimlich, werden vom Vater des Fräuleins aufgesucht, gefunden und wieder getrennt. Seine Tochter soll ihrem Stande zurückgegeben werden; ein großmüthiger adliger junger Herr vermählt sich mit der Entehrten; der Hofmeister mit einer Schulmeisterstochter.) Andere Dramen sind: „d r neue Menoza" 1774; „die Soldaten" 1776 ꝛc. Auf Goethe's Antrieb modernisirte Lenz die Lustspiele des Plautus für das deutsche Theater: „Das Väterchen, die Aussteuer" ꝛc. Ein interessantes Zeugniß seiner Zeit- und Lebensverhältnisse ist die dramatische Skizze: „Pandaemonium Germanicum", worin er Wieland, Jacobi, Weiße, Rabener, die er verspottet, dagegen Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und sich selbst, die er verherrlicht, in dramatischen Scenen zusammenführt. In Rußland, eine Zeit lang wieder gesund, lieferte er 1790 eine Uebersetzung des statistischen Werkes über Rußland von Sergei Pletschtschejew.

Friedrich Müller, „Maler Müller" genannt (geb. 1750 zu Kreuznach, Maler, Kupferstecher und Dichter, ging 1778 nach Rom und blieb daselbst; vom König von Baiern zum Hofmaler ernannt; † 1825) wurde von seinem Bestreben, natürlich zu sein, häufig ins Derbe und Rohe geführt; hielt sich aber der Kunst näher als Lenz. Er schrieb prosaisch abgefaßte Idyllen. Dem Inhalte nach zerfallen sie in drei Gruppen: 1. Biblische: „Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte" (voll zarten Naturgefühls); 2. mythologische: „Satyr Mopsus" (Mopsus ist ein täppischer Gesell. Die Nymphe Persina, die sich in Neckereien mit ihm einläßt, wird von Hirten gefangen und dem Satyr zugeführt ꝛc.); 3. volksthümlich deutsche, die sog. „pfälzischen Idyllen: die Schafschur, das Nußkernen" (Anfänge der deutschen Dorfgeschichten). — Ein Lieblingsstoff Maler Müller's war die Sage von Genovefa. Zuerst bearbeitete er einzelne Scenen in Balladen, Idyllen: Scenen von gräßlicher Naturwahrheit; dann den ganzen Stoff in einem fünfaktigen Schauspiel „Golo und Genovefa" 1808, in welchem die Wildheit der früheren Bearbeitungen etwas gemildert erscheint. Das lyrische Drama „Niobe" 1778 ist eines der besseren Produkte dieser Richtung. (Als Niobe, über Latona, die Mutter der Diana und des Apollo, sich stolz erhebend, von ihren Söhnen und Töchtern begleitet, im Tempel sich als Göttin anbeten lassen will, kracht die Decke des Tempels, unter Donner und Blitz erscheinen Diana und Apollo, ihre Mutter zu rächen: „Wir kommen nun herab, Opfer dir zu bringen." So strecken sie die eigenen Kinder der Niobe ihr als Opfer nieder. Das Flehen der Niobe steigert sich zur Verzweiflung. Kalt vollenden Diana und Apollo die Strafe: „Verzweifelnd lerne Götter ehren!" Darauf erfrieren unter Blitzen, die auf ihre Schultern herabfallen, ihre Adern, sie fühlt die Kälte ihres Busens, die Ruhe ihres Herzens, sie fühlt ihr Ohr sich schließen, das Auge erlöschen, die Zunge gebricht: sie ist versteinert.) Maler Müller begann auch einen Faust: „Faust's Leben dramatisirt" 1779: meistens Schilderung des wüsten, versunkenen Lebens.

§. 109. Gottfried August Bürger, geb. 1748, gest. 1794.

Bürger ist der bedeutendste Vertreter der Richtung Herder's zur volksthümlichen Poesie (Lieder; Sonette; Balladen: Lenore, der wilde Jäger ꝛc.; poetische Erzählung: der Kaiser und der Abt ꝛc.).

Gottfried August Bürger (geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende bei Harzgerode; Sohn eines Predigers; seit seinem 11. Jahre von seinem Großvater, dem Hofesherrn Bauer, in Aschersleben erzogen; studirte in Halle auf den Wunsch seines Großvaters Theologie; wandte sich bald zum Studium der Rechte und der schönen Wissenschaft, seit 1768 in Göttingen, wo er später mit den Dichtern des

Göttinger Bundes bekannt wurde. Poetisches Talent und sinnliche Leidenschaft waren in ihm unglücklich gemischt. Von dem wüsten Leben, das er seit seinem Aufenthalt in Halle und in Göttingen führte, konnte er sich nicht mehr beharrlich frei machen. Die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen, welche er durch Boie's Einfluß 1772 erhielt, gab er 1784 wieder auf; lebte darauf als Docent an der Universität in Göttingen; wurde 1789 auch Professor daselbst; fristete sein Leben in Noth und Elend; 1791 in schmerzlicher Aufregung über Schiller's Recension seiner Gedichte, an seinem Dichterberufe zweifelnd; in Reue über die Schuld an seinem Lebensunglück; † am 8. Juni 1794). Bürger's Dichterruhm gründete sich auf die 1574 im Göttinger Musenalmanach erschienene „Lenore". Seine Gedichte wurden 1778 und seitdem wiederholentlich gesammelt. Unter den lyrischen Gedichten: „Trinklied (Herr Bacchus ist ein braver Mann, Das kann ich euch versichern!); das Dörfchen (Ich rühme mir mein Dörfchen hier); Himmel und Erde (In dem Himmel quillt die Fülle der vollkommnen Seligkeit); Minne (Ich will das Herz mein Lebelang Der holden Minne weihen)" rc. Bürger's Sonette sind die ersten, die seit Gottsched wieder gedichtet wurden. Sie empfingen selbst von Schiller, der ihn mit einseitiger Strenge beurtheilte, das Lob, daß sie „Muster ihrer Art, auf den Lippen des Deklamators sich in Gesang verwandelten." Die Hauptanregung zu seinen Balladen empfing Bürger von Percy's Sammlung altenglischer Balladen.

§. 110. Lichtenberg, Hippel, Jean Paul.

In die Zeit allgemeiner poetischer Belebung fiel auch die Blüthe der Humoristik. Hauptvertreter derselben sind: Lichtenberg (Ueber Physiognomik, Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche); von Hippel (Lebensläufe, Kreuz- und Querzüge); Jean Paul (Unsichtbare Loge; Quintus Fixlein; Blumen-, Frucht- und Dornenstücke; Titan rc.).

Georg Christoph Lichtenberg (geb. 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt; von klein auf schwächlich, im 8. Jahre in Folge eines unglücklichen Falles verwachsen; studirte in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften; 1770 Professor in Göttingen; machte wiederholentlich Reisen nach England; † 1799) war eine stille, in sich gekehrte Natur; scheute die Menschen; es war ihm peinlich, daran zu denken, daß sein verwachsener Körper bemerkt werden könne; ging seitwärts durch den Hörsal der Universität; verließ besonders in späterer Zeit sein Haus nie ohne dringende Aufforderung. Auf die Entwicklung seines humoristischen Talents war die frühzeitige Bekanntschaft mit den englischen Humoristen, Swift, Sterne, Smolet, einflußreich. Seine Aufsätze erschienen meistentheils in dem „Götting'schen Magazin für Wissenschaft und Literatur" und wurden nach seinem Tode unter dem Titel „Vermischte Schriften" 1800 gesammelt. Auf die Literatur der damaligen Zeit beziehen sich: „Parakleton oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenie's sind; über den Roman; Vorschlag zu einem orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler" rc. Gegen Lavater gerichtet ist: „Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der Götting'schen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben"; ferner „Ueber Physiognomik, nebst einem Fragment von Schwänzen", worin die Sauschwänze als Symbole des Charakters behandelt werden. Außerdem sind hervorzuheben: „Bemerkungen über sich selbst; über die Macht der Liebe; über die Bedienten", und besonders: „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche". (William Hogarth, englischer Maler und Kupferstecher, geb. 1698, † 1764; führte die Thorheiten und Laster seiner

Zeit und seines Volks in Bildern vor. Gewöhnlich in mehreren zusammengehörigen Blättern schilderte er den Verlauf einer Thorheit, eines Lasters durch alle Stadien der Unbesonnenheit und Konsequenz bis zur Katastrophe.) Hogarth's Bilder haben in England viele erklärende Werke hervorgerufen; in Deutschland sind die von Lichtenberg die geistvollsten, voll scharfer Auffassung der Situation und sprechender Wahrheit der Charaktere: anziehend geschriebene Romane. Der Lichtenbergschen Schrift sind Kopien der Hogarthschen Bilder von Riepenhausen beigegeben.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen; Sohn eines Schulrektors, studirte Theologie in Königsberg 1756; kam durch Bekanntschaft mit einem russischen Offizier, Lieutenant von Keyser, den er nach Petersburg und Kronstadt begleitete, in die Welt und in's Leben; studirte darauf, in die Heimath zurückgekehrt, 1762 die Rechte; wurde Advokat, bald zum königlichen Dienst berufen, ließ 1791 den Adel seiner Familie erneuern; Bürgermeister und Kriegsrath in Königsberg, † 1796). In Hippel's Charakter lagen alle Kontraste, die seltsamsten Kapricen des Geistes und Gemüths, nebeneinander: eiserne Kraft des Willens und weiches Gemüth. Er war Republikaner von Grundsatz, diente aber voll Eifer dem souverainen Fürsten; er spottete über Adel und Ahnen und ließ den Namen seiner Familie wiederherstellen; er war häßlich und ließ sich oft malen; er pries die Ehe und heirathete nie; er war voll Ehrgeiz und sorgte dennoch vorsichtig, daß außer seinen vertrauten Freunden Niemand ihn als Verfasser seiner vielgelesenen und berühmten Schriften kannte. In seinem Hause und Garten umgab er sich mit Sinnbildern des Todes. Wie auf einem Kirchhof führte er dort sein Leben, den Jugenderinnerungen gewidmet, in seinem Herzen weich, edel und empfindungsvoll; wenn er aber in's Leben hinaustrat, streng und hart. Hippel hatte in seiner Jugend eine reiche vornehme Dame geliebt. Um sie heirathen zu können, hatte er Reichthum und eine angesehene Stellung in der Welt sich verschaffen wollen. Als er starb, hatte er beides in hohem Grade erreicht; aber er war ehelos geblieben. — Hippel trat zuerst mit Lustspielen auf: „der Mann nach der Uhr" 1765 (Lessing's Dramaturgie, Stück 22) ꝛc. Viel gelesen wurde darauf sein didaktisch satirisches Werk „über die Ehe" 1774. In dem humoristischen Roman „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" 1778 wollte Hippel der Lebensgeschichte seines Helden die des Vaters und Großvaters folgen lassen. Die Absicht blieb unausgeführt. (Alexander und Minchen sind die Hauptpersonen. Ihre Jugendliebe; ihre Trennung, während Alexander zur Universität geht; Minchen's Elend, in das sie durch die Nachstellungen eines Edelmanns geräth, und ihr Tod; Alexander's Kriegsdienste in Rußland gegen die Türken; Verwundung; Bekanntschaft mit einer Dame, die er in seiner Empfindung mit Minchen verwechselt: an diesen einfachen Faden der Erzählung knüpft Hippel sehr anziehende, stimmungsvolle Charakter- und Situationsschilderungen, gehaltvolle humoristische Exkursionen über die verschiedensten Interessen des Lebens.) — In dem Roman „Kreuz- und Querzüge des Ritter A bis Z" 1793 führt Hippel den Helden durch allerlei Lächerlichkeiten des Adelstolzes, durch den Formalismus des Freimaurerthums, zur Natur und Wahrheit der Empfindung, namentlich zum Frieden der Ehe.

Jean Paul Friedrich Richter („Jean Paul" mit seinem Schriftstellernamen; geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel im Baireuthschen, sein Vater Lehrer, später Pfarrer im Dorfe Joditz, dann im Flecken Schwarzenbach an der Saale; auf den Schulen dieser Orte nur dürftig vorbereitet. Nach seines Vaters Tode lebte er mit seiner Mutter in sehr ärmlichen Umständen; studirte Theologie in Leipzig, widmete sich aber der Literatur; las viel, verarbeitete es rasch, entwarf schrift-

liche Auszüge, rubricirte das mannigfachste Wissen, so daß ihm immer das Verschiedenartigste zu Gebote stand. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten „Grönländische Prozesse" 1783; „Auswahl aus des Teufels Papieren" 1789 gingen unbeachtet vorüber. Er hatte Jahre der Noth zu überstehen, die sein Gemüth vertieften, ihm den Frieden in der Stille der Seele, im Glück der Freundschaft und Liebe werth machten. Nachdem er 1785 Leipzig verlassen, lebte er mit seiner Mutter in Hof in dem ärmlichsten Stübchen; dann als Hauslehrer bei dem Vater eines Freundes (Oerthel) auf dem Lande; dann in Schwarzenbach mit Elementarunterricht an Kinder beschäftigt. Von hier aus gelang es ihm, in Berlin einen Verleger für seine „Unsichtbare Loge" zu finden. An einem späten Abend des Jahres 1793 unter Sternenschein eilte er von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter, die er am Spinnrad in ihrer Stube fand, die 100 Ducaten zu bringen, die er als Honorar empfangen. Durch diesen und durch die bald darauf folgenden Romane wurde er schnell in ganz Deutschland ein gefeierter Name. In allen Kreisen wetteiferte man, ihn zu ehren. Als er 1796, nach Weimar eingeladen, dorthin kam, hatte die Herzogin Amalie an allen Thoren den Auftrag gegeben, ihr seine Ankunft sogleich zu melden. Herder wurde sein vertrautester Umgang. Später machte er Besuche an den Höfen zu Gotha, Hildburghausen. Der Herzog von Hildburghausen gab ihm den Titel „Legationsrath", der Fürst Primas von Dalberg eine Pension, die nach der Auflösung des Rheinbundes vom König von Baiern übernommen wurde. Herder schrieb an Jacobi: „Ich kann von ihm nichts sagen, als: er ist ganz Herz und Geist; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt." 1804 nahm er Wohnsitz in Baireuth, † 14. Nov. 1825). Jean Paul's Werke zeigen eine glänzende Verbindung der Sprache der Seele und des Witzes, weicher Sentimentalität und geistvoller Satire, eine Fülle an Ideen und Bildern. Auch im Kleinen zeigt er sich groß: „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" in Jean Paul's „Briefen und bevorstehendem Lebenslauf" 1799. Seine Romane erweitern sich in „Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Billeten, Briefen, Ausschweifungen, Zugaben, Postskripten, Aphorismen" oder wie er die launenhaften Folgen seiner Gedanken nennt, bis in's Maßlose. Schiller sagt über ihn:

„Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth."

Charaktere, die Jean Paul mit Vorliebe behandelt, sind: der unverdorbene Jüngling, voll Unbefangenheit und Blödigkeit; die hohe Jungfrau, sinnig und fest; ferner der bescheidene und anspruchslose Mensch, den das gotterfüllte Herz über alle Noth der Erde erhebt, endlich der humoristische Freund, der unter der Maske des Spottes Opferfreudigkeit verbirgt. Jean Paul ist ein unveräußerliches Eigenthum unseres Volkes. Seine Poesie, voll des tiefsten Seelen- und Gemüthslebens der Deutschen, konnte in keine andere Sprache übersetzt werden. (Insofern der grellste Gegensatz zu Goethe, dessen objektive Klarheit aller Welt verständlich wurde, von dem man Uebersetzungen bis in's Türkische und Chinesische geliefert hat.) — „Die unsichtbare Loge, eine Biographie" 1793. Der Rittmeister von Falkenberg läßt seinen Sohn Gustav in einem unterirdischen Raum durch einen Herrnhuter erziehen. Er wird dort auf seinen Tod vorbereitet; und als er den unterirdischen Raum verläßt, wird ihm gesagt, daß er gestorben sei. Das Sonnenlicht der Erde wird ihm als der Himmel dargestellt, in den er eingetreten. Die himmlischen Freuden, welche die Erde ihm bietet, bestehen in der Freundschaft mit dem blinden Bettelknaben Amandus und in der Liebe zu Beata. Der Roman blieb unvollendet, wie Jean Paul sich ausdrückt „eine geborene Ruine", da es fast nothwendig war, die Sentimentalität willkürlich abzubrechen. In einem humoristischen

Anhang zum Roman „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“ giebt er ein idyllisches Bild heiteren Frohsinns in den ärmlichsten Verhältnissen. — „Hesperus oder die 45 Hundsposttage“ 1795. Die Nachrichten über die in dem Roman auftretenden Personen werden dem Dichter durch einen Hund überbracht. „Hesperus“ wird das Buch genannt, weil es abgeblühten Lesern zum Abendstern, aufblühenden zum Morgenstern zu werden bestimmt ist. Der Roman zeichnet die zart aufkeimende Liebe Viktor's und Klotilde's und den Sieg derselben gegen alle ihr widerstrebenden Verhältnisse des Lebens. — „Leben des Quintus Fixlein“ 1796. Fixlein ist ein fröhlicher, fleißiger Mensch, der Quintus an einer Stadtschule. In den Ferien reist er zu seiner alten Mutter auf's Land, in deren ärmlichen, aber sauberen Häuslichkeit er ein armes adeliges Fräulein kennen lernt, die bescheidene Thinette. Er macht ihr seine Liebeserklärung, und, zu einer Landpfarre befördert, heirathet er sie. — „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs“ 1796—97. Der Armenadvokat Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel ist ein sentimentaler, geistig unruhiger Mensch. Seine Frau dagegen, Linette, welche die Stimmungen ihres Mannes nicht begreift, ist voll kleinlicher Wirthschaftlichkeit. Sie lebt ganz in dem Gefühl für rein gescheuerte Dielen und aufgeputzte Möbel. Beide quälen sich. Da folgt er dem Rathe seines Freundes, des humoristischen Leibgeber, zu dem er nach Vaduz reist, stellt sich nach seiner Rückkehr in Kuhschnappel vom Schlage gerührt und todt, läßt sich scheinbar begraben, kommt nach Vaduz, vermählt sich mit Natalie, einer geistreichen Engländerin, die er vorher dort kennen gelernt hatte, und giebt seiner Witwe Gelegenheit, durch ihre Hand den Schulrath Stiefel zu beglücken, der schon lange um sie geworben hatte. (Der Roman enthält eine humoristische Bearbeitung derselben Idee, die Goethe in anderer Weise in den „Wahlverwandtschaften“ giebt.) — „Titan, mit einem komischen Anhange“ 1800—3. Albano ist der jüngere Sohn des Fürsten von Hohenflies. Da die Folgen des Hoflebens und der Hoferziehung an dem älteren Bruder Albano's, Luigi, sich in gänzlicher Entnervung zeigen, will sein Vater den jüngeren vor einem ähnlichen Verderben bewahren und läßt ihn, seiner fürstlichen Abstammung unkundig, in einem ländlichen Aufenthalt unter natürlich guten Menschen erziehen. Albano selbst kennt sich als Sohn eines Spaniers Don Gaspard. Dieser letztere geht mit der Absicht um, seine Tochter Linda dem Fürstensohne zu vermählen. Zu diesem Zweck führt er unter magisch wirkenden Umständen künstlichen Geisterspukes das Bild derselben als das seiner ihm vom Schicksal bestimmten Braut vor. Albano hegt aber im Herzen bereits eine Neigung zur zarten, schönen Liane, Tochter des Ministers in Hohenflies. Diese selbst freilich ist für Albano nicht bestimmt. Von höherer Weisheit geleitet, entsagt sie und stirbt. Aber durch ihr Bild wird Albano zur Prinzessin Idoine geführt, die, jener außerordentlich gleichend, zurückgezogen in einem Dorfe lebt und unter den Menschen ihrer Umgebung das Ideal des Glückes verwirklicht. Idoine ist die Erbin des benachbarten Fürstenthums Haarhaar, und Albano, mit ihr verbunden, vereinigt beide Länder. (Unter den „komischen Anhängen“ zum Titan ist die „Clavis Fichtiana“ das Bedeutendste; eine Verspottung des Formalismus in der Philosophie.) — „Die Flegeljahre, eine Biographie“ 1804. Herr von der Kabel, der Krösus von Haslau, ist kinderlos gestorben. Sein Haus in der Stadt soll derjenige seiner Verwandten erben, der innerhalb einer halben Stunde nach der Testamentseröffnung die erste Thräne weint. Als Universalerbe aber ist Gottwalt Harnisch, ein liebenswürdiger Jüngling, den er zufällig kennen gelernt hat, eingesetzt. Der Roman erzählt dieses Gottwalt Eintritt in die Welt unter dem Schutze seines lebensgewandten, humoristisch kecken Bruders Vult. — Titel anderer Werke von

Jean Paul: „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz 1809; Dr. Katzenberger's Badereise 1809; Leben Fibel's 1811" rc. — Gedankenvoll sind Jean Paul's Werke reflektirenden und wissenschaftlichen Inhalts: „das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele 1797; Vorschule der Aesthetik 1804; Levana oder Erziehungslehre 1807". — (Börne sagt in der „Denkrede auf Jean Paul": „Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. — Die Schwärmerei der ganzen Mitwelt für Jean Paul hat in diesen Worten keinen übertriebenen Ausdruck gefunden.)

Als Dichter reinen Gemüths ist hinzuzufügen: Johann Heinrich Pestalozzi (geb. 1746 in Zürich; studirte Theologie, dann die Rechte, trieb darauf Landwirthschaft, beschloß endlich, sich der Erziehung und Bildung des Volks zu widmen. Seine pädagogischen Versuche, Anlage von Erziehungsinstituten, mißglückten und stürzten ihn in Armuth. Er fühlte dabei seine Kraft erstarken; Noth führte ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit, und in Folge davon zu klarerer Ausbildung seiner Gedanken. Später von der Regierung unterstützt, gründete er abermals Erziehungsanstalten: 1798 zu Stanz in Unterwalden, 1804 zu Yverdun. Letztere erfreute sich außerordentlichen Zuspruchs aus dem In- und Ausland. Zunehmendes Alter und überhaupt Unfähigkeit, ein großes Ganze zu leiten, bewirkten den Fall der Anstalt; † 1827 zu Brugg im Aargau). Sein Erziehungsprincip war: den Sinn des Kindes mit klaren Anschauungen und natürlichen Empfindungen zu erfüllen; dadurch das Bedürfniß nach Bildung und Fähigkeit dafür hervorzurufen; auf dieser Grundlage inneres Leben, Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, Lust an der Arbeit, Sorge jedes Menschen für das Seine, Liebe zu den Mitmenschen, Demuth und Gottvertrauen zu gründen. Diese Gedanken sind auch der didaktische Inhalt seines „Buches für das Volk, Lienhard und Gertrud" 1781: ein Vorläufer der späteren sog. Dorfgeschichten. (Lienhard ist durch eine Schuld von 30 Gulden in die Gewalt des Dorfvogts Hummel gekommen, der ihn zum wüsten Leben verführt. Seine Frau Gertrud rafft ihn auf und macht ihn mit Hülfe des edlen Herrn von Arner von dem bösen Menschen frei. Unter Fleiß, Redlichkeit und Frömmigkeit gedeiht ihr Hauswesen.) Ein anderes Werk von Pestalozzi „Figuren zu meinem ABC-Buch" 1797, später unter dem Titel „Fabeln" herausgegeben, enthält vieles Sinnige.

Die niedere Komik wurde vertreten von: Konrad Arnold Kortüm (geb. 1745 zu Mühlheim, Arzt, † zu Bochum in der Grafschaft Mark 1824) in dem „komischen Heldengedicht: die Jobsiade" 1784; — ferner von Aloys Blumauer (geb. 1755 zu Steier, Censor, † 1798 zu Wien) in der Travestie von Virgil's Aeneide: „Abenteuer des frommen Helden Aeneas" 1784; — endlich in dem Werk „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen" 1787, einem Werk von altem volksthümlichen Stoff (§. 73. 74), als dessen Verfasser muthmaßlich Rudolph Erich Raspe (geb. 1737 zu Hannover; Inspektor der Kunst- und Münzsammlungen in Kassel; bestahl dieselbe, floh nach England, † 1794) genannt wird.

§. 111. Engel, Iffland.

Im Roman und Drama traten ferner einigermaßen hervor: Engel (Lorenz Stark; Philosoph für die Welt); Iffland (Schauspiele: die Jäger, die Hagestolzen, der Spieler rc.) u. A.

Johann Jakob Engel (geb. 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin; studirte Theologie in Rostock, später Philologie in Leipzig; Professor der Moral und schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, Prinzenerzieher am preußischen Hofe; später Oberdirektor des Berliner Theaters, † 1802 in Parchim) zeigt in seinen poetischen Arbeiten genaue Beobachtung, besonders der bürgerlichen Kreise, giebt einfache, determinirte Charaktere; in der Anlage und im Dialog meisterhaft; läßt es aber an Tiefe fehlen. Die Lustspiele, mit denen er zuerst auftrat, „der dankbare Sohn; der Edelknabe" rc. sind unbedeutend. Sinnvoll und würdig sind die unter dem Titel „Philosoph für die Welt" (1775—77) zusammengestellten Abhandlungen über Gegenstände der Kunst, Moral und Philosophie (Tobias Witt; der Traum des Galilei rc.). Am vorzüglichsten ist: „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde" 1801. (Lorenz Stark ist ein edeldenkender Kaufmann, voll Einfalt des Charakters, in seiner Familie aber eigenwillig und rechthaberisch. Zwischen ihm und seinem Sohne findet kein Vertrauen statt. Während er seinen Sohn für einen Spieler und Verschwender hielt, ging dieser in der That einer Pflicht nach: er war beschäftigt, die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes zu ordnen. Ueber den Geschäften lernte er die Witwe seines Freundes näher kennen und lieben; und endlich gewann er den Beifall seines Vaters.) Lorenz Stark wurde Vorbild für eine große Menge von Familienromanen.

August Lafontaine (geb. 1758 zu Braunschweig; Feldprediger 1792; seit 1800 auf seinem Landgut bei Halle, † 1831) bildete die Familienromane in weinerlicher Sentimentalität aus; 130 Bände Erzählungen und Romane, z. B. „Clara du Plessis und Clairant" 1794. (Clara, die Tochter eines Vicomte, liebt Clairant, den Sohn des Pächters. Der adelstolze Vater duldet die Liebe nicht. Als darauf die Revolution ausbricht, ist dieser Pächterssohn der Erretter des Vicomte und seiner Familie von der Volkswuth. Heimlich vermählen sich Clara und Clairant und leben in der Einsamkeit eines Waldes, bis der Vater das Glück zerstört.) „Feodor und Maria oder Treue bis zum Tode 1802" rc. — Adolf Freiherr von Knigge (geb. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, Kammerherr in Weimar, zuletzt Oberhauptmann zu Bremen, † 1796), am meisten bekannt durch seine populär didaktische Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen" 1788; hat auch Romane geschrieben: „der Roman meines Lebens" rc.

August Wilhelm Iffland (geb. 1759 zu Hannover; von klein auf voll Neigung zur Schauspielkunst. Das Bild eines erleuchteten Triumphbogens, den er in Hannover am Friedensfest nach dem siebenjährigen Kriege sah, fand er in seiner Phantasie beim Besuch des Theaters wieder, in das er ein Jahr darauf zum ersten Male mitgenommen wurde. Seitdem, seit seinem fünften Jahre, bezogen sich alle seine Gedanken auf das Theater. Die Begeisterung für die Kanzelberedtsamkeit, die Joh. Ad. Schlegel (§ 95) in ihm weckte, bildete sein Talent des Vortrags; es gewährte ihm Vergnügen, sorglich ausgearbeitete Predigten von der Stuhllehne herab vor seinen Hausgenossen zu halten. Achtzehn Jahre alt, brachte er seine Zweifel zum Abschluß, als er bei einem Besuch des Kirchhofs auf einem Grabstein die Worte las: „Gehe hin in das Land, das ich dir zeigen werde." Er fand darin die Weisung für sich, an das Theater zu gehen, und verließ das elterliche Haus. Zuerst in Gotha, dann unter Freiherr von Dalberg in Mannheim an der Bühne; seit 1796 in Berlin, zuletzt Generaldirektor der königlichen Schauspiele, † 1814). Iffland war ein Mann von gediegenen Grundsätzen. Es gelang ihm, den so lange verachteten Stand der Schauspieler zu Ehren zu bringen. In Preußen, wo Iffland sich unter den schwierigsten Verhältnissen während der Herrschaft der Franzosen als eifrigen Patrioten bewährte, war er der erste Schauspieler, der

einen Orden bekommen. In seinen dramatischen Stücken bemühte er sich besonders, Gemüth und Herz des Volkes zu bilden. „Die Jäger, ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen" 1785. (In der Familie des Oberförsters Warberger herrscht Ehrlichkeit, Offenheit, moralische Kraft: in der des Amtmanns von Zeck Hinterlist und Bosheit. Der Oberförster ist heftig, aber bieder; seine Frau gutmüthig schwach. Die Liebe, die zwischen ihrem Sohne Anton, einem rechtlich ungestümen Jüngling, und zwischen ihrer Nichte, der unschuldigen Friederike, aufkeimt, hat harte Kämpfe gegen die Ränke zu bestehen, die vom Hause des Edelmanns angestrengt werden.) Iffland's Stücke haben durch geschickte Genre- und Sittenmalerei Werth. In der Ausgabe seiner dramatischen Werke, die wiederholentlich besorgt ist, findet sich unter dem Titel „Meine theatralische Laufbahn" die Erzählung seines Lebens bis zur Uebersiedelung nach Berlin. —

August Kotzebue (geb. 1761 zu Weimar; machte Carrière in Rußland, russischer Staatsrath, als solcher geadelt; lebte seit 1816 in Deutschland, mit der Verpflichtung, an den Kaiser Alexander über die Zustände Deutschlands zu berichten; wurde in Mannheim 1819 von Karl Sand, Student der Theologie in Jena, der in ihm den russischen Spion und Verräther des Vaterlandes haßte, ermordet) Verfasser von mehr als 200 Dramen, vielen Romanen, Novellen, historischen und biographischen Werken, Reisebeschreibungen. — „Menschenhaß und Reue", Schauspiel 1786. (Herr von Mainau wird zum Menschenhasser, als seine Gemahlin Eulalie ihm untreu wird. Er zieht in die Einsamkeit und lebt dort unerkannt. Eulalia leidet bald die Strafe ihrer Untreue, da ihr Verführer sie wiederum verläßt. Da faßt sie den Entschluß, sich eine Buße aufzulegen, in einem fremden Hause als Wirthschafterin zu dienen. Der Ruf ihrer Herzensgüte kommt nun bis zu ihrem Gemahl, der in der Nähe wohnt und nicht weiß, wer sie ist. Beide erblicken und erkennen sich, die Kinder bewirken ihre Versöhnung. Schiller strafte den Beifall, den das Publikum dem Stücke zollte, in einem Epigramm:

„Menschenhaß! Nein, davon verspür' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt." —

Später spielt Kotzebue mit den Zaubereien der Romantiker, z. B. in dem Drama Johanna von Montfaucon 1800. (Ritter Adalbert von Estavajel und seine Gemahlin Johanna von Montfaucon sind Muster der Tugend, sowohl der stillen häuslichen, wie der heroischen. Aber sie haben ein paar Tage in ihrem Leben die Angst eines grausamen Geschicks zu ertragen. Ritter Adalbert ist der Sohn eines Vaters, von dem er jetzt plötzlich erfährt, daß Mord und Meineid ihm zu Land und Leuten verholfen haben. Zu spät erfährt er dies, denn das ganze Haus des früheren Besitzers, des Freiherrn von Granson, ist ausgerottet; er kann das unrechtmäßige Gut nicht mehr zurückerstatten. Seine Gemahlin aber hat in derselben Zeit das Unglück, nachdem sie neun Jahre lang verheirathet ist, zu erfahren, daß sie schon vor ihrer Verheirathung von einem Ritter Eginhart von Lasarra geliebt worden ist, der jetzt, als Wütherich seltener Art, die Burg ihres Gemahls nächtlich überfällt, ihren Sohn vor den Augen seiner Mutter tödten oder die Mutter zum Traualtar führen will. Der Schreck dauert zum Glück nur 24 Stunden. Plötzlich erfahren wir, daß das Haus des Freiherrn Granson nicht ausgerottet sei; er selbst, der alte Freiherr, lebt noch als Eremit in der Gegend, und seine Tochter ist auch noch am Leben. Lasarra wird in der Schlacht von der ritterlichen Johanna selbst erschlagen. Als Adalbert so viel Glück erfährt, ist die Rührung in ihm zu groß. Er vergiebt seinen Feinden mit den Worten: „Wäre ich ein Mensch, wenn ich in diesem Augenblicke strafen könnte!") Das Stück ging in glänzender Ausstattung über alle Bühnen Deutschlands und rivalisirte erfolgreich mit den Schillerschen Tragödien. — In dem „Trauerspiel mit Chören die Hussiten vor Naumburg", 1803 (die

Chöre werden von Bürgern und Bürgerinnen, von den Hussiten, den Kindern und von Allen zusammen gesungen) wird die Hauptrolle von den Kindern der Stadt Naumburg gespielt. (Prokopius mit den Hussiten-Schaaren erscheint vor Naumburg. Der Viertelsmeister der Stadt, Wolf, hat den Einfall, die Bürgerkinder zuerst in's Verderben zu schicken. Weißgekleidet werden sie den feindlichen Horden entgegen geschickt. Die Absicht gelingt. Die Hussiten werden gerührt, Prokopius setzt sich unter die Kinder, giebt ihnen Kirschen zu essen, und die Stadt ist gerettet.) In seinen Lustspielen war Kotzebue mehr anerkennenswerth. „Die deutschen Kleinstädter." (Ort der Handlung ist Krähwinkel, welches seitdem ein typischer Name für kleinstädtische Beschränktheit und Wichtigthuerei ist. Olmers, ein Mann aus der Residenz, kommt nach Krähwinkel, wo er seine Geliebte, die Tochter des Bürgermeisters, wiederfindet. In Folge eines Portraits von ihm, das seine Geliebte für das des Königs ausgiebt, wird er von den Kleinstädtern zuerst als König ängstlich und ungeschickt verehrt, dann, nachdem der Irrthum entdeckt, grausam geschmäht. Nichtsdestoweniger gewinnt er seine Geliebte, besonders indem er der Titelsucht der Kleinstädter huldigt.) „Pagenstreiche" 1804 ꝛc.

Dritter Abschnitt.

Goethe, Schiller und ihre Zeit.

---

§. 112. Gegensatz im Charakter Goethe's und Schiller's.

Wie zuerst Klopstock und Wieland, wie dann Lessing und Herder, so bildeten auch Goethe und Schiller zwei sich ergänzende Gegensätze: 1. Goethe, mit dem Talent ruhiger Beobachtung ausgestattet, leidenschaftlos nach dem Verständniß aller Dinge forschend, gewann in der Poesie den Charakter klarer Anschaulichkeit, naturgemäßer Wahrheit. Objektiv und real ist Alles bei ihm. Man sieht in seinen Poesien das wirkliche individuelle Leben, die naturgemäßen Entwicklungen, im harmonischen Widerschein der Kunst. 2. Schiller dagegen, mit der Kraft aufstrebender Leidenschaft ausgestattet, in dem Kampf mit der Welt um den Sieg des Wahren und Edeln ringend, gewann in der Poesie den Charakter empfindungsvoller Schwärmerei, triumphirender Hoheit. Bei ihm ist Alles ideal und subjektiv. Man lernt in seinen Poesien die gewaltigsten Gährungen und erhabensten Läuterungen der Seele in hinreißendem Schwunge poetischer Begeisterung kennen.

Für die Charaktere beider Dichter ist es bezeichnend, daß sie neben ihrem Talent zur Poesie noch eine andre Neigung und Fähigkeit besonders stark besaßen: Goethe zur Malerei, Schiller zur Philosophie. Die Hinneigung zur Malerei bei Goethe deutet auf die vorherrschende Kraft der Anschauung und des Realen (er ging vom Aeußeren auf das Innere); die Hinneigung zur Philosophie bei Schiller auf die vorherrschende Kraft des Idealen und Abstrakten (er ging von dem Inneren auf das Aeußere). — Beiden Dichtern war in den Bahnen ihres Lebens die naturgemäße Entwicklung ihres Talents angewiesen. Goethe, aus einer wohlhabenden Familie hervorgegangen, in einer großen, politisch bedeutenden Stadt aufwachsend,

unter Anwendung der besten Mittel gebildet, körperlich wie geistig auffallend begünstigt, vom Glück getragen, schnell zu befriedigenden Stellungen im Leben gelangend, fühlte sich immer im Einverständniß mit dieser Welt, die er nach dem freien Sinn der Beobachtung, der ihm eigen war, in sich aufnahm und in seinen Poesien harmonisch wiedergestaltete. Naturwahrheit wurde der Charakter seiner Poesie. Schiller dagegen, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, gegen die Neigung seines Inneren nicht blos in die Disciplin einer militärischen Bildungsanstalt, sondern zu Studien, die seinem Geist nicht zusagten, gezwungen, immer mit Noth, oft auch mit Mißgunst kämpfend, von einem Ort zum anderen umherirrend, nur als Gast bei seinen Freunden eine vorübergehende Stätte findend, mußte den bedeutendsten Zug seines Lebens in seinem Innern suchen; und Alles, was er Poetisches erzeugte, war leidenschaftlicher Gewinn, Triumph seiner kämpfenden Kraft. Idealität wurde der Charakter seiner Poesie. — Schiller erklärt seine und Goethe's Natur in dem Epigramm „Die Uebereinstimmung":

„Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

Goethe spricht oftmals über das Verhältniß seiner Gedankenweise zu der Schiller's z. B. in dem Aufsatz „Erste Bekanntschaft mit Schiller".

§. 113. Johann Wolfgang Goethe, geb. 1749, gest. 1832.

Unter Goethe's poetischen Werken sind die bedeutendsten: 1. im Dramatischen: Götz von Berlichingen 1773, Iphigenie 87, Egmont 88, Torquato Tasso 90, Faust (erster Theil 1808; zweiter Theil 1833 erschienen); 2. im Epischen: die Romane Werther's Leiden 1774, Wilhelm Meister (Lehrjahre 1796, Wanderjahre 1821), Wahlverwandtschaften 1809; ferner das idyllische Epos Hermann und Dorothea 1798, die Bearbeitung der Thiersage: Reinecke Fuchs 1794, und Balladen (Erlkönig, König in Thule 2c.). 3. Im Lyrischen ist Goethe der Wiederbegründer des eigentlich deutschen Liedes. Unter seinen prosaischen und wissenschaftlichen Werken steht der Poesie am nächsten: die Selbstbiographie „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" 1809—13.

1. Goethe's Jugend. Johann Wolfgang Goethe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Sein Vater, ein wohlhabender Privatmann mit dem Titel „kaiserlicher Rath"; seine Mutter, eine Frau von liebevollem Gemüth und lebhafter Phantasie, die Tochter des Schultheiß Textor. Die Eindrücke, die er in der Jugend empfing: im elterlichen Hause eine Gemäldesammlung; geschichtliche Denkmäler der Stadt; jährliche Messen; während des siebenjährigen Krieges französische Besatzung, Einquartierung des Grafen Thorane im Hause seines Vaters, Bekanntschaft mit dem französischen Theater, Krönung Kaiser Josephs II.: alles dies diente dazu, den Gesichtskreis des Knaben zu erweitern. Goethe wurde im elterlichen Hause, meistens durch seinen Vater selbst, unterrichtet; ging 1765 nach Leipzig, die Rechte zu studiren, widmete sich mehr den schönen Wissenschaften und Künsten, beschäftigte sich auch mit dem Kupferstich, erkrankte in Folge der ätzenden Säuren, die sich auf den Kupferplatten erzeugten; kehrte 1769 nach Frankfurt zurück; während seiner Genesung mit mystischen und alchemistischen Studien beschäftigt. In Straßburg, wo er 1770 seine juristischen Studien vollendete, wurde er mit Herder

und Jung Stilling bekannt. 1771 wieder längere Zeit im elterlichen Hause; lernte von dort, auf einem Ausflug nach Darmstadt, Merck kennen; ging 1772 im Frühjahr, seine juristische Carrière zu beginnen, an das Reichskammergericht nach Wetzlar, von wo ihn schon im September desselben Jahres die Verhältnisse wieder forttrieben (s. „Werther's Leiden" S. 210). 1773 und 1774 erschienen „Götz" und „Werther", die sogleich außerordentliche Wirkungen hervorriefen. Der Ruhm seines Namens wurde für Jeden, der ihn persönlich kennen lernte, durch die geistvolle Liebenswürdigkeit seines Wesens gehoben. Er empfing in Frankfurt Besuche von den bedeutendsten Männern und aufstrebenden Talenten jener Zeit, Lavater, Klopstock, den Grafen Stolberg; machte Ausflüge nach Ems, Düsseldorf, Mainz, auf denen er Lenz, Fr. Jacobi, Heinse 2c. kennen lernte. Die folgenreichste Bekanntschaft, die ihm zu Theil wurde, war die mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der ihn zuerst in Frankfurt (December 1774), dann in Karlsruhe (Juni 1775, als Goethe mit den beiden Grafen Stolberg auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war) sah und zu einem Besuch in Weimar einlud. Am 7. Nov. 1775 traf Goethe in Weimar ein. — 2. Die ersten zwanzig Jahre seit Goethe's Ankunft in Weimar 1775—94. Die erste Zeit der Anwesenheit Goethe's in Weimar ging unter Zerstreuungen vorüber: Festen, Jagden, Besuchen. Schon im Jahre darauf ließ sich Goethe durch Anstellung im herzoglichen Dienst fesseln: Geheimer Legationsrath. Er arbeitete sich rasch und eifrig in die Amtsthätigkeit hinein, übernahm 1779 die Kriegskommission, wurde gleich darauf Geheimer Rath; übernahm 1780 die Departements des Krieges und Wegebaues, auch die Führung der Kassen in beiden; wurde 1782 (durch den Kaiser) geadelt; gleich darauf zum Präsidenten der Kammer ernannt. Hiermit hatte er die höchste Stellung im Herzogthum erreicht. Neben seinen Amtsgeschäften war er unausgesetzt mit Dichtungen beschäftigt, meistens für die Feste des Hofes. Sie genügten, wenn sie den Augenblick unterhaltend füllten, wurden gewöhnlich hastig entworfen und ihre Vollendung übereilt. Größere Werke mußten unterbrochen werden. Faust, Egmont, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister waren alle damals schon vorhanden: entweder übereilt vollendet, oder in Bruchstücken begonnen. Der Zwiespalt, der in Goethe's Seele darüber aufkam, wurde allmälig drückender. Goethe glaubte, an seinem Dichterberuf zweifeln zu müssen; wandte sich in der Unruhe zu andern Beschäftigungen: zeichnete, malte; trieb Wissenschaften, besonders die realistischen, Anatomie, Osteologie, Botanik; sammelte Steine und Pflanzen. Es war nicht ohne Gewinn für ihn, daß er nach verschiedenen Seiten seine Anschauungen ausweitete und allgemeine Ideen suchte. Aber innerlich befriedigt war er nicht. Endlich um sich zu retten und seine poetische Natur wiederzufinden, entschloß er sich zu einer längeren Trennung von Weimar: zu einer Reise nach Italien 1786—88. Hier gediehen, in der Freiheit von äußeren Rücksichten, unter dem Eindruck der Naturschönheit und der Kunstgenüsse, die das Land bot, seine Hauptwerke zu ihrer vollendeten Gestalt: Iphigenie im Januar 1787, Egmont im August 1787, Tasso 1788. Der Umgang, der Goethe in Italien am meisten interessirte, war mit Dichtern (Moriz, Maler Müller) und Malern (Tischbein, Hackert). Als Goethe nach seiner Rückkehr sich von den Amtsgeschäften dispensiren ließ, begann unter dem Einfluß der nächsten Ereignisse, der französischen Revolution, wiederum nicht eine glückliche Zeit der poetischen Schöpfung. „Um nur leben zu können," sagte er, „suche er sich aus dem Geiste der Zeit ganz herauszusetzen." „Wie an einem Balken im Schiffbruch, hielt ich mich an naturwissenschaftlichen Studien fest." (Farbenlehre, Optik.) Als 1791 in Weimar eine Bühne errichtet wurde, übernahm Goethe die Direktion des Theaters und arbeitete kleineres Dramatisches. 1792 war er im Gefolge des Herzogs bei der Campagne in Frankreich, 1793 bei der Belagerung von

Mainz, aus welcher letzteren Zeit Reineke Fuchs stammt. — 3. Verkehr mit Schiller, 1794—1805. Goethe und Schiller hatten sich 1788 in Rudolstadt gelegentlich kennen gelernt. Veranlassung zu näherer Bekanntschaft wurden die „Horen“, eine Zeitschrift, deren Herausgabe Schiller 1794 vorbereitete. Nachdem Goethe seine Mitwirkung an dem Blatte zugesagt hatte, fühlten beide Dichter sich bald durch den Austausch ihrer Gedanken lebhaft angeregt. Goethe's realistischer Sinn für die Beobachtung des Einzelnen, seine Arbeit im Kleinen; dagegen Schiller's idealistischer Sinn für die Abstraktionen des Verstandes, seine Arbeit von der Höhe der Idee herab: diese abweichenden geistigen Naturen ergänzten sich auf's Glücklichste. Zuerst in brieflichem Verkehr; auch in gelegentlichen Besuchen, Goethe's in Jena, Schiller's in Weimar; seit 1799 in fast täglichem persönlichen Umgang in Weimar, theilten beide Dichter einander alle Gedanken mit, arbeiteten jedes poetische Werk nach gemeinschaftlicher Ueberlegung, stärkten und läuterten ihre Ideen durch rückhaltlose Aufrichtigkeit. Goethe war beschäftigt, die Bruchstücke zu „Wilhelm Meister“ zu ordnen und zu ergänzen. „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht,“ schreibt Goethe an Schiller. „Fahren Sie fort, mir in guten und bösen Stunden durch die Kraft Ihres Geistes beizustehen.“ (Der 1826 herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller umfaßt 6 Bände.) Schiller besorgte außer den Monatsheften der „Horen“ die Herausgabe eines „Musenalmanachs“. Der Jahrgang 1797 dieses letzteren erregte besonderes Aufsehen durch die von beiden Dichtern gemeinschaftlich verfaßten Xenien („Xenien“ nach dem römischen Epigrammatiker Martial genannt, der dem 13. Buch seiner Epigramme diesen Titel gegeben). Die Idee rührte von Goethe her: die Idee, über die bedeutenderen Richtungen in Kunst und Wissenschaft Gericht zu halten, und zwar in kritischen Epigrammen, die auf die Zeitschriften verfaßt werden sollten. Schiller vervollständigte den Vorschlag, indem er auch einzelne Werke und die Dichter selbst besprechen wollte. Beide Dichter arbeiteten in verschiedener Weise gemeinschaftlich an den Epigrammen. Oft gab Einer die Idee, der Andere die Form; an dem Ausdruck aber feilten sie immer nach gegenseitiger Uebereinkunft. Schiller und Goethe wußten selbst ihre Eigenthumsrechte nicht immer zu trennen. Da die Epigramme meistentheils Tadel enthielten, Tadel in der verletzenden Form des Spottes, so riefen sie starke Aufregung hervor. Die Angegriffenen antworteten. Es dauerte einige Zeit, bis der Sturm sich legte. Goethe dichtete unterdessen „Hermann und Dorothea“, 1797, und wandte sich darauf besonders dem Theater zu, für welches er Voltaire's „Mahomet“, 1799, und „Tancred“, 1800, übersetzte, ferner „Götz“ bühnengerecht bearbeitete, 1803. — 4. Goethe's Alter, 1805—32. Den Schmerz um Schiller's Tod überwand Goethe langsam und schwer. Die Jahre darauf, der preußisch-französische Krieg, brachten ihm mancherlei Gefahren und Wirrnisse. 1808 befahl ihn Napoleon in Erfurt zur Audienz. (Orden der Ehrenlegion.) Goethe dichtete um dieselbe Zeit die „Wahlverwandtschaften“, schrieb 1809—13 „Wahrheit und Dichtung“; trieb unterdessen mit Vorliebe die Studien der Romantiker, als deren bedeutendste Frucht der „Westöstliche Divan“, 1819, zu merken ist; vollendete die beiden Werke seines ganzen Lebens: Wilhelm Meister, in den „Wanderjahren“, 1821; Faust, im „zweiten Theil“, 1831. Den lebhaftesten Verkehr hatte er in den letzten zwanzig Jahren mit Zelter in Berlin und mit Eckermann in Weimar. Nach kurzer Krankheit starb er am 22. März 1832. Goethe war mit Christiane Vulpius († 1816) vermählt. Sein einziger Sohn, August, geb. 1789, † 1830 in Neapel. Enkel haben ihn überlebt.

Hof zu Weimar. Karl August, geb. 1757, war der Sohn des Herzogs Ernst August Constantin. Seine Mutter, eine geborne Prinzessin von Braunschweig, Amalia, war seit demselben Jahre, im Alter von neunzehn Jahren, ver-

witwet und hatte die Regentschaft geführt. Neben Karl August wuchs ein jüngerer (nachgeborener) Prinz, Constantin, auf. Als Lehrer des Erbprinzen hatte die Herzogin Amalia 1772 Wieland berufen; als Lehrer des jüngeren Prinzen Karl Ludwig von Knebel (geb. 1744, † 1834), einen Mann von klassischer Bildung, auch von poetischem Talent (Gedichte und Uebersetzungen). In Weimar lebten außerdem: Musäus (§. 103), ferner Friedr. Justin Bertuch (geb. 1747, † 1832), Kabinetssekretär, Verfasser von Liedern, Märchen, Opern, Lustspielen; ferner Friedr. Hildebr. von Einsiedel (geb. 1750, † 1828), Kammerherr der Herzogin Amalia, Dichter von Lustspielen ꝛc. Die Herzogin hatte lebhaftes Interesse an Kunst und Poesie und verkehrte theilnehmend mit diesen Dichtern. Durch Wieland hatte Weimar, auch über den Kreis des Hofes hinaus, Bedeutung gewonnen. Besonders seitdem er den „deutschen Merkur“ herausgab, ging von hier gegen Klopstock und den Hainbund eine Gegenrichtung aus. Der heranwachsende Herzog Karl August war 1775 mündig geworden und hatte sich mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, vermählt. Er war ein Fürst von einfachem, zwanglosem Charakter, gediegenen Gemüthes und geistig reich begabt. Zwischen dem Herzog und Goethe stellte sich sehr bald innige Freundschaft ein. 1825 wurde das Fest der fünfzigjährigen Anwesenheit Goethe's in Weimar feierlich begangen, von dem Herzog mit dem Bewußtsein, daß es „eine der höchsten Zierden seiner Regierung sei, Goethe für immer gewonnen zu haben“. Goethe's Anwesenheit in Weimar hatte sogleich 1776 zur Folge, daß Herder dorthin berufen wurde, 1799, daß auch Schiller seinen Aufenthalt dorthin verlegte. Die Herzogin Amalia starb 1807; Herzog Karl August 1828, seine Gemahlin Luise 1830.

Goethe's nähere Freunde. Johann Heinrich Jung, genannt Jung Stilling (geb. 1740 im Dorfe Gründ im Nassauischen; in der Kindheit Begleiter und Gehülfe seines Großvaters, eines frommen Kohlenbrenners; lernte dann das Schneiderhandwerk, bildete sich selbst ein wenig; versuchte sich als Schullehrer im Dorfe; nahm Hauslehrerstellen an; studirte dreißig Jahre alt Medicin in Straßburg 1770, wo er mit Goethe in Verkehr trat; Augenarzt in Elberfeld, gewann bedeutenden Ruf, legte sich dann auf kameralistische Studien, 1778 Professor an der Kameralakademie zu Kaiserslautern; 1787 Professor der Staatswirthschaft in Marburg; 1803 Hofrath und Professor in Heidelberg, besonders mit der Verpflichtung, zur Ausbreitung des Christenthums durch Schriften zu wirken; † 1817 zu Karlsruhe.) Seine fromme, innige Natur spricht sich am unbefangensten in seinem ersten schriftstellerischen Werke aus: „Heinrich Stilling's Jugend, eine wahrhafte Geschichte“, 1777. Goethe hatte das Manuskript kennen gelernt, seine verbessernde Hand daran gelegt und die Veröffentlichung besorgt. Jung Stilling fuhr darauf in der Erzählung seiner Lebensschicksale fort: „Heinrich Stilling's Wanderschaft“, 1778; „Heinrich Stilling's häusliches Leben“, 1789 ꝛc.; schrieb außerdem Romane, vorwiegend in religiöser Tendenz: „Geschichte des Herrn von Morgenthau“, 1779, „Leben Theodor's von der Linden“, 1783 ꝛc.; ferner kameralistische und mystische Schriften: „Theorie der Geisterkunde“, 1808 ꝛc. — Johann Heinrich Merck (geb. 1741 zu Darmstadt; studirte in Altdorf und Göttingen; wurde Kriegsrath in Darmstadt; bedeutend durch Schärfe der Kritik; legte sich später auf industrielle Unternehmungen; erschoß sich, als dieselben mißglückten, 1791). Goethe entlehnte dem Wesen Merck's einige Hauptmittel zur Zeichnung des Mephistopheles im „Faust“. Merck verfaßte ästhetisch kritische Abhandlungen: „Ueber die Schönheit, ein Gespräch zwischen Burke und Hogart, 1776; über die Landschaftsmalerei, 1777; über die Schwierigkeit, antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen“, 1787 ꝛc.; ferner Erzählungen: „Geschichte des Herrn Oheims, 1778; Lindor, eine bürgerlich deutsche Geschichte“, 1781 ꝛc. — Karl Phil. Moritz (geb.

1757 zu Hameln; Hutmacherlehrling; dann auf Schulen und Universitäten; bereiste England und Italien; wurde Professor in Berlin und Mitglied der Akademie, † 1793) war durch den autobiographischen Roman „Anton Reiser", 1786, gewissermaßen berühmt geworden. Von ihm sind erwähnenswerth: „Versuch einer deutschen Prosodie", und „Götterlehre der Griechen und Römer". — Karl Friedrich Zelter (geb. 1758 zu Berlin; lernte das Maurerhandwerk; studirte, nachdem er Meister geworden, Musik; 1809 Professor der Tonkunst an der Berliner Akademie, † 1832). Sein „Briefwechsel mit Goethe" erschien 1833—34 (6 Bände). — Johann Peter Eckermann (geb. 1792 zu Winsen in Hannover; studirte in Göttingen; wurde 1821 durch ein Bändchen „Gedichte" Goethe bekannt, dem er seitdem bei der Redaktion seiner Werke vielfach behülflich war; wurde 1829 Lehrer des Erbgroßherzogs in Weimar, 1838 Bibliothekar der Großherzogin). Eckermann's „Gespräche mit Goethe", 1836.

Goethe's dramatische Dichtungen. Schon 1767, achtzehnjährig, dichtete Goethe Lustspiele: „die Laune des Verliebten" in einem Akt; „die Mitschuldigen" in drei Akten. Sie sind leichten Inhalts, in französischem Geschmack und in französischer Form (Alexandriner). — Der Richtung der „Sturm- und Drangperiode", namentlich dem Einfluß Shakespeare's, gehört das Schauspiel: „Götz von Berlichingen" an, 1773, zu welchem Goethe den Stoff aus der Selbstbiographie Götz von Berlichingen's († 1562) nahm. (Götz, auf seiner Burg Jaxthausen an der Jaxt, ist ein Ritter nach alter Art. Die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte sind ihm ein Greuel; er ist durch eigene Kraft den Bedrängten ein Schutz, den Uebelthätern ein Rächer. Ihm gegenüber steht Adalbert von Weislingen, der in der Kindheit sein Gespiele war, jetzt aber andere Wege geht, im Dienste des Bischofs von Bamberg, in der Gunst des Kaisers, Befriedigung seines Ehrgeizes sucht. Als Götz in der Fehde mit dem Bischof von Bamberg begriffen ist, gelingt es ihm, Weislingen gefangen zu nehmen. Ja, noch mehr. Es gelingt ihm, Weislingen's Herz zu rühren und ihn zu bewegen, daß er den Hofesdienst, das Schlenzen und Scherwenzen, aufgiebt und wieder frei, ein eigener Herr auf der eigenen Burg lebt. Der Freund, den Götz wiedergewonnen zu haben glaubt, wird ihm noch enger verbunden, da Weislingen sich der Schwester Götz', Maria, verlobt. Ihm ganz vertrauend, läßt Götz ihn ziehen, um seine Angelegenheiten am Hofe des Bischofs von Bamberg zu ordnen. Bald aber umstricken ihn hier die Liste der Hofleute, die Schmeichelei des Bischofs und vor Allem die Koketterie der Adelheid von Walldorf. Da enthüllt sich sein schwacher, der Verrätherei fähiger Charakter. Seiner Verlobten und seinem Freunde wird er untreu. Schwer fällt es Götz, die Erfahrung zu verschmerzen. Zu dem Schmerze kommt noch das Unglück; denn die Exekutionstruppen, die das Reich gegen ihn sendet, belagern ihn in Jaxthausen und nehmen ihn heimtückisch gefangen. Er erhält seine Freiheit nur gegen das Versprechen, fernerhin ruhig auf seiner Burg zu leben und Urfehde zu schwören. Er hält sein Wort, bis er durch die Umstände, durch die Bauernaufstände, genöthigt wird, es zum Wohle des Reiches zu brechen. Er nimmt das Führeramt an, das die Bauern ihn aufnöthigen, in der Hoffnung, daß er die Wuth der Aufständischen zügeln könne. Dieser Schritt giebt Weislingen das Mittel in die Hand, ihn durch einen Achtsbefehl zu vernichten. Als Maria, Götz' Schwester, davon Kunde erhält, versucht sie, das Herz ihres früheren Verlobten zu rühren und ihn zur Zurücknahme des Befehls zu bewegen; sie wird bei dieser Gelegenheit Zeuge des schmachvollen Endes, das Weislingen nimmt. Seine Gemahlin hat ihm durch Franz, ihren Buhlen, Gift reichen lassen. Während über Adelheid das heimliche Gericht der Vehme wacht, stirbt Götz, verwundet und gefangen, mit dem Bewußtsein der Ehre, die er gerettet, aber mit dem Schmerz, daß das Ritter-

thum zu Grabe geht). Der Charakter der „Sturm= und Drangperiode", wie er sich in „Götz" äußert, liegt besonders darin: daß Goethe nicht eine eng verknüpfte Handlung, sondern in lose aneinander gereihten Scenen gelegentliche Bilder einer bedeutenden Zeit und ihrer Charaktere zeichnet: die Zeit der Reformation, des untergehenden Ritterthums, des Kampfes der aufstrebenden Wissenschaft und des Gesetzes gegen die traditionelle Gewalt. Daher in dem Stücke die Menge der Personen, die, in die Handlung gar nicht verwebt, nur vorübergehend auftreten, um die Schilderung des Ganzen zu vervollständigen. So namentlich: in Götz' Hause sein Söhnchen Karl; im Walde der vorüberziehende Bruder Martin; an der Tafel des Bischofs von Bamberg die schmarotzende Gesellschaft: der Abt von Fulda, der nicht aufhören mag zu trinken, ferner der geistlose Gelehrte Dr. Olearius und der pfiffige Liebetraut. Daher ferner in jedem Akt die verschiedensten Personen, die, plötzlich aus dem Hintergrund der Zeit hervortretend, nur einmal in den Verlauf der Handlung eingreifen: der Kaiser („Maximilian" im Personenverzeichniß genannt), die kaiserlichen Räthe, die Richter des heimlichen Gerichts, Nürnberger Kaufleute, rebellische Bauern 2c. Es fehlt dem Stücke die Oekonomie des Drama's; es ist rhapsodisch hingeworfen: eine Zusammenstellung von abgebrochenen größeren und kleineren Scenen, die geschickt zu einem Ganzen verbunden sind, und von denen jede einzelne den hohen Reiz sprechender Naturwahrheit gewährt. — Goethe's Beschäftigung mit dem Drama war in den nächsten Jahren außerordentlich ergiebig: „Erwin und Elmire, Schauspiel", 1773; „Claudine von Villa Bella, Singspiel", 1774; „Clavigo, Trauerspiel", 1774. (Clavigo wurde in Frankfurt in acht Tagen vollendet, den Auftrag einer jungen Dame, Anna Sibylla Münch, zu erfüllen. Merck sagte darüber: „Solch einen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die Anderen auch!" Goethe erwiederte: „Es müsse nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man einmal gefaßt habe; es sei auch gut, daß Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließe.") „Stella, Schauspiel", 1775. — Seitdem Goethe in Weimar war, entstanden und wurden an den Hoffesten aufgeführt: „Die Geschwister, Schauspiel", 1776; „Lila, Singspiel", 1777; „Triumph der Empfindsamkeit, dramatische Grille", 1778. (Oronaro, ein närrischer Prinz, voll erkünstelter Empfindsamkeit, führt eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelgesang, auch eine Puppe, die seine Geliebte vorstellt, mit sich. Der humoristische König Andrason und die Personen seines Hofes verspotten ihn. Das Stück, von Goethe selbst als eine „tolle Grille" bezeichnet, wurde später Musterbild der Romantiker.) „Die Vögel nach Aristophanes", 1780 2c. — „Iphigenie, Schauspiel in fünf Aufzügen", 1779 in erster prosaischer Abfassung vollendet, in dieser Gestalt bei Hofe aufgeführt (die Titelrolle gab die Schauspielerin Corona Schröter; Goethe den Orest, der Herzog den Pylades, Knebel den Thoas, Einsiedel den Arkas); seitdem wiederholentlich zur Aufführung gebracht. 1781 übertrug Goethe das Stück in freie Jamben; endlich, auf der Reise nach Rom, gab er ihm die vollendete Gestalt: fünffüßige Jamben, mit Ausnahme der Monologe: am Schluß des ersten Aufzuges („Du hast Wolken, gnädige Retterin"); am Schluß des vierten Aufzuges (Parzenlied: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!") 2c. Von Rom aus sandte Goethe 1787 das Manuskript zum Druck nach Deutschland. Der Stoff, dessen äußere Grundlinien dem gleichnamigen Stück des Euripides entlehnt sind, ist von Goethe durchaus selbstständig bearbeitet. (Iphigenie, durch Diana vom Opfertode gerettet, befindet sich in Tauris, dem Lande der Scythen, von deren König Thoas gastlich aufgenommen und als Priesterin der Diana hochgeehrt. Menschlichkeit hatte sie die Barbaren gelehrt, den König bewogen, die Sitte des Opfers abzuschaffen, das bisher an jedem Fremdling vollzogen wurde, der unvorsichtig dem Ufer genaht war. Jahre lang hatte sie ihren Dienst versehen, als Thoas,

da sein Haus durch den Tod seines Sohnes verwaist war, der Priesterin den Antrag macht, sich ihm zu vermählen. Iphigenie weist denselben zurück, da ihr Leben ein Geschenk der Göttin sei, der sie es als Priesterin widmen müsse, und da sie, eine Griechin, die Sehnsucht nach der Heimath im Herzen nicht unterdrücken könne. Da Thoas bei seinem Antrag verharrt, eröffnet ihm Iphigenie, um ihn zu warnen, ihren Namen und ihre Herkunft. Aus dem Geschlecht des Tantalus stamme sie, das die Götter mit Haß verfolgen, durch Greuel, Mord und Verrath, ohne Unterlaß strafen. Agamemnon, ihr Vater, selbst habe auch sie opfern wollen. Durch die Weigerung der Iphigenie aufgebracht, entzieht ihr Thoas sein Wohlwollen, verlangt die Wiedereinführung der Menschenopfer, übergiebt ihr auch sogleich zwei Fremdlinge, die am Morgen des Tages in einer Bucht am Meere gefunden. Iphigenie erkennt in diesen Fremdlingen ihre Landsleute, bald auch in dem einen ihren eigenen Bruder Orest. Sie erfährt die Schicksale, die seitdem ihr väterliches Haus zerstört haben. Agamemnon, von Troja zurückgekehrt, hatte seine Gemahlin Klytämnestra in ehebrecherischer Verbindung mit Aegisth gefunden, war von ihr ermordet, dann aber von seinem Sohne Orest gerächt worden. Orest, mit dem Fluch des Muttermordes behaftet, war darauf, von den Furien verfolgt, ohne Ruhe umhergeirrt. Endlich Apollo fragend, wie er seine Schuld sühnen könne, hatte er die Weisung empfangen, seine Schwester aus dem Lande der Scythen nach der Heimath zurückzubringen, dann werde ihm Erlösung zu Theil werden. Orest hatte den Ausdruck „seine Schwester“ nicht anders als auf Diana, die Schwester des Apollo, deuten können, und war, von seinem Freunde Pylades begleitet, nach Tauris gekommen, um das Bildniß der Diana, das dort verehrt wurde, zu entführen. Jetzt sah er sich hier mit seinem Freunde dem Opfertode preisgegeben, und die Greuel des väterlichen Hauses sollten durch einen Brudermord, zu dem die Schwester gezwungen wurde, vollendet werden. In der Bedrängniß dieser Lage ersinnt Pylades eine List. Er läßt Iphigenie aussagen, daß durch einen Ausbruch des Wahnsinns, in dem Orest durch die Furien versetzt sei, das Bildniß der Diana entweiht worden, und bevor das Opfer vollzogen werden könne, in den Wellen des Meeres gereiniget werden müsse. Den Augenblick wollten Orest, Pylades und Iphigenie alsdann benutzen, auf das hinter einem Vorsprung verborgene Schiff sich retten und mit dem Bildniß der Göttin nach Griechenland fahren. Iphigenie ist einen Augenblick geneigt, die List gut zu heißen. Aber die Wahrhaftigkeit ihres Herzens siegt; sie giebt dem Könige die Entscheidung. Dieser, theils durch Iphigenie's Vertrauen und Aufrichtigkeit überwunden, theils dem Willen des Gottes folgend, da sich nun ergiebt, daß Apollo nicht die Rückkehr seiner Schwester Diana, sondern die der Iphigenie, der Schwester des Orest, gefordert hatte, willigt in die Entfernung.) Wie frei und selbstständig Goethe bei der Dichtung der Iphigenie verfahren ist, ergiebt sich aus einer Vergleichung mit Euripides. Verschieden ist namentlich: 1. der Charakter der Iphigenie. (Bei Euripides ist Iphigenie voll Erbitterung gegen ihr Schicksal, voll Racheburst gegen die, welche ihr Unglück verursacht haben. Sie wünscht besonders, daß Menelaos und Helena, um die sie geopfert werden sollte, ihrem Opferbeil verfallen möchten. Schon kleben die Seiten des Opfersteines von dem Blute der Griechen, das sie vergossen hat.) 2. Die dramatische Verknüpfung. (Bei Euripides ist von dem Antrag des Thoas an Iphigenie, von dem zweideutigen Orakelspruch keine Rede; Orest und Pylades werden der Priesterin von einer völlig gleichgiltigen Person, einem Rinderhirten, zum Opfer übergeben.) 3. Die Lösung des Konflikts. (Bei Euripides erscheint schließlich die Göttin und befiehlt Thoas, die Griechen mit dem Bilde ziehen zu lassen, während bei Goethe die Lösung aus den Charakteren Iphigenie's und Thoas' und aus der Anlage der Handlung, aus der Zweideutigkeit des Orakelspruchs, erfolgt.)

Goethe hat den griechischen Stoff auf den Boden deutscher Natur verpflanzt, indem er die Charaktere mit der Innigkeit des deutschen Gemüths erfüllte, dabei die dramatische Fabel völlig neu erfand. Den Kern seines Drama's deutete Goethe in folgenden Worten an, die sich, von ihm geschrieben, als Motto in einem Exemplar der Iphigenie finden:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Die sog. „Einheiten des griechischen Drama's" finden sich in Goethe's Drama in der vollkommensten Weise: die Einheit der Zeit (die Handlung des Stückes umfaßt wenig Stunden im Laufe eines Tages); die Einheit des Orts (alles geht im Hain vor dem Tempel der Diana vor); und die Einheit der Handlung (das Interesse knüpft sich sofort an den Schmerz der Griechin, durch das Schicksal in das Land der Barbaren verwiesen zu sein, ein Schmerz, der endlich durch die Verwicklungen des Drama's gelöst wird). — „Egmont, Trauerspiel in fünf Aufzügen"; in Frankfurt 1775 begonnen. Seit 1779 arbeitete Goethe wiederholentlich daran. Anlage und Manier widerstrebten ihm immer mehr. „Wenn ich es noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders oder vielleicht gar nicht," sagte er. Als er 1787 in Rom die Herausgabe des Trauerspiels beschloß, war es verhältnißmäßig am wenigsten verändert. Egmont ist, wie Götz, in prosaischer Form geschrieben. Auch darin zeigt es seinen Ursprung aus jener Zeit, daß es nicht sowohl eine dramatische Handlung enge knüpft und löst, als vielmehr in lose aneinander gereihten Scenen Bilder einer großen Zeit in möglichst breitem Umfange zeichnet. (Egmont, der Vorkämpfer der niederländischen Freiheit, ein lebensfroher Held, der Abgott des Volkes, geht den Kampf gegen Herzog Alba, den Abgesandten Philipp's II., ehrlich und offen ein. Er vertraut auf das Recht und die Privilegien der Provinzen. Er fühlt sich frei von jedem Bedenken: was hätte der Ritter des goldnen Vließes zu fürchten? Während Wilhelm von Oranien sich vorsichtig entfernt, bleibt Egmont in Brüssel und geht in die Schlinge, die Alba ihm legt. Alba entlockt ihm Aeußerungen, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können; Egmont spricht für die verbrieften Rechte der Provinzen, die Alba umzustoßen gesandt ist. Da wird er nach beendetem Gespräch gefangen genommen, für schuldig erklärt und hingerichtet.) Dies Ereigniß umgiebt Goethe mit den manigfachsten Bildern des Lebens: mit Volksscenen auf Straßen und Plätzen; mit Scenen aus dem Kabinet der Regentin der Niederlande, Margaretha von Parma; aus dem Hause Egmont's und aus dem Clärchen's, der Geliebten Egmont's: alle voll Reiz sprechender Lebenswahrheit. Den Beschluß endlich bildet eine lyrisch phantastische Scene. Clärchen, welche die Nachricht von Egmont's Verhaftung und Todesurtheil nicht hätte überstehen können, hatte Gift genommen und war ihm in den Tod vorangegangen. Als nun Egmont im Gefängniß, mit dem unabwendbaren Schicksal grollend, einschläft, erscheint ihm im Traume Clärchen, auf einer Wolke ruhend, als Göttin der Freiheit, und kündet ihm den Sieg der Provinzen in dem Kampfe an, als dessen erstes Opfer er falle. Schiller, der das Trauerspiel 1788 beurtheilte (in der allgemeinen Literaturzeitung), nannte die Vision dieses Traumes „einen Salto mortale in der Opernwelt", tadelte außerdem die Abweichung Goethe's von der geschichtlichen Wahrheit, der zufolge Egmont älter war und, durch die Sorge für seine Familie bestimmt, in Brüssel blieb und so dem Tode verfiel. Schiller meint, dieser geschichtliche Egmont hätte mehr Theilnahme finden müssen als der Egmont, der sich durch Leichtsinn in's Unglück stürze. — „Torquato Tasso, Schauspiel in fünf Aufzügen", 1780 in Prosa begonnen, 1781 vollendet. Goethe fand die Arbeit hernach fast unbrauchbar. Als er den Tasso in Neapel und Rom ernstlich wieder vornahm, hatte er viel Mühe damit und konnte lange nicht zur

Entscheidung kommen. Erst 1788 fand die Umarbeitung in fünffüßige Jamben statt, ohne daß am Plane viel geändert worden wäre. (Der Dichter Tasso übergiebt sein eben vollendetes Epos „das befreite Jerusalem" dem Fürsten, an dessen Hofe er lebt, dem Herzog Alphons von Ferrara. Die Widmung geschieht in Gegenwart der Damen des Hofes, namentlich der Schwester des Herzogs, Leonore, und wird zur erhebenden Festlichkeit für Tasso dadurch, daß er aus der Hand Leonore's den Lorbeerkranz empfängt. So beschämt und in dem Gefühl des Unwerthes Tasso den Kranz annimmt, macht ihm Antonio, der Minister des Herzogs, der darauf hinzutritt, doch einen Vorwurf daraus, indem er mit schlecht verdeckter Eifersucht theils von der unmäßigen Art des Herzogs im Belohnen, theils von der Kühnheit des Jünglings spricht, mit dem Lorbeerkranz sich neben die großen Dichter der Vorzeit zu stellen. Dem aufkommenden Mißverhältniß zwischen beiden sucht Leonore, die mit liebevollem Herzen dem Dichter zugethan ist, vorzubeugen, indem sie ihn auffordert, sich um die Freundschaft des erfahrenen Mannes zu bewerben. Antonio aber, der die Eifersucht nicht unterdrücken kann, weist das entgegenkommende Vertrauen Tasso's kalt zurück und deckt mit verletzenden Worten den Abstand auf, der zwischen ihnen ist, den Abstand der jugendlichen Leidenschaft voll Uebereilung, und der Ruhe der Erfahrung und des Verstandes. Tasso, mit jedem Worte mehr gereizt, vergißt sich und zieht den Degen. Der Fürst, der diesen Verstoß gegen die Ordnung des Palastes bestrafen muß, ist nichtsdestoweniger mit Antonio unzufrieden, dem er wohl zugemuthet hatte, mit Weisheit der aufbrausenden Leidenschaft des Dichters zu schonen. Er giebt ihm jetzt den Auftrag, den Degen an Tasso zurückzubringen und den Beleidigten zu versöhnen. Tasso aber, aus seinen aufgeregten Gefühlen zu einem gewaltsamen Entschluß getrieben, fordert als Beweis der Aufrichtigkeit Antonio's, daß er ihm die Erlaubniß vom Fürsten erwirke, Ferrara verlassen zu dürfen. Und der Fürst, überzeugt, daß die krankhafte Stimmung des Dichters nicht anders geheilt werden könne, als durch Gewährung seiner Bitte, willigt, wenn auch widerstrebend, ein. Der Dichter hinwieder, nun in die Nothwendigkeit versetzt, sich von den Personen trennen zu müssen, deren Huld und Liebe ihn so hoch gehoben, verliert ganz seine innere Haltung. Von schmerzhaften Empfindungen überwältigt, in ausschweifenden Phantasien umher irrend, trübt sich ihm der Sinn, und statt Abschied von der Prinzessin zu nehmen, denkt er durch das Geständniß der Liebe sie unauflösbar an sich zu ketten. Die Prinzessin stößt ihn von sich. Und Tasso steht, verlassen von Allen, nur noch neben Antonio, an dem er sich zu halten sucht, wie ein Schiffer an dem Felsen, an dem er scheiterte.) Die Größe des Stückes liegt darin, daß mit dem geringsten Aufwand äußeren Geschehens ein umfassendes Drama innerer psychologischer Entwicklung gegeben ist. — Der Zeit nach der französischen Revolution gehören an: „Der Großcophta, Lustspiel in fünf Aufzügen", 1789 (Dramatisirung der Halsbandgeschichte aus dem Leben Marie Antoinette's, Schilderung der Versunkenheit des französischen Adels vor der Revolution); „Der Bürgergeneral, Lustspiel in einem Aufzug", 1791 (karikirende Posse) 2c. — „Faust, eine Tragödie". Die erste Idee zum Faust stellte sich bei Goethe ein, als er während seiner Genesung im elterlichen Hause 1769 mystische und alchemistische Studien trieb. Er lernte dann das Volksbuch (§. 74) kennen. Als er 1773 auf der Frankfurter Frühjahrsmesse ein Puppenspiel von Dr. Faust sah, wurde die Idee, in der er den Stoff auffassen wollte, bald in ihm klar, die Idee: den geistig strebenden Menschen durch die Schranken der menschlichen Natur gehemmt darzustellen, ihn im Unmuth darüber in das sinnliche Leben stürzen, aber nicht darin untergehen zu lassen. Während diejenigen Theile der Tragödie, welche aus den siebziger Jahren stammen (Einleitungsmonolog, Gespräch mit Wagner, Scenen mit Gretchen),

diesen Grundgedanken schon enthalten, trägt der „Prolog im Himmel", der vierzig Jahre später gedichtet wurde (1806), eine andere Auffassung nicht hinzu. Inzwischen hatte Goethe 1790 die fertigen Stücke als „Fragment" herausgegeben, und 1808 erschien das Werk vollendet: „Faust, eine Tragödie". Einzelne Stücke zum zweiten Theil des Faust hatte Goethe schon vor dieser Zeit geschrieben; die eigentliche Arbeit an demselben fällt aber in das höchste Alter 1825—31. Goethe stellt sich in zwei Vorspielen seinem Stoffe humoristisch gegenüber: 1. „Vorspiel auf dem Theater" (der Theaterdirektor kommandirt den Theaterdichter und die lustige Person: sie sollen ein Stück schaffen, das seine Bude fülle! sie sollen Alles daran setzen, was auf den Brettern darstellbar ist, Sonne, Mond, Wasser, Feuer! den ganzen Kreis der Schöpfung, Himmel, Welt und Hölle! und zwar schnell! Der Theaterdichter möchte gern für die Nachwelt schreiben, nur dem, was ihm in tiefer Brust lebt, Worte leihen. Die lustige Person aber stellt sich auf Seite des Theaterdirektors. Und dieser macht kurzen Prozeß: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandirt die Poesie!"). 2. „Prolog im Himmel". (Zu den himmlischen Heerschaaren, die den Herrn anbeten, findet sich Mephistopheles. Mephistopheles spottet über die Menschen, besonders über Faust's Streben und Ringen. Der Herr nennt Faust „seinen Knecht" und spricht: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen. Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt, Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren." Mephistopheles: „Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren, Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, Ihn meine Straße sacht zu führen." Der Herr: „So lang er auf der Erde lebt, So lange sei dir's nicht verboten. Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Wie Goethe den Teufel auffaßt, ergiebt sich am Schluß aus folgenden Worten des Herrn: „Von allen Geistern, die verneinen, Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last. Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'; Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.") 3. „Der Tragödie erster Theil". (Faust hat Philosophie, Juristerei, Medicin und leider auch Theologie studirt. Sein Studium hat ihn zu der Erkenntniß geführt, daß er nichts dadurch gewonnen. An den Urquell des Daseins reicht er nicht. Zwar verkehrt er mit Geistern, und in dem Verlangen, von ihnen Offenbarungen zu empfangen, citirt er sie. Aber der Erdgeist, der auf seinen Ruf aus der dunkeln Sphäre hervortritt, höhnt ihn: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, Nicht mir!" Ganz in den Schmerz versenkt, das Uebersinnliche nicht erfassen zu können, kommt in ihn der Entschluß, mit einem Trank aus dem Giftbecher die Schranke des irdischen Daseins zu durchbrechen, gewaltsam in die Unendlichkeit zu dringen. Er hält den Becher am Munde, da rufen vom nahen Dome die Klänge des Ostergesanges die Träume der Kindheit in ihm wach. Und dem Gefühl des Lebens mit dem innigsten Schmerz hingegeben, steht er von dem Verbrechen ab. Dies ist der Moment, den der Teufel wählt, um ihn zu fangen. Auf einem Spaziergange umkreist er ihn; in Gestalt eines Pudels zieht er immer engere Kreise um ihn, Faust kann seinen Blick nicht von ihm lassen, wedelnd schmiegt sich der Pudel ihm zu Füßen. Endlich auf das Zimmer mitgenommen, enthüllt er sich als Mephistopheles und bietet Faust seine Dienste an. Faust, der Alles vergeblich unternommen hat, wagt das Letzte.

„Werd' ich zum Augenblicke sagen: Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Verweile doch! du bist so schön! Dann will ich gern zu Grunde gehn."

Diesen Vertrag geht er mit dem Teufel ein. Mephistopheles sucht ihn in den Genuß des Lebens zu versenken, unterhält ihn mit seinen Künsten. Aber das Zauberwesen widersteht Faust. Endlich führt er ihm das Bild Gretchen's vor, und

die Leidenschaft der Liebe entflammt ihn. Faust vergißt Alles, sein Streben und seinen Schmerz: die Liebe macht seine Sehnsucht und sein Glück. Der Augenblick ist da, zu dem Faust spricht: „Verweile doch! du bist so schön!“ Aber vom Bösen angefacht, wirkt die Liebe auch nur Böses. Gretchen wird Schuld am Tode ihrer Mutter, ihres Bruders, sie wird die Mörderin ihres Kindes. Reue zerreißt ihr Herz, und verzweifelnd stirbt sie im Gefängniß. Während jedoch über ihr eine Stimme vom Himmel die Gnade Gottes verkündet: „Sie ist gerettet!“ ist Faust an Mephistopheles gebunden. „Her zu mir!“ mit diesem Worte reißt er ihn an sich.) 4. „Der Tragödie zweiter Theil“. (Faust an der Hand Mephistopheles’, durchmißt von Neuem alle Räume der Welt, der Zeit und Geschichte. In dichtem Gewirre drängen sich um ihn räthselhafte Wesen: sind es Abbilder des Lebens? sind es symbolische Gestalten oder ist es ein planloses Spiel alternder Phantasie? Einheit und Uebersichtlichkeit fehlen. Am Schlusse sieht Faust im Geiste die arbeitende Menschheit, wie sie Freiheit und Leben sich verdient, indem sie beides erst erobert. Er versenkt sich in die Wonne dieses Augenblicks: „Könnt’ ich auf freiem Grund mit freiem Volke stehen,“ —

„Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Mit diesen Worten stirbt Faust. Mephistopheles sammelt die höllischen Geister, „die Dickteufel, die Dürrteufel; die Herrn vom graden und die vom krummen Horne, Vom alten Teufelsschrot und Korne.“ Sie sollen ihm helfen, sich der emporstrebenden Seele zu bemächtigen. Die himmlischen Heerschaaren aber kommen von oben herab: eine Glorie verbreitet sich, vor der dem Teufel schaudert. „Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt! Ein überteuflisch Element! Weit spitziger als Höllenfeuer!“ Die Engel „entführen Faust’s Unsterbliches.“ In der höheren Atmosphäre schwebend, singen sie:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selge Schaar
Mit herrlichem Willkommen.“)

In Bezug auf das Bestreben, den Inhalt des Faust in Einem Gedanken, die „Idee“ des Ganzen, zusammenzufassen, sprach sich Goethe (nach Eckermann’s „Gesprächen“) folgendermaßen aus: „Die Deutschen machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen: welche Ideen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle! Das wäre zur Noth etwas, aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, Manches erklärender, guter Gedanke; aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im Besonderen zum Grunde läge.“ (Mit Goethe’s Faust beschäftigen sich seit den dreißiger Jahren eine große Zahl erklärender Schriften, die das Werk von verschiedenen philosophischen und ästhetischen Standpunkten beleuchten.)

Goethe’s Romane und andere epische Dichtungen. — „Die Leiden des jungen Werther“, 1774 geschrieben und herausgegeben. Goethe nennt seine Poesien „Bruchstücke einer großen Konfession“ (Dichtung und Wahrheit). In Eckermann’s Gesprächen sagt er: „ich habe in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ Dieser Ursprung seiner Poesie

läßt sich an „Werther's Leiden" bis in's Einzelne nachweisen. Der Roman enthält die Geschichte der Liebe, die ihn 1772 in Wetzlar ergriff, der Liebe zu Charlotte, der Verlobten des Legationssekretär Kestner. Goethe besaß die Charakterkraft, die Nähe der Geliebten zu fliehen, um die Gefühle nicht zur Uebermacht anwachsen zu lassen. Sein Held im Roman dagegen geht zu Grunde; Werther erschießt sich. Das Schreckbild der Phantasie, das Goethe aus dem Kreise seiner Freunde und seiner Geliebten trieb, stellte er im Roman als Wirklichkeit dar. Die näheren Züge für diesen Ausgang entnahm er der Geschichte eines jungen Mannes, der damals gleichfalls in Wetzlar lebte: Karl Wilhelm Jerusalem (Braunschweig-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär), der, außer dem Unglück einer hoffnungslosen Liebe, auch den Schmerz unverdienter Ehrenkränkung (Ausstoßung, als Bürgerlicher, aus einer aristokratischen Gesellschaft) erfahren hatte. Die Größe der Wirkung, die der Roman hervorrief, lag in der Naturwahrheit, in der Innigkeit und Lebhaftigkeit der Empfindung, mit der die innerlichste Angelegenheit des menschlichen Herzens, die Liebe, behandelt wurde. „Werther" hatte eine Unzahl der verschiedenartigsten Werke zur Folge: Kritiken, Nachahmungen, Bearbeitungen, Schauspiele, Erläuterungen, Uebersetzungen, Lieder, Satiren und Parodien. Beinahe 40 Jahre später sprach Napoleon (in Erfurt 1808) mit Goethe auch über Werther; erzählte, daß er ihn sieben mal gelesen; tadelte die Mischung der Motive in Werther's Seele: „Der gekränkte Ehrgeiz schwächt beim Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?" fragte er Goethe. Goethe rechtfertigte das Verfahren als einen „Kunstgriff", dessen er sich bedient habe. In der That war es nichts als unwillkürliches Nacherzählen des wirklichen Faktums, wie es Goethe, im Einklang mit Jerusalem's Schicksal, in Werther's Seele sich dachte: eine Folge der realistischen Natur in Goethe's Poesie. — „W i l h e l m M e i s t e r ' s Lehrjahre, ein Roman", 1775 begonnen, 1782 und 83 fortgesetzt und vollendet, 1795 überarbeitet und herausgegeben. (Wilhelm Meister, voll Verlangen, der Kunst und dem Leben anzugehören, für beides mit zweifelhafter Fähigkeit ausgestattet, tritt in die Welt. Er geräth in den Kampf entgegengesetzter Extreme. Heitere Lebenslust tragen ihm die Mitglieder einer Schauspielertruppe, zu der er sich gesellt, entgegen, Philine, Laertes; schwermuthvolle Sehnsucht dagegen rührt ihn an Mignon, dem Kinde voll geheimnißvollen Verlangens nach der verlorenen Heimath; ferner an dem Harfner, dem Greise voll Schmerzes über die Schuld, der der Mensch im Leben verfällt. Mit ihnen gemeinschaftlich gelangt er in höhere Kreise der Bildung und des harmonischen Genusses. Eine geheime Gesellschaft wacht über ihm und leitet sein Schicksal. Mächtiger gefesselt, wird er hier zum selbstbewußten Erfassen des Lebensgenusses geführt.) An der Fortsetzung zu diesen „Lehrjahren" arbeitete Goethe seit 1807 mit vielen Unterbrechungen: „Wilhelm Meister's Wanderjahre, ein Roman", 1821 herausgegeben. (Das Princip des Lebensgenusses tritt gegen das der Nützlichkeit zurück. Fabriken, Wirthschaften werden beaufsichtigt, Institute geleitet. Der epische Faden der Erzählung verliert sich fast ganz. Ideen über Erziehung, bürgerliche Gesellschaft und Staatsleben, allegorische Erzählungen bilden den Inhalt.) Goethe gesteht selbst, daß es schwer sei, im Wilhelm Meister, wie er im Lauf der Jahre geworden, einen Mittelpunkt zu finden; er begnüge sich, ein reiches, manigfaltiges Leben darin gegeben zu haben, wenn auch ohne ausgesprochene Tendenz. („Wilhelm Meister" bildet, dem Stoffe nach, den Gegensatz zu „Werther": Werther, der die Schranken der menschlichen Gesellschaft widerstrebend flieht, wogegen Wilhelm Meister im Vertrauen zur Welt sich allen Sphären anschmiegt, durch jede Erfahrung gebildet und im thätigen Leben glücklich wird.) — „H e r m a n n und D o r o t h e a", 1796 begonnen, 1797 vollendet und herausgegeben. Durch die idyllischen Dichtungen

von Voß, namentlich durch dessen „Luise“, war Goethe auf das kleinere epische Gebiet geführt. Den Stoff zu Hermann und Dorothea fand er in einem Werk, welches über die Auswanderung der Salzburgischen Protestanten (1731) berichtet: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Protestanten, d. i. kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehört worden“ (1732). Goethe verlegte die darin enthaltene kleine Anekdote von dem Sohne eines wohlhabenden Bürgers in Altmühl, der lange Zeit trotz des Anrathens seines Vaters nicht habe heirathen wollen, der aber unter den vorüberziehenden Auswanderern ein Mädchen gefunden, das in ihm den festen Entschluß zur Heirath hervorgerufen habe, daß der Prediger des Ortes ihn in seiner Absicht gegen den etwas erschreckten Vater unterstützt, daß das Mädchen darauf zuerst als Magd in das Haus gekommen, dann aber die Frau des Sohnes geworden sei: Goethe verlegte diese kleine Geschichte, um ihr einen bedeutenderen epischen Hintergrund zu geben, in die Zeit der französischen Revolution, und ließ sie in einem kleinen Städtchen unweit des rechten Rheinufers sich ereignen. Das Gedicht zerfällt in neun Gesänge, nach den Musen benannt: Kalliope, Schicksal und Antheil; Terpsichore, Hermann; Thalia, die Bürger; Euterpe, Mutter und Sohn; Polyhymnia, der Weltbürger; Klio, das Zeitalter; Erato, Dorothea; Melpomene, Hermann und Dorothea; Urania, Aussicht. Es ist durchweg in hoher Vollkommenheit gehalten. Klare Anschaulichkeit, lebenswarmes Hervorblicken des menschlichen Herzens, Abwesenheit alles Gesuchten und Gezwungenen; natürlicher Aufbau der Handlung auf dem Boden des wirklichen Lebens, des deutschen gemüthvollen Lebens, wie es sich im Hause, in der Stadt, unter Bürgern, zwischen Vater, Mutter und Kindern festgestellt hat; reine zarte Schilderung deutscher Natur, Tugend und Sitte: dies sind die großen Vorzüge des Gedichtes. Die klassischen Formen des Griechenthums, der Hexameter und der homerische Ton der Erzählung, vermischen sich ohne jede Affektation mit dem einheimischen Stoff und Inhalt. — „Die Wahlverwandtschaften, ein Roman“, 1808 geschrieben, 1809 herausgegeben. Die Wahlverwandtschaften sind das einzige Werk von größerem Umfang, wobei Goethe sich bewußt war, die Darstellung einer „Idee“ beabsichtigt zu haben. In der Natur herrscht das Gesetz der „Wahlverwandtschaften“, wonach die chemischen Stoffe sich verbinden und trennen, je nach der Zufälligkeit äußerer Berührung. In der menschlichen Empfindung liegt die Möglichkeit desselben Anziehens und Abstoßens der Charaktere, je nach den Aenderungen des gesellschaftlichen Lebens. Wehe aber dem Menschen, der Sittlichkeit und Pflicht nicht höher achtet, als die Stimmungen des Augenblicks. Er bereitet sich und dem ganzen Kreise seines Lebens Zerrüttung und Verderben. Diese Idee führt Goethe in Bezug auf die Ehe durch, „den Anfang und den Gipfel aller Kultur, das heiligste und unauflöslichste Band“, wie sie in dem Roman genannt wird. (Eduard und Charlotte: jener, ein verwöhnter Charakter voll rücksichtslosen Gefühls, voll treibender Hitze; diese, eine besonnene Frau, voll Kraft, den Wünschen des Herzens zu entsagen, wenn sie der Pflicht widersprechen, sind ehelich verbunden und bei der Gemeinsamkeit ihrer Beschäftigung im täglichen Leben unbefangen glücklich. Da kommen neben ihnen andere Charaktere auf: Ottilie, sinnend, schweigsam, nachgiebig, gelehrig, ganz in der Art eines Kindes; und der Hauptmann, ein Mann voll Festigkeit und Präcision, voll Erfahrung und Selbstbeherrschung. Das Glück der Verbindung, in dem Eduard und Charlotte sich so lange befunden, beginnt sich zu lösen, je mehr diese beiden sich ihnen nähern. Mit hastiger Erregtheit heftet Eduard seine Sinne an Ottilie; Charlotte dagegen, mehr auf den Umgang mit dem Hauptmann angewiesen, wird sich auch der tieferen Berührungen bewußt, die sie in ihrem Gemüthe

mit demselben hat. Während nun aber Charlotte und der Hauptmann die Kraft der Entsagung besitzen, zerstören Eduard und Ottilie, ihren Empfindungen hingegeben, das Glück Aller.) Es ist ein Merkmal der Objektivität Goethe'scher Anschauungsweise, daß er wiederholentlich Gegenbilder geschaffen hat, die sich zum Ganzen des Lebens ergänzen. Zwei solcher Gegenbilder waren Werther und Wilhelm Meister: jener, den das Leben ausstößt; dieser, den das Leben gewinnt. In ähnlichem Verhältniß stehen die „Wahlverwandtschaften" und „Hermann und Dorothea": in jenen lösen sich die Bande der Sittlichkeit und mit ihnen das Glück des Lebens; in diesem baut sich das Glück des Lebens auf dem Boden der Sittlichkeit auf. — „Reineke Fuchs, in zwölf Gesängen", 1793 geschrieben, 1794 herausgegeben. Goethe bearbeitete das niederdeutsche Gedicht (§. 54) ohne wesentliche Veränderungen in Hexametern. — Von Goethe's kleineren epischen Werken sind die Novellen unter dem Titel: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", ferner das „Märchen" Muster kunstmäßiger Form für die Erzählung. — Theils der Poesie, theils der Geschichtsschreibung angehörig, ist Goethe's Selbstbiographie: „Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit", 1809 begonnen, 1813 abgebrochen. (Geschichte der Jugend bis zu seinem 26. Jahre.) Die Unsicherheit in der Erinnerung dieser und jener einzelnen Begebenheit bewog ihn, dem Werke den Titel „Dichtung und Wahrheit" zu geben. Er wollte nichts Unwahres erzählen, konnte aber auch nicht die Richtigkeit jeder Erinnerung, wie sie ihm vorschwebte, behaupten. Einzelne Scenen sind vollendete Kunstdarstellungen, z. B. das Idyll seiner Jugendliebe zu Friederike Brion in Sesenheim bei Straßburg. — Ueber die spätere Zeit seines Lebens hat Goethe aphoristische Berichte hinterlassen: „Tag= und Jahreshefte; Italienische Reise, Campagne in Frankreich, Belagerung von Mainz" rc.

Goethe's kleinere Dichtungen lyrischer und epischer Art, Lieder, Balladen rc., zeichnen sich durch außerordentlichen Reichthum der Stoffe, Sicherheit und Wahrheit im Ausdruck jeden Gefühls, Manigfaltigkeit, Schönheit und Charakteristik der Formen aus. Unter den Balladen sind hervorzuheben: Mignon, das Veilchen, der Erlkönig, der Fischer, der Sänger, der König in Thule, der Schatzgräber, der Todtentanz, der Zauberlehrling, die Braut von Corinth rc. Als Legende ist die im Tone Hans Sachs'scher Naivetät gehaltene Erzählung: „Als noch verkannt und sehr gering" rc. voll Reiz. Unter den Liedern ist oft das kleinste Gedicht eine vollkommene Schöpfung: „Wanderers Nachtlied" (Der du von dem Himmel bist); und (Ueber allen Gipfeln), 6. Sept. 1780 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau gedichtet; „An den Mond" (Füllest wieder Busch und Thal); „Schäfers Klagelied" (Da droben auf jenem Berge); „Neue Liebe, neues Leben" (Herz, mein Herz, was soll das geben?) rc. Außerdem: Elegien, Epigramme, Episteln, Satiren rc. Die Einleitung zu seinen Gedichten bildet eine Allegorie unter dem Titel: „Zueignung":

„Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken." rc.

(Dem Dichter erscheint, als die Nebel des Morgens sich zerstreuen, von den hell beleuchteten Wolken herschwebend, ein göttliches Weib. Schon oft hat sie Balsam in seine Wunden gegossen, am heißen Tage die Stirne mit himmlischem Gefieder ihm gekühlt. Nun ist der Dichter, stolz über die wiederholte Gunst, entschlossen, sich

von der Welt loszusagen und ihr allein zu leben. Sie aber tadelt ihn deßwegen und fordert, daß er als Mann unter den Menschen lebe. Damit er ihren Auftrag würdig erfülle, giebt sie ihm ein Geschenk: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." Der Dichter fordert darauf seine Freunde auf, in allen Lagen des Lebens ihn, als Begleiter, an ihren Schicksalen theilnehmen zu lassen. Er verspricht ihnen des Lebens Bürde zu erleichtern.) Goethe wandte sich im Alter auch zu den Formen, die mit der Richtung der Romantiker (§. 115) allgemeiner verbreitet worden waren: namentlich zum Sonett, das er früher verschmäht hatte. Unter dem Titel: „Westöstlicher Divan", 1819, stellte Goethe lyrische Dichtungen zusammen, in denen er sich der orientalischen Dichtungsweise näherte.

Goethe ist außerdem in vielfacher Weise wissenschaftlich beschäftigt gewesen: mit Kritiken, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte; mit theoretischen Abhandlungen über deutsche Baukunst, über Malerei &c.; mit biographischen Bearbeitungen (Benvenuto Cellini, Winckelmann &c.); und besonders mit naturwissenschaftlichen Arbeiten (Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären, 1790; Beiträge zur Optik, 1791; Farbenlehre, 1810 &c.).

§. 114. Friedrich Schiller, geb. 1759, gest. 1805.

Schiller's schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden: 1. die Zeit der leidenschaftlichen Jugendkraft, aus der die Dramen stammen: die Räuber 1781, Fiesko 1783, Kabale und Liebe 1784; 2. die Periode der wissenschaftlichen Studien 1785—1795, aus der an größeren poetischen Werken nur Don Carlos 1787 stammt, außerdem Uebersetzungen (2. und 4. Buch der Aeneïde, Iphigenie in Aulis von Euripides), ferner Geschichtswerke (Abfall der vereinigten Niederlande, dreißigjährige Krieg &c.) und philosophisch ästhetische Abhandlungen (über naive und sentimentalische Dichtung, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen &c.); 3. die Periode der klassischen Vollendung, in welcher die Dramen entstanden: Wallenstein (Wallenstein's Lager, die Piccolomini und Wallenstein's Tod) 1799, Maria Stuart 1800, Jungfrau von Orleans 1801, Braut von Messina 1803, Wilhelm Tell 1804. Unter Schiller's kleineren Dichtungen bezeichnen Gedichte wie die Balladen aus den Jahren 1797 und 1798 (Kampf mit dem Drachen, Taucher, Kraniche des Ibykus &c.), oder das „Lied von der Glocke" 1799 den Charakter seiner Poesie am reinsten und vollkommensten.

Schiller's Leben. — 1. Seine Jugend. Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen. Sein Vater war damals Lieutenant in würtembergischen Diensten (ein strebsamer ehrgeiziger Charakter; ursprünglich dem Badergewerbe angehörig; als Feldscheer beim bairischen Militär eingetreten; woselbst er gelegentlich auch den Dienst eines Unterofficiers versah; beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges würtembergische Dienste nehmend, Fähnrich und Adjutant; später Hauptmann, zuletzt Major und Kommandant des Lustschlosses Solitüde). Seine Mutter, Elisabeth Kodweiß, war die Tochter des Gastwirths „Zum goldenen Löwen" in Marbach. Den ersten Unterricht empfing Schiller vom Prediger Moser in Lorch, einem kleinen Grenzort, wo sein Vater 1765—68 als Werbeofficier stand; 1768—72 auf der lateinischen Schule zu

Ludwigsburg; 1773—80 auf der Karlsschule (einer militärischen Bildungsanstalt, die 1771 von Herzog Karl Eugen von Würtemberg auf der Solitüde gegründet, 1775 von dort nach Stuttgart verlegt, erweitert und zur Akademie erhoben wurde). Der Eintritt Schiller's in die Karlsschule geschah auf Befehl des Herzogs, der die Erziehungsanstalt besonders für die Söhne seiner Officiere bestimmt hatte. Der Knabe, der bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, Theologie zu studiren, aufgeben mußte, entschied sich zuerst für das juristische Studium, 1775, als auch ein Lehrstuhl der Medicin errichtet wurde, für diese letztere Wissenschaft. Die militärische Disciplin, die in der Anstalt herrschte, empfand Schiller sehr bald als Druck; und ein Gefühl des Zwanges, der Gefangenschaft, dem er in Jugendpoesien leidenschaftlichen Ausdruck gab, kam in ihm auf. Achtzehn Jahre alt, begann er die „Räuber". Er konnte nur verstohlen daran arbeiten, und erst 1781 wurde das Trauerspiel vollendet, nachdem er im Jahre vorher, nach beendetem Kursus in der Akademie, Chirurgus bei einem würtembergischen Grenadier-Regiment (General Augé) geworden war. Die Räuber gelangten durch Freiherrn von Dalberg, Intendant der Nationalbühne zu Mannheim, zur Aufführung (zum ersten Mal 13. Januar 1782), verwickelten ihn aber bald in Mißverhältnisse mit dem Herzog. Auf Veranlassung einer Stelle, wo Graubünden als Heimath der Spitzbuben bezeichnet wird (später wurde Graubünden in Italien verwandelt), wurde er beim Herzog angeklagt; der Herzog befahl, daß Schiller ihm alles Poetische vor der Veröffentlichung vorlege. Bald darauf in Folge eines Besuchs, den Schiller ohne Urlaub in Mannheim, um einer Aufführung der Räuber beizuwohnen (Mai 1782), abstattete, wurde er mit zwei Wochen Arrest bestraft; zugleich wurde ihm verboten, mit dem „Auslande" in Verbindung zu treten, Komödien oder sonst Poetisches zu schreiben: er sollte seiner Wissenschaft und seinem Amte leben. Da Schiller an seinem zweiten Trauerspiel, „Fiesko", arbeitete, dasselbe fast vollendet hatte, richtete er an den Herzog das Gesuch um Zurücknahme des Befehls. Abschläglich beschieden, floh er (17. Sept. 1782) aus Würtemberg nach Mannheim, von seinem aufopfernden Freunde, Andreas Streicher, begleitet. Die Poesie raubte ihm, wie er später oft schmerzlich empfand, frühzeitig Familie und Vaterland. Schiller hatte seine Hoffnung auf Freiherrn von Dalberg gesetzt: einerseits, daß er eine gütliche Ausgleichung des Zerwürfnisses mit dem Herzog bewirke, andrerseits, daß er „Fiesko" in Mannheim zur Darstellung bringe. Beide Hoffnungen schlugen fehl. Da nahm er in der Noth die Zufluchtstätte an, die ihm Frau von Wolzogen, die Mutter zweier Freunde, die er auf der Karlsschule kennen gelernt, angeboten hatte: in völliger Zurückgezogenheit lebte er von November 1782 bis Juli 1783 in Bauerbach bei Meiningen und schrieb hier „Kabale und Liebe". Nach der Einsendung dieses Stückes an die Mannheimer Bühne knüpfte Freiherr von Dalberg die Verbindung mit Schiller wieder an; lud ihn ein, nach Mannheim zu kommen; und beide schlossen Kontrakt: Fiesko, Kabale und Liebe, auch das neue Stück, das Schiller schreiben werde, Don Carlos, sollten auf die Bühne gebracht werden. Da der Kontrakt in Bezug auf die schon vollendeten Stücke wenig vortheilhaft für Schiller war, gerieth dieser sehr bald in Noth; und als er Don Carlos so schnell nicht vollendete, steigerte sich seine mißliche Lage in Mannheim immer mehr. Bei Gelegenheit eines Besuchs, den der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar in Darmstadt abstattete, las Schiller den ersten Akt des Don Carlos bei Hofe vor und in Folge dessen erhielt er den Titel eines sachsen-weimarischen „Raths". Aber eine Verbesserung seiner Lage war damit nicht verbunden. — 2. Zeit der *wissenschaftlichen* Studien, 1785—1795. Schiller verlegte (April 1785) seinen Aufenthalt nach Leipzig. Die Veranlassung dazu war von der freundlichsten Art. Junge Männer, voll Begeisterung für Schiller's Genie, Körner und Huber, denen sich zwei Damen anschlossen (Körner's

Braut und deren Schwester), hatten, ohne ihn persönlich zu kennen, ihm von Leipzig aus Huldigungen in Geschenken und in einem Briefe dargebracht. Der Brief war von Huber abgefaßt; die Geschenke bestanden in einer Brieftasche, welche die eine der Damen gearbeitet, in den Portraits der Absender, welche die andere gezeichnet, und in einer Komposition zu einem Liede aus den Räubern von Körner. Welche Wohlthat dem Dichter erwiesen wurde, ergiebt sich aus einem Briefe an Frau von Wolzogen: „Ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." Körner's Freundschaft wurde für Schiller außerordentlich wohlthätig. Körner war der erste seiner Freunde, der sich nicht bewundernd ihm unterordnete, sondern mit Besonnenheit Kritik an seinen Werken übte. In dieser Zeit der Noth war es auch allein schon wichtig, daß Körner mit heiterem Edelsinn ihm über die Sorge des Augenblicks hinweghalf, seinen Ueberfluß mit ihm theilte, ihm ein Leben bereitete, das Schiller der freien Arbeit widmen konnte: zuerst in Leipzig (Wohnung im Dorfe Gohlis); dann seit September 1785 in Dresden (Körner's Weinberg in Loschwitz an der Elbe). Schiller konnte nun nachholen, was er bei glücklicheren Lebensumständen in den Knaben- und Jünglingsjahren sich hätte aneignen müssen. Unter den Wissenschaften, welche Schiller nun trieb, war das Erste: das Studium der Geschichte (aus dem Quellenstudium, auf welches er durch die Arbeit am Don Carlos geführt wurde, entstand schon 1787 die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande); dann das Studium der griechischen und römischen Klassiker (Homer, Virgil, Sophokles, Euripides); zuletzt (seit 1792) das Studium der Philosophie, namentlich der Philosophie Kant's. Nachdem Don Carlos vollendet war (1787), ging Schiller, um dem Mittelpunkt des literarischen Lebens näher zu sein, zuerst nach Weimar, dann nach Jena, verpflichtete sich dort zur Mitwirkung an Wieland's „deutschem Merkur", hier zu Recensionen für die „allgemeine Literaturzeitung"; zuletzt wurde er in Rudolstadt durch die Bekanntschaft mit der Familie der Frau von Lengefeld (mit deren Tochter Charlotte er sich 1790 vermählte) gefesselt und lebte den Sommer des Jahres 1788 im Dorfe Volkstädt bei Rudolstadt. Sein Geschichtswerk „Abfall der vereinigten Niederlande" bewirkte ihm um dieselbe Zeit (durch Goethe vermittelt) die Berufung zu einer Professur in Jena, die er im Mai 1789 antrat. Nur drei Semester war Schiller im Amte thätig. Mitten im vierten, Anfang 1791, erkrankte er heftig. Die Krankheit wurde gehoben, wiederholte sich aber mit gesteigerter Kraft: die Lunge war stark entzündet. Als er allmälig genas, waren seine Kräfte ganz geschwächt; und, des Arbeitens unfähig, war er großer Noth wiederum nahe, als abermals hochherzige Freunde seines Genies, der damalige Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann, in einem freiwilligen Geschenk (Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre) ihm ihre Huldigungen darbrachten. Die Zeit der Genesung war es, in der Schiller sich vorzugsweise mit Kant's Philosophie beschäftigte. Seit 1794 bereitete der Entschluß, die „Horen" zu gründen, und die damit zusammenhängende Annäherung an Goethe die allmälige Rückkehr zur Poesie. — 3. **Rückkehr zur Poesie, 1795—1805.** Die Horen waren eine Monatsschrift, für wissenschaftliche, besonders philosophische Abhandlungen bestimmt. (Schiller veröffentlichte darin „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen"; die Abhandlung „über naive

und sentimentalische Dichtung" rc.) Doch schon 1795 schrieb Schiller, durch die Theilnahme an Goethe's damaliger Arbeit (Wilhelm Meister) angeregt, in einem Briefe an Goethe: „der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn." Bald darauf begann Schiller wieder, sich der Poesie zuzuwenden. Und als er 1796 auch von der Idee, Wallenstein dramatisch zu bearbeiten, erfaßt war, wurde ihm die Herausgabe der Horen so lästig, daß er sie (nach dem 3. Jahrgang, 1797) aufgab. Unterdessen hatte er schon 1795 sich mit der Herausgabe eines „Musenalmanachs" befaßt und war zu diesem Zweck mit Dichtern in Verbindung getreten. Schiller besorgte fünf Jahrgänge desselben, bis er, nach der Vollendung des Wallenstein (1799), auch dies als eine störende Nebenbeschäftigung von sich wies und alle Kräfte auf das Dramatische wandte. (Ueber die Xenien in dem Musenalmanach S. 201. Außerdem waren darin die Balladen „Kampf mit dem Drachen" rc., „das Lied von der Glocke" rc. erschienen.) Außerordentlich ist, was Schiller, bei der zunehmenden Kränklichkeit, in den letzten Jahren seines Lebens vollendete: 1800 Maria Stuart, 1801 Jungfrau von Orleans, 1803 Braut von Messina, 1804 Tell. Dazwischen bearbeitete er 1800 Shakespeare's Macbeth für die Bühne, schrieb im Winter 1801—2 Turandot nach Gozzi, übersetzte 1803 Picard's Lustspiele: der Parasit und der Neffe als Onkel, 1805 Racine's Phädra rc. 1799 hatte Schiller, um dem Theater und Goethe näher zu sein, seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt. Auf Veranlassung des Herzogs von Sachsen-Weimar war er 1802 vom Kaiser geadelt. Ueber der Arbeit an einem neuen Trauerspiel Demetrius erkrankte er und starb 9. Mai 1805. Ihn überlebte seine Witwe († in Bonn 1824), ferner zwei Söhne (Karl und Ernst) und zwei Töchter (Karoline und Emilie).

In Bezug auf die Personen, welche auf Schiller's Leben näheren Einfluß geübt, folgende Notizen. — Karl Eugen, Herzog von Würtemberg, geb. 1728, folgte seinem Vater schon 1737; wurde 16 Jahre alt vom Kaiser Karl VII. für volljährig erklärt. Ein Fürst von bedeutenden Geistesanlagen, in der Jugend aber den heftigsten Leidenschaften rückhaltlos folgend. Seit 1770 gab er sich mehr mit Besonnenheit der Sorge für das Wohl des Landes hin. Namentlich waren die Gründung, allmälige Erweiterung und Erhebung der Karlsschule sein persönliches Verdienst. Seit 1776 lebte er in morganatischer Ehe mit Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim (geb. Fräulein von Bernardin, zuerst vermählt mit Freiherrn von Leutrum). Gegen Schiller hatte der Herzog von Anfang an Zuneigung empfunden, er hatte sein Talent bemerkt und anerkannt. Daß er ihm, in Folge der Ereignisse, die sich an die „Räuber" knüpften, in seiner poetischen Laufbahn hinderlich wurde, geschah nach des Herzogs Absicht zu Schiller's Bestem. Nachdem Schiller geflohen war, gab der Herzog ihm einen neuen Beweis seiner Nachsicht, indem er keine Schritte that, seiner wieder habhaft zu werden. Die erledigte Stelle wurde ohne Aufsehen besetzt. Schiller hat den Boden Würtemberg's bei Lebzeiten des Herzogs nicht wieder betreten. Der Herzog starb 1793. — Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg (geb. 1750 zu Herrnsheim; Intendant des Nationaltheaters zu Mannheim; später badenscher Minister und Oberhofmeister zu Karlsruhe, † 1806) hat als Leiter des Theaters durch Unterstützung bedeutender Bühnentalente (Eckhoff, Schröder, Iffland) Verdienste erworben. Er hat auch selbst Dramatisches gedichtet: „Kora, Drama mit Gesang 1780; der Mönch von Karmel" 1787 rc. Daß Freiherr von Dalberg sich Schiller's, bei Gelegenheit seiner Flucht von Stuttgart, nicht annahm, war für ihn fast nothwendig in seiner Stellung zum würtembergischen Hofe bedingt. Er befand sich in dem Augenblicke, da Schiller floh, in Stuttgart am Hofe des Herzogs, als Theilnehmer an glänzenden Festlichkeiten, die gerade veranstaltet wurden. Freiherr von Dalberg besaß weder

für den Genius in Schiller den Scharfblick, noch für den in den Anfängen seiner Entwicklung begriffnen Jüngling das persönliche Wohlwollen, das dazu erforderlich gewesen wäre, um mit Gefahr der Ungunst des Herzogs sich für ihn zu verwenden. Erst als er sich über die Gesinnung des Herzogs gegen Schiller beruhigt hatte, knüpfte er die Verbindung mit dem Dichter, weil sie der von ihm geleiteten Bühne vortheilhaft schien, wieder an. — Andreas Streicher (geb. 1761 zu Stuttgart; widmete sich der Musik; bei der Mannheimer Kapelle angestellt; lebte später in Wien als Klavierlehrer und Pianofortefabrikant, † 1833). Von dem Augenblick, da er Schiller 1780 zum ersten Mal sah, fühlte er sich mit jugendlicher Innigkeit zu ihm hingezogen. Als er ihn näher kennen lernte, erwachte der ganze Zauber der Freundschaft in ihm. Schiller hätte schwerlich ohne seinen aufopfernden Beistand die kummervollen Stunden der Noth und Verlassenheit überwunden, die nach der Flucht aus Würtemberg seiner warteten. Streicher opferte ihm Alles, Geld, Zeit, ja seine Pläne für die Zukunft und sein Studium. Er fühlte seine ganze Befriedigung darin, dem Freunde, so viel er konnte, zu dienen. Streicher hat die Erinnerungen aus den Jahren seines Zusammenlebens mit Schiller als die theuersten seines Lebens gepflegt und mit einer Art Scheu wie ein Heiligthum der Freundschaft geheim gehalten. Erst nach seinem Tode haben seine Hinterbliebenen die Blätter herausgegeben: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85". — Frau von Wolzogen (geb. 1744, † 1788) war früh verwitwet und lebte in beschränkten Glücksumständen. Sie besaß auf dem Familiengute Bauerbach bei Meiningen nur ein kleines Haus, während die Herrschaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Mit dem würtembergischen Hofe unterhielt sie um der Erziehung und künftigen Stellung ihrer 4 Söhne willen eine möglichst enge Verbindung. Um so mehr ist es ein Beweis ihrer Theilnahme für Schiller, daß sie diesem Zuflucht und Unterstützung gewährte. Schiller lebte in Bauerbach incognito als Dr. Ritter. Durch ihren Sohn Wilhelm († 1809 als Geheimer Rath in Weimar) wurde Schiller 1787 in Rudolstadt in das Haus der Frau von Lengefeld eingeführt. Beide Freunde, Wilhelm von Wolzogen und Schiller, vermählten sich mit den Töchtern der Frau von Lengefeld: Wilhelm von Wolzogen mit der älteren, Karoline († 1847 in Jena), die auch als Schriftstellerin aufgetreten ist: „Agnes von Lilien", ein Roman, zuerst in den Horen 1796; „Schiller's Leben, aus den Erinnerungen der Familie" 1830 ꝛc. — Christian Gottfr. Körner (geb. 1756 in Leipzig; Privatdocent daselbst; 1785 als Konsistorialrath nach Dresden berufen, 1790 Appellationsrath; trat 1815 in preußische Dienste, † 1831 als Geheimer Regierungsrath im geistlichen Ministerium). Der Briefwechsel zwischen Körner und Schiller erschien 1847 in vier Bänden. Körner besorgte 1812—15 die erste Gesammtausgabe von Schiller's Werken. — Ludw. Ferd. Huber (geb. 1764 zu Paris; widmete sich der diplomatischen Carrière; † 1804 als bairischer Schulrath auf einer Reise in Leipzig); übersetzte aus dem Französischen, schrieb Dramatisches: „das heimliche Gericht, Trauerspiel", 1788 in Schiller's „Thalia" ꝛc.

Schiller's dramatische Dichtungen. Als erste dramatische Arbeit, im 13. Lebensjahr gedichtet, wird das Trauerspiel „die Christen" genannt. Auf Anregung des Klopstock'schen Messias scheint Schiller darauf ein episches Gedicht „Moses" versucht zu haben 1774, das gleichfalls nicht aufbewahrt ist. Die Bekanntschaft mit Gerstenberg's, Leisewitz', Klinger's, Goethe's dramatischen Werken, auch mit Shakespeare, führte ihn zu verschiedenen Versuchen im Drama: „Student von Nassau"; ferner „Cosmos von Medici". Aus letzterem sind einzelne Stellen wörtlich in die Räuber übergegangen, die 1777 begonnen wurden. Die erste (auf Schiller's Kosten besorgte) Ausgabe erschien ohne seinen Namen: „die Räuber, ein

Schauspiel" 1781. (Auf dem Titelblatt dieser Auflage befindet sich eine Vignette, welche den Räuber Moor darstellt, wie er beim Anblick seines aus dem Thurm hervorgeholten Vaters Rache schwört. Die Schlußvignette zeigt Brutus und Cäsar zu dem Liede Akt 4, Scene 5.) Das Stück spielt theils in Franken, wo das Schloß des Grafen Moor steht, theils an der Grenze von Sachsen, wo die Räuberbande sich bildet, dann in den böhmischen Wäldern und in den Gegenden der Donau, wo sie haust. Von der „Zeit" heißt es: „ungefähr zwei Jahre", ohne daß das Jahrhundert angegeben würde, in welches sie fallen. Den Stoff zu den Räubern empfing Schiller in dürftigen Umrissen aus einer in Haug's „schwäbischem Magazin" 1775 mitgetheilten Anekdote. Der Impuls für seine Bearbeitung aber lag in der Stimmung, die seine Jugend beherrschte: in dem Zorn und Schmerz über die in der Welt herrschende Ordnung. „Wir wollen ein Buch machen," sagte er zu seinem Jugendfreund Scharfenstein, „das durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." Das Hohe und Herrliche geht am Gemeinen zu Grunde; gemein, schwach und lasterhaft ist die ganze Welt; sie hat absolute Uebermacht über das Gute und Edle. Diesen Gedanken stellt er in der Geschichte Karl Moors dar. (Maximilian, der regierende Graf von Moor, hat zwei Söhne, Karl und Franz. Karl, der ältere, befindet sich auf der Universität; Franz daheim auf dem Schlosse. Jener ist eine feurig aufstrebende Natur. Da das tintenkleckſende Säculum ihm die Möglichkeit rühmlicher Auszeichnung nicht bietet, so verführt ihn der Uebermuth der Jugend zu manchen Uebereilungen. Offen gesteht er seinem Vater Alles und erwartet Vergebung. Nach dem Schlosse will er alsdann sogleich zurück, wo Amalie seiner harrt, und wo er das Glück im Frieden der Heimath bauen wird. Die schöne Hoffnung wird durch seinen Bruder zunichte. Franz ist der jüngere; neidisch auf das Schooßkind Karl; grollend mit dem Schöpfer, der ihn häßlich geschaffen und zum Diener seines Bruders bestimmt hat. Er faßt den Plan, diesen zu verderben und sich zum Herrn des Hauses zu machen. Zu diesem Zweck belügt er seinen Vater und seinen Bruder. Beides gelingt: der alte Moor glaubt, daß sein Sohn wegen gemeiner Verbrechen steckbrieflich verfolgt werde; Karl glaubt, daß sein Vater ihn verflucht habe. „Reue, und keine Gnade!" ruft Karl aus, „Vaterliebe ist zur Megäre geworden! So fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmüthiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!" Als unter seinen Kameraden Einer das Wort „Räuber und Mörder" spricht, fällt's wie der Staar von seinen Augen. An die Menschheit, an die Vaterliebe hat er appellirt, und ein Hyänengezücht sieht er vor sich. „Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod sollen mich vergessen machen, daß mir jemals etwas theuer war." Er rollt das Gesetz der Welt unter seine Füße; mit Morden und Brennen will er sein Gesetz der Menschheit aufdrängen. Dies ist die Verknüpfung, deren Konsequenzen das Stück zieht. Franz kann auf der Bahn der ruchlosen Thaten nicht still stehn: er begeht noch Haarsträubenderes, mordet seinen Vater, begräbt ihn lebendig. Karl dagegen vermag es nicht über sich, die menschliche Natur in sich zu ersticken: das Herz mahnt ihn an Liebe und Treue, mahnt ihn an das, was er wider Willen verscherzt hat. Da giebt es keine Lösung und keinen Wiederaufbau. „O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten!" „die mißhandelte Ordnung bedarf eines Opfers!" Und er erinnert sich eines „armen Schelmen, der im Tagelohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat. Man hat tausend Louisd'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden." Karl übergiebt sich dem Gericht, Alles um ihn her ist vernichtet, das ruchlos entzündete Feuer ist ausgebrannt.) Das Stück wirkte mit wunderbarer Kraft, erregend und begeisternd. Andere Dichter

jener Zeit (Leisewitz, Lenz, Klinger) hatten das Ungeheure, Excentrische, das gewaltsame Rütteln an den ewigen Ordnungen und Geheimnissen der Welt, auch schon dargestellt. Es war im Grunde die faustische Qual des Lebens, die fast jeder Dichter jener Zeit einmal in seiner Weise bearbeitete. Aber Keiner hatte das Ungeheure so mit dem Herzschlag des Lebens und mit Fülle des Geistes durchdringen, so sehr in plastischer Anschaulichkeit und technischer Vollendung geben, endlich auch so glücklich in idealer Ferne und Höhe halten können. Schiller hatte volles Bewußtsein über den Charakter seines Werkes. Interessant ist die humoristische Wendung in der Selbstrecension der Räuber: „Der Verfasser der Räuber soll Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben wie im Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur geben." (Würtembergisches Repertorium der Literatur 1782.) In der „Rheinischen Thalia", der Zeitschrift, die er 1784 ankündigte, geht er tiefer auf die Entstehungsart der Räuber ein; „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur Einer begegnete." — „Die Verschwörung des **Fiesko zu Genua**, republikanisches Trauerspiel" 1783. (Die Republik Genua ist auf der Höhe ihrer Macht. Andreas Doria, der Doge, hat in ruhmvollen Kriegen Frankreich getrotzt. Ueber diesen Ereignissen ist das Haus der Doria zu einem alle anderen patricischen Geschlechter überragenden Einfluß gelangt. Als nun Andreas selbst ein altersschwacher Greis geworden, die Anschläge seines Neffen Gianettino nicht mehr bändigen kann, als dieser die Rechte der Familien, die Gesetze der Republik verspottet, als er unter des deutschen Kaisers Schutz die Herzogwürde in Genua zu gewinnen trachtet, bildet sich eine Verschwörung, als deren Haupt Fiesko, Graf von Lavagna, durch die Kraft seines Geistes bald unabweislich wird. Mit Klugheit hat er die Verschwörung eingeleitet, die Doria's über seinen Charakter getäuscht; Alles nimmt einen erwünschten Fortgang. Da weckt die Macht, die er erlangt, in seiner Seele den Ehrgeiz; er will selbst Herzog werden. Vergeblich warnt ihn seine Gemahlin Leonore, vergeblich beschwört ihn Verrina, der strengste Republikaner unter den Mitverschworenen, Fiesko eilt in sein Unglück. Seine Gemahlin kommt in der Nacht des Aufruhrs um, er selbst wird von Verrina ertränkt.) Schiller berührt in der „Vorrede" zum Fiesko die Abweichungen, die er sich von dem geschichtlichen Stoff erlaubt hat. Der Geschichte zufolge ging Fiesko (1. Jan. 1547) „durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde." (Als er zu Anfang des Tumults sich in den Hafen auf die Galeeren begeben wollte, schlug das Boot um, er fiel in's Wasser, sein Hülferuf wurde nicht vernommen, und er ertrank.) Da jedoch die Natur des Drama's „den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht duldet," so ließ Schiller den Helden in Folge seines Ehrgeizes durch die republikanische Festigkeit Verrina's zu Grunde gehen. Den Verlauf der Handlung zu beleben, dienen drei Frauencharaktere: Gräfin Julia, Doria's Schwester, mit welcher der Dichter seinen Helden ein Liebesabenteuer eingehen läßt, um die Doria's über den Ernst seiner Gedanken zu täuschen; Leonore, die Gemahlin Fiesko's, der gute Engel ihm zur Seite, den er, vom Ehrgeiz geblendet, endlich von sich stößt; und Bertha, Verrina's Tochter, das Opfer der Gewaltsamkeiten Doria's, die den Entschluß der Verschwörung zur Reife bringt.

Eine eigenthümliche Erfindung der Schillerschen Phantasie ist Muley Hassan, der Mohr von Tunis, wie Schiller ihn charakterisirt, „eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune." Auf dem Theater erfuhr Fiesko nicht überall die enthusiastische Aufnahme, wie die Räuber. (Die populär gewordene Alliteration „Donner und Doria" rührt aus Akt 1, Scene 5 her.) — „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen" 1784. Den Plan zu dem Stücke (das zuerst „Louise Millerin" heißen sollte) entwarf Schiller während des vierzehntägigen Arrestes, den er in Stuttgart 1782 aushalten mußte. Der Idee nach ist es eine Repetition der „Räuber": Behandlung des Gedankens, daß das Edle und Hohe in dieser ganz verdorbenen Welt zu Grunde gerichtet wird. Ort und Zeit der Handlung werden nicht durch Namen und Zahlen, sondern durch charakteristische Ereignisse und Zustände bezeichnet. Wir befinden uns in der Residenz eines Fürsten, der seine Landeskinder zum Kampf nach Amerika verkauft, um einen Schmuck für seine Geliebte zu bezahlen. Als die Trommel zum Aufbruch geschlagen wird, verfolgen hier heulende Waisen ihren Vater, dort spießt eine wüthende Mutter ihr säugendes Kind auf die Bajonette, weil ihm der Vater geraubt ist; Säbelhiebe müssen Braut und Bräutigam trennen; nichts bleibt denen, die widerstandslos in Tod und Verderben geschickt werden, als die Drohung, „am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" Der Landesherr ist während dieses Schauspiels auf der Bärenhatz. Vom Bürgerstand wird ferner nicht anders als von der „Bürgercanaille" gesprochen; die Verbindung eines Edelmannes mit einer Bürgerlichen gilt durchaus als entehrend; Gerichte, vor denen ein unschuldig Angegriffener sein Recht suchen kann, giebt es nicht; Gunst und Mißgunst der Gewalthaber entscheiden Alles. (Unter diesen Verhältnissen leben Walter, der Sohn des allmächtigen Präsidenten, und Louise, die Tochter des Stadtmusikanten Miller. Beide lieben sich. Der Präsident von Walter hat seinen Sohn für Lady Milfort, die verlassene Geliebte des Fürsten, bestimmt. Da Ferdinand sich weigert, dem Befehl seines Vaters nachzukommen, beschließt dieser, auf den Rath seines Haussekretär Wurm, das Einverständniß der Liebenden durch eine Intrigue zu stören. Louisens Vater wird auf Befehl des Präsidenten gefangen genommen. Wurm findet sich bei Louise ein, um ihr mitzutheilen, daß sie ihren Vater befreien könne, wenn sie einen Brief, der ihr diktirt wird, nachschreiben wolle. Der Brief ist ein Liebesbrief an den Hofmarschall von Kalb, und wird sogleich in die Hände Ferdinand's gespielt. Ferdinand achtet sein Leben nichts, da ihm, nach diesem Briefe, der Glaube an seine Geliebte geraubt wird. Er tödtet sie und sich.) Das Stück hat überall, wo es zur Aufführung kam, eine unwiderstehlich fortreißende Gewalt geübt: zum ersten Mal in Mannheim 9. März 1784. — „Don Carlos, Infant von Spanien" 1787. Die vier Jahre der Arbeit an Don Carlos wurden für Schiller der Wendepunkt seines künstlerischen Lebens: der Wendepunkt von der aufbrausenden Kraft und dem rücksichtslosen Vernichtungseifer, der ihn bisher charakterisirt hatte, zu einer reinen Schwärmerei für das Ideale und zu einem selbstbewußten Streben nach poetischer Formvollendung, die ihn fortan charakterisiren. Don Carlos ist ein Durchgangswerk, an dem sich Spuren zweier Pläne, die Schiller nacheinander hatte, erkennen lassen. Zuerst interessirte ihn der Charakter des Don Carlos, eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist; ferner der Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindungen bei allen Vortheilen ihres Schicksals nicht glücklich wird; dann des eifersüchtigen Vaters und Gemahls, des grausamen und heuchlerischen Inquisitors und des barbarischen Herzogs von Alba. Schiller meinte, „dies seien Charaktere, die ihm nicht mißlingen sollten." Von Marquis Posa war damals noch keine Rede. Hernach „fiel Don Carlos in seiner Gunst, und Marquis Posa, der jugendliche empfindungsvolle Schwärmer für politische und

religiöse Freiheit, nahm dessen Platz ein." Die Umwandlung bestand also darin, daß Schiller zuerst ein Familiengemälde aus dem Hause Philipp's II. zeichnen wollte, hernach den Rahmen desselben zu einem kosmopolitischen Tendenzdrama benutzte. Die Folgen, die von diesem Umstand herrührten, gereichten dem Werke nicht zum Vortheil: 1. Die Charakterzeichnung paßte nicht immer so, wie sie der einen Absicht entsprach, auch zur anderen. (Wie konnte z. B. Marquis Posa auf Don Carlos die Hoffnung bauen, daß er einen Kampf gegen Don Philipp werde leiten können, da er ihn das ganze Stück hindurch einer besonnenen That unfähig sah?) 2. Die Anlage des Stückes fiel, da sie zwei verschiedenen Absichten folgte, verworren aus, und die Ausführung ging in rhetorischer Breite weit über das dem Drama zustehende Maß hinaus. Schiller hatte 1785 aus den drei ersten Akten einzelne Scenen in der „Thalia" veröffentlicht. Hernach konnte er diese fertigen Theile mit dem später Beabsichtigten nicht ganz ausgleichen, konnte auch schließlich in „Briefen über Don Carlos" (1788 in Wieland's „deutschem Merkur") die Angriffe nicht völlig entkräften, die sofort gegen Entwurf und Ausführung des Stücks erhoben wurden. Auf dem Theater hat Don Carlos (selbst bei geschickten Abkürzungen) nirgend glänzende Erfolge gehabt. Mehr wurde es ein Buch der Lektüre, an dem sich besonders die Jugend erfreute, die in Marquis Posa, in dessen Freundschaft zu Don Carlos, ferner in der Tugend der Elisabeth Ideale ihrer Schwärmerei bewunderte. Was die Form betrifft, so hat Schiller hier zum ersten Mal (auf Lessing's Vorgang in „Nathan") den fünffüßigen Jambus benutzt. (Don Carlos liebt seine Mutter, die früher für ihn bestimmte Braut, Elisabeth von Valois, die sein Vater sich angeeignet hat. Der Friede des Hauses ist darüber nach allen Seiten gestört. Don Philipp betrachtet seine Gemahlin, wie seinen Sohn mit Argwohn und Eifersucht; Elisabeth empfindet ihre Lage als Erniedrigung und Zwang, ihrem Herzen muß sie Schweigen gebieten, ihr Leben ist ein Opfer der unwillkommenen Pflicht; Don Carlos aber verzehrt sich in Unmuth über das verlorene Glück und in Groll gegen seinen Vater, der es ihm geraubt hat. Zwischen diesen Personen der königlichen Familie stehen Domingo, des Königs Beichtvater, Herzog Alba und Andere: feile Diener der Macht des Königs, Aufpasser und Verleumder der Königin und des Infanten. Dies ist die Lage des Hauses, als Marquis Posa, nach mehrjähriger Abwesenheit, aus Brüssel zurückkehrt, mit Carlos den Bund der Jugendfreundschaft erneuert, und das Joch zu lösen unternimmt, unter dem hier am Hofe die Herzen, und, was ihm theurer ist, unter dem in den Niederlanden die Völker schmachten. Er verschafft dem Don Carlos eine Audienz bei der Königin; dann aber versucht er, zum Wohl der Niederlande ihm eine Heldenlaufbahn anzuweisen; treibt ihn zu dem Entschluß, den König bittend um den Oberbefehl der Armee anzugehen, die nach Flandern bestimmt ist. Der König weist ihn natürlich zurück; „dies Amt will einen Mann und keinen Jüngling. Und Schrecken bändigt die Empörung nur." Da verfällt Don Carlos, von neuem zur Unthätigkeit verurtheilt, den Intriguen des Hofes. Eine Dame der Königin, Prinzessin Eboli, die ihn liebt, aber von ihm verschmäht wird, verbindet sich mit Domingo und Alba, um Carlos und die Königin bei Don Philipp zu verrathen. Der König, der den Verräthern nicht trauen mag, ihnen aber auch nicht widersprechen kann, giebt sich ganz dem Schmerz seiner vereinsamten unglücklichen Lage hin. „Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht! du hast mir viel gegeben. Schenke mir jetzt einen Menschen!" In dieser Stimmung liest er in seinem Gedenkbuch den Namen des Marquis Posa: „zwiefach angestrichen, ein Beweis, daß ich zu großen Zwecken ihn bestimmte." Als Posa auf des Königs Befehl vor ihn tritt, verlangt der König, er solle sich eine Gnade erbitten; Posa verschmäht die Gnade, er ist zufrieden, die Gesetze zu genießen. Der König will den Marquis in seine Dienste nehmen; dieser

aber, anfangs verlegen, da er nicht vorbereitet ist, in Worte eines „Unterthans" zu kleiden, was er als „Bürger dieser Welt" gedacht hat, spricht seine Gedanken nach einigem Besinnen offen aus! „Ich kann nicht Fürstendiener sein, ich will den Käufer nicht betrügen." Posa fühlt sich als freien Bürger dieser Welt, sieht das lastende Joch, das die Fürsten auf die Völker legen, und kann sich einem Könige deßhalb nicht anheimgeben: Philipp müßte denn die Völker befreien; er müßte, was von Millionen Königen keiner gethan, seine Macht an seine Unterthanen opfern. „Sonderbarer Schwärmer!" sagt der König auf diese Zumuthung. Aber die Schwärmerei, ferner der Muth und das Herz, womit Posa ihr das Wort redet, reizen den König: er faßt Vertrauen zu Posa und giebt ihm Macht bei Hofe: Vollmacht, die Königin geheim zu sprechen, und unangemeldet vor ihn selbst zu treten. Der König täuscht sich in der Hoffnung, durch Posa über seine Gemahlin und über seinen Sohn wahrheitsgemäß unterrichtet zu werden. Posa, der zuerst „den Käufer nicht betrügen" wollte, nimmt jetzt diesen Auftrag an, um sofort, hinter dem Rücken des Königs, gegen ihn zu agiren. Er spinnt eine Intrigue zu Gunsten der Niederlande. Um in dem Vertrauen des Königs fester zu sein, warnt er diesem zuerst vor Carlos: er könne heimlich Entfernung im Sinne haben; dann bereitet er selbst dem Infanten die Möglichkeit, unbemerkt aus Spanien zu entkommen. Posa bedarf hierzu eines Moments der Verwirrung, in welchem der König von der Aufmerksamkeit auf Don Carlos abgelenkt werden soll. Das Mittel, das Posa hierzu wählt, ist voll Heroismus; er läßt einen Brief in die Hand des Königs gelangen, durch den er selbst der Verrätherei gegen den König überführt wird. Natürlich ist sein Tod die unmittelbare Folge dieses Briefes. Den Niederlanden aber hilft er durch sein Märtyrerthum nichts. Denn Carlos wird von dem Könige bei der Königin, von der er Abschied nehmen will, überrascht. Mit dem Könige zugleich tritt der Großinquisitor ein, der längst des Königs leichtfertiges Vertrauen zu Posa mit Mißfallen verfolgt hat. Er empfängt von ihm den Infanten zur Bestrafung.) — „W a l l e n s t e i n, dramatisches Gedicht in drei Theilen". Seit 1796 arbeitete Schiller an Wallenstein. Die Zerlegung in drei Theile erfolgte erst, als der Stoff während der Bearbeitung zu sehr in's Breite ging. 1. „W a l l e n s t e i n ' s L a g e r" (1797 vollendet): ein Einleitungsstück mit doppelter Tendenz, einerseits ein Bild des Lagerlebens, und hiermit den Hintergrund der dramatischen Handlung, zu zeichnen, andrerseits diese selbst vorzubereiten oder mindestens anzudeuten. Die Personen des Stückes treten als volksmäßige Abbilder der Hauptcharaktere des Drama's auf: besonders der Wachtmeister als Abbild für Wallenstein; der Dragoner (der Irländer, der des Glückes Stern folgt) für Buttler; der erste Kürassier (aus dem Pappenheimischen Regiment) für Max Piccolomini; der Trompeter (mit fester Hingebung an Wallenstein) für Terzky; der Kroat (der dumme, leicht übertölpelte) für Isolani; der Arkebusier (der Kaisertreue) für Tiefenbach ꝛc. Neben den Soldaten treten Repräsentanten der anderen Stände auf: der Bauer, der falsche Würfel hat, um den Soldaten das wieder zu nehmen, was sie ihm geraubt haben; der Bürger, der den Rekruten, seinen Schutzbefohlenen, zum bürgerlichen Gewerbe nicht zurückzuführen vermag; und der Kapuziner, der scheltend in das Lager kommt: „Heisa, Juchheia! Dudeldumdei! Das geht ja hoch her. Bin auch dabei! Ist das eine Armee von Christen? Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten? ꝛc." Solange der Kapuziner nur die Soldaten schilt, nehmen sie es gelassen hin. Als er seine Worte aber auf Wallenstein münzt: „So ein hochmüthiger Nebukadnezer, So ein Sündenvater und müßiger Ketzer! Läßt sich nennen den W a l l e n s t e i n: Ja freilich ist er uns A l l e n ein Stein Des Anstoßes und Aergernisses. Und solang der Kaiser diesen Friedeland Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land!" da fahren sie auf ihn her, so daß er den Rückzug nehmen muß, wobei er von den

Kroaten gedeckt wird. Im Lager verlautet schon, daß der Kaiser Wallenstein's Heer trennen und seine Macht schwächen wolle. Da beschließen sie ein Pro memoria zu schreiben, dem Feldherrn zu erklären, daß sie zusammenbleiben wollen, da keine Gewalt noch List sie von ihrem Vater trennen solle. Mit dem Liede: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" besonders mit den Schlußworten: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird das Leben euch gewonnen sein," verliert sich das Vorspiel in die allgemeine Stimmung, die in den folgenden Stücken herrscht. 2. „Die Piccolomini, Schauspiel in 5 Aufzügen" (1798 vollendet). Wallenstein ist voll Ehrgeiz; er will eine Krone in Deutschland (Böhmen) gewinnen. „Den Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, die Stütze und den Schrecken seines Kaisers," treibt es ungesättigt immer weiter. Nur augenblicklich findet sein Ehrgeiz noch eine Schranke: einerseits kann er sich nicht verhehlen, daß, was er vorhat, Verrath am Kaiser sei. Zwar ward das Bedenken etwas geschwächt, denn er weiß, daß auch der Kaiser damit umgehe, Unrecht an ihm zu thun, seine Macht widerrechtlich zu beschränken. Dennoch ist ihm das Mittel verhaßt, dessen er zu seinem Zwecke bedarf, Verbindung mit den Schweden, Abtretung deutschen Gebietes. Andrerseits aber lebt in ihm der Glaube an die Sterne, und noch haben die Sterne ihm dem Augenblick des Handelns nicht angezeigt. Während Wallenstein aus diesen Gründen schwankt und nicht zum Entschluß kommen kann, unternehmen Feldmarschall Illo, sein Vertrauter, und Graf Terzky, sein Schwager, für ihn zu handeln. Sie wollen die Generale, die Kommandeure der Regimenter, zum Gehorsam gegen Wallenstein eidlich verpflichten, auch für den Fall, daß Wallenstein sich vom Kaiser lossagt. Die Absicht kann nur auf betrügliche Weise erreicht werden: auf einem untergeschobenen Blatte erschleichen sie die Unterschrift der Generale. Während sich aber in der Folge die so gegebene Unterschrift doch nicht als bindend erweist, enthüllt der Versuch des Betruges gerade die Absicht, die Wallenstein hat, namentlich vor Oktavio Piccolomini. Dieser, in der Würde der nächste nach Wallenstein, einerseits vom Feldherrn durch unbeschränktes, abergläubiges Vertrauen (Wallenstein's Tod, Akt 2, Sc. 3: „Es giebt im Menschenleben Augenblicke" ꝛc.), zu gleicher Zeit aber vom kaiserlichen Hof durch den Auftrag ausgezeichnet, Wallenstein zu überwachen und zu stürzen, entschließt sich zum Verrath an seinem Freunde. Statt der Warnung, die er dem Freunde hätte ertheilen können, täuscht er ihn durch die Miene der mitentschlossenen Freundschaft. Sie begehen beide dasselbe Verbrechen, Wallenstein den Verrath an seinem Kaiser, Piccolomini den an seinem Freunde. Zwischen ihnen, den Hauptpersonen der Tragödie, steht Max Piccolomini in dem schwierigsten Kampf seines Herzens: er soll entscheiden zwischen seinem Vater, dessen Verstecktheit er unwürdig findet, und zwischen Wallenstein, in dem er so lange das Vorbild der Feldherrngröße bewundert hat, in dem er seit Kurzem den Vater seiner Geliebten (Thekla) sieht, von dem er nicht glauben kann, daß er die Treue gegen seinen Kaiser brechen wolle. Mit der Darlegung dieser Verhältnisse schließt das Stück: die eigentliche Exposition des Ganzen. 3. „Wallenstein's Tod, Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1799 vollendet). Der Würfel fällt, die Verbindung mit den Schweden wird geschlossen, der Abfall vom Kaiser ist entschieden. Darüber erfüllt sich Wallenstein's Geschick. Denn Max Piccolomini zeigt sich in dem Kampf der Liebe und Ehre stark und edel, das Leben, das ihm die höchsten Güter, Vertrauen zu Wallenstein und Thekla's Liebe, versagt, im Heldentode, im Kampf mit dem Feinde des Kaisers dranzusetzen. Mit ihm geht das Glück des Hauses Wallenstein's zu Grunde. Thekla vertrauert ihr Leben auf dem Grabe ihres Geliebten. Durch Octavio Piccolomini aber geht er selbst unter. Durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Befehlshaber der Armee ernannt, beginnt er hinter dem Rücken Wallenstein's, die Generale, besonders Buttler, solange

den treuesten Anhänger Wallenstein's, von diesem abwendig zu machen, ja ihn zur persönlichen Rache zu reizen. (Wallenstein war ihm früher bei der Erlangung der Grafenwürde hinderlich gewesen.) Es kann unterdessen nicht ausbleiben, daß auch unter den Regimentern verlautet, daß sie, mit den Schweden vereinigt, gegen den Kaiser geführt werden sollen. Und in großen Massen wendet sich die Treue der Völker zum Kaiser zurück. Mit geringer Macht zieht Wallenstein aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger. Neben Illo und Terzky begleitet ihn auch Buttler, der hier Gelegenheit findet, seine Rache zu kühlen. Zuerst fallen Illo und Terzky, dann ergeht das Schicksal über Wallenstein. Das Verbrechen, zu dem Wallenstein aus Herrschsucht geführt worden, der Verrath, wird durch dasselbe Verbrechen, durch Verrath, den Octavio und Buttler an ihm üben, bestraft. — „Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Aufzügen" 1800. Schiller erhob den Charakter der Maria Stuart, Königin von Schottland (geb. 1542, enthauptet 1587), ganz in die Sphäre seiner idealen Anschauungsweise. Die Verbrechen, welche Maria in ihrer Jugend auf sich geladen (sie war am Tode ihres Gemahls, Königs Darnley, Schuld; dem Mörder desselben, Graf Bothwell, hatte sie sich vermählt): dies und Anderes ist ihr ein Anlaß aufrichtiger Reue geworden, unter der ihr Herz sich läutert. Freudig und demüthig erträgt sie die harten Leiden der Gefangenschaft, in der sie von Elisabeth gehalten wird. Hilfe suchend (vor der Partei der protestantischen Großen in Schottland, die sie zu Gunsten ihres Sohnes, des nachmaligen Königs von England, Jakob I., hatten abdanken lassen), war Maria nach England gekommen; Elisabeth aber hatte das Glück, ihre Feindin, die Prätendentin des englischen Thrones; die Stütze der katholischen Partei, in ihrer Gewalt zu haben, nicht verscherzen wollen, hatte sie in strengem Gewahrsam gehalten und auf die Anklage, daß Maria nach dem englischen Thron gestrebt, einen Prozeß gegen sie führen lassen. Der Prozeß ist von einem Gerichtshof englischer Lords zu Ungunsten der Maria entschieden. Dennoch wagt Elisabeth nicht, das Todesurtheil vollziehen zu lassen. Sie kann sich von dem Vorwurf nicht freisprechen, daß nicht Alles im Rechten ist. Maria hätte von einem Gerichtshof souveräner Fürsten gerichtet, den Zeugen, die wider sie gesprochen (den Schreibern Kurl und Nau), gegenüber gestellt werden müssen. Beides war nicht geschehen. Soll nun Elisabeth dem Rechte zum Trotz die Hinrichtung befehlen? soll sie der Klugheit zum Trotz die Nebenbuhlerin freigeben? Ihr Schwanken wird durch zwei Parteien genährt. Burleigh, der Großschatzmeister, drängt sie zur Unterschrift des Todesurtheils; Talbot, Graf Shrewsbury, zur Freigebung der gefangenen Königin. Da ändert sich die Lage, einerseits durch Mortimer, andrerseits durch Leicester. Mortimer ist ein Jüngling von feuriger Phantasie, von der Kirche zum Befreier der Maria geweiht, durch die Gluth der Leidenschaft für ihre Schönheit zu jedem Wagestück entschlossen. Graf Leicester ist ein haltloser, unwürdiger Charakter, früher Verehrer der Königin von Schottland und ihr gegenüber noch immer den Schein der Zuneigung bewahrend, in der That aber mehr um die Gunst der Elisabeth buhlend. Leicester wünscht die Königinnen zu versöhnen, und bringt zu diesem Zweck eine Zusammenkunft zwischen ihnen zu Stande; Mortimer dagegen wünscht Maria zu befreien. Beide Pläne kreuzen sich und mißlingen. Die Zusammenkunft regt beide Königinnen zur heftigsten Erbitterung auf; ein gleich darauf versuchter Mordanfall gegen Elisabeth deckt die Gefahr auf, in der Englands Thron sich befindet. In der Aufregung über diese Ereignisse entschließt sich Elisabeth, das Todesurtheil zu unterschreiben. Burleigh entreißt die Unterschrift dem Schreiber Davison und läßt das Todesurtheil schnell vollstrecken. Maria, durch engelreine Hingebung in das Schicksal verklärt, leidet den unverschuldeten Tod einer Heiligen. — Die Sprache in dem Trauerspiel ist meistens von wunderbarer Zartheit und Weichheit. Besonders hervorzuheben ist der Dialog zwischen Maria und

der Amme Kennedy im Park zu Fotheringhay (Akt 3, Scene 1). Voll Energie ist der Dialog zwischen Maria und Elisabeth (Akt 3, Scene 4): Maria fällt bittend vor Elisabeth's Knieen nieder; Elisabeth verhöhnt die Unglückliche; da erwacht ihr Stolz, und ganz gedemüthigt räumt Elisabeth den Platz. — „Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie" 1801. Jeanne d'Arc (geb. 1410 im lothringischen Dorfe Domremy, 1431 zu Rouen verbrannt) ist in fast allen Sprachen und in den verschiedensten Gattungen Gegenstand der Dichtung geworden. Wie die Akten des Prozesses, durch den die Jungfrau zum Feuertode verurtheilt wurde, bald der Revision unterworfen, und wie in Folge derselben die Jungfrau für unschuldig erklärt wurde (1455): so wollte Schiller die poetischen Akten revidiren und zum Abschluß bringen. Schiller nannte das Stück „romantische" Tragödie, weil er sich der romantischen Vorstellungsweise des Mittelalters anschloß. (Die Jungfrau hat Erscheinungen der Mutter Gottes; sie folgt dem Befehle derselben, empfängt übernatürliche Kraft und übersinnliches Wissen; ihr Leben ist ein Zeugniß höherer Berufung.) Mit großem Geschick hielt Schiller aber zugleich den Charakter „klassischer" Durchführung aufrecht, indem er der Handlung innere Begründung giebt. (Er stellt die Befehle der Jungfrau: „In rauhes Erz soll sie die Glieder schnüren, Nicht Männerliebe darf ihr Herz berühren;" und ferner: „Mit dem Schwerte soll sie alles Lebende tödten, das der Schlachten Gott ihr entgegenschickt;" diese beiden Befehle stellt Schiller als Gewalt am menschlichen Herzen dar. Nichts von Liebe, nichts von Erbarmen in der zarten jungfräulichen Seele.) Planvoll entwickelt sich die Tragik, die in diesem Widerspruch liegt. Zuerst kündigt sie sich ahnungsvoll an: in dem Schmerz des alten Vaters Thibaut d'Arc über die Verirrung im Herzen seiner Tochter; auch in der schwärmerischen Trauer, mit der Johanna von ihrer Heimath Abschied nimmt. Dann scheint die Ahnung unter dem Glanz der Ereignisse, die eintreten, sich zu verlieren. Siegreich treibt Johanna die Feinde vor sich her, führt den König im Triumphzuge immer näher nach Rheims, wo sie ihn krönen soll. Keine Anfechtung bereitet es ihr, als man in sie dringt, nach Weiberart den Mann zu wählen, zwischen denen, die um sie werben (Dunois, La Hire), zu entscheiden. Auch bleibt sie stark, als Montgomery, der mitleidwerthe Jüngling aus Wales, sie um Erbarmen fleht; sie verschließt ihr Ohr dem Bittenden, nicht aus Herzenslust, nicht sich zur Freude, sondern weil sie ihrer Berufung sich bewußt ist. Und herzhaft steht sie Rede dem trüglichen Bild der Hölle, dem schwarzen Ritter, der ihre Sinne zu berücken, sie in der Siegesbahn zu hemmen sucht: „Ich führ' es aus und löse mein Gelübde." Dennoch ist die Berufung ein Widerspruch gegen die Natur. Und als der edelste der englischen Heerführer, Lionel, sie zum Kampfe aufsucht; er, um deßwillen die Mutter Gottes sie zum Rüstzeug erwählt hat: da erlahmt ihre Kraft; sie kann wider Willen den Todesstreich nicht führen. Lionel ist ihrer würdig. Die menschliche Regung und der göttliche Beruf stehen einander gleich kräftig gegenüber, und Johanna, in ihrem Wesen gebrochen, nimmt den Schmerz darüber als Bewußtsein der Schuld tief in sich auf. Der Anschuldigung ihres Vaters, daß sie vom Teufel ihre Kraft besitze, kann sie im Gefühl ihrer Schuld nicht widersprechen; der Schein der Heiligen fällt von ihr, als Zauberin wird sie Landes verwiesen. Während sie darauf, von den Engländern aufgegriffen, in Ketten gehalten wird, weicht das Kriegsglück von den Ihrigen, die Engländer sind wieder Meister des Schlachtfeldes. Johanna vernimmt durch den Wärter von der Warte herab den Triumph der Feinde, die Gefangenschaft des Königs: da kommt ihr im Gebet die Kraft zurück, die Fesseln sind leicht zerrissen, Niemand wagt es, sie zurückzuhalten, ihre Erscheinung auf dem Schlachtfelde giebt den Ihrigen den Sieg zurück. Sie aber empfängt die Todeswunde. Noch einmal aufblickend, begrüßt sie es wie eine Gnade des Himmels, wieder unter ihrem Volke, nicht verachtet und ver-

stoßen zu sein. „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude", mit diesen Worten entwindet sich ihre Seele dem Irdischen. — „Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, Trauerspiel mit Chören" 1803. Der Hinneigung zum Romantischen, die Schiller in der Jungfrau von Orleans gezeigt hatte, folgte unmittelbar die entschiedenste Umkehr zum Klassischen. Als Schiller über die Wahl des Stoffes (die alte Fabel des Bruderzwistes: vergl. Julius von Tarent, Zwillinge, Räuber) und über die Art der Bearbeitung (an der Braut von Messina ist Alles Schiller's eigene Erfindung) mit sich einig geworden war, erfreute ihn besonders die Einfachheit der dramatischen Arbeit: daß das ganze Stück unter fünf Personen und in zwanzig Scenen sich abspiele. Wie eine äschyleische Tragödie erschien ihm das Werk. (Der Fürst von Messina hatte in einem Traumgesicht zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erblickt, die, plötzlich zur Flamme umgewandelt, Alles um sich her verschlang. Geschreckt durch die Deutung eines sternkundigen Arabers, ihm werde eine Tochter geboren werden, die seine beiden Söhne und mit ihnen seinen ganzen Stamm vernichten werde, hatte er den Befehl gegeben, die bald darauf geborene Tochter zu tödten. Zu gleicher Zeit hatte auch die Fürstin, seine Gemahlin, in einem Traume ein anderes Bild: zu den Füßen eines schönen Kindes, das im Grase spielte, einen Löwen und einen Adler fromm gepaart sich niederlegen sehen. Ein Mönch, ein gottgeliebter Mann, hatte ihr die Deutung gegeben, daß die Tochter, von der sie genesen werde, beide Söhne in Liebe vereinigen werde. Diesem Orakel vertrauend, hatte die Fürstin insgeheim den Befehl zur Erhaltung ihrer Tochter gegeben. Sie wurde in einem Kloster auferzogen. Seitdem waren Jahre vergangen, der Fürst war gestorben. Die feindliche Stimmung, die von klein auf zwischen den beiden Söhnen, Manuel und Cesar, aufgewachsen, bisher durch des Vaters Gegenwart gewaltsam niedergehalten war, drohte jetzt in ungehemmtem Ausbruch das Land mit Bruderkrieg zu vernichten. Endlich (hiermit beginnt das Stück) gelingt es der Mutter durch Bitten, beide Söhne zu einer friedlichen Zusammenkunft in der Stadt zu bewegen. Und unverhofft wird dieser Tag ein Freudentag, denn Don Manuel und Don Cesar versöhnen sich nicht bloß, die Mutter hält auch das Geheimniß nicht länger zurück, daß ihnen noch eine Schwester lebe; und beide Brüder ihrerseits theilen mit, daß sie die Geliebte des Herzens gefunden und im Laufe des Tages ihrer Mutter noch die neue Tochter zuführen wollen. Hinter der Freude, die so unerwartet aufgeht, lauert das finstere Schicksal; denn die Erwählte beider Brüder ist die eigene Schwester. Manuel hatte sie auf einer Jagd, eine Hindin bis in den Klostergarten verfolgend, erblickt und in wiederholten Zusammenkünften ihr Liebe geschworen; Cesar hatte sie nur einmal am Tage des Leichenbegängnisses seines Vaters und seitdem heute zum ersten Mal wiedergesehen. Sein Herz war aber des leidenschaftlichen Verlangens so voll, daß er an der Erwiderung seiner Liebe nicht zweifelte. Gräßlich ist die Enthüllung des Geheimnisses. Cesar findet seinen Bruder in der Umarmung mit Beatrice. Eifersucht reißt ihn fort; er ersticht seinen Bruder. Zu spät wird ihm bewußt, was er gethan. Das Verbrechen des Brudermordes raubt ihm die Kraft, länger zu leben, und während das Haus des Fürsten verödet ist, hat das Schicksal sich erfüllt. Beatrice ist das schöne Kind, zu dessen Füßen Löwe und Adler sich niederlegen; ebenso die Lilie, von der die vernichtende Flamme auf beide Lorbeerbäume ausgeht.) Die Aehnlichkeit mit dem äschyleischen, und überhaupt mit dem Drama der Griechen, liegt in zwei Punkten: in der Einführung des „Schicksals" und in der Benutzung des „Chors". In beiden Hinsichten hat Schiller sich zu gleicher Zeit wesentliche Abweichungen von dem Drama der Alten gestattet. 1. In Bezug auf das Schicksal. Während das Schicksal bei den Griechen die Macht ist, die immer, Glück wie Unglück sendend, nach ihrer Willkür verfährt: hat Schiller die Tragik des Ausganges durch ein Verbrechen, das

verübt wird, durch den Mord des Bruders, sittlich begründet. Während ferner bei den Griechen die Macht des Schicksals durch einen Orakelspruch oder einen erscheinenden Gott (also immer durch etwas den Personen des Drama's Fremdes und Aeußerliches) repräsentirt wird, hat Schiller das Schicksal von zwei Träumen ausgehen lassen, für die jede der Personen nach der Art ihres Charakters die Deutung sucht: der Fürst nach seinem Vertrauen zum sternkundigen Araber, die Fürstin nach ihrem Vertrauen zum christlichen Seher. Schiller verlegt zu diesem Zweck die Handlung nach Messina, wo Christenthum und Muhamedanismus sich wirklich begegnet und vielfach vermischt haben. (Die Begründung der dramatischen Fabel liegt also innerhalb des Stückes, die Auffassung des Schicksals konnte tiefer ausfallen, als es bei den Griechen möglich war; dem Werke konnte das Gepräge des Christenthums mitgetheilt werden, mit den Schlußworten des Chors:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.")

2. In Bezug auf den Chor. Bei den Griechen hat der Chor die Bestimmung, über die Handlung, die sich auf der Bühne vorträgt, die Betrachtungen der Nichtbetheiligten, die Stimme des Volkes, der herrschenden Sitte und der allgemeinen Vernunft hören zu lassen. Der griechische Chor trägt auf diese Weise den Charakter ruhiger Lyrik und Didaktik: ein abgesondertes Element inneren Lebens neben der Handlung des Drama's. Schiller ist von diesem Charakter abgewichen, indem er auf dreifache Weise den Chor in die Handlung des Stückes einflicht: einerseits, indem er auch die Leidenschaft, Blindheit und Beschränktheit der Masse im Chor sich aussprechen läßt, ferner indem er zwei Parteien des Chors gegenüberstellt, die eine als Gefolge Manuel's, die andere als Gefolge Cesar's; endlich, indem er die Reflexionen jeder Partei des Chors nicht zu einem lyrischen, abgeschlossenen Ganzen bildet, sondern in dialogischem Wechsel unter mehrere Personen vertheilt. Die Braut von Messina erregte bei ihrer ersten Aufführung in Weimar (Januar 1803) außerordentlichen Beifall, mehr als irgend ein anderes Stück. Goethe namentlich hatte seine volle Freude an dem Werke. Nur über den Chor waren die Meinungen getheilt. Um ihnen zu begegnen, schrieb Schiller (Mai 1803) die Abhandlung „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie", die er als Vorrede dem Werke voransetzte. Er rechtfertigte die Anwendung des Chors im Allgemeinen durch den Gedanken, daß die Natur eines Kunstwerkes „ideeller" Art sei, und erläutert die im Obigen beschriebene Einrichtung des Chors. — „Wilhelm Tell, Schauspiel" 1804, behandelt den 1308 geführten Kampf der Schweizer Waldstädte (Schwyz, Uri und Unterwalden) gegen Herzog Albrecht von Oestreich, der zugleich deutscher Kaiser war (Albrecht I.). Schiller bearbeitete den Stoff ausschließlich nach Tschudi's Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, meist unter wörtlicher Benutzung der dort angeführten Reden. Die kritische Wissenschaft hat seitdem nachgewiesen, daß in dem Streit zwischen der Schweiz und dem Hause Habsburg das Unrecht nicht auf Seiten Oestreichs gelegen, daß namentlich eine Bedrückung durch Landvögte nicht stattgefunden habe, ferner daß Tell nicht eine geschichtliche Person, selbst sein Name im vierzehnten Jahrhundert noch nicht Personenname gewesen sei, („Tell" war Spitzname für einen einfältigen Menschen: „dahlen, dallen" d. h. läppisch reden). Dagegen ist ferner erwiesen, daß der Schuß des Apfels ein alter Sagenstoff, über Dänemark, Norwegen, Island, über Holstein, England, die Rheingegenden verbreitet gewesen ist, so daß sich die Frage nach der Heimath der Tellfabel schwer beantworten läßt. Ja, die Aehnlichkeit des Schützenhelden Tell mit dem Schützengott, welcher der germanischen Mythologie mit der indischen gemeinsam ist (Odin, mit dem stets treffenden Spieß Gungnir, ähnlich dem indischen Indra), dieser Umstand zeigt die Anlehnung der Sage an den Naturmythus und führt ihre Entstehung

in das dunkelste Alterthum zurück. Schiller hat zu Tschudi's Erzählung nur das Liebesverhältniß zwischen Rudenz und Bertha erfunden. Alles Andere ist treue Benutzung des Geschichtschreibers. (Die Schweizer verbinden sich unter Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal zur Vertreibung der Landvögte, welche als Vertreter Oestreichs eingesetzt sind: Oestreichs, welches der Schweiz die Reichsunmittelbarkeit nehmen und das Land vom Hause Oestreich abhängig machen will. Im Vordergrund der dramatischen Handlung steht Tell: ein Mann voll Energie des Willens, voll Wärme und Vaterlandsliebe, der sich aber an der Verbindung seiner Mitbürger nicht betheiligen mag: „Laßt mich aus eurem Rath! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, Dann ruft den Tell! es soll an mir nicht fehlen." Für das Drama ist daraus der Uebelstand hervorgegangen, daß sich die Folge der Begebenheiten in zwei Reihen theilt, die parallel laufend bis zum Schluß in keine Gegenseitigkeit treten: auf der einen Seite die Vorbereitungen, die zur Befreiung des Vaterlandes getroffen werden; auf der anderen Seite die Verwicklungen, in welche Tell durch den Widerspruch gegen des Landvogts Geßler Verordnungen geräth. Man verliert während der Verhandlungen der Verschworenen Tell aus dem Auge und empfindet andrerseits die Theilnahmlosigkeit der Verschworenen an Tell's Schicksal als unwahrscheinliche Schwäche. Auch in anderer Hinsicht hat Schiller die innere Einheit, die das Drama fordert, nicht aufrecht erhalten. Wiederholentlich treten Umstände von außen herein, Zufälligkeiten, welche die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen: einmal der Sturm auf dem Vierwaldstädter See, durch den Tell befreit wird; hernach der Mord des Kaisers durch seinen Neffen Johann Parricida, wodurch die Lage der Schweiz plötzlich geändert ist. Das Schauspiel hat sich, trotz dieser Verstöße gegen die Theorie, zu einem Lieblingsstück der Deutschen erhoben. Anziehend durch Gemüth und Geist, unübertrefflich in der Detailschilderung ist jede Scene. Eine reizende Idylle bildet die zu Anfang des Stücks am Vierwaldstädter See zwischen Fischerknabe, Hirt und Alpenjäger; eine andere die Morgenscene, der Frühtrunk, im Hause des Freiherrn von Attinghausen. Herrliche Bilder häuslichen Lebens empfängt man in dem Gespräch Stauffacher's und Gertrud's, im Hause Tell's; voll Würde ist die Scene auf dem Rütli; voll Energie die Vorgänge in Altdorf mit dem Hut, mit dem Apfel, dem Pfeil 2c. Alles Einzelne ist vollkommen, mit sichtbarer Liebe und feinem Geschmack ausgeführt.

Schiller's lyrische und kleinere epische Dichtungen. — Aus der Zeit vor 1785, der Periode der stürmenden Jugendkraft, sind hervorzuheben: die Größe der Welt, Elegie auf den Tod eines Jünglings, die Schlacht. Aus den Jahren überwiegend wissenschaftlicher Beschäftigung 1785—95 stammen die Gedichte: An die Freude, die unüberwindliche Flotte, Resignation, die Götter Griechenland's 2c.; außerdem Uebersetzungen: 2. und 4. Buch der Aeneide (nicht im Versmaß des Originals, Hexameter, sondern in Ottaverimen); Iphigenie in Aulis von Euripides 2c. Aus dieser Zeit stammt ferner der unvollendete Roman „der Geisterseher", den Schiller 1788 und 89 schrieb, um die von ihm redigirte Zeitschrift „Thalia" zu füllen. Aus den letzten zehn Jahren seines Lebens stammen Gedichte im reinsten Wohllaut der Sprache, in edelster Gedankenhaltung und schwunghafter Phantasie. Aus dem Jahre 1795: die Macht des Gesanges, der Spaziergang, Pegasus im Joche 2c.; 1796: das Mädchen aus der Fremde, Würde des Menschen, ferner die Xenien (S. 201); 1797: die Balladen: Ring des Polykrates, Handschuh, Taucher, Kraniche des Ibykus, Gang nach dem Eisenhammer 2c.; 1798: Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft 2c.; 1799: das Lied von der Glocke 2c.

Schiller's wissenschaftliche Arbeiten. — Während der poetischen Arbeit am Don Carlos schrieb Schiller die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Nieder-

lande" (1788 in Wieland's deutschem Merkur); später die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (1791 und 92 im „historischen Kalender für Damen" erschienen). Unter den kleineren Geschichtswerken sind hervorzuheben: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? eine akademische Antrittsrede 1789; die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon; über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" rc. Schiller konnte und wollte auf den Ruhm eines gelehrten Geschichtsforschers nicht Anspruch machen. Durch umfassenderes Quellenstudium unterstützt, haben Andere neben ihm Gründlicheres geleistet. Dennoch wurden seine Werke für die Geschichtschreibung Epoche machend: einerseits durch die lebendige und geschmackvolle Darstellung, andrerseits durch die Durchdringung des geschichtlichen Stoffes mit Ideen. In beiden Hinsichten wurde Schiller späteren Geschichtsschreibern Vorbild. — Von Schiller's philosophisch ästhetischen Abhandlungen sind die bedeutendsten: „Briefe über Don Carlos 1788; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen 1792; über Anmuth und Würde 1793; über die ästhetische Erziehung des Menschen 1795; über naive und sentimentalische Dichtung 1795 und 96" rc. — Nach Schiller's Tode veranstaltete Goethe zum Gedächtniß des Dichters eine Feier, bei welcher Schiller's „Glocke" zu theatralischer Aufführung kam (10. Aug. 1805). In dem von Goethe gedichteten „Epilog zur Glocke" heißt es unter anderm:

„— Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

§. 115. Die romantische Schule.

In den Jahren als Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Zeit in einem Alles beherrschenden Mittelpunkt standen, ging von jüngeren Talenten eine Richtung der Poesie aus, die sich zuerst die „neue", dann (im Gegensatz zu der durch Goethe und Schiller erstrebten Klassicität) die „romantische Schule" nannte. Das Charakteristische derselben lag in Folgendem: 1. man beschränkte sich nicht auf die bisher anerkannten Vorbilder der Poesie (Griechen, Shakespeare), erweiterte vielmehr den Gesichtskreis auf die Literaturen aller Völker, benutzte ihre Formen und Stoffe und verlor darüber den reinen Schönheitssinn, den gesunden Geschmack; 2. man hatte nicht den Sinn für die eigentliche Aufgabe der Poesie (Empfindung und Anschauung in schöner Form), sondern neigte sich mit Vorliebe zur Philosophie, namentlich zu den Ideen des Fichte-Schellingschen Systems, und brachte in Folge davon ein ironisches Kritisiren, ein speculatives Allegorisiren, eine gesuchte Mystik in die Poesie. Die Ankündigung dieser neuen Richtung geschah in der Zeitschrift „Athenäum", 1798—1800 von den Brüdern Schlegel herausgegeben. Die bedeutendsten Theilnehmer waren Tieck und Hardenberg (Novalis).

Das Studium fremder Literaturen war von verschiedenen Seiten her seit Kurzem angeregt: das der antiken Poesie von den Nachfolgern in Klopstock's Richtung (Voß, Stollberg), das der modernen besonders von Herder. Unter den Händen der Romantiker breitete sich jetzt diese Beschäftigung weiter aus. Man studirte und übersetzte die Italiener (Dante, Petrarca, Ariost, Tasso), die Spanier (Cervantes, Calderon), die Portugiesen (Camoëns), die Engländer (Shakespeare)

zuletzt die Inder, dies Alles neben dem Studium der mittelalterlichen Poesie der Deutschen und dem der griechischen und römischen Klassiker. Der Gefahr, die in dieser Ausbreitung zu einem politischen Universalismus lag, entging man nicht. Von den verschiedenen und widersprechenden Eindrücken benommen, war es nicht mehr der Fall (wie für Goethe und Schiller, denen die Griechen und Römer als elementare Vorbilder poetischer Vollendung unantastbar waren), daß irgend eine dieser Literaturen die Norm abgab und den Charakter der eigenen Poesie regelte; sondern alle hatte man im Auge, die Schönheiten aller wollte man verbinden. Man kam auf ein Kunststück, ein Unding; man erhob die Principlosigkeit zum Princip, in der Mischung von Formen und Charakteren fand man noch Form und Charakter; Laune und Willkür weihte man zur Regel und zum Gesetz. A. W. Schlegel begründet den Charakter der romantischen Poesie in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" philosophisch. Während die klassische Poesie den harmonischen Genuß ausdrücke, habe es die romantische Poesie mit dem Kontrast zu thun; deßhalb herrsche in jener: Sonderung des Ungleichartigen, in dieser: Vermischung des Ungleichartigen. Auffallender drückt sich Friedrich Schlegel aus (seine Sprache ist immer verworrener): „die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie umfaßt Alles, was nur poetisch ist, vom größten, wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden System der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Gedicht aushaucht in kunstlosem Gesang." „Die romantische Poesie ist noch im Werden; ja, das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik kann es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist; denn in einem gewissen Sinne ist oder soll alle Poesie romantisch sein." Schließlich liest man folgende Konsequenz: „Aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie, selbst die excentrischen und monströsen, ihren Werth als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur etwas darin ist, wenn sie nur originell sind." (Athenäum.) Was die beiden Schlegel theoretisch fordern, führt Tieck aus. Zu seinem Drama „Genoveva" schreibt er: „ich glaubte, man könne noch auf andere Art wie die Alten die Erzählung und Lyrik in den Dialog einführen, und wohl auf seltsame Weise Fels und Wald, die einsame Natur, die Gefühle der Andacht, die Wunder der Legende, im Gegensatz mit der bewegten Leidenschaft, und das Unglaubliche in Verbindung mit der nächsten und überzeugendsten Gegenwart vortragen;" und zum „Oktavian": „es schien mir gut, fast alle Versmaße, die ich kannte, ertönen zu lassen, um den ganzen Umkreis des Lebens und die manigfachsten Gesinnungen anzudeuten." Man liest einfache Liederstrophen, vier-, fünfzeilige ꝛc. neben Oktaverimen, Sonetten und anderen Formen, Alles im Dialog. Tieck hat, wie wir später lesen werden, für die Art und Form der Romantik den Ausdruck „albern" in Anwendung gebracht.

Der Einfluß der Philosophie auf die romantische Dichtung tritt in mehrfacher Weise auf: ganz allein in dem lehrhaften Ton, in der Beziehung auf

Principien und Theorien, die durchgefochten oder bekämpft werden sollen. Den Werken der Romantiker fehlt in Folge davon ein Hauptcharakter des reinen Kunstwerkes: die Selbstständigkeit und Selbstgenugsamkeit; sie werden immer durch Beziehungen auf Fremdes über ihren Stoff hinausgetragen, Beziehungen, die sich in theoretische Erörterungen, in satirische Kritik, in ironisches Witzeln kleiden. Es findet aber noch ein engerer Zusammenhang mit dem bestimmten philosophischen System statt, welches von Fichte begonnen, von Schelling fortgeführt wurde. — Johann Gottlieb Fichte (geb. 1762 zu Rammenau bei Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines Webers, durch den Edelsinn des Freiherrn von Miltitz erzogen, 1793 Professor der Philosophie in Jena, seit 1799 in Berlin, ein tief denkender, starker Geist, feuriger Patriot, wirkte durch seine „Reden an die deutsche Nation", 1808 in Berlin gehalten, viel zur Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft, wurde 1811 bei Gründung der Universität Professor in Berlin, † 1814 ein Opfer seiner Pflicht. Seine Gemahlin hatte, dem Dienst der Lazarethe gewidmet, sich ein Nervenfieber zugezogen. Diese pflegend, erkrankte er selbst und starb). Sein philosophisches Hauptwerk: „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre", 1794. — Friedr. Wilhelm Jos. Schelling (geb. 1775 zu Leonberg in Würtemberg, Sohn eines Predigers, studirte in Leipzig, hernach in Jena, wo er 1798 Professor der Philosophie wurde; trat in dieser Zeit auch als Dichter, meist didaktisch, unter dem Namen „Bonaventura" im Tieck'schen Musenalmanach auf; wurde 1803 in Würzburg Professor; ging 1807 nach München; Mitglied, später Präsident der Akademie daselbst; geadelt; seit 1841 auf den Ruf Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin; † 1854 im Bade Ragatz im Kanton St. Gallen). Philosophische Hauptwerke: „Ideen zu einer Philosophie der Natur", 1797, und „Erster Entwurf eines Systems der Natur-Philosophie", 1799. — Kant, der Vorgänger dieser beiden Philosophen (§. 107), hatte gelehrt, daß einerseits das unendliche Sein des Absoluten, andrerseits das endliche Sein der wirklichen Welt, beide wesentlich von einander getrennt, in keinem vermittelbaren Verhältniß zu einander stehen. Diesem Gedanken theils widersprechend, theils ihn weiter fortführend, lehrten jetzt Fichte und Schelling, daß das Absolute (Gott der Geist, von Fichte das „Ich" genannt) in der Welt (in dem endlichen Sein) sich selbst offenbare; daß die beiden großen Gegensätze, die wirkliche Welt und der absolute Geist, jedes durch und für das Andere sei; daß jenes (die endliche Welt) der Schein des Seienden, dagegen dieses (das Absolute) das wahre Sein des Scheinenden sei. Dieser Gedanke, mit der begeisternden Kraft einer glücklich entdeckten Wahrheit ausgesprochen, wurde der Hebel für die charakteristischen Merkmale der Romantiker: für ihr Symbolisiren und ihre Mystik. Der Phantasie des Dichters anheimgegeben, entstand aus dem Suchen nach dem Absoluten, das in den Formen der sinnlichen Welt verkörpert sei, das Spielen mit Bildern, Personifikationen, Belebungen; der Empfindung des Dichters anheimgegeben, entstanden daraus das Sich-Ergehen in dunkeln Stimmungen, das Brüten um unenthüllbare Geheimnisse. Dieser Geist der Symbolik und Mystik trägt seine Spuren bis auf die Form. Symbolische Bedeutung hat die Vorliebe für Assonanz- und Reimklänge. Die Musik des Klanges ist die Symbolik der Seelenstimmung. Ein Zeugniß des Uebermaßes von Spielerei, zu dem das Symbolisiren verleitete, giebt „Prinz Zerbino" von Tieck. Wald, Quelle, Strom und Sturm, Rose, Lilie, Himmelblau, Hund und Katze, Alles spricht; durch die ganze Natur geht ein pantheistisches Zittern, ein „Wähnen, Sehnen und Thränen, ein Sagen, Klagen, Schmachten, Trachten". Daneben sprechen auch Tisch und Stuhl; Schrank, Braten, Schlüssel, Flasche; Geige, Flöte, Waldhorn. Es reden bunt durcheinander die Geister der Dichter,

Dante, Ariost, Petrarca, Sophokles ꝛc., und dies in einem sechsaktigen Stück, das Tieck ein „deutsches Lustspiel" nennt!

Schiller und Goethe zur romantischen Poesie. — Schiller besaß in der Entschiedenheit seiner subjektiven Natur einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Romantiker. Er schreibt: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe." Er spricht von dem „ohnmächtigen Streben dieser Herren, das ihm verdrießlich ist." Ueber Fr. Schlegel's Lucinde heißt es: „Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen. Da er (Fr. Schlegel) fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so konstituirt hat, erlaubt er sich Alles, und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht." Ueber Tieck schreibt Schiller (1801): „Es ist schade um dieses Talent, das noch soviel an sich zu thun hätte und schon soviel gethan zu haben glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen." — Daß Goethe diese Empfindungen anfänglich theilte, zeigen verschiedene unter den Xenien. In einem Epigramm z. B. wird Joh. Elias Schlegel (der Onkel der beiden Romantiker August Wilhelm und Friedrich) fragend eingeführt:

„Du verkünde mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten und wie?"

worauf folgende Antwort gegeben wird:

„Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in's Blaue hinein."

Goethe aber war von Natur weder so entschieden, noch so beharrlich in der Abneigung gegen poetische Richtungen. Er hatte das Bedürfniß, Alles, was er kennen lernte, sich auch zum Verständniß zu bringen. Allmälig verstanden, wurde ihm das Fremde auch schätzbar. Und es dauerte nicht lange, schon 1808, schreibt er: „Ich lasse mich nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare an's Tageslicht." Nach kurzer Zeit befindet er sich in Wilhelm Meister's Wanderjahren, im zweiten Theil des Faust, ganz auf den Wegen der Romantiker, Formen mischend, allegorisirend, der Mystik zugewandt; im westöstlichen Diwan verschwimmt er in orientalischer Empfindungsgluth.

Die Verdienste, welche die Romantiker erworben haben, bestehen darin: 1. daß sie gegen die alleinige Anerkennung Goethe's und Schiller's, durch Ausgehen von extremen Principien, eine fördernde Gährung in die Literatur brachten; 2. daß sie, in Folge der universalistischen Richtung auf die Literaturen aller Zeiten und Völker, eine neue Forschungsweise auf dem Gebiete der Sprache und Literatur (die „vergleichende Sprachwissenschaft") begründet haben; 3. daß sie das Studium der deutschen Sprache und Poesie, der gesammten deutschen Literatur und aller deutschen Alterthümer geweckt und gefördert haben. (Jakob und Wilhelm Grimm §. 118.)

§. 116. A. W. und Fr. Schlegel, Tieck, von Hardenberg.

Unter den Werken der Romantiker sind hervorzuheben: 1. von A. W. Schlegel: das Schauspiel Jon 1803, Shakespeare's dramatische Werke übersetzt 1797—1810, Spanisches Theater 1803—1809, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur 1805 2c.; 2. von Fr. Schlegel: der Roman Lucinde 1799, Heldengedicht Roland, Trauerspiel Alarcos 1802, Gedichte 1809, Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur 1815 2c.; 3. von Tieck: Franz Sternbald's Wanderungen 1798; ferner Bearbeitungen altdeutscher Sagen- und Märchenstoffe (und zwar episch: der blonde Eckbert, der getreue Eckart und Tanhäuser, der Runenberg, die Elfen 2c.; dramatisch: Ritter Blaubart, der gestiefelte Kater, Prinz Zerbino, die verkehrte Welt, Genoveva, Oktavian 2c.), die zuerst einzeln erschienen und von denen die meisten unter dem Titel Phantasus 1812—17 verbunden wurden; außerdem Novellen, Uebersetzungen, Erneuerungen altdeutscher Werke; 4. von Hardenberg (Novalis): der Roman Heinrich von Ofterdingen, Hymnen, geistliche Lieder (1802).

August Wilhelm Schlegel (geb. 1767 zu Hannover, Sohn Joh. Ad. Schlegel's, §. 95; studirte in Göttingen; Professor in Jena; trat 1804 in Verbindung mit Frau von Staël, begleitete sie, ein kundiger und geistreicher Führer in der deutschen Literatur, zugleich Erzieher ihrer Kinder, auf Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland; ging mit ihr 1809 nach Schweden; wurde 1813 Sekretär bei Bernadotte, dem damaligen Kronprinzen von Schweden, und daselbst geadelt. Später lebte er in der Schweiz auf dem Landgute der Frau von Staël, Koppet; studirte 1817 in Paris indische Literatur; 1818 Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn, † 1845). A. W. Schlegel zeigte seit dem frühesten Alter eine spielende Leichtigkeit in der Behandlung des Reims und Rhythmus. In Göttingen auf der Universität wetteiferte er mit Bürger. In allen Formen, den griechischen des Hexameters und Pentameters, den romanischen des Sonetts, der Terzine, Kanzone, Glosse 2c. glänzte er: ein universelles Talent, das, unfähig an Tiefe zu gewinnen, sich immer mehr auf der Oberfläche ausbreitete und dort mit gefälligen Wirkungen täuschte. Er huldigte den verschiedensten Richtungen des Geschmacks zu ein und derselben Zeit. Im Geschmack des griechischen Drama's schrieb er das Schauspiel „Jon", die schwächste Nachahmung, die Goethe's Iphigenie erfahren hat. (Jon, der Stammvater der Jonier, der Sohn des Apollo und der Kreusa, ist, seiner Abstammung unkundig, unter der Hut der Pythia im Delphischen Tempel aufgewachsen. Ein Knabe von 16 Jahren, wird er von Apollo als Sohn anerkannt.) Im Geschmack der Griechen dichtete er ferner Oden, Elegien, Epigramme. Zu gleicher Zeit übersetzte er aus dem Englischen und Spanischen (Shakespeare, Calderon). In derselben Zeit schrieb er „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" (1804). Endlich im Alter, den weitesten Universalismus zu vollenden, wandte er sich zum Indischen. (Indische Bibliothek, Zeitschrift 1823—30.) Von seinen literaturgeschichtlichen Werken sind die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" das bedeutendste. Vorlesungen zu halten, war eine Sitte, welche beide Schlegel, der jüngere noch fleißiger, übten. Sie reisten umher und kündigten sich in größeren Städten dem „gebildeten Publikum" damit an. A. W.

Schlegel hielt jene Vorlesungen in Wien, wo er 1808 mit Frau von Staël lebte. Er giebt darin zum Theil geistvolle Charakteristiken der Dramen der Griechen, Franzosen, Engländer, Spanier, Deutschen. Interessant sind seine Urtheile über die deutschen Dramatiker, über Lessing, der ihm als zu prosaische Natur wenig gilt; über Goethe, von dem er die Spielerei „Triumph der Empfindsamkeit" besonders hochstellt; über Schiller, an dessen Werken er (Tell ausgenommen) meist grobe Verstöße nachweist, in Bezug auf den er sich schließlich zu der Anerkennung zwingt: „er war ein tugendhafter Dichter, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte." A. W. Schlegel war von einer mehr als lächerlichen Eitelkeit befangen. Folgendermaßen schließt ein Sonett, in dem er von dem großen Geiste spricht, der aller Zeiten Werke verstanden, Muster und Meister in allen Formen geworden, mit Shakespeare und Dante gerungen:

„Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

Schlegel's Freundin, Anna Louise Germaine von Staël-Holstein, war die Tochter des französischen Ministers Necker, geb. 1766 in Paris, 1786 mit dem schwedischen Gesandten Baron von Staël-Holstein († 1798) vermählt; eine der geistreichsten Schriftstellerinnen Frankreichs. Während der Konsularregierung Napoleon's bot Frau von Staël der Opposition gegen Napoleon in ihrem Hause einen Sammelplatz. 1803 aus Paris verbannt, hielt sie sich auf Reisen in Frankreich, Deutschland, Italien auf. In Jena und Weimar war sie lange, dem Studium der deutschen Literatur im Umgange mit Goethe, Schiller, Wieland hingegeben. A. W. Schlegel wurde seit 1804 ihr Begleiter. Als Napoleon 1809 die Maßregeln gegen sie schärfte, sie auf ihr Landgut Koppet am Genfer See verwies, floh sie über Wien, Petersburg nach Schweden, ging später auch nach London und lebte nach dem Sturz Napoleon's meistens in Paris, wo sie 1817 starb. Unter ihren poetischen Werken sind Delphine 1803, Corinne ou l'Italie 1807 auszuzeichnen. Besonderen Werth für unsere Literatur hat: de l'Allemagne (1809 vollendet, in Paris durch die Polizei unterdrückt, darauf 1813 in London, 1814 in Leipzig erschienen).

Friedrich Schlegel (geb. 1772 in Hannover; zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt. Nachdem die Neigung zum Studium in ihm durchgebrochen, studirte er in Göttingen und Leipzig; früh durch Sprachkenntniß, Einsicht in die griechische und römische Literatur ausgezeichnet; lebte seit 1794 als Privatdocent in Jena, dann seinen Aufenthalt häufig wechselnd, meistens vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen haltend, in Berlin, Dresden, 1802—4 in Paris, wo er sich dem Studium des Indischen hingab, dann in Köln. Seit 1808, nachdem er katholisch geworden war, trat er in östreichische Dienste, wurde Hofsekretär der Staatskanzlei, geadelt, später Legationsrath beim Bundestage, † 1829 in Dresden, wo er sich aufhielt, um Vorlesungen zu halten). Fr. Schlegel besaß ein außerordentliches Talent, Fremdes sich massenhaft anzueignen. Schleiermacher, sein vertrauter Jugendfreund, spricht in dieser Hinsicht mit Bewunderung von ihm. „Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er Alles verfolgt, was er einmal angefangen hat, das weiß ich Alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehen und wachsen sehe." Bald aber sah Schleiermacher voraus, daß Schlegel's „Heftigkeit und Ungeduld" sie auf verschiedene Wege führen würde. In Fr. Schlegel war das Princip der Fichte-Schelling'schen Philosophie Fleisch und Blut geworden. Fichte

hatte das Absolute, Gott, das Unendliche das „Ich" genannt. Was in dem philosophischen System Gedanke war, war bei ihm Gefühl. Fr. Schlegel fühlte sich als „Ich". Das Selbstgefühl eines Ich, das als Absolutes von der Ordnung der Welt sich ablöst, das, eine rücksichtslose Macht, Alles zerstört, was seiner Laune und seinen Schwankungen nicht schmeichelt: dies ist der Charakter Fr. Schlegel's. Ein vielseitiges Wissen ist in seinen Werken ersichtlich, aber kein Ergründen; immer fertige, abgerissene Urtheile, Paradoxien in wildester Weise, eine unstete Art, welche die Widersprüche nicht merkt, in die sie sich selbst hineinspricht. — „Roman Lucinde". In dem Einleitungsabschnitt eignet sich Schlegel, von jeder Ordnung weit entfernt, das Recht einer reizenden Verwirrung zu; ein schönes Chaos von erhabenen Harmonien und interessanten Genüssen soll nachgebildet und ergänzt werden." Dieser Absicht gemäß mangelt dem Roman jede Form, die Personen sind nicht charakterisirt, die Situationen verwischt, alle Gedanken sind abgebrochen, jedes Bild wird Abstraktion, jede Empfindung in der Reflexion darüber vernichtet, Alles verläuft und verliert sich in's Unbestimmte. — „Roland, Heldengedicht in Romanzen nach Turpin's Chronik", ist in 4füßigen Trochäen mit sehr vollen Assonanzen. — „Alarcos, Trauerspiel". Graf Alarcos hat vor Jahren der Infantin Solisa Liebe und Treue geschworen. Die Stimmung hatte in seinem Herzen keine Dauer. Jahre sind vergangen, und Donna Laura, die Tochter eines edeln Hauses, das der Strenge seiner Grundsätze wegen bei Hofe übel angesehen war, ist seine Gemahlin geworden. Nachdem die Ehe ein Jahr lang bestanden hat, gesteht die Infantin ihrem Vater die Liebe zu Alarcos, diesen des Treubruchs beschuldigend. Der König befiehlt, daß Alarcos seine Gemahlin tödte, sich mit Solisa vermähle und Erbe des Thrones werde. Alarcos vollführt mit Widerstreben den Befehl. Donna Clara ruft sterbend die Schuldigen —

„In dreien Tagen soll'n zu Recht sie stehen,
Sie sind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt sie denken, wie sie da bestehen.
In dreien Tagen meldet euch zum Lohne."

Solisa und der König sterben auf wunderbare Weise, Alarcos tödtet sich selbst.) Im Dialog mischen sich antike und romantische Formen, griechische Trimeter, spanische Trochäen, Rhythmus, Reim und Assonanz. Das Publikum sprach sein Urtheil über das Stück bei dessen Aufführung in Weimar (1802) mit schallendem Gelächter aus. Wie sehr er in seinem Selbstgefühl verletzt war, läßt sich aus Stellen in seinen Gedichten ermessen, z. B. aus „Hercules Musagetes", wo er von sich selbst singt:

„Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz,
Und die, so leicht wohl befriedigt, der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg' ich sie auf durch die empfindende Kraft."

In Paris begann bald darauf unter dem Studium des Indischen die letzte Wandlung seines Lebens. In dem Werke: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (1808) schreibt er: „Wenn eine zu einseitige Beschäftigung mit den Griechen den Geist zu sehr von der Quelle aller höheren Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, zu der Erkenntniß des Göttlichen zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt." Die indische Poesie wurde ihm die Brücke zum Katholicismus. In Oestreich Dienste nehmend, hielt er noch hier und dort Vorlesungen: in Wien 1811 „Vorlesungen über die neuere Geschichte", 1812 „über die Geschichte der alten und neuen Literatur". Er selbst versank immer mehr im Sinnengenuß.

1829 endete er an den Folgen eines Mittagsmahles in Dresden, wo er sich aufhielt, um Vorlesungen „über die Philosophie der Sprache und des Wortes“ zu halten.

Fr. Schlegel's Jugendfreund, Friedrich Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, studirte in Halle Theologie; Prediger in Landsberg an der Warthe, in Berlin, Potsdam, Stolpe; 1805 Universitätsprediger und Professor der Theologie in Halle; seit 1809 wieder in Berlin, zuerst als Prediger, später auch als Professor an der Universität; † 1834). Während der Zeit, da Schleiermacher zum ersten Mal in Berlin war 1796—1802, trat er Fr. Schlegel besonders nahe. 1799 nahm er dessen Roman „Lucinde“ gegen viele Anfechtungen, die derselbe sogleich erfuhr, in Schutz. „Vertraute Briefe über die Lucinde“. Schleiermacher's Hauptwerk aus demselben Jahre: „Reden über die Religion“ hat einen künstlerisch romantischen Anflug. Es trägt die Religion aus der Oberflächlichkeit des damaligen Rationalismus in die Tiefe des Gemüthes. Religion ist nichts Aeußeres, nicht ein Gesetz für Denken und Handeln, sondern individuell (in dem „Ich“) im Gemüth abgeschlossen. Wer den Sinn für das Unendliche, für Gott, für die absolute Harmonie hat, wer die Kraft, diese Harmonie in sich selbst auszubilden, zur Virtuosität bringt, der ist ein Priester. Als Schleiermacher später, von den Romantikern mehr getrennt, seine Ideen über Glaube und Religion in dem Werk: „Christliche Glaubenslehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche“ 1822 zum System brachte, sprach er mit dem Worte, worin für ihn wahre Religiosität lag, mit dem Worte „schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl“ den tiefsten und ernstesten Gedanken aus, der, auf das religiöse Leben hingewandt, im Boden der Romantik Wurzel hat. Die Mystik religiöser Empfindung prägt sich mit aller weichen Unbestimmtheit in dem Worte aus. — Schleiermacher wurde auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft (Philologie, Aesthetik 2c.) der Begründer neuer Bahnen, neuer Anschauungen. Seine „Predigten“ sind ehrwürdige Zeugnisse tiefen Denkens über Religion.

Ludwig Tieck (geb. 1773 zu Berlin, Sohn eines Seilermeisters; studirte in Halle besonders romanische Sprachen; führte das Leben eines Schriftstellers in der freiesten Weise, verkehrte unter öfters wechselndem Aufenthalt in den literarischen Kreisen der Städte Berlin, Jena, Dresden, außerdem viel im Hause des Grafen von Finkenstein zu Ziebingen bei Frankfurt an der Oder; reiste 1805, mit Studien altdeutscher Handschriften beschäftigt, nach Italien; 1817 über Shakespeare Studien vollendend, nach England; wurde 1820 sächsischer Hofrath und Mitglied der Schauspieldirektion in Dresden; kam 1841 auf den Ruf Friedrich Wilhelm's IV. nach Berlin, † 1853). Schon als Gymnasiast auf dem Friedrichs-Werder in Berlin war Tieck in's Kritikmachen und Romanschreiben eingeweiht; eine schnell gezeitigte Natur, die, ohne von dem Ernst und der Tiefe des Lebens erfaßt zu sein, Phantasie und Witz genug besaß, um als Schriftsteller aufzutreten. Behendigkeit in der Arbeit, glückliche Beherrschung des augenblicklichen Einfalles, Geschick, durch phantastische Einkleidung, durch Kontrast und Uebertreibung, Witz und Ironie interessant zu sein, bildet den Charakter Tieck's. Seine Prosa ist immer glatt und fließend, seine Poesie hat vorherrschend Aehnlichkeit mit Improvisationen. Er blieb seinen Stoffen gegenüber immer leicht und heiter, kam schnell mit den Planen in's Reine und warf das Ganze in wenig glücklichen Momenten hin. — Aus seiner frühesten Jugend stammen: „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies“, 1790, Satire; „Karl von Berneck“, 1795, Gespenstertrauerspiel (Familienfluch, Schandthaten, Ausrottung ganzer Geschlechter); „Geschichte ohne Abenteuer, Peter Leberecht“, 1796, Persiflage gegen die Werther- und Siegwartromane (Peter und Luise sind Bruder und Schwester, welche von ihrer Verwandtschaft nichts wissen und sich lieben. Ihre Absicht, sich ehelich zu verbinden, wird noch zur rechten Zeit vereitelt) 2c. — Nachdem Tieck durch seine Bekanntschaft mit Fichte, Schelling,

den Schlegel's, durch seine Freundschaft mit Wackenroder (s. S. 241), durch das Studium Jakob Böhme's, in die Tiefen philosophischer Spekulation, mystischer Theosophie, katholischer Poesie und Kunst gedrungen zu sein glaubte, blieben seine Werke doch oberflächlich. 1812 schreibt Tieck (in einem Briefe an Solger) folgende Worte: „Wenige fühlen in meinen Schriften das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne genug hervor.“ Entschiedenheit in der Empfindung, Begeisterung nennt er „Heuchelei und Mode“. Er kennt in seinem Herzen nur eine „Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und an allem Wunderlichen“. Er charakterisirt seine Werke als aus einem „Witz“ hervorgegangen, „der in sich selber spielt und sich beruhigt, daß es möglich, ja nothwendig sei, Alles für ein scherzhaftes Spiel anzusehen, und daß der rechte Spaß eben sei, an gar keinen Ernst zu glauben.“ — Tieck spricht seine Auffassung von der Romantik näher in drei kleineren Dichtungen aus, die sich auf interessante Weise ergänzen und widersprechen. Sie gehören dem Anfang, der Mitte und dem Ende seiner Laufbahn an, und bezeichnen auf diese Weise seine Entwicklung. In dem ersten Gedicht „die Phantasie“ (ein kleineres Gedicht im Roman „Franz Sternbald“, 1798) ist „Phantasie“ überhaupt das alberne, spielende Thun und Treiben des Menschen, das der Vernunft widerspricht. (Phantasus ist ein alter, verdrießlicher Mann, den die Vernunft gebunden hat, damit er mit seinen lärmenden Possen die Menschen nicht störe. Wenn nun Vernunft ermüdet dem Schlaf erliegt, hat der Schlaf Mitleid und befreit den Alten seiner Fesseln. Dieser kramt aus den Falten seines Mantels sein Spielzeug aus, Glas, Krystall, woraus er Schlösser baut mit Zwergen, Geistern, Reitern, Fußvolk, Damen, Mondschein, Abendröthe; dann Kugel und Kegel, Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehen 2c. Er ergötzt sich lange an dem Spielwerk, bis Vernunft aufwacht und ihn wieder bindet.) In der zweiten Dichtung: „Der Aufzug der Romanze“ (Vorspiel zu Kaiser Oktavian, 1802) gründet Tieck das Wesen der romantischen Poesie auf die christlichen Elemente des Glaubens und der Liebe; in der Ausführung aber zeigt er dieselbe Zwecklosigkeit der spielend auskramenden und aufhäufenden Phantasie, wie in jenem. (Die Scene ist der Wald. Ein Chor Krieger zieht singend, den Trompeten folgend, vorüber; ein Ritter an ihrer Spitze sucht den flüchtigen Feind. Als die Scene leer ist, treten Schäfer und Schäferinnen auf, tanzend und singend von Mai und Frühling, mit Flöten und Schalmeien und ziehen gleichfalls vorüber. Darauf erscheint der Dichter, den es sehnsuchtsvoll in den Wald zu den Bächen und Blumen zieht, er sieht den Wald im hellen, grünen Feuer und Geister im Gezweige, und (wie er sagt) in seinem Gemüthe regt sich Poesie. Er spricht von sich als von einer dritten Person und macht mit folgenden Versen ein artiges Echo-Kunststück:

„Es greift der Dichter nach der goldnen Leier,
Die Wonne, die sein Herz bewegt, zu singen.
Hör', Echo, du im Thale drunten — unten —
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben! —
Die alte Zeit kömmt mir in meine Sinnen — innen —
Gefühle wundersel'ger Stunden — stunden
Im Herzen auf, und mich bezwangen — Wangen —
Und süße Lippen, Busen, Locken — locken
Der Sehnsucht reizende Gefühle — fühle!“

Mit dem Zauberwort „fühle“! steht ein Liebender vor ihm, der sich der schönen Stunde erinnert, da hier an diesem Bach und diesem Gebüsch seine Schäferin sich ihm verband; bald erscheint auch eine Pilgerin, die, das untreue Weib Fortuna hassend, einer Klause entgegenwallt. Der Dichter aber nimmt nicht Notiz von ihnen, sondern, zu den Wolken blickend, ergeht er sich in Phantasien über deren

wechselnde Gestalten. Darüber kommen die vorigen Personen zurück: der Ritter, der erzählt, daß die Feinde geflohen; die Schäferin, die erzählt, daß das Fest vorüber. Und zu ihnen gesellen sich Reisende, der eine, der, um auszuruhen, sein Bündel niederlegt; der andere, der die Wunder der Ferne sehen will. Sie reden jeder für sich, sieben Personen, die neben einander stehen, keiner spricht zum anderen. Es tritt auch ein Küster auf, der soviel umsonst hat hin und her reisen müssen, „Alles aus dem dummen Grunde, Weil unsre Uhr nicht richtig geht.“ Aus dieser Bemerkung entsteht endlich ein Zwiegespräch. Der erste Reisende: „Das ist gewiß, nichts in der ganzen Welt Geht über eine recht honette Uhr. Warum? man weiß dann stets in jeder Stunde, Wie viel die Glocke eigentlich geschlagen; Man ißt dann nicht zu spät und nicht zu früh“ ꝛc. In solcher Art reden sie Mehreres und gehen dann ab, bis auf den Dichter, den Ritter, den Liebenden und die Pilgerin. Zu diesen kommt, auf einem Pferde reitend, „die Romanze“. Vom Dichter gefragt, nennt sie ihren Namen „Romanze“, erzählt ihre Abstammung: der Glaube ihr Vater, die Liebe ihre Mutter. Vom Dichter aufgefordert, steigt sie vom Pferde, um im Grase zu spielen. Sie erwartet ihr Gefolge, Tapferkeit und Scherz, und ihre Eltern, Glaube und Liebe. Allmälig finden sich diese ein. Dichter, Ritter, Liebende und Pilgerin fühlen sich zu ihnen hingezogen. Sie sprechen viel in Allegorien mit einander, bis die Romanze befehlend ruft:

„Mondbeglänzte Zaubernacht, Wundervolle Märchenwelt,
Die den Sinn gefangen hält, Steig' auf in der alten Pracht!“

Da erschallt Musik, Krieger und Schäfer kommen von beiden Seiten herein, füllen den Hintergrund, die übrigen gruppiren sich paarweise. Liebe, Tapferkeit, Scherz und Glaube citiren nach einander vier Strophen einer Glosse zu jenem vierzeiligen Ruf an die „Mondbeglänzte Zaubernacht“ und der ganze Chor stimmt in die Wiederholung des Glossenthema's.) Endlich in dem dritten Gedicht Phantasus (Einleitungsgedicht zu dem gleichnamigen Werk, 1812) vergißt Tieck die religiösen Motive der romantischen Poesie, giebt vielmehr das Gefühlsleben in der Natur unter dem heidnischen Bilde des vielgestaltigen und gestaltlosen Naturdämon, Pan, als Quelle derselben an. (Zum Dichter, der krank in der Stube sitzt, kommt ein Knäblein mit Händlein, weiß wie Baumesblüth, und schilt ihn, daß er nicht weile, wo der Frühling mit Pracht umgeht. Auf des Kranken Frage, wer er sei, giebt sich der Knabe als „Phantasus“ zu erkennen, und froh erinnert sich der Kranke des Kindes, das ihm einst täglich Blumen gebracht, holdseliglich ihn angelacht. Von ihm beredet und geführt, geht er hinaus in den Frühling, kommt aber in ein ganz fremdes Zauber- und Wunderland. In einer Felsengrotte sieht er, wie ein Mägdlein in lichtem Kleid sich an ein Mannsgebild in schwarzem Gewand anschließt. Der Mann ist der „Schreck“, das Mägdlein ist die „liebe Albernheit“; jener beschreibt Schauergestalten, diese ängstigt sich dabei, kann aber doch nicht von ihm lassen. Bald darauf zieht ein anderes Wunderbild den Fremdling an; ein gaukelnder Kleiner, der nach Kinderart spielt, wunderbar heranwächst, großmächtig wie ein Berg wird, so ungeheuer, „ungelachsen“ (das Wort ist Reim auf „gewachsen“), daß man bang und furchtsam vor ihm wurde. Das ist „der Scherz“, gab Phantasus zur Erklärung, „der Groß und Klein dasselbe scheint; Oft ist er zart und lieb unschuldig; Doch wird er wild und ungeduldig, So kühlt er seinen Muth, den frechen, Und All's muß biegen oder brechen.“ Endlich unter Nachtigallengesang im Purpurkleide kommt aus dem grünen Waldesraum ein weibliches Gebilde. „Wer ist“, fragt der Dichter, „die dort regiert, so zart und edel gliedmasirt, die Klare, Holde minniglich? Nenn' ihren Namen, Knabe, sprich!“ Und nachdem Phantasus sie als die „Liebe“ zu erkennen gegeben, ertönt von Berg und Thal, aus Bächen und Bäumen der hohen Göttin Lob und Dank.

Aber schnell verschwindet der Zauber. Wald, Fels, Grotte, Alles ist fort; der Dichter sieht ein „einziges großes Haupt, Statt Haar und Bart, mit Wald umlaubt". „Was ist das Große dort?" fragt der Dichter. „Das ist der Vater, unser Alter, heißt Pan, von Allem der Erhalter.") — Unter Tieck's größeren Werken sind die bedeutendsten: „Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte", 1798: eine Nachahmung Wilhelm Meister's. (Franz Sternbald ist eine weiche, kindlich, träumerisch empfindende Natur. Als er von seinem Meister Albrecht Dürer Abschied nehmen soll, kann er es nicht zärtlich genug thun. In der Freude, nach Italien zu kommen, beschleicht ihn doch die Furcht, wo er Sinne und Gefühle genug herbekommen wird, um Alles treu und wahr aufzufassen. Von einem Genuß zum anderen übergehend, ist es sein Schmerz, daß man früheres Glück immer vergessen muß, um von neuem glücklich zu sein. „Ich will ein Kind bleiben!" sagt er zu seinem Freunde Sebastian. Durch Albrecht Dürer zum Maler gebildet, geht er von Nürnberg auf Wanderungen durch Franken, durch die Niederlande nach Italien, um sich im Leben und im Umgang mit den großen Meistern für die Kunst weiter zu fördern. Er sucht seine Geliebte, die ihm seit einem Traumbild der Kindheit vorschwebt; er sucht auch seinen Vater, denn die Bauersleute, die ihn erzogen haben, sind nicht seine Eltern. Aber seine Geliebte ist aus Sehnsucht nach ihm längst gestorben; und wer sein Vater sei, sollte in einem der späteren Bücher mitgetheilt werden, zu deren Bearbeitung Tieck nicht gekommen ist. Das Hauptinteresse liegt in den Reflexionen über Kunst.) — Neben den episch behandelten Sagen- und Märchenstoffen, die Tieck seit 1796 bearbeitete und später im Phantasus verband (getreue Eckart und der Tanhäuser, schöne Magelone, Haimonskinder ꝛc.) finden sich auch einige von mehr selbstständiger Erfindung, z. B. der blonde Eckbert, 1796. (Ritter Eckbert heirathet seine Schwester, die schöne Bertha, die, von einer Hexe erzogen, derselben einst mit Perlen und Edelsteinen entflohen war. Die Hexe übte ihre Bosheit an Beiden, umgiebt sie mit ihrem Zauber, in Folge dessen Bertha frühzeitig in Gram stirbt, der Ritter aber sein Gefühl von dem, was wirklich und was Täuschung ist, verliert, und unter Zweifeln, ob er wache oder träume, unter Klagen über die Einsamkeit, in der er sein Leben zugebracht, wahnsinnig vor sich hin lebt.) — Der Runenburg, 1802. (Der junge Schäfer Christian hat auf dem Runenburg die Königin des Goldes gesehen. Er entflieht glücklich ihrem Zauber. Aber die Erinnerung ergreift ihn mit Uebermacht, er eilt in den Wald zurück und kommt erst nach Jahren aus demselben wieder zum Vorschein als Bettler in Lumpen, einen Sack voll Kieselsteinen auf dem Rücken, die er für funkelnde Diamanten hält.) — Die Elfen, 1811. (Marie kommt in ein Tannenwäldchen und geräth unter Elfen, wo Blumen aus Goldsand hervorsprießen, wo sie fliegt, und auf Bäumen sich wiegt, wo sie die Elfen-Königin, den Elfen-König, das Unter- und Ueberirdische, den Vogel Phönix ꝛc. sieht. Mit einem Ringe beschenkt, wird sie endlich mit der Weisung entlassen, daß sie von diesen Geheimnissen nichts ausplaudern solle. So lange sie schweigt, ist Glück um sie verbreitet. Als sie aber das Geheimniß verräth, verlassen die Elfen die Gegend, und Elend dringt in das Land.) — Unter den dramatisirten Märchen sind einige („Ritter Blaubart, ein Ammenmärchen in 5 Aufzügen, 1796; Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens, Tragödie", 1800) einfacher gehalten. Im „gestiefelten Kater, Kindermärchen in 3 Akten mit Zwischenspielen, Prologen und Epilogen", 1797, kommt ein König vor, der das alte Regime vor der Revolution darstellt; ein Popanz, der die kurze Herrschaft des Volkes bedeutet; Gottlieb, der Kronprinz, der der modernen aufgeklärten Regierungsweise huldigt; der Kater, als Genius des Fortschritts ꝛc. Das Stück ist voll satirischer Beziehungen auf die damalige Zeit. Den Personen des Stückes wird in der Sprache des höchsten Unsinns

auf einer zweiten Bühne ein zweites Stück vorgetragen. Die pikanten Bemerkungen, welche das Publikum auf der Bühne über dieses Stück macht, enthalten verkleidet polemische Beziehungen auf die Literatur der Zeit und erwarben dem gestiefelten Kater außerordentlichen Beifall. — Die Idee zu dem Stück: „Die verkehrte Welt, ein historisches Schauspiel" (1798), hat Tieck aus Christian Weise's „verkehrter Welt" genommen. Es ist Alles darin auf den Kopf gestellt. Im Anfang tritt der Epilog auf und fragt das Publikum: „Wie hat Ihnen das Stück gefallen?" Am Schluß beginnt der Prolog mit den Worten: „Sie werden hier ein Stück sehen" ꝛc. In dem Stück wird eine einförmige Verwirrung dadurch hervorgebracht, daß Alles, was vorkommt, bald als das gilt, was es wirklich ist, bald als das, was es bloß darstellen soll; die Personen sprechen bald in ihren Rollen, bald als Schauspieler. Die Verwirrung zu erhöhen, haben die Schauspieler Rollen in verschiedenen Stücken; auf der Bühne wird eine zweite, auf dieser eine dritte und ferner eine vierte aufgeschlagen. Autor, Schauspieler, Maschinist, Publikum auf der Bühne, Alle sprechen wirr durch einander. — „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack" (1798) ist eine Fortsetzung des „gestiefelten Kater". Der alte König ist schwachsinnig geworden, hat abgedankt, spielt mit Bleisoldaten. Der Kater, der Genius des Fortschrittes, ist Minister geworden. Des jetzt regierenden Königs Gottlieb Sohn, Prinz Zerbino, ist eine krankhafte Natur. Auf einer Reise, die er unternimmt, um den guten Geschmack zu finden, trifft er überall nur Abwechselungen derselben Modenarrheiten, bis er endlich in den Zaubergarten der Poesie gelangt. Unterdessen ist sein Hund, Stallmeister, ihm entsprungen, Unterrichtsminister geworden, rottet alle Poesie aus, hält den zurückkehrenden Prinzen eingesperrt, bis dieser dem Romantischen abschwört und den aufgeklärten Männern als ein hoffnungsvoller junger Mensch erscheint. — „Leben und Tod der heiligen Genoveva", 1799. Als Prolog tritt der heilige Bonifacius auf. Er führt sich selbst mit den Worten ein: „Ich bin der wackere Bonifacius", und ruft Deutschland in den Schooß der Kirche zurück. Was aber in dem Stücke Beziehung auf Glaube und Kultus hat, ist wie eine Vertändelung des Ernsten und Erhabenen. Die Engel, die zu Genoveva in die Höhle kommen und den „Tod" vertreiben, der ihr genaht war, singen:

„Wir heil'gen Engelein
Von Gott gesendet sein
Mit frischem Lebensschein.
Du sollst genesen sein.

Und kömmt dein Stündelein,
Daß du zu uns gehst ein,
Gedenken alle dein,
Daß es sei sanft und fein."

Die Charaktere der alten Sage sind vielfach verändert. Aus dem heimtückischen Golo des Volksbuches macht Tieck einen sentimentalen Charakter, der im Grunde edel ist, nur zufällig durch seine Empfindungen unglücklich wird. Die Tugend der Genoveva läßt Tieck nicht unbefleckt; sie ergeht sich Golo gegenüber gelegentlich in Einladungen, Aufforderungen und Geständnissen („Ich kann auf Euch nicht so, wie ich wohl möchte, zürnen ꝛc.), die den Eindruck ihrer Tugend schwächen. — „Kaiser Oktavian, Lustspiel in 2 Theilen", 1804. (Ueber das Vorspiel: „Der Aufzug der Romanze" S. 237.) Die Hauptpersonen sind symbolisch. Der Kaiser repräsentirt die Leidenschaft, das Böse und hernach die Reue; die unschuldig leidende Kaiserin den Glauben; ihre Söhne, Florenz und Leo, stellen das weltliche und geistliche Ritterthum dar. Der Stoff ist bis in's Ungeheure angehäuft. Es treten Kaiser und Könige mit ihren Gefolgen, Völker mit ihren Sitten im bürgerlichen Leben, in Kleidung, Spiel und Tanz auf: außer Oktavian, dem Kaiser von Rom, der König von Frankreich, der von England, Spanien, Jerusalem, Persien, der Sultan von Babylon, der König der Riesen. Neben den symbolischen Personen

treten personificirte Symbole auf: „die Romanze", die immer erscheint, wenn etwas episch vorgetragen werden soll, was sich dramatisch nicht vorführen ließ, z. B. der Raub der beiden Kaiserkinder, des einen durch den Löwen, des andern durch den Affen; ferner „der Schlaf", der als Knabe vom Wipfel des Baumes niedersteigt, um die Kaiserin in ihrer Verlassenheit zu trösten 2c. — Das letzte von Tieck's dramatisirten Volksmärchen, „Fortunat", 1815, giebt nur lose aneinander gereihte Episoden in einfacher Dialogisirung. — Die lyrischen Gedichte Tieck's gehören meistens der Zeit bis 1815 an. Einige, besonders solche, bei denen ihm Volkslieder vorgeschwebt haben, sind gefällig. Bei den meisten ist es zu sehr auf ein Spiel der Reime angekommen. Dabei hat die poetische Form alle Mängel. Verunstaltung der Wörter (um Reime auf „dich" und „mich" zu haben, werden Wörter wie „vorwitziglich, holdseliglich, wonniglich" gebildet 2c.), unreine Reime werden im Uebermaß angewandt 2c. — Seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts wandte sich Tieck von der Romantik im Sinne der früheren Zeit ab. Er schrieb Kritiken über die auf dem Dresdner Theater gegebenen Stücke (unter dem Titel „Dramaturgische Blätter", 1852, gesammelt); außerdem jährlich eine bis zwei Novellen: eine leicht beschäftigende Unterhaltungslektüre. Die bedeutenderen derselben: die Gemälde, 1821; der Weihnachtsabend, 1828; das Zauberschloß, 1829; der junge Tischlermeister, 1826; ferner historische Novellen: der Aufruhr in den Cevennen, 1826; Dichterleben, 1830, worin Shakespeare's Geschichte behandelt wird; der Tod des Dichters (Camoëns), 1833, endlich Tieck's letztes Werk: Vittoria Accorombona, 1840. — Außerordentliches Verdienst hat Tieck durch Uebersetzungen erworben, die er theils selbst besorgte, theils förderte: „Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha", 1799—1801, und Shakespare's dramatische Werke, übersetzt von A. W. Schlegel, ergänzt und erläutert von L. Tieck." (Die von Schlegel nicht herrührenden Uebersetzungen sind von Tieck's Tochter, Dorothea, oder vom Grafen Wolf von Baudissin besorgt. Tieck revidirte deren Arbeiten.) — Nicht minder verdienstvoll ist, daß Tieck ältere deutsche Werke, theils in wortgetreuem Abdruck, theils überarbeitet, herausgab; Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet 1803; Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, 1812; deutsches Theater, 1817 (Stücke von Rosenplüt, H. Sachs, Ayrer, den englischen Komödianten, Opitz, Gryphius, Lohenstein); die Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer, 1827.

Tieck's Jugendfreund, Heinrich Wilhelm Wackenroder (geb. 1772 zu Berlin, studirte in Halle Jura, arbeitete als Referendar beim Kammergericht in Berlin, † 1798). Eine stille, träumerische Natur ohne Sinn für die Außenwelt. In den Empfindungen seines Lebens war Sehnsucht der Grundton. Kunst und Religion verschwammen in weichen Stimmungen dunkel und unerkennbar. Sein Werk: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" 1797, enthält eine Reihe von Aufsätzen über Kunst (Malerei), meist in die Form kleiner Erzählungen gekleidet. Tieck sammelte aus Wackenroder's Nachlaß die Bruchstücke zu einem zweiten Werk: „Phantasien über die Kunst und für Freunde der Kunst", 1799.

Friedrich von Hardenberg (nannte sich nach dem Geschlechtsnamen einer Seitenlinie der Hardenberg'schen Familie mit dem Dichternamen Novalis; geb. 1772 auf dem Familiengut Wiederstädt in der Grafschaft Mansfeld; auf der Universität Jena, wo er die Rechte studirte, mit Schlegel und Fichte in Verbindung; Assessor beim Salinendepartement in Weißenfels, studirte dann die Bergwissenschaft in Freiberg, † 1801 in Weißenfels). Hardenberg's Seele schwankte mit leidenschaftlicher Heftigkeit zwischen den Stimmungen träumerischer Seligkeit und Schwermuth. 22 Jahre alt, verlobte er sich mit der dreizehnjährigen

Sophie von Kühn. Als 1797 seine Geliebte, wenig Wochen darauf einer seiner Brüder (Erasmus, mit dem er ununterbrochen in innigem und geistvollem Verkehr gelebt hatte), starb, versenkte er sich abwechselnd in die Irrgänge verzweifelnden Kummers, abwechselnd erhob er sich in die ätherischen Sphären der Seligkeit. „Wer das Leben anders als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht," schreibt er, „ist noch selbst im Leben befangen. Leben ist Krankheit des Geistes. Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. Liebe ist durchaus Krankheit." Dann wieder schreibt er einem anderen Bruder zur Beruhigung: „Sei getrost, unser Bruder hat überwunden; die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammenzusetzen." Es war ihm in Zeiten natürlich, die unsichtbare Welt wie die sichtbare zu betrachten, Leben und Tod in Eins zu verbinden, alles Bestimmte und Unterscheidbare zu verlieren. Als er, ein Jahr nach dem Tode seiner Braut, sich mit einer andern Dame verlobte, konnte er in der Liebe zu ihr doch keine Rettung vor den Ueberreizungen seines Wesens finden. Zu zart und schwächlich angelegt, zog ihm der Schreck, als einer seiner jüngeren Brüder in der Saale ertrank, einen Blutsturz zu, in Folge dessen er allmälig hinsiechte. — Seine Poesien tragen das Gepräge dieses irrenden Wesens. Religion und Poesie waren ihm Seelengeheimnisse, deren Schleier er nicht zu heben vermochte. Ihn charakterisiren Gedanken wie folgende: „Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe." Dicht daneben schreibt er: „Die christliche Religion ist dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie ist die höchste That der Popularität." Dann heißt es freilich wieder: „Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule echter Religion erst stiften." — Auch seinen Gedanken über Poesie fehlt die Reife. Für das, was klar und im Charakter ausgeprägt ist, für Shakespeare z. B., hatte er kein Verständniß. Besonders starke Anklänge fand die Mystik der Sehnsucht und des Traumes in seiner Seele. Sein Roman „H e i n r i c h v o n O f t e r d i n g e n", in dem alle Gestalten der Welt als Glieder eines mystisch symbolischen Gedichtes verschwimmen, sollte nach der Aussage seines Freundes Tieck „eine Apotheose der Poesie sein. Im ersten Theil sollte Heinrich von Ofterdingen zum Dichter reif, im zweiten als Dichter erklärt werden." Auch in seiner unvollendeten Gestalt wurde der Roman von den Romantikern als Muster tiefer Poesie gepriesen. — Glücklich ist Novalis nur in l y r i s c h e n G e d i c h t e n, in denen er den Ton inniger Seelenfülle trifft: in dem Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, Der ihre Tiefe mißt"; in dem Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren Der Gott, der uns den Himmel bringt"; auch in g e i s t l i c h e n Liedern: „Wenn Alle untreu werden, So bleib ich dir doch treu", oder: „Wenn ich ihn nur habe, Wenn er mein nur ist" &c. Lieder dieser Art tragen die Seligkeit des Glaubens in rührender Weise vor. In anderen dagegen giebt er sich den unglücklichsten Anschauungen hin, z. B. in der H y m n e: „Wenige wissen das Geheimniß der Liebe, fühlen Unersättlichkeit Und ewigen Durst." Seelisches und Leibliches verschwimmt ineinander. Endlich eröffnet das Geheimniß der Liebe, das des Abendmahls, dem Dichter folgende Aussicht:

„Einst ist Alles Leib,
Ein Leib,
Im himmlischen Blute
Schwimmt das selige Paar.

O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!" &c.

§. 117. Uebersicht der Romantiker. 1800—1815.

Unter den jüngeren Dichtern, die sich der romantischen Richtung zuwandten, machten sich 1. Cl. Brentano und A. v. Arnim durch Wiederbelebung alter Schätze der deutschen Lyrik verdient; 2. Zacharias Werner und H. v. Kleist ergingen sich besonders in dramatischen Dichtungen; 3. Fouqué und E. Schulze in Romanen und Epen.

§. 118. Clemens Brentano, Achim von Arnim.

Cl. Brentano und A. v. Arnim gaben gemeinschaftlich altdeutsche Volkslieder heraus: „Des Knaben Wunderhorn", 1806—1808. Brentano schrieb ferner Märchen (Gockel, Hinkel und Gackeleia rc.) und bearbeitete altdeutsche Erzählungen (Wickram's Goldfaden rc.). A. v. Arnim schrieb außerdem Romane (Gräfin Dolores, Kronenwächter rc.), Novellen (der Wintergarten) und Schauspiele.

„Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder", 3 Bände, 1806—8. Das Verdienst dieses Werkes bestand darin, daß es, nach Herder's vereinzelten Anfängen, zum ersten Mal einen umfassenden Blick auf den großen Reichthum des deutschen Volksliedes öffnete. Das Princip, nach dem beide Dichter verfuhren, ist demjenigen entgegengesetzt, das bald darauf von Anderen befolgt wurde. Es kam ihnen nicht auf geschichtliche Treue und Echtheit, sondern darauf an, daß sie das Ueberlieferte in einer allgemein genießbaren Form gäben. In diesem Sinne schrieb schon Goethe seine Recension 1806: „Das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht? Warum sollte der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf= und Abschreiber solches zu überliefern gelang und beliebte!" (Vergl. §. 62.)

Clemens Brentano (geb. 1778 zu Ehrenbreitstein; katholisch; seine Mutter Maximiliane, Tochter der Sophie La Roche, §. 103; lernte auf der Universität Jena die Brüder Schlegel und Tieck, in Heidelberg Arnim kennen; führte unter häufig wechselndem Aufenthalt ein unstetes Leben; versenkte sich, seine frühere Richtung abschwörend, in die beschauliche Askese des Klosterlebens, † 1842 in Aschaffenburg). Brentano war eine Natur von unheimlich gemischtem Wesen, anziehend durch reiche Originalität der Phantasie und des Witzes, zurückstoßend durch den Eindruck der Unwahrheit, den er vielfach zurückließ. Es lag in ihm, mit sich selbst zu kämpfen, aber nicht diesen Kampf in geweihter Stille zu überstehen, sondern mit absichtlicher Beredsamkeit Anderen vorzutragen. Er klagte sich als schlechten Menschen an, häufte Vorwürfe mit Schauder erregender Phantasie und freute sich schließlich selbstgefällig des Erfolges, den er errungen hatte. Häufig erschien es, als wenn Selbsttäuschung der Charakter seines Inneren würde. An eine Freundin schrieb er: „O, mein Kind, wir hatten nichts genährt, als die Phantasie, und sie hat uns theils wieder aufgefressen." In späteren Jahren beschaulichen Klosterlebens dichtete er:

„Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen,
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen."

Im Kloster Dülmen, wo die Nonne Katharina Emmerich litt, an deren Körper sich unter schweren Schmerzen die Wundenmale des Erlösers zeigten, warf er sich in Andacht vor dem Lager der Leidenden nieder; in Verzückung erblickte er die Wunden der göttlichen Liebe und empfing Stärkung im Glauben. Brentano schrieb hier noch fromme Gedichte und wirkte nach dem Tode der Katharina Emmerich (1824) an verschiedenen Orten, München, Regensburg, zur Verbreitung des katholischen Glaubens. — In seiner Jugend schrieb Brentano unter dem Dichternamen „Maria". Unreif, Zeugnisse seltsamer Verirrung und Verworrenheit sind die Tieck nachgebildeten „Satiren und poetischen Spiele", 1800; der in Schlegel'scher Unsittlichkeit gehaltene Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman", 1801; ferner das ebenso gehaltene Lustspiel „Ponce de Leon", 1803. Brentano vernichtete im Alter mehrere seiner Werke, so daß sie sehr selten geworden sind. Die Beschäftigung mit dem altdeutschen Volksliede wurde für ihn eine regelnde Kraft seines innerlich haltlosen Wesens. Am vorzüglichsten gelangen ihm Werke, in denen er den Ton altdeutscher Naivetät zu treffen suchte: „Der Goldfaden, eine schöne Geschichte", 1809; „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl", 1817; „Gockel, Hinkel und Gackeleia, Märchen", 1838 2c.

Ludwig Achim von Arnim (geb. 1781 zu Berlin, studirte in Göttingen Naturwissenschaft; gab sich der Poesie hin, sammelte auf Reisen und Wanderungen Volkslieder, die er mit Brentano herausgab; vermählte sich 1811 mit Bettina, Brentano's Schwester; lebte theils in Berlin, theils auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark, † daselbst 1831). Ein edler Charakter, durch Milde anziehend, durch Ruhe Vertrauen erweckend, voll Aufopferung für das Vaterland. Ein Ausdruck seiner Seele ist das „Gebet" in den „Kronenwächtern":

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde thue kund;
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Liebe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt." —

Seine Romane und Schauspiele sind verwahrlost in Form und Gehalt. Einiges Aufsehen erregte: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein", 1810. (Gräfin Dolores ist ein Naturkind, die Tochter verarmter Eltern. In dem Wunsche, reich vermählt zu werden, fesselt sie den Grafen Karl an sich, wiewohl sie mit dessen Ernst und Frömmigkeit nicht die mindeste Verwandtschaft empfindet. Mit ihm vermählt, wird sie bald untreu; dann durch das Bewußtsein der Schuld zur Buße bestimmt. Gänzlich umgewandelt, gewinnt sie die Liebe ihres Gemahls wieder und lebt mit ihm glücklich, als Mutter von zwölf Kindern.) Dieser Faden der Handlung wird durch viele locker aneinander gestellte Episoden in's Breite gezogen. Einige derselben sind tendenziös. An einer Episode von dem „häßlichen Baron", der die Gräfin Dolores beleidigt, und statt der Genugthuung, die er dem Gemahl derselben im Duell geben soll, sich zur Abbitte bequemt, soll der Ursprung der Revolution aus der Ruchlosigkeit erklärt werden. Andere Episoden sind gehaltlos, niedrig und abenteuerlich unwahr: Erzählungen von einem frivolen Prediger, von untergeschobenen Kindern 2c. Ein Dichter, Waller, kommt des Weges daher, führt ein Pferd am Zaum, auf dem seine Frau in Betten eingepackt, sitzt. Nebenher

reiten zwei Kinder auf Ziegen. Die Familie wird im Hause des Grafen Karl aufgenommen. Die Dichtungen Waller's werden in einen Kirchthurmknopf eingemauert, dann durch seinen clairvoyanten Sohn ihm wieder vorgelesen und diktirt. Am Schlusse des Romans kehrt der Vater der Dolores, den wir am Anfang der Erzählung aus Europa sich entfernen gesehen, reich nach Europa zurück. Da ereignet sich ihm bei der Einkehr in das Schloß der Spuk, daß er seine Gemahlin, seine Kinder, lauter Personen, die entweder schon gestorben sind oder die der Leser weit entfernt weiß, sieht, sich mit ihnen unterhält und verkehrt. Allmälig merkt er, daß er Gespenster sieht. Im Schlosse wird es dunkel und von draußen fängt es an, an allen Ecken zu brennen. Der alte Graf flieht, reist nach Italien und kommt nun wirklich zu Dolores in dem Augenblick, da diese stirbt. Goethe sagt von dieser Richtung: „Manchmal machen sie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung.“ Sonderbarer Weise urtheilt Tieck über Arnim und Brentano ebenso: „Es fehlt ihnen eines, was bei mir von der Poesie unzertrennlich ist, der reine und wahre Sinn für die Natur und das Natürliche. Bei ihnen kommt sie immer als etwas Reflektirtes und Gemachtes heraus; es scheint, als sei es ihnen nicht rechter Ernst mit der Sache, als sei es ein Spaß.“ (Vergl. §. 116.) — Ein späterer Roman, „die Kronenwächter“, 1817, ist von ähnlichem Charakter. (Berthold, zu Maximilian's I. Zeit lebend, ist ein Nachkomme der Hohenstaufen, deren Krone von einem geheimen Bunde bewacht wird. Er wächst in der Einsamkeit, in den Trümmern eines Hohenstaufenschlosses, auf; erfährt zwar von seiner kaiserlichen Abstammung, gelangt aber nicht zu einer dem entsprechenden Laufbahn. Er muß sich begnügen, Bürgermeister in Waiblingen zu werden. Als er alt geworden, macht ihn der Wunderthäter Faust wieder jung, indem er ihn mit dem Knaben Anton das Blut tauschen läßt. Berthold lebt nun ein zweites Leben, in welchem er sympathisch mit diesem Anton verwächst. Als er sich in die schöne Anna verliebt, knüpft sich zu gleicher Zeit ein magisches Band zwischen Anton und Anna, da es doch eigentlich Anton's Blut ist, das sein Herz verjüngt hat. Anton und Berthold sterben zu gleicher Zeit, und Anna trauert um Beide.) — Unter dem Titel „Wintergarten“, 1809, gab Arnim Novellen, meistens Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen: „Insel Felsenburg, Soldatenleben nach Philander von Sittewald; die drei Erznarren“ nach Ch. Weise rc. Titel einiger Schauspiele: „Halle und Jerusalem, 1811 (Benutzung des Stoffes in „Cardenio und Celinde“ von Gryphius); die Gleichen“, 1819 rc.

Bettina Brentano (geb. 1785 zu Frankfurt a. M.; mit Goethe's Mutter in heiterem Umgange; in Weimar 1807—10 mit Goethe in vertrautem Verkehr; 1811 mit Achim von Arnim vermählt; trat nach dem Tode ihres Gemahls als Schriftstellerin auf, † 1859 zu Berlin). „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“, 1835, ist ein Roman aus Bettina's Phantasie, nicht Geschichte. Spätere Werke: „Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, 1844; die Günderode, Briefwechsel, 1840; dies Buch gehört dem König“, 1843.

Aus der Zeit der Romantik, namentlich aus dem Brentano-Arnim'schen Kreise, gingen die Bestrebungen der Gebrüder Grimm hervor: Jakob Ludwig (geb. 1785 zu Hanau) und Wilhelm Karl (daselbst 1786 geboren. Beide studirten in Marburg die Rechte, Jakob bis 1805, Wilhelm bis 1807. Während Jakob Grimm 1805 mit Savigny, seinem Lehrer, nach Paris ging, 1808 Bibliothekar beim König von Westfalen in Wilhelmshöhe, später vom hessischen Hofe zu diplo-

matischen Missionen verwandt wurde, hielt sich sein jüngerer Bruder Kränklichkeit wegen in Halle und Berlin auf, in letzter Stadt mit Arnim verkehrend. Seit 1814 lebten beide Brüder ununterbrochen im engsten Verbande, zuerst an der Bibliothek in Kassel angestellt. 1830 begleitete Wilhelm seinen Bruder nach Göttingen, wohin dieser als Professor berufen war, wurde daselbst Unterbibliothekar, später auch Professor an der Universität. 1837 wurden beide Landes verwiesen, weil sie mit fünf anderen Professoren der Universität gegen die Aufhebung des Staats-Grundgesetzes protestirt hatten. Beide hielten sich darauf privatisirend in Kassel auf, bis sie 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen wurden, Wilhelm † 1859; Jakob 1863). Das innige Verhältniß, das unter ihnen in der Wissenschaft, wie im Leben bestand, ist in der Geschichte unvergleichlich. Jakob Grimm schreibt: „Von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten zu verbinden." Die bedeutendsten Leistungen beider Brüder gehören der Wissenschaft an. In gründlichen, geistvollen Werken (namentlich von Jakob Grimm „deutsche Grammatik", 1819—37; „deutsche Rechtsalterthümer", 1828; „deutsche Mythologie", 1835; „Geschichte der deutschen Sprache", 1848; seit 1854 in dem von beiden Brüdern herausgegebenen „deutschen Wörterbuch"), wurde eine bisher ungeahnte Fülle neuer Anschauungen, Beziehungen und Verständnisse eröffnet. Das Bewußtsein über die Bildung der Sprache, Sitte und Poesie der Deutschen ist seitdem wissenschaftlich festgesetzt. Vom höchsten Werth für die Poesie sind die von beiden Brüdern herausgegebenen Kinder- und Hausmärchen, 1812—13, und die deutschen Sagen, 1816—18. Die Volkspoesie der Vorzeit erklingt hier in der reinsten, von jedem willkürlichen Zusatz freien Gestalt wieder.

§. 119. Zacharias Werner, Heinrich v. Kleist.

Z. Werner und H. v. Kleist haben sich vorzugsweise dem Drama zugewandt. Von Z. Werner sind die bedeutendsten: „Die Söhne des Thals, 1803; das Kreuz an der Ostsee', 1806; Martin Luther oder die Weihe der Kraft, 1807; der 24. Februar" (1809 gedichtet). Nachdem Werner 1811 Katholik geworden, bekannte er seinen Uebertritt auch poetisch (die Weihe der Unkraft, 1813). Von H. v. Kleist sind die bedeutendsten Dramen: „Die Familie Schroffenstein, 1801; der zerbrochene Krug, 1802; Penthesilea, 1808; Käthchen von Heilbronn, 1809; Hermannsschlacht, 1810; Prinz Friedrich von Homburg, 1811". Kleist schrieb außerdem Gedichte und Novellen; unter letzteren: Kohlhaas, 1808 ꝛc.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg; studirte die Rechte, lebte bis gegen 1805 in Preußen und Polen, am längsten in Warschau als Kriegs- und Domänensekretär; kam 1805 nach Berlin als Geheimer Sekretär, wo er sich in Verbindung mit Fichte, Schlegel, Iffland hielt; nahm 1807 seine Entlassung; lebte herumschweifend in Deutschland, der Schweiz, auch in Koppet bei Frau von Staël, und in Frankreich. Die Mystik, die von Jugend auf in ihm gelegen, führte ihn 1811 dem Katholicismus zu. Er studirte Theologie, ging in's Priesterseminar zu Aschaffenburg, wurde zum Priester geweiht, predigte in Wien und an anderen Orten mit Beifall, in Ungarn, Steyermark, Venedig. Zum Ehrendomherrn in Kaminiec ernannt, in den Orden der Redemptoristen aufgenommen, predigte er mit zusammenbrechendem Körper bis kurz vor seinem Tode, † 1823). Zach. Werner's Vater war frühzeitig gestorben und die Erziehung des Knaben dessen Mutter anheimgefallen. Diese, der Neigung zur

Poesie und religiösen Beschaulichkeit hingegeben, weckte beides auch in ihrem Sohne. In späterem Alter wurde sie wahnsinnig, und zwar in der fixen Idee, daß sie die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland sei. Der Keim der religiösen Mystik ihres Sohnes kann nicht tiefer nachgewiesen werden. In seiner Jugend kämpften unter fieberhaften Spannungen Religiosität und Leichtsinn; ein Schwanken zwischen Extremen wurde sein Charakter. Leichtsinnig vermählte er sich in zehn Jahren dreimal. Der Brief an einen Freund, in dem er sich über die dritte Scheidung rechtfertigt, stellt seinen Leichtsinn wie seine Frömmigkeit dar. Er schreibt von Berlin aus 1806: „Ich bin wohl kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Hinsicht (denn Gott stärkt mich auch in manchen), ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich. Du weißt's ja! Immer in meinen Phantasien, in Geschäften; hier nun vollends in Komödien, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freude. Sie ist unschuldig! Auch ich bin es vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?" Der dämonischen Gewalt, die ihn abwechselnd zur Sünde und zur Heiligkeit führte, war er immer willenlos unterworfen. Während seines Aufenthaltes in Berlin lebte er in engstem Seelenverbande mit Christian Mayr, dem früheren Geheimsekretär des Minister Wöllner, der, um das Gesicht aus der Apokalypse Kap. 10 zu verwirklichen, ein Bibelexemplar zum Theil verschlang und mit Pistolen von der Kanzel schoß, der beim Abendmahl wirkliches Fleisch und Blut austheilen wollte, der des Morgens in der katholischen Kirche, auf dem Angesicht liegend, die Messe hörte, darauf in der protestantischen Kirche predigte, dann in der Mennonitengemeinde betete, den Abend in der Synagoge oder in der Freimaurerloge zubrachte. Seitdem Zach. Werner zum Katholicismus übergegangen war 1811, hatte er endlich die Autorität gefunden, der er sich auch äußerlich dauernd unterordnete. — In der Idee hatte er für den Katholicismus schon lange vor seinem Uebertritt geschwärmt, schon als er sein erstes Drama schrieb: „Die Söhne des Thals, ein dramatisches Gedicht in 2 Theilen", 1803. Zach. Werner hoffte, dem Katholicismus mittelst der Symbole der Maurerei zum Siege zu verhelfen. An Chamisso schrieb er 1806: „Ich versuchte es in des Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt. Sollte es Gottes Wille sein, so werde ich künftig vielleicht einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann ebenso alberner Weise tadeln. Indessen muß man auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, so lang die Leute noch darauf hören." Die „Söhne des Thals" stellen in zwei großen Dramen, jedes in sechs langen Aufzügen, den Untergang des Tempelordens dar. Aus Palästina vertrieben, haben die Templer auf Cypern ihr Ordenshaus. Entartet, mehr aber die Habsucht König Philipp's von Frankreich durch seine Reichthümer, durch seine Macht die Eifersucht des Papstes reizend, wird der Orden vor Gericht gefordert, Jakob von Molay, der Großmeister, zum Tode verurtheilt und der Orden aufgelöst. Dies geschichtliche Faktum durchdringt Werner in seinem Drama mit den Gebilden seiner Phantasie. Er erfindet eine geheime Gesellschaft „das Thal", deren Abgeordnete in dem Stücke wie höhere Wesen umgehen. Sie sind allwissend und allweise, haben die Fäden der Macht in ihren Händen, sind liebevoll schonend und pflegend; wenn es aber die Principien des Thales fordern, strafend und verderbend. Um der Menschheit den Kern zu retten, den der entartete Orden in sich schließt, müssen sie diesen selbst, die vergängliche Schale, zerbrechen. Dies ist die Idee des Stückes. Erster Theil: „Die Templer auf Cypern". (Robert d'Heredon ist ein schottischer Ritter. Rüstige Thatkraft, frische Jugend, reines Gefühl für Ehre charakterisiren ihn. Gerade dies bringt ihn zum Verstoß gegen die Disciplin des Ordens. Eines Ungehorsams bezüchtigt, muß er den Ordensgesetzen gemäß ausgestoßen werden. Jakob von Molay, der Ordensmeister, ein Muster sanfter Tugend

und edler Empfindung, der väterliche Freund Robert's, tröstet ihn darüber. Den Untergang des Ordens voraussehend, giebt er ihm den höheren Auftrag, die Geheimnisse des Wissens zu bewahren, um einst die Völker damit zu beglücken. In der That hat das „Thal" schon längst nicht bloß den Untergang des Ordens beschlossen, sondern auch Robert zur Rettung der Heiligen ausersehen. Um diesen für seine Bestimmung zu bilden, sind zwei Abgesandte des „Thals" nach Cypern gekommen; sie leben dort in einer Klausnerhütte am Meeresufer: Eudo, der vollendete Bruder des Thals, der Geist eines vor 100 Jahren gestorbenen Herzogs von Aquitanien; und Astralis, ein vierzehnjähriges Mädchen, vordem Anachoretin in der thebaischen Wüste, jetzt Pflegetochter des „Thales". Diese letztere wird von Eudo erzogen, um mit der Macht der Schönheit Robert in Liebe für sein Zukunftswerk zu weihen. Die Idee des Dichters prägt sich z. B. in folgender Scene aus. Nachdem Eudo von der Zukunft des Ordens also gesprochen:

„Das blut'ge Kreuz muß Todesnacht umhüllen,
Daß strahlend einst zu neuem Sein erwacht,
Was noch gebrütet wird im Thal, dem stillen!"

ruft er in die Hütte hinein „Astralis"! Diese tritt hervor und Eudo fordert das Brot. Astralis reicht ihm ein Weizenbrot, er bricht es entzwei und spricht: „Nimm deine Hälfte und liebe, ganz in deinem Nächsten, Gott!" Nun heißt es wörtlich: „Astralis genießt die Hälfte mit Freudigkeit. Als Eudo die andere Hälfte an den Mund bringt, wird solche fließend und reinigt, indem sie tropfenweise zum Theil auf das Gewand herabträuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er das Uebrige genossen, legt er sich hin und schlummert, so lange als die Oekonomie des Stückes es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis sich ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blumenkeime, und als diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild. Dann erwacht Eudo wieder. Er fragt: „Hast du geopfert?" „Nein, gestaltet nur!" „Hast du gebetet?" „Ja, geglüht für Robert!" „Ein schön Gebet! Er naht zum letzten Mal in Freude dir" &c.) Zweiter Theil: „die Kreuzesbrüder". (Der Meister und die Ritter des Ordens sind nach Paris gekommen, der Prozeß gegen den Orden wird geführt und das Vernichtungsurtheil ausgesprochen. Keine Macht ist im Stande, das mit boshafter Ungerechtigkeit gesprochene Urtheil zu hemmen, denn das „Thal" will es so. „Das „Thal" ist mit seinen ehrwürdigsten Vertretern hier versammelt. Adam von Valincourt, der zweite Aelteste des Thals, bildet Robert zum Jünger der höchsten Lehre. In der Thalshöhle in einem Felsen unter dem Karmeliterkloster zu Paris, schauervoll mit allerlei Bildern des Heiligen ausgestattet: kolossale Sphinx, Lotosblume, Rosenstock, Kelch und Krucifix, geheimnißvolle Flammen; hier geht um Mitternacht die Einweihung vor. Nach betäubenden Gesängen unsichtbarer Stimmen: „Alles ist zum Sein erkoren, Alles wird durch Tod geboren, Und kein Saatkorn geht verloren!" &c. beginnt die Unterweisung Adam's an Robert. Den Glauben „an etwas Heiliges" erklärt er ihm als den „edelsten Krystall der Schöpfung": aber „in welchen Formen er anschießt, das ist einerlei; und besser der Formen abenteuerlichste dulden, als den Krystall gestaltend zu zerbröckeln. Und alles dieses führt dich auf den Grund, warum wir jedes Volkes Glauben ehren; warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges Braminen sind; warum wir durch Messias und Prometheus, durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus, dem staubbedeckten Geiste Flügel leihn, um uns zu seinem Urquell aufzuschwingen. Sich selbst vergessen und entäußern, Tod des Selbst, Verwesung des Ich, Zerlegung des Stoffs, Auflösung, die uns Allgegenwart giebt, Werden und Verwesen-

lassen aller Formen", das sind die Geheimnisse der Heiligkeit. Robert d'Heredon, benommen von diesen Ideen, ruft entzückt aus:

„Vielleicht — ich hab' es!
Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Die unser eignes jämmerliches Ich
So dünn und kläglich — so mit allem Unrath
Nur fortspinnt in's Unendliche — nicht wahr?
Auch sie muß sterben? — unser schales Selbst —
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen."

Als ihm dieser Pantheismus klar geworden, ruft Adam den anderen Brüdern des Thals zu: „Er hat entsagt! er hat es selbst gefunden! O Preis dem Licht!" Adam brennt dem Jüngling mit einem glühend gemachten Krucifix das Zeichen des Kreuzes auf die Brust; die Bildsäule der Sphinx, mit Feuer durchglüht, richtet sich auf und spricht in schmetterndem Ton:

„Versöhner!
Sie erstarren!
Du entsühnst sie:
Daß sie leben,
Daß sie glühen,
Daß sie sinken
In's Weltmeer
Der Mutter!"

Vor Jakob von Molay aber, als er das Opfer seines Lebens bringen soll, erscheint noch ein höherer Abgesandter des „Thals", der Alte vom Karmel, ein hundertjähriger Greis. Er weiht den Ordensmeister zum Tode: „Im Namen des Lichtes, und des Wortes, und der Kraft, Geseg'n ich dich in der vollkommenen Zahl, Und schenke dir den Frieden unsers Meisters. Du bist entsühnt. Zeuch ein zu deiner Freude! Zum Stellvertreter des Thals weih' ich dich beim ew'gen Licht, Du bittest Gott für uns, und knieend bring ich des Thales Huldigung, Verklärter, dir, daß du sie bringst dem Meister von dem Hügel!" Auf seinen Ruf „Hallelujah dem Licht!" lodert der Scheiterhaufen in Flammen auf; und Molay stürzt sich entzückungsvoll in die Flammen.) — „Das Kreuz an der Ostsee, Trauerspiel", 1804. Wie „die Söhne des Thals", sollte auch „das Kreuz an der Ostsee" als größeres Ganze aus mehreren dramatisch selbstständigen Theilen gebildet werden. Es ist nur zu dem ersten Theil gekommen: „die Brautnacht". (Drei Nationalitäten stehen in dem Drama einander gegenüber: die heidnischen Preußen, die christlichen Polen und die ritterlichen Deutschen. Der Preuße Warmio, der Sohn des Priesterkönigs, wird von den Polen gefangen. Durch die Liebe zur polnischen Prinzessin Malgona bewogen, bekennt er sich zum Christenthum. In ihnen beiden erweist sich das Christenthum als läuternde Macht. Die Monstranz zwischen ihnen wirkt Wunder der Opferfreudigkeit bis zum Tode, den sie gemeinschaftlich von den heidnischen Preußen erleiden. Als höheres Zauberwesen geht der Geist des heiligen Adalbert im Drama um. Wo er erscheint, gehen Wunderwirkungen von ihm aus; wenn er spricht, leuchtet von seinem Haupt ein Flämmchen; seine Gegenwart wird geahnt, auch wo er nicht sichtbar erscheint: auf die Heiden wirkt sein Anblick wie zum Wahnsinn. Da er Warmio und Malgona endlich des Märtyrertodes würdig befindet, läßt er sie ihn leiden; und nachdem Alles geschehen, erklärt er unter bengalischen Flammen und Harfenklängen, daß er in das „Thal" zu seiner Klause zurückkehre.) — „Martin Luther oder die Weihe der Kraft", 1806. (Dem Stoffe, den Werner in diesem Drama bearbeitete, war er nach der Mystik seines Sinnes nicht gewachsen. Die natürliche Energie der Charaktere Luther's und der Katharina von Bora blieb ihm verschlossen. Werner denkt sich Katharina als eine Nonne, die, wiewohl dem Klostergelübde gläubig hingegeben, dennoch im Stillen unbefriedigt ist, und zwar durch eine poetisch mystische Sehnsucht. Sie hat den Drang, „des Heilands hohes

Bild in sich verkörpert zu gestalten, ihn sich selbst zu schaffen." Von dieser Sehnsucht aufgeregt, erblickt sie Luther in dem Augenblicke, da er die Bannbulle verbrennt. Da erschrickt sie bis in's Innerste, denn das Bild des Heilandes, das sie in ihrer Phantasie trägt, erscheint ihr in Luther wieder. Sie ruft: „mein Urbild"! und stürzt hinweg. Seitdem ist sie magisch an ihn gefesselt. Im Traume erscheint ihr die Mutter Gottes: sie hat, statt des Jesusknaben auf dem Arm, eine Lampe in der Hand; aus dem Flimmer der Lampe steigt ein Wunderbild auf, das Bild des heidnischen Gottes Apollo, das die Träumende halb an Jesus, halb an Luther erinnert. Katharina verfolgt seitdem Luther mit ihren Gedanken, betet zu ihm, begleitet ihn heimlich in Pilgertracht nach Worms, erquickt ihn auf der Rückkehr mit Speise und Trank, fragt ihn über Liebe und Ehe aus, gesteht ihm, daß ihr das Herz breche, wenn sie von ihm gehen müsse. Das Alles thut sie, während Luther sie noch kaum eines Blickes gewürdigt hat. Ganz für sein reformatorisches Werk durchdrungen, hat er den offenen Blick für die Dinge in dieser Welt verloren. Er ist träumerisch versunken, stiert in's Unendliche, bläst auf der Flöte, unerweckbar für seine Umgebung, wenn Alles um ihn herum in Aufregung ist; wenn er spricht, geschieht es zuweilen dreist und in derben Worten (mit dem Sprichwort: „Wurst wider Wurst" rechtfertigt er, Melanchthon gegenüber, die Verbrennung der päpstlichen Bulle), meistens aber spricht er in den Floskeln der Mystik, von dem „Gott in ihm" ꝛc., die Luther geschichtlich völlig fremd sind. Die Verbindung mit Katharina wird auch für ihn durch Traumeserscheinungen eingeleitet. Im fünften Akt sieht man über dem schlafenden Luther zwei Engel schweben, von denen der eine ihm „die Gesellin erscheinen läßt, die von Ewigkeit zu der Seinen erkoren ist". Die Erscheinung wirkt aber nicht auf Luther, er erkennt in Katharina diese „Gesellin" nicht wieder. Erst als Katharina ihm dreimal seufzend gesagt, daß ihr „das Herz bricht", wenn sie von ihm gehen müsse, erwecken der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Erzbischof von Mainz in ihm die Ueberzeugung, daß er einer „Weihe seiner Kraft" bedürfe, die er nun von Katharinen's Liebe zu erwarten anfängt. Ein ähnliches Traumleben erscheint, neben diesen Hauptpersonen, in ihren Begleitern, Therese und Theobald, die in den zartesten Symbolen von der „Hyazinthe, die den Busen mit Sehnsucht schwillt", und von dem „Karfunkelstein, der mit Frieden den Busen füllt", übergehen und hinsterben.) Das Stück wurde 1806 in Berlin, glänzend ausgestattet, aufgeführt. — Unter Werner's späteren Dramen (**Attila**, König der Hunnen, romantische Tragödie, 1808; **Wanda**, Königin der Sarmaten, romantische Tragödie mit Gesang, 1810; **Kunigunde**, die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin, romantisches Schauspiel, 1815; die Mutter der **Makkabäer**, Tragödie, 1820) verdient Hervorhebung: „**Der vierundzwanzigste Februar**, Tragödie in einem Akt" (1809 gedichtet, 1815 herausgegeben). Am 24. Februar eines früheren Jahres (1804) hatte Werner zwei Todesfälle erfahren, die ihm nahe gingen: den seiner Mutter und eines seiner vertrauten Jugendfreunde (Mnioch in Warschau). Daher schreibt sich die Wahl jenes Datums. „Der vierundzwanzigste Februar" wurde Begründer der später vielfach bearbeiteten „Schicksalstragödien". §. 134. (Eine Schweizerfamilie ist in Folge alten Zwiespaltes in vielfache Schuld verwickelt. Kunz Kuruth, ein schweizer Landmann, hatte gegen den Willen seines Vaters geheirathet. Als dieser über die Frau einmal schmälte, warf Kunz in der Leidenschaft das Messer nach seinem Vater. Das Messer traf nicht. Aber die Wuth über den mißrathenen Sohn ergriff den alten Mann tödtlich, und einen Fluch sprechend: „des Mörders Mörder seid"! starb er. Der Fluch erfüllte sich. Denn der Sohn des Verfluchten, im Knabenalter, tödtete, im Spiele kindisch mit dem Messer umgehend, seine jüngere Schwester, irrte dann gleichfalls mit dem Fluch seines Vaters beladen umher, nahm Dienste in Frankreich, ging

nach Amerika, kam reich zurück und wurde unerkannt von seinem eigenen Vater ermordet, der, unterdessen an den Bettelstab gebracht, sich jetzt durch des unbekannten Fremden Geld retten wollte. Alle diese im Buch des Schicksals vorhergesehenen Mordthaten ereignen sich am 24. Februar. Das einaktige Trauerspiel spielt eine Stunde lang von 11 bis 12 in der Nacht des letzten 24. Februar, wo der letzte Mord, der des Sohnes, verübt, die vorangehenden, der Vater- und Schwestermord, aus der Erinnerung vorgeführt werden.) Als Werner die Tragödie 1815 erscheinen ließ, fügte er einen Prolog hinzu, worin er das Ganze symbolisch deutete; der Fluch der Sünde laste als Schicksal auf der ganzen Welt; dies Gefühl zu wecken und die Mahnung zu geben, daß man aus Jesu Wundenmalen Lebenskraft schöpfe, sei der Zweck seines dramatischen Gedichts. — „Die Weihe der Unkraft“ ist ein lyrisch allegorisches Gedicht, in welchem Werner (mit Bezug auf sein Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“) die Verirrung des früheren Lebens bekannte. In die Ausgabe seiner Werke (1841 von seinem Freunde Hitzig besorgt) ist auch eine bedeutende Zahl seiner Predigten aufgenommen.

Heinrich von Kleist (geb. 10. Okt. 1776 zu Frankfurt a. O. [nach dem Zeugniß des Garnisonkirchenbuchs zu Frankfurt: 18. Okt. 1777], Sohn eines preußischen Officiers; für den Militärstand erzogen, trat 1795 in das Regiment Garde zu Fuß in Potsdam; nahm 1799 den Abschied, um sich den Studien zu widmen: zuerst auf der Universität seiner Vaterstadt, 1800 in Berlin. Schmerzlich bereute er, die Jahre der vorbereitenden Bildung zum Studium versäumt zu haben. Als er sich mit stürmendem Eifer auf das Studium der Philosophie Kant's legte, erfaßte ihn der Grundgedanke dieses Systems (der Gedanke, daß der Geist zum Erfassen der Wahrheit, des Wirklichen, nicht fähig sei) mit dämonischer Gewalt. „Ich hatte als Knabe mir den Gedanken angeeignet,“ schreibt er, „daß Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist.“ Nun Kleist das Streben nach Wahrheit aufgeben mußte, rief er schmerzlich aus: „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr. Seit diese Ueberzeugung vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innere Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen; ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumult mit glühender Angst bearbeitete: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!“ Rathlos irrte er umher von einem Entschluß zum andern. Zuerst wollte er reisen, um sich zu zerstreuen. Als er 1801 bis nach Paris gekommen war, ekelte ihn das überall gleichgestaltige Leben an. Er griff zum anderen Extrem, wollte zur nothdürftigsten Einfachheit des Daseins zurückkehren, einen Bauernhof kaufen und an der Arbeit des Körpers sich kräftigen. In diesem Gedanken ging er nach der Schweiz. Schnell aber verlor sich auch die Idee, als er in Bern, mit Zschocke verkehrend, zur Poesie angeregt wurde. Seitdem, seit seinem 25. Jahre, kannte er die innerste Richtung seines Geistes, die zur Poesie. Aber mit seinen poetischen Ideen lebte er wie im Umgang mit Gespenstern. Wieland, der ihn 1802 nach seiner Rückkehr aus der Schweiz in Weimar kennen lernte, erzählt von seiner „Eigenheit, die zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien“, daß er häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, in Gesellschaft, wie wenn er allein wäre. „Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama zu schaffen habe.“ Goethe spricht noch mitleidvoller von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme

nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Alles erfaßte Kleist auf's Leidenschaftlichste, und Ruhe wurde ihm nicht mehr zu Theil. „In mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit," sagt er. Kurze Zeit war er in Dresden, dann wieder auf Reisen, in der Schweiz, in Mailand, Paris. Die Leiden seiner Seele erhöhte bald auch die Noth, die über ihn einbrach; sein kleines Vermögen war aufgezehrt. Von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, erfuhr man 1804, daß er in Koblenz bei einem Tischler eingewohnt sei. Seine Freunde hatten ihn schon todt geglaubt; man vermuthete später, er habe dort das Tischlerhandwerk lernen wollen. Im Winter desselben Jahres bewarb er sich um ein Amt und wurde Diätar in einer untergeordneten Stellung in Königsberg. Das Unglück aber, das 1806 über Preußen einbrach, störte von Neuem die scheinbare Ruhe seines Innern. Ganz in dem Gefühl, daß „Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein der Zustand sei, der ihm wohlthue", gab er seine Stellung auf, um bloß der Poesie zu leben. Da wurde er 1807 auf der Reise nach Berlin von den Franzosen, die ihn für einen Schill'schen Officier nahmen, gefangen gesetzt und erst 1808 wieder frei gelassen. Nun begannen die bittersten Erfahrungen. Mit Riesenkräften, die er an die Poesie setzte, wirkte er in seiner Zeit doch nichts. Tieck und andere ergriffen zwar das Wort für sein Talent. Aber während er im großen Publikum gar keine Würdigung erntete, widerstrebte ihm namentlich auch Goethe. Was Goethe 1808 über das Trauerspiel „Penthesilea" an Kleist schrieb: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht, und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden": dies ist die Grundstimmung, die Goethe überhaupt Kleist gegenüber empfand. Der Dichter, dem Alles freiwillig in die Maße der Natur sich ordnete, konnte den Dichter nicht würdigen, bei dem Alles wie die Lohe eines Feuerbrandes über die Formen der Natur hinauswogte. Goethe ließ zwar „den zerbrochenen Krug" 1808 auf der Weimarer Bühne vor das Publikum treten; Kleist aber gab ihm Schuld, daß durch die Art, wie er das Lustspiel behandelt habe (in mehrere Akte zertheilt), die Wirkung verkümmert sei. Mit den Stücken, die Kleist seitdem schrieb, „Käthchen, Hermannsschlacht, Prinz von Homburg", drang er in seiner Zeit gleichfalls nicht durch. Da, als er von dem Elend seines Vaterlandes wie von dem Elend seines eigenen Lebens auf's tiefste bedrängt war, beschleunigte sich die Katastrophe seines Endes. Er hatte Henriette Vogel kennen gelernt, eine geistig begabte Frau, deren Hypochondrie von der Idee genährt wurde, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leide. In einer Anwandlung dunkler Stimmungen forderte sie Kleist das Versprechen ab, ihr jeden Freundschaftsdienst zu leisten, den sie von ihm begehren würde. Nach einiger Zeit daran gemahnt, antwortete Kleist: er sei dazu jederzeit bereit. „Wohlan! so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt; allein —". „Ich werde es thun," fiel ihr Kleist in's Wort, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält." Am 20. Nov. 1811 fuhren Beide von Berlin nach Potsdam; von da begaben sie sich Tags darauf an das Ufer des Wansee's in der Nähe des Kruges „zum Stimming". Hier erschoß Kleist Henriette Vogel, darauf sich selbst. In einem Brief, den er kurz vor seinem Tode nach Berlin geschrieben, heißt es: „Wie zwei fröhliche Luftschiffer, erheben unsere Seelen sich über die Welt." Beide wurden ihrer Bestimmung gemäß begraben, wo man ihre Leichen fand.) — Charakter seiner Poesie. Kleist's Dichtungen zeigen alle Merkmale echter Poesie: plastische Anschaulichkeit, wirkliches Leben, hohe Leidenschaft, Enthüllung der Seelengeheimnisse bis in die äußersten Pole der Empfindung, von der Verklärung im Zauber der Liebe bis zum Wahnsinn

der Rache und Wuth. Darüber weht ein Odem reiner Weihe, die Ahnung einer höheren Friedenswelt, vor der die Leidenschaften wie Schatten dahinstieben. Mit den Romantikern, mit denen er im Leben wenig, in den Studien gar keine Gemeinschaft hatte, theilt er die Vorliebe für märchenhafte Einkleidung und das Heraustreten aus der Natur. Daneben aber zeugen Sprache, Versbau und Komposition von klassischer Herrschaft und Sicherheit. Sein Ausdruck hat den kernigen Charakter antiker Gedrungenheit. — „Die Familie Schroffenstein, Trauerspiel in fünf Akten", 1801 gedichtet. (Die beiden zur Familie Schroffenstein gehörigen Häuser Rossitz und Warwand haben einen Erbvertrag geschlossen, kraft dessen nach dem Aussterben des einen die Besitzungen desselben an das andere fallen sollen. Als in beiden Häusern das Unglück eintritt, daß jüngere Glieder sterben, giebt sich Graf Rupert aus dem Hause Rossitz auf sehr trügerische Anzeigen dem Verdacht hin, daß der Todesfall in seiner Familie um des Erbvertrages willen gewaltsam vom Hause Warwand herbeigeführt sei, und schwört Rache. Graf Sylvester aus dem Hause Warwand, der seinem Vetter Rupert ein ähnliches Verbrechen nicht zutrauen mag, wird dennoch durch dessen Feindseligkeiten zur Gegenwehr genöthigt. Im Kampfe gegen einander gehen beide Häuser unter. Das lyrische Interesse der Tragödie knüpft sich besonders an die Liebe zwischen Ottokar, Rupert's Sohn, und Agnes, Sylvester's Tochter.) — „Der zerbrochene Krug, Lustspiel", verdankt dem Aufenthalt in Bern 1802 seinen Ursprung. In Zschokke's Zimmer befand sich ein Kupferstich mit der Unterschrift „la cruche cassée". Als eines Tages die Aufmerksamkeit Zschokke's, Kleist's und eines Dritten, Ludwig Wieland (Sohn des Dichters), auf dieses Bild fiel, beschlossen alle, jeder in seiner Weise, den Gegenstand poetisch zu bearbeiten. Zschokke schrieb eine Novelle, Wieland eine Satire und Kleist das Lustspiel. Der Gegenstand desselben ist eine Gerichtsscene, in welcher der Richter durch seine Anstrengungen für den Beweis der Schuld eines Anderen, sich in sein eigenes Verbrechen hineinexaminirt: er hatte bei einem nothgedrungenen Sprung aus dem Fenster den Krug zerbrochen. Kleist's Lustspiel empfing den Preis vor den Arbeiten Zschokke's und Wieland's. — Ein Drama, an dem Kleist zunächst arbeitete: „Tod Guiscard's, des Normannen", ist nur in einem sehr kleinen Bruchstück aufbewahrt worden. Die Tragödie wurde, man weiß nicht wie nahe der Vollendung, von Kleist vernichtet, als er, mit einem Freunde in Paris lebend, in Folge eines Streites über Sein und Nichtsein, in äußerster Aufregung, der Verzweiflung nahe geführt wurde. Wieland in Weimar, der mehr davon gehört zu haben scheint, schreibt 1804: „Ich gestehe, daß ich erstaunt war, und ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere: wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleist's „Tod Guiscard's, des Normannen", sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt ist." — „Penthesilea, Trauerspiel", 1808. (Penthesilea, die Königin der Amazonen, ist nach der Sitte des Frauenstaates vom Gotte Mars mit anderen Jungfrauen erkoren, sich den Gemahl zu erkämpfen. Vom Gotte zu den vor Troja lagernden Griechen gewiesen, empfängt sie von ihrer sterbenden Mutter, der Königin Otrere, die Voraussage: „Du wirst den Peleiden dir bekränzen". Diesem Worte folgend, sucht sie den Kampf mit Achilles und hofft auf den Sieg über ihn. So furchtbar die Macht der Amazonen den Griechen wird, Achilles bleibt im Kampfe mit Penthesilea doch Sieger, und diese sinkt, von Achilles getroffen, bewußtlos nieder. Von ihrer Ohnmacht erwachend, denkt ihre Umgebung,

sie vor dem Wahnsinn, der sie zu ergreifen droht, zu bewahren, indem man ihr mit der Unwahrheit schmeichelt, sie sei über Achill Siegerin gewesen. Achill selbst, von dem Verlangen ergriffen, Penthesilea zu seiner Königin zu machen, willigt in die Täuschung. Aber schrecklich muß diese von dem Traume, in dem sie sich ganz der berauschenden Freude hingiebt, den herrlichsten der Griechen erkämpft zu haben, erwachen, als die Täuschung durch die unterdessen eingetretenen Wendungen des Kampfes zwischen den anderen Griechen und Amazonen unmöglich wird. Da Achill sie als Gefangene nach Pythia führen will, belebt sich ihre Wuth tigerartig. Mit Bogen und Pfeil, mit Hunden und Elephanten, geht sie von Neuem in den Kampf gegen ihn. Und Achill, der sich dessen nicht versieht, ihr waffenlos entgegengeht, wird aus der Ferne von einem Pfeil am Halse durchbohrt. Ueber den sterbend Röchelnden stürzt Penthesilea mit ihren Doggen, mit den Zähnen in seine Brust sich beißend. Die Amazone hat gesiegt. Als sie darauf von ihrer Wuth zum Bewußtsein dessen, was sie gethan, erwacht, ist ihr Stolz gebrochen: „Ich sage vom Gesetz der Frau'n mich los und folge diesem Jüngling hier." Ihre Begleiterinnen erschrecken vor dem Räthselsinn des Wortes, entwinden ihr Dolch und Pfeile, daß sie sich den Tod nicht geben könne. Dessen bedarf's für Penthesilea auch nicht. „Denn" — mit ihrem eigenen Gefühl, dem sie aus des Herzens Tiefe Worte leiht, tödtet sie sich:

„Denn jetzt steig ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Gluth des Jammers
Hart mir zu Stahl; tränk es mit Gift sodann,
Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust: —
So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut."

Sie sinkt todt nieder.) Das Trauerspiel ist die äußerste Consequenz der romantischen Richtung. Aus der bloßen Abwendung von der Natur ist die gerade Umkehr derselben geworden. Kleist vertieft sich in das Herz der Amazone, die dem Manne gebietet, ihr zu folgen, den sie sich unterworfen hat. Das Stück ist in den glühendsten Farben ausgeführt, ein Licht mit dem Schimmer der grellsten Kontraste liegt darüber. — „Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein großes historisches Ritterschauspiel", 1810. (Käthchen, die vermeinte Tochter eines Waffenschmieds in Heilbronn, in dessen Hause sie erzogen ist, in der That aber die Tochter des Kaisers, fühlt sich magnetisch an den Grafen Wetter vom Strahl gefesselt. Das Geheimniß ihrer Abstammung existirt nur als Bewußtsein ihres somnambulen Zustandes. Durch eine ihr selbst unbewußte Mittheilung während desselben, erfährt der Graf vom Strahl ihre wahre Abstammung unter Umständen, die ihn nicht daran zweifeln lassen. Da entschließt sich auch der Kaiser, dem davon Kunde gegeben wird, Käthchen als seine Tochter öffentlich anzuerkennen; und diese wird die Gemahlin des Grafen.) Der Reiz des Stückes liegt in der Symbolik, die es durchdringt. Die leidende und endlich siegende Unschuld kann schwerlich in einem schöneren Symbol als in dem Käthchen's dargestellt werden. Ein schwellender Duft reiner Empfindung steigt aus der Dichtung empor. Was Tieck wollte, mit den Spielereien seines Witzes aber nie erreichte, Märchen dramatisiren, das hat Kleist in diesem Werke auf's sinnigste geleistet. — „Die Hermannsschlacht, Schauspiel", 1810, behandelt den Sieg der Deutschen über Varus im Jahre 9 n. Chr. Franzosenhaß

fesselte Kleist an diesen Stoff. Varus und die Römer waren ihm poetische Namen für Napoleon und die Franzosen. (Vergl. §. 124.) Kleist durchdringt den völlig undramatischen Stoff (undramatisch durch den Mangel an individualisirten Charakteren, an spannenden Verwicklungen; undramatisch, weil eigentlich nur das Faktum schlauer Ueberlistung und rettungslosen Unterganges durch eine Naturgewalt vorliegt), dennoch mit vollem persönlichen Leben, mit verwickelter Bewegung der Thatsachen. — „Prinz Friedrich von Homburg, Schauspiel", 1811. Die Dichtung beruht auf der Notiz, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach der Schlacht bei Fehrbellin geäußert haben soll, man könne nach der Strenge der Gesetze den Prinzen von Homburg vor ein Kriegsgericht stellen; doch sei es ferne von ihm, diese Strenge gegen einen Mann, der so tapfer zum Siege mitgewirkt, in Anwendung zu bringen. Kleist bildet aus diesem hingeworfenen Gedanken eine dramatische Handlung. Den Gedanken, den der Kurfürst dort in sich sogleich entscheidet, läßt Kleist als Streitfrage auftreten und durch die Charaktere des Stücks sich abspiegeln. Soll der Prinz, weil er gegen die Ordre angegriffen hat, verurtheilt? oder, weil er Muth und Einsicht bewiesen, und der Erfolg beides anerkannt hat, als Sieger gepriesen werden? Kleist faßt das Problem, soweit es den Prinzen selbst betrifft, in der Weise der Romantiker, d. h. er entzieht es der menschlichen Berechenbarkeit. Der Prinz ist dann und wann durch eine krankhafte Anlage der Seele zu träumerischer Extase, zu nachtwandelnder Selbstlosigkeit entrückt. Er weiß zuerst gar nicht, daß er ein Versehen begangen. Dann freilich, als er darüber aufgeklärt ist, ist er selbst der strengste Richter seines Vergehens. Der Kurfürst hinwieder betrachtet die Frage als nicht in seiner Gewalt; sie soll nach dem Recht entschieden werden. Dem Rechte entgegen steht aber wieder das Herz. Vortreffliche Worte spricht der alte Kottwitz in diesem Sinne:

„Gesetzt, um dieses unberufnen Sieges
Brächst du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich,
Ich träfe morgen, gleichfalls unberufen,
Den Sieg, wo irgend zwischen Wald und Felsen
Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
Bei Gott, ein Schelm doch müßt ich sein, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt! so sagt ich:
Das wußt ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er!"

Graf Hohenzollern endlich weist darauf hin, daß der Kurfürst an dem Versehen des Prinzen selbst einen Theil von Schuld trage. Und die Idee, daß die Verwicklungen des Lebens, in welche die Menschen ohne Unterschied verflochten sind, Keinem ein moralisches Recht zur richterlichen Erhebung geben, liegt, wie ein versöhnendes Licht des Himmels, über dem Werk ausgebreitet. Durch das Stück geht ein Zug inniger Treue und Würde, gemüthvoller Tiefe norddeutschen Lebens. Selten ist ein Fürst so groß und so wahr, so ohne falsches Beiwerk hingestellt worden, wie hier der große Kurfürst. Niemals ist das Verhältniß eines Militär-Oberhauptes zu seinen Untergebenen mit so lebendiger Empfindung durchdrungen worden, wie hier. Nach dieser Seite hin gebührt dem Stück der Ruhm eines Meisterwerkes, das unter den schwierigsten Verhältnissen, unter der Behandlung eines härtesten Stoffes, der Disciplin eines Militärstaates, unternommen ist. Die Traumscenen zu Anfang und zu Ende gehören wegen des zauberhaften Duftes, der in ihnen weht, zu dem Liebenswürdigsten, was die Romantik hervorgebracht hat. Kleist hatte seine letzte Hoffnung auf dieses Stück gesetzt: sie scheiterte; es wurde damals nicht zur Aufführ-

rung gelassen. — Kleist's novellenartige Erzählungen zeichnen sich durch folgerechten Gang der Handlung aus, die er mit äußerster Strenge führt; Michael Kohlhaas 1808; das Erdbeben von Chili 1810 ꝛc.

§. 120. Baron de la Motte Fouqué, Ernst Schulze.

Von Fouqué und von Ernst Schulze, den Wiedererweckern der ritterlich phantastischen Zauberwelt, ist zu merken 1. von Fouqué: das dramatische Gedicht, der Held des Nordens (in drei Theilen: Sigurd, der Schlangentödter, Sigurd's Rache, Aslauga) 1810; das Märchen Undine 1813, der Roman der Zauberring 1813, das Epos Corona 1814 ꝛc.; 2. von Ernst Schulze: die Epen Cäcilie 1813, und die bezauberte Rose (nach dem Tode des Dichters herausgegeben 1818).

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (aus einer französischen Emigrantenfamilie, Enkel des preußischen General im Dienste Friedrich des Großen; geb. 1777 zu Brandenburg; stand 1794 im Rheinfeldzuge beim preußischen Militär, lebte seit 1802 meistens auf dem Gute seiner Gemahlin, Nennhausen bei Rathenow, unablässig mit poetischen Arbeiten beschäftigt. 1812 kurze Zeit Lieutenant bei den freiwilligen Jägern; wegen Kränklichkeit zurücktretend. Nach dem Tode seiner Gemahlin 1831 lebte er in Halle, wo er vor einem gebildeten Publikum Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin gerufen, † 1843). Fouqué's Richtung auf die mittelalterliche Phantastik des Ritterthums war nicht angenommene Bildung, nicht Folge philosophischer und ästhetischer Studien, sondern unmittelbare Empfindung und wirkliches Leben. Einer alten normännischen Familie voll ritterlicher Erinnerungen angehörig, hatte er während der Kindheit im einsamen Landleben eine Traum- und Phantasiewelt genährt. Als er zum Bewußtsein der Kraft erwachte, war das Vaterland, das seine Vorfahren um der Religion willen gewählt hatten, zu schmachvoller Schwäche erniedrigt. Da verschmolzen in ihm Religion und Ritterthum. Varnhagen von Ense schreibt 1807: „Fouqué sah auf eine zum Theil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen; und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tag das Beste, als hätte er noch gar nichts erlebt.“ Diese Doppelstimmung und die Naivetät, durch die sie allein möglich war, ist der charakteristische Zug seines Lebens und seiner Poesie. Wie St. Georg, mit dem Kreuz und dem Schwert angethan, mochte er wohl im Gewühl der Kämpfe den Drachen der Revolution und der Gewaltherrschaft zertreten: aber theils die Ungunst der Verhältnisse, theils die Unfähigkeit, den Anstrengungen des Krieges zu trotzen, nöthigten ihn wieder in die träumerische Welt seiner Phantasien zurück. So dichtete er sein Leben lang; und sein Leben, wie sein Dichten, war das Märchen des Ritterthums. Was er dem deutschen Volke gab, gehört, unter den Werken der Romantik, zu dem Lebendigsten und Empfindungsvollsten. Seine Art zu schaffen hat mit der Tieck's viel Aehnlichkeit. Varnhagen charakterisirt ihn auch in dieser Hinsicht: „Die üppigste Fruchtbarkeit ließ ihm Alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte; und diese Art von Stegreifdichten erhöhte für seine näheren Freunde, die das Hervorbringen mit ansahen, den Reiz der Dichtergebilde. Jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühe Nachmittag fand Fouqué zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches und Dramatisches, und gleicher Weise epische Prosa, fast ohne auszustreichen, ununterbrochen hin, so schnell die Feder laufen mochte.“ Dem Inhalt nach sind seine Poesien einförmig. Hoflustbarkeiten, Schlachtstücke, Liebes- und Dichterspiele, Nornen und Seekönige, Unge-

heuer und Zauber kehren in seinen Werken immer wieder. In seiner Jugend war dies eine neue und überraschende Erscheinung; man empfing Eindruck und zollte Beifall. Nicht bloß die Romantiker, sondern auch Andere, die Grafen Stolberg, Jean Paul, Goethe erkannten in ihm den Dichter an. Jean Paul nannte seinen Roman „Albin" (1808) „ein Maienfest voller frischer, jugendlich poetischer Lebenslust"; sein Drama „Sigurd" „ein Siegeszeichen, das der Dichter in dem Walde der nordischen Mythologie aufgehangen habe". Bald aber trat ein trauriger Umschwung in der Gunst des Publikums ein. Fouqué war zu eintönig, um sich auf dieser Höhe zu halten. Da brach sich, seit 1815, als die ritterliche Kriegsbegeisterung gegen Napoleon mit dem Siege über ihn vorübergegangen war, das Urtheil im Publikum durch, daß Fouqué Empfindungen, die mit dem allgemeinen Gefühl der Menschheit Uebereinstimmung hätten, eigentlich nie ausspräche, sondern nur Empfindungen des Ritterstandes aus der Zeit der Tourniere und des Minnedienstes. Darüber isolirte sich Fouqué. Die Kindlichkeit, die bisher Lebenswärme gezeigt hatte, erschien nun affektirt; sein Umgehen mit „Ehre, Ritterthum und Frömmigkeit" tändelnd; seine Begeisterung für das alte Ritterleben inhaltlos. Kaum fanden seine Werke noch Aufnahme in den gewöhnlichen Taschenbüchern. Allmälig wurde er ein mitleiderregendes Beispiel eines immerhin bedeutend angelegten Talentes, das einem wesenlosen Ideale nachgestrebt hatte. Im Alter zu kümmerlichen Verhältnissen herabgedrückt, hielt ihn König Friedrich Wilhelm IV. aufrecht, in dessen Jugenderinnerungen Fouqué's Dichtungen einen hohen Rang einnahmen. — Seine Jugendarbeiten gab Fouqué unter dem angenommenen Namen „Pellegrin" heraus: Dramen und Romane. Die Trilogie „der Held des Nordens" 1810 behandelt die Sigurd- und Brunhildsage im Anschluß an die Edda. 1. „Sigurd, der Schlangentödter, Heldenspiel in 6 Abenteuern". Sigurd tödtet Faffner, der in Drachengestalt sein Gold bewacht, dringt in die Flammenburg, die Brynhildis einschließt, und erobert die Gewaltige zur Gemahlin. Brynhildis kennt das Verhängniß Sigurd's: daß ihm kurzes Leben und doppelte Vermählung bestimmt sei. Sigurd aber ohne Furcht vor der Gefahr, seiner Gemahlin untreu zu werden, reitet mit dem Liebesschwur gegen sie hinweg auf Abenteuer. Da verfällt er der Zauberei der Königin Grimhildis, die ihn Vergessenheit des Geschehenen trinken läßt. Er vermählt sich mit Grimhildis' Tochter, Gudruna; ja, er hilft deren Bruder Gunnar die Brynhildis, seine eigene Gemahlin, gewinnen. Bald aber verraucht der Zaubertrank, und mit Grauen kehrt sein Bewußtsein zurück: „Weh mir, ich wache! Verpfändet meine Lieb', mein Wort gebrochen; Nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört!" Da erfüllt sich das Schicksal. Brynhildis heischt aus Rache seinen Tod. Sie reizt ihren jetzigen Gemahl Gunnar zum Mord ihres ersten. Und doch, in Liebe zu Sigurd gefesselt, mag sie ohne ihn nicht leben. Mit dem Leib des Erschlagenen verbrennt sie sich auf dem Scheiterhaufen. 2. „Sigurd's Rache, Heldenspiel in 6 Abenteuern". Die Zauberei der Grimhildis pflanzt das Unheil in ihren Kindern weiter fort. Ihre Tochter Gudruna, lange Zeit um den Tod Sigurd's, ihres Gemahls, trauernd, jetzt aber durch einen Trank der Vergessenheit, den Grimhildis ihr reicht, darüber getäuscht, wird Atle's Gemahlin. Unter dessen Bosheit und Treulosigkeit muß sie Schmachvolles leiden. Endlich vollendet Atle sein Verbrechen. Nach dem Golde Faffner's lüstern, das jetzt Gudruna's Brüder (Gunnar und Högne) besitzen, ladet er diese zu sich ein und ermordet sie. Als er darauf das Freudenfest des Sieges feiert, und Gudruna trauernd dabei ihrer gemordeten Brüder denkt, höhnt er sie. Nun entschließt sich Gudruna zur Rache an ihrem Gemahl. Sie mordet seine und ihre Kinder, giebt sie ihm zu essen und tödtet ihn selbst, während er schläft. Bei Atle's Todtenfest läßt sie darauf die Burg anzünden, in der seine

Krieger versammelt sind, und stürzt sich vom Felsen in's Meer. 3. „Aslauga; Heldenspiel in 3 Abenteuern". Aslauga ist die Tochter der Brynhildis und des Sigurd. Bei Bauersleuten aufgewachsen, reizt sie durch ihre Schönheit den König Ragnar Lodbrock, der mit seinen Mannen an der Küste landet. Nachdem sie seine Gemahlin geworden, erfüllt es sein Volk mit Unwillen, daß eine Bettlerin auf dem Throne sitzt; und Lodbrock, den Einflüsterungen nachgebend, zur Untreue entschlossen, wirbt um Ingibiorg, Prinzessin von Schweden. Durch zwei Wundervögel, die Lodbrock begleiteten, wird Aslauga davon in Kenntniß gesetzt. Sie setzen sich auf offener See auf den Rand eines Fischernachens und besprechen in alliterirenden Versen ihre Erinnerungen:

„Erster Vogel: Weißt du noch? Weißkopf, Was sie sprachen?
Zweiter: Wort für Wort noch, Wendehals, weiß ich.
Erster: Das vom Freien? Das vom Feste?
Zweiter: Von der Altvordern Fürstengräbern?
Erster: Weiß es, Weißkopf; Woll'n nun fliegen.
Zweiter: Woll'n wahrsagen, Weiser Herrin."

Aslauga verkündet ihrem Gemahl, daß sie seinen Verrath kenne, enthüllt ihm das Geheimniß ihrer Herkunft, beruhigt ihn über alle Bedenken, und das Volk huldigt ihr, während der Skaldenchor singt: „Heil, Aslauga, hellfunkelnd Auge! Hirtin nicht mehr, nun hohe Wirthin In Nordlands klingenden Königspforten!" — „Undine, eine Erzählung" 1811. Undine ist ein Naturgeist, ein heiteres, neckendes Wellenmädchen. Seelenlos sind die Wesen dieser Art geboren. Sobald sie sich aber einem irdischen Manne vermählen, empfangen sie eine Seele. Undine vermählt sich mit Ritter Huldbrand von Ringstetten. So lieb ihm Undine ist, so trennt ihn doch allmälig die Verschiedenheit ihrer Natur: der menschlichen und der des Wassergeistes. Nachdem Undine zu den Wellen zurückgekehrt ist und Huldbrand sich mit Bertalda, seiner früheren Verlobten, vermählt hat, erscheint Undine als strafender Geist aus der Tiefe ihres Elements und tödtet ihren treulosen Gemahl. — „Der Zauberring, ein Ritterroman" 1813. Ritter Otto von Trautwangen, ist beim Beginn der Erzählung ein Knabe, der mit seiner Cousine Bertha von Lichtenried auf den Wiesenauen spielt. Als er eine ritterliche Dame Gabriele von Portamour leiden sieht, da ihr ein edler Ritter Folko von Montfaucon den Zauberring streitig macht, durch den sie zu einer der vornehmsten Frauen Frankreichs werden könnte, fühlt er sich zu ritterlichen Thaten erweckt. Otto beschließt nicht eher zu ruhen, als bis er Folko gefunden und den Ring ihm abgerungen hat. Die That des Minnedienstes gelingt nach einiger Zeit; aber der Tag seines Sieges, da er Gabriele gewinnen soll, wendet sein Geschick. Unter den Gästen des Festes erscheint auch Bertha, die Gespielin seiner Kindheit, und verwirrt seine Sinne. In der Verwirrung trinkt er von dem Zaubertrank des neben ihm sitzenden heidnischen Seekönigs: die Wuth eines Besessenen tobt aus ihm, und Alle wenden sich von ihm ab; nur Bertha bleibt ihm treu, seine Verlassenheit tröstend, seine Wunden heilend. Ausgestoßen von den Christen, begiebt er sich unter die normannischen Heiden, weiht sein Herz durch den Kampf für das Christenthum und wird schließlich durch die Vermählung mit Bertha glücklich, während der Streit um den Ring zwischen Gabriele und Folko durch Vermählung zwischen ihnen ausgeglichen wird. An diesen Faden der Erzählung reiht sich eine große Masse sehr abenteuerlicher Geschichten. Das Wesentliche ist die Symbolik in ihnen. Der Streit um den Ring kommt von der Treulosigkeit eines Mannes her, welcher der Vater fast aller Personen ist, die in dem Roman hervortreten. Unter dem Namen „Huguenin" ist er Folko's Vater; unter dem Namen „Hugh" der Vater Otto's von Trautwangen; der Emir Nureddin nennt ihn als seinen Vater „Hygin", der Italiener Tebaldo

„Uguccione", der normannische Heide Lothur „Hugur". Fouqué wollte in der Person dieses jetzt greisen kinderreichen Herrn Hugh den deutschen Adel symbolisiren, der durch seine Beziehungen zu allen Völkern der Mittelpunkt des ganzen Völkerlebens geworden ist. Fouqué schrieb eine Vorrede zu dem „Zauberring", worin er zuvörderst gesteht, daß er selbst noch nicht wisse, wie sein Held durch alle Irrsale zum Ziele des Romans hindurchschiffen werde; da aber wendet er sich folgendermaßen an den günstigen Leser: „Ich lade dich dennoch ein. Es wäre denn, daß du den Namen des lieben Gottes, den ich eben angerufen habe, nicht gut leiden könntest. Sonst, meine ich, sollst du mit dem, was ich dir geben will und was mir zukommt und noch zukommen wird, wohl zufrieden sein. Nur wisse, daß das, was dir am besten gefällt, nicht mein eigen ist, sondern eine süße Gabe von oben herab." — „Corona, ein Rittergedicht in 3 Büchern" 1814. (Corona ist ein vielgestaltiges Wesen: Göttin, Zauberin, Ahnfrau, Gespenst, blühendes Weib. Sie hat vor Jahrhunderten einen Fluch über die Freiherrn von Realta gesprochen: „Nie wird, wie muthig seine Banner schweben, Ein Freiherr von Realta Sieg erstreben!" Nachdem dieser Fluch lange Zeit unlösbar gewesen, versucht es ein später Nachkomme des Hauses, Romuald, dem unholden Wesen zu trotzen: zuerst, indem er sich mit dem schwarzen Magier Thamos verbindet, zu dem der Assassinenfürst ihn führt; dann, indem er, auf seine eigenen Kräfte trotzend, auf dem Hekla mit Corona ringt. Beides vergeblich. Endlich im Alter kehrt Romuald zu christlicher Demuth zurück. Dies ist die Kraft des Sieges über Corona.) Corona soll die Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon bedeuten; Romuald ist das Symbol für das ritterliche, tapfere, gedemüthigte und durch die Demuth wieder erhobene Volk der Deutschen. Fouqué beginnt und schließt jeden Gesang mit Geständnissen aus seiner Brust und Erzählungen aus den zwei, drei Wochen seines Lebens, die er zur Vollendung des Gesanges gebraucht hat. Wir erfahren hier, daß er 1813 mit in den Krieg gegangen, bald darauf krank geworden, auf sein Gut zurückgekehrt, den Johanniterorden bekommen, daß ihm ein Freund gestorben, daß er das Pfingstfest gefeiert rc. —

Neben Fouqué sind zu erwähnen: seine Gemahlin, Karoline, geb. v. Briest (geb. 1773, † 1831), Verfasserin von Romanen: Roderich 1807, die Frau des Falkensteins 1810 rc. — Ferner Amalie von Helwig, geb. von Imhof (geb. 1776, † 1834 zu Berlin). Beide Damen gaben 1812—13 ein „Taschenbuch der Sagen und Legenden" heraus. Von Amalie von Imhof: „die Schwestern auf Lesbos, in 6 Gesängen" (in Schiller's Musenalmanach 1800 erschienen; in Hexametern). Ein rührendes Leben zweier Schwestern wird geschildert. Die ältere, Simaitha, könnte nach der Sitte der Insel die jüngere, Likoris, sich als Sklavin aneignen. Aber sie hält sie in Freiheit neben sich, und entschließt sich zum Opfer für sie, indem sie ihr den eigenen Verlobten abtritt und selbst die Binde der Vestalin nimmt. — Ferner: Adam Oehlenschläger (geb. 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen; Professor der Aesthetik an der Universität Kopenhagen, † 1850) dramatisirte altnordische Stoffe: „Baldur's Tod, Hakon Jarl, Palnatoke" rc.; ferner Märchen: „Aladdin oder die Wunderlampe" rc., schrieb die Tragödie „Correggio" 1816. (Behandlung der Sage von Correggio's Lebensende in Elend und Dürftigkeit. Antonio Allegri, der später nach seinem Heimathdorfe „Corregio" benannte und berühmte Maler, ist in Folge eines Blutsturzes schon seit langer Zeit matt und schwach. An dem Tage, den das Trauerspiel dramatisch behandelt, bestürmen ihn Aufregung und Anstrengung körperlicher und geistiger Art in besonders hohem Grade. Ein neidischer Nachbar, der Gastwirth Battista, ist Anlaß alles Ungemachs, das über ihn einbricht: der harten Art, wie der gefeierte Michel Angelo, der zufällig im Dorfe anhält, sich über Correggio's Leistungen ausspricht; der Verzweiflung, die den Maler darüber ergreift; der Herzlosigkeit, mit der Cor-

reggio im Hause eines Edelmanns in Parma abgefertigt wird, dem er sein Gemälde abliefert; endlich der Auszahlung von 70 Scudi in Kupfermünze und der Nöthigung, diese Last selbst nach dem Dorfe noch an demselben Tage zu schleppen. Alles dies beschleunigt sein Lebensende. Seine Frau, sein Sohn und der Eremit Silvestro stehn an seiner Leiche.) Oehlenschläger erneuerte die „Insel Felsenburg" unter dem Titel „die Inseln im Südmeer" 1826.

Ernst Schulze (geb. 1789 in Celle; studirte in Göttingen Theologie, nahm 1814 als freiwilliger Jäger an dem Feldzug im Norden Theil; kränklich, † 1817 in Celle). Seine Dichtungen sind wie ein sanft nachklingendes Echo der Romantik: voll Zärtlichkeit und Weichheit, voll eines verschwimmenden Gleichklangs in Rhythmus und Reim. Als seine Braut (Cäcilie Tychsen) starb, hielt er seinen Schmerz, in Töne der Poesie aufgelöst, sich immer gegenwärtig. An ihrem Todesbette (1813) faßte er den Entschluß zum Epos „Cäcilie":

„Da blickt' ich auf zu dir, und sieh, ein zarter Glanz
Umwob den keuschen Mund, den Schnee der bleichen Wangen,
Rings schwebt' ein sel'ger Geist, wie leichter Weste Tanz,
Und süßer Schlaf hielt friedlich dich umfangen.
Die Stirn umduftete der Myrthe blühnder Kranz,
Des Lebens frische Zier schien um den Tod zu prangen,
Und Thränen fand mein Blick; des Glaubens lichte Spur
Verfolgt' ich fromm und that den großen Schwur:
„Nicht ungenannt sollst du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn.
Der Enkel soll an deinem Bild sich weiden,
Verherrlicht sich in dir die Jungfrau sehn" 2c.

„Ich will ein Werk dichten," schreibt E. Schulze, „worin Cäciliens Charakter bis in die kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll." Er fand Cäciliens Gemüth deutsch, wie kein anderes; deshalb sollte sein Gedicht auch durchweg „deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen". Unter allen Zauberjungfrauen, Meerfeyen, Nixen, Berggeistern sollte „Cäcilie die christliche Sehnsucht nach dem Ewigen", er selbst, der Dichter, „in demüthiger Entfernung die irdische Liebe" darstellen. Das Gedicht behandelt die Eroberung der Hauptstadt Dänemarks, Lethra, durch die christlichen Deutschen unter Otto I. Cäcilie geht als Wundererscheinung dem deutschen Heere voran. Nach dem Sturz der Götter soll sie dem lieblichen Sänger vermählt werden, der Himmel öffnet sich, Engel entführen ihre Seele, und der Sänger bleibt bei der Leiche, um sie im Liede zu besingen. — „Die bezauberte Rose, romantische Erzählung in 3 Gesängen" 1818 (nach des Dichters Tode in der Zeitschrift Urania erschienen) behandelt die Erlösung der Königstochter, die Prinzessin Klotilde, die in eine Rosenknospe verzaubert ist, durch den Gesang des Sängers Alpin. (Ernst Schulze hatte das Epos zu einer von F. A. Brockhaus ausgeschriebenen Konkurrenz eingesandt. Kurz vor seinem Tode erfreute ihn die Nachricht, daß er den Preis gewonnen.) — „Psyche, ein griechisches Märchen" (1819) erinnert mit seiner Ironie, mit Stoff und Behandlung an Wieland.

Der Richtung verwandt ist: Joh. Ladisl. Pyrker v. Felsö-Eör (geb. 1772 zu Langh in Ungarn; Erzbischof zu Erlau und Primas von Dalmatien; † 1847 in Wien). Sein Epos „Tunisias" 1819 behandelt den Zug Karl's V. nach Tunis. Ferner: Rudolph von Habsburg, Heldengedicht 1824 2c.

§. 121. Gegensatz zur Romantik (Uebersicht).

Der Gegensatz gegen die Romantik machte sich bemerkbar: 1. indem man einfachere Formen des klassischen Geschmackes ausbildete: im Lyri-

schen besonders Hölderlin, im Dramatischen Collin; im Roman Wagner &c.; 2. indem man unter Benutzung der Volksdialekte Wahrheit in der Poesie bewahrte: Usteri, Hebel &c.; 3. indem man, von der Begeisterung der Freiheitskämpfe 1813—15 ergriffen, dem Volksleben nahe blieb: Arndt, Schenkendorf, Körner &c.

§. 122. Hölderlin, von Collin, Wagner.

1. Von Hölderlin: lyrische Gedichte und der Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland"; 2. von Collin: Dramen „Regulus, Koriolan, Horatier und Kuratier" &c.; 3. von Wagner: Romane „Wilibald's Ansichten des Lebens, die reisenden Maler" &c.

Friedrich Hölderlin (geb. 1770 zu Lauffen in Würtemberg; für das Studium der Theologie bestimmt; bezog 14 Jahre alt das Seminar Denkendorf, dann Maulbronn; studirte in Tübingen. Der Zwang des klösterlichen Lebens in den Seminarien „scheuchte seinen Geist in sich zurück", wie er später klagte. Unglückliche Lebensschicksale zerrütteten seinen Geist. 1793 wurde er Schiller bekannt; ein unklares Ringen nach etwas Außerordentlichem trieb ihn zur Bewunderung und in die Nähe dieses Mannes nach Jena. Bald aber wurde ihm das Glück des Umganges und die Befriedigung im Studium der klassischen Poesie der Griechen gestört. Genöthigt, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, nahm er eine Erzieherstelle in Frankfurt am Main im Hause eines Banquiers an 1796. Hier wartete seiner neues Unglück. Die Frau des Hauses wurde seine Leidenschaft. Um sich vor der Uebermacht seiner Empfindungen zu retten, gab er 1798 die Stelle auf, bemühte sich unter Arbeit und Zerstreuung seiner Herr zu werden. Ein zehrender Tiefsinn beschlich ihn. Das Phantom eines Ideals, das er aus dem Studium des Griechenthums geschöpft hatte, und der bitter getäuschte Herzenszug zu „Diotima", die unterdessen gestorben war, versenkten ihn tiefer in sich. Verwildert und irrsinnig kam er, nach unglücklichen Wanderungen, zuletzt in Frankreich, wo er kurze Zeit in Bordeaux eine Hauslehrerstelle versehen hatte, in die Heimath zurück 1802. Sein Irrsinn zeigte sich bald als unheilbar. In dem Hause eines Tischlers in Tübingen lebte er in stillem Wahnsinn 37 Jahre lang, † 1843). Ein edler sittlicher Gehalt, reiner Wohllaut der Sprache, lebt in seinen Gedichten. Vorherrschend erklingt in ihnen der Schmerz der Sehnsucht und Resignation. „Die Götter schenken heiliges Leid uns auch. Ein Sohn der Erde bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden." In dem Liede „der blinde Sänger" singt er in prophetischer Allegorie von der lichtlosen Nacht des Geistes, der er selbst entgegenirrte:

„Sonst lauscht' ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, du holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst du,
Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne! Wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer."

Hölderlin's Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" 1797—99 führt die begeisterte Vaterlandsliebe eines jungen Griechen, Hyperion, und seiner Geliebten, Diotima, vor. Hyperion zieht zum Kampfe gegen die Barbaren aus. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben stirbt Diotima am gebrochenen Herzen; Hyperion aber begiebt sich in die Einsamkeit, um des Anblicks der Welt entledigt

zu sein. Der Roman ist in Briefform geschrieben, Rhapsodien, in denen der Dichter seine Ansichten und Empfindungen über das Ideal des Lebens und der Kunst ausspricht. „Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der eng vereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm giebt; denn nur so wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön. Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst; der Schönheit zweite Tochter ist die Religion" ꝛc. In den ersten Jahren, da Hölderlin dem Irrsinn verfallen war, ging er mit den Griechen noch so um, daß er anerkennenswerthe Uebersetzungen liefern konnte (Sophokles, Oedipus und Antigone 1804).

Neben Hölderlin sind zu erwähnen: — Johann Gottfried Seume (geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels; Sohn eines Bauern; verdankte dem Edelsinn des Grafen von Hohenthal-Knauthaim Erziehung und Unterricht: ein Charakter voll innerer Kraft, den Hemmnissen eines seltsam widerwärtigen Schicksals zu trotzen, in dieser Hinsicht ein stärkendes Gegenbild zu Hölderlin. Studirte in Leipzig Theologie. Um die Gährungen seines Geistes, welche christliche und antike Bildung in ihm hervorgerufen hatten, zu beschwichtigen und eine andere Laufbahn zu suchen, ging er nach Paris. Auf der Reise wurde er von hessischen Werbern ergriffen und an die Engländer verkauft. Er mußte als gemeiner Soldat gegen die Amerikaner kämpfen. Nach Deutschland zurückgekehrt, entkam er den Hessen, fiel aber sogleich preußischen Werbern in die Hände. Die Jahre der Jugend waren vorüber, als er, dieser Lage überhoben, sich wieder literarisch beschäftigen konnte 1792. Das Jahr darauf wurde er Hofmeister bei dem russischen General Igelström, der ihm später eine Lieutenants-Stelle verschaffte. Er kämpfte gegen die insurgirenden Polen, wurde gefangen und zog sich später nach Leipzig zurück, dort meistens als Corrector in seines Freundes Göschen Buchhandlung beschäftigt. Seine Gesundheit zu stärken, unternahm er zweimal Fußreisen im größten Maßstabe: im Jahre 1802 durch Böhmen, Oestreich, Italien nach Syrakus; im Jahre 1805 durch Rußland und Schweden, † in Teplitz 1810). Nur ein kernhaft männlicher Charakter konnte Schicksale der Art überwinden, ohne in Gemüth und Geist gebrochen zu werden. Im Grunde ist Seume gemüthvoll, bieder, zuweilen treuherzig, scherzend. In kleineren Erzählungen „der Wilde; Lebenslauf Jeremias Bunkel's, des alten Thorschreibers", erinnert er an die Gellertsche Zeit. Seine Reisen hat er in Briefen beschrieben: „Mein Spaziergang nach Syrakus; Mein Sommer im Jahre 1805". Seine Lebensbeschreibung „Mein Leben" (von Clodius abgeschlossen) ist 1813 erschienen. — Aug. Friedr. Ernst Langbein (geb. 1757 zu Radeberg bei Dresden; Advokat in Sachsen, zuletzt Censor der belletristischen Werke in Berlin; † 1835) dichtete gleichfalls im Tone Gellertscher Natürlichkeit poetische Erzählungen: „die Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel", ferner viel Heiteres und Gemüthvolles im Lyrischen: „die Stationen des Lebens" u. a.; besonders aber prosaische Erzählungen und Romane: „Magister Zimpel's Post- und Brautfahrt; Thomas Kellerwurm" ꝛc. — Georg Philipp Schmidt (geb. 1766 zu Lübeck, nach seinem Geburtsort „Schmidt von Lübeck" genannt, wurde Bank-Direktor in Altona, † 1849), ein Dichter voll liebenswürdiger Natur und Beweglichkeit. Lieder, wie: des Zitherbuben Morgenlied (Fröhlich und wohlgemuth Wandert das junge Blut), Fremdlings Abendlied (Ich komme vom Gebirge her, Die Dämmerung liegt auf Wald und Meer); Unruh bis in den Tod (Des Menschen Gedanken Durchschweifen die Welt, Wie den Launen des Kranken Kein Lager gefällt); am achtzigsten Geburtstag den 1. Januar 1845 (Wo sind sie, die den muntern Knaben Am Trave-Ufer spielen

sahen?) 2c. haben in allen Kreisen des Volkes Beifall gefunden. — August Mahlmann (geb. 1771 zu Leipzig; journalistisch beschäftigt meist in Leipzig, † 1826) ist in Liedern und Erzählungen den genannten Dichtern ähnlich; der Vater Martin (Der alte Vater Martin war Mit Ehren sechs und achtzig Jahr), das Reich der Freude (Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust Und lauter Liedersang) 2c. Seine Erzählungen und Romane sind unbedeutend. Literaturgeschichtlich interessant ist die Parodie auf Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg"; in dem „Schau-, Trauer- und Thränenspiel Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister", worin Herodes die Bethlehemitischen Kinder mit Nüssen und Kuchen beschenkt (§. 111). — Ignatz Heinr. Freih. v. Wessenberg (geb. 1774 in Dresden; Bischof zu Konstanz, † 1860) zeigt in seinen „Gedichten" 1800, „Liedern und Hymnen" 1825 zarte, innige Empfindung; schrieb außerdem Episches; „Julius oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" 1831 2c.; Ascetisches 2c.

Heinrich von Collin (geb. 1772 in Wien, studirte die Rechte in Wien, trat in die Hofkanzlei; Hofrath; † 1811). Collin schöpfte seine ästhetische Bildung aus den Alten und aus Lessing's Dramaturgie. Seine Tragödien zeigen eine wohlthuende Reinheit und Klarheit. Ein anderer Vorzug seiner Dichtungen ist, daß er immer menschlich allgemeine, hohe und edle Aufgaben stellt. Im „Regulus", mit dem er 1802 besondere Ehren in Wien gewann, giebt er ein geschickt und zum Theil groß angelegtes Bild des Römerthums, des zur Weltherrschaft emporklimmenden Volkes. Die Art, wie Regulus den Gedanken in sich befestigt, dem Staate zum Opfer zu sterben, hat ebenso psychologische Tiefe, wie poetische Schönheit und sprechende Anschaulichkeit. Die ruhige Festigkeit, mit der er in den Tod geht; die edle Haltung des Konsul Metellus, der, das Opfer für nothwendig erachtend, es doch dem freien Willen des Regulus überläßt; daneben die jugendliche Unsicherheit des Sohnes und Volkstribuns, in dem die Liebe zum Vater und die zum Vaterlande streiten; ferner die Angst des Weibes, Attilia; endlich alle diese Römergestalten gegenüber der stumpfen Barbarei des karthagischen Gesandten: alles verbindet sich zu einem lebhaften dramatischen Ganzen. — Collin war nicht reich an poetischen Erfindungen; es geht eine gewisse Eintönigkeit durch seine Werke. Doch gewann er, so sehr Goethe und die Schlegel gegen ihn kämpften, durch seine wirklichen Vorzüge den Beifall und die Liebe großer Kreise. Bei seinem frühzeitigen Tode wurden in Wien freiwillige Beiträge zu einem Denkmal für ihn gesammelt. Die Beiträge gingen so reichlich ein, daß, nach Abzug der Kosten für das in der Karlskirche errichtete Denkmal, aus dem Ueberschuß ein Stipendium für Rechtsbeflissene gegründet werden konnte.

Als Dramatiker ist ferner zu erwähnen: Ernst Friedrich August Klingemann (geb. 1777 in Braunschweig, Theaterdirektor daselbst, † 1831). Aus seiner frühesten Jugend ist „Asseburg, ein historisch romantisches Gemälde" 1796, eine Nachbildung des Goetheschen „Götz". Allmälig wurde Schiller sein Vorbild. Die Kunst, Alles bühnengerecht zu machen, zeichnet ihn aus: „Heinrich der Löwe, Martin Luther, Cromwell, Moses, Faust" 2c. Selbsterfundenen Stoffes ist „das Vehmgericht" 1820. (Hugo von Schwarzenberg, der Freigraf bei der Vehme, überliefert seine Gemahlin Adelheid dem Tode, weil sie aus Liebe zu ihm ihren früheren Gemahl vergiftet hat. Ihr Geist erscheint dem trauernd hinterbliebenen Gemahl und verkündet ihm die Gnade, die ihre Seele vor Gott gefunden hat.)

Ernst Wagner (geb. 1767 in Roßdorf bei Meiningen; durch Jean Paul's Empfehlung 1804 Kabinets-Sekretär beim Herzog von Meiningen; † 1812). Goethe's „Wilhelm Meister" war für die Romanschriftsteller der damaligen Zeit das angestaunte Muster. Bei Wagner tritt das Geständniß der Nachfolge ehrlich auf. „So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die gleich

dasselbe Instrument zu lernen anfangen"; mit diesem Goethe'schen Satz beginnt Wagner die Vorrede zu „Wilibald's Ansichten des Lebens", 1804. Wagner hat durch seine Nachahmung Goethe's hinreichend eigene Kraft des Gemüthes und der Charakterzeichnung durchblicken lassen. Seine Principien laufen denen der Romantiker gerade entgegen: „Im Roman muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgensten Verhältnissen ausgebreitet liegen. Er soll mitten in unserem eigenen Leben ein anderes liebliches fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideen, mit Unseresgleichen bevölkert." (Wilibald, ein geist- und talentvoller Charakter, der Sohn eines reichen Banquiers und Finanzrathes, bewegt sich mit naiver Sicherheit in den Salonkreisen einer kleinen Residenz. Die Frauen des Romans, die empfindsame Mariane, die Braut von Wilibald's Bruder, die lebensfrohe, gefühlvolle Gräfin, die Gemahlin des Ministers, endlich die scheue, feste Mathilde, das Landmädchen, sind mit Reiz und Geschick dargestellt.) Wagner's spätere Romane: „die reisenden Maler", 1806; „Reisen aus der Heimath in die Fremde", 1808 2c.

Als Romanschriftsteller können ferner erwähnt werden: — Ernst Karl Christian Graf von Benzel-Sternau (geb. 1767 zu Mainz; kurfürstlich Mainzischer Regierungsrath in Erfurt, später in Baden Ministerialdirektor; lebte seit 1816 auf seinen Gütern; † 1849 in Mariahalden am Züricher See) begann mit Erzählungen voll weicher Empfindsamkeit: „Novellen für das Herz", 1795; dann wandte er sich zu einer mehr didaktischen, ironisch gefärbten Darstellung. „Das goldene Kalb, eine Biographie", 1802, Roman mit der Tendenz, daß die Ideale der Jugend vor der Wirklichkeit, unter der Herrschaft „des goldenen Kalbes" nämlich, gebrochen werden, da Liebe, Treue, hoher Sinn dem Menschen nichts als Täuschungen bereiten. Spätere Romane: „Lebensgeister aus dem Klarfeld'schen Archiv", 1804; „der steinerne Gast", 1808 u. a. Unter dem Titel: „Proteus oder das Reich der Bilder", 1806, gab er eine Sammlung Fabeln und Allegorien heraus. — Heinrich Zschokke (geb. 1771 zu Magdeburg. Schon im ersten Lebensjahre verlor er seine Mutter; im achten seinen Vater. Das Gefühl der Verlassenheit weckte die Kraft entschlossener Selbstständigkeit in ihm. Früh legte er einen Beweis davon ab, als er, noch nicht siebenzehn Jahre alt, von seinen Angehörigen für zu jung befunden, um zur Universität gelassen zu werden, sich eigenmächtig entfernte, die Schule verließ, Hauslehrer in Schwerin wurde, sich dann in Prenzlau, Landsberg an der Warthe und anderwärts bei einer herumziehenden Schauspielertruppe als Theaterdichter aufhielt. Erst nach zwei Jahren, als es zur Versöhnung mit den Seinigen gekommen war, bezog er die Universität Frankfurt, zum Studium der Theologie und Philosophie. Da er, der rationalen Auffassung des Christenthums angehörig, unter dem Ministerium Wöllner in Preußen eine Anstellung nicht erwarten durfte, beschloß er, nach der Schweiz zu gehen. Er fand hier ein zweites Vaterland, dem er, unter den schwierigen Verhältnissen der damaligen Zeit im Schulwesen, in der Verwaltung und Politik, seine Kräfte widmete. Man empfängt aus seiner Selbstbiographie („Selbstschau", 1842) das Bild einer kraftvollen ausgebreiteten Thätigkeit. Durch viele bürgerliche Ehren ausgezeichnet, starb er 1848 in Aarau). In Zschokke's schriftstellerischem Charakter liegt eine behagliche Art, sich zu geben, sich den Verhältnissen und dem Geiste der Zeit zu fügen und das Leben mit gutem Gewissen zu genießen. Für die poetische Literatur ist er in keiner Weise durchgreifend geworden: dazu fehlt es ihm an Tiefe der Gedanken, wie an Durchbildung der Form. Aber neben den größeren Erscheinungen der Literatur geht er fast 50 Jahre lang als ein heiterer, unterhaltender Novellen- und Romanschriftsteller einher. Sein erstes Werk, mit dem er großen Beifall gewann, war der Räuberroman Abällino, 1793, den er zwei Jahre darauf auch zum Drama umarbeitete. (Abällino, der

Räuberhauptmann, täuscht seine Bande; denn er ist nicht, wofür sie ihn nehmen; er ist der neapolitanische Graf Olizzo, der sich verkleidet unter die Räuber mischt, ihr Zutrauen gewinnt, und als sie völlig in seine Gewalt gerathen sind, sie dem Gericht überliefert. Durch diese That der Klugheit und des Muthes gewinnt er die Hand der Tochter des Dogen von Venedig, der schönen Rosamunde.) In anderen Romanen verfolgt Zschokke didaktische Zwecke: z. B. in dem viel gelesenen, immer wieder aufgelegten „Alamontade oder der Galeerensklave“, 1811, philosophisch didaktische (Alamontade wird, seiner Gesinnung und seines Glaubens wegen, in dem Cevennenkriege gefangen, zu den Galeeren verurtheilt. Dreißig Jahre lang duldet er in philosophischer Gelassenheit, ein innerlich ausgesöhnter Charakter, bis er stirbt); in dem Roman: das Goldmacherdorf, 1817, praktisch didaktische Zwecke (Oswald, ein junger Schullehrer, bringt Wohlstand und Bildung in eine Dorfgemeinde: eine ideale Schilderung ländlicher Verhältnisse). Als in den zwanziger Jahren von England her auf Walther Scott's Einfluß der historische Roman in Deutschland aufkam, schrieb Zschokke auch in dieser Gattung Mehreres, namentlich die unter dem Titel: „Bilder aus der Schweiz“, 1824—25, zusammengefaßten: „der Freihof in Aarau; der Flüchtling im Jura“ rc.; ferner Novellen. Zschokke hat außerdem viel Geschichtliches und Wissenschaftliches in anderen Fächern geschrieben. Er war auch der Verfasser der 1809 — 16 erschienenen „Stunden der Andacht“, die, lange Zeit ein sehr verbreitetes Buch, in wohlgefälligem Stil eine einfache, verständige Moral lehren. — Christian August Vulpius (geb. 1763 in Weimar; zuletzt durch Goethe's, seines Schwagers, Vermittlung Theatersekretär und Bibliothekar in Weimar, † 1827). Durch Uebersetzungen französischer und italienischer Ritterbücher war er zum romantischen Ritterwesen geführt. In diesem Sinne: „Romantische Geschichte der Vorzeit“, 1791 — 98, „Anekdoten aus der Vorzeit“, 1797. Gleich darauf trat er mit dem berühmt gewordenen, fast in sämmtliche neuere Sprachen übersetzten Roman Rinaldo Rinaldini, 1799, dem Typus von mehr als hundert anderen Räuberromanen, in die Nachfolge von Zschokke's „Abällino“. (Wüste, prahlerische Phantasie, massenhaft angehäufte Erzählungen von abenteuerlichen Räuber-, Helden- und Liebesgeschichten.)

§. 123. Hebel, Usteri.

1. Von Hebel sind: „allemannische Gedichte“, 1803; volksthümliche Erzählungen unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“, 1808—11 rc. 2. Von Usteri: Lieder und Idyllen in Schweizer Mundart (de Vikari, de Herr Heiri rc.).

Johann Peter Hebel (geb. 1760 in Basel; Sohn eines armen Webers. Nach dem frühen Tode seines Vaters fand Hebel mit seiner Mutter auf der Hausener Eisenhütte nur kümmerlichen Unterhalt. Ein früherer Waffengefährte seines Vaters, der Unterofficier Iselin, nahm sich des Knaben an, ließ ihn zu sich nach Basel kommen und die dortige Stadtschule besuchen. Später wurde Kirchenrath Preussen in Karlsruhe sein Wohlthäter. Hebel studirte in Erlangen Theologie, wurde Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, später Kirchenrath und evangelischer Prälat; als solcher Mitglied der ersten Kammer in Baden; † 1826 auf einer Reise in Schwetzingen). Seine „allemannischen Gedichte“ geben anmuthvolle Bilder zarter Naturempfindung. Alles gestaltet sich ihm zum Leben, zum Leben voll frommer Genügsamkeit. Das „Liedlein vom Kirschbaum“:

„Der Liebgott het zum Frühling gseit:
Gang, deck im Würmli an sie Tisch!“

Da treiben die Bäume Blätter, Blüthen, Früchte; „die Würmli, die Immli,

die Spätzli" nähren sich Frühling, Sommer und Herbst davon. Der Vergleich der Natur mit einem Tisch, der den Thieren gedeckt ist, wird mit Witz und Anmuth durchgeführt. Endlich heißt es:

„Der Liebgott het zum Spötlig gseit:
Ruum ab, sie hen jez alli g'ha!"

und zum Winter:

„Deck weidli zu, was übrig isch!
Drauf het der Winter Flocke g'streut." —

In dem Gedicht „die Wiese" wird dieser Fluß „die Wiese, Feldbergs liebligi Tochter" als ein Mädchen dargestellt, das „Im verschwiegene Schooß der Felse heimli gebohre, An der Wulke g'säugt, mit Duft und himmlischem Rege". Zuerst „schläft's im verborgene Stübli, heimli, wohlbewahrt". Wenn es erwacht, blickt es „mit heiteri Aeugli am Himmel", hört, „wie's Läubli ruuscht, wie d' Vögeli pfife", lacht und springt dann hinweg, geht auch „zu de schöne Buchen und hört e heilige Meß a". Bei der Annäherung des Rheins, „Gotthard's großem Bueb", klopft ihr das Herz. Freudig fällt sie ihm an den Busen und geht mit ihm zusammen. — Goethe hat das Verdienst, zuerst mit Nachdruck auf den Schatz dieser Lieder hingewiesen zu haben. — Nicht minder rühmenswerth ist Hebel in prosaischen Erzählungen, die (in vier Jahrgängen eines Kalenders: „der rheinische Hausfreund", 1808—11, angesammelt) 1811 unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" herausgegeben wurden. Was Hebel hierin erzählt, ist voll echter Volksthümlichkeit. Aus dem Herzen und Gemüth entstanden, ist es mit heiterem Frohsinn reiner Laune abgefaßt, z. B. die Erzählung von der „guten Mutter", die ihren Sohn unter den Soldaten sucht und als General wiederfindet; von der „Schmachschrift", die dem Amtsschreiber von Braßenheim zuerst an die Hausthüre, dann auf den Rücken seines Bedienten geklebt wird rc.

Johann Martin Usteri (geb. 1763 in Zürich; Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns; lebte frei seinen Lieblingsneigungen der Malerei und Poesie; machte Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich; widmete sich später in seiner Vaterstadt den öffentlichen Geschäften, wurde Rathsherr, † 1827 in Rapperschwyl). Usteri's Idyllen sind voll Gemüthlichkeit und Einfalt, führen vorherrschend in die Kreise des bürgerlichen Lebens der Schweizerstädte. Er stellt sich interessante Aufgaben und führt sie mit psychologischem Takt durch. In dem „ländlichen Gedicht: de Vikari" wird der Seelenkampf der neunzehnjährigen Pfarrerstochter, die den Vikari liebt, aber dem Wohl ihres Vaters die Liebe zum Opfer zu bringen entschlossen ist, geschildert; in der „städtischen Idylle: de Herr Heiri" der Gegensatz vornehmer Erziehung und patriarchalischer Freundlichkeit. Die Idyllen sind in Hexametern geschrieben. — Usteri hat außerdem Balladen, Erzählungen und Lieder gedichtet, Mehreres auch in hochdeutscher Sprache; unter letzteren das allgemein bekannte Gesellschaftslied: „Freut euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht" (zuerst im Göttinger Musenalmanach, 1796).

Neben Hebel und Usteri ist ferner zu erwähnen: Johann Wilhelm Jakob Bornemann (geb. 1767 in Gardelegen; Generaldirektor der Lotterie in Berlin, † 1851). „Plattdeutsche Gedichte", 1811. Von ihm ferner: Natur- und Jagdgemälde, 1827; Humoristische Jagdgedichte, 1855 rc.

§. 124. Arndt, von Schenkendorf, Körner.

An der vaterländischen Poesie während der Freiheitskriege 1813—15 betheiligten sich Dichter aus allen Richtungen. Vorherrschend haben sich Arndt, von Schenkendorf und Körner dahin gewandt.

Außer diesen: die beiden Grafen Stolberg, „Vaterländische Gedichte", 1810; — Fouqué, „Gedichte vor und während dem Kriege", 1813, und „Jägerlieder", 1818; darin das „Kriegslied für die freiwilligen Jäger" (Frisch auf zum fröhlichen Jagen, Es ist nun an der Zeit ꝛc.); H. von Kleist, z. B. „das Kriegslied der Deutschen":

„Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld, im Drahtspalier
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehetzet.

Reineke der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer,
Mit geschwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse,
Daß er gleichfalls weiche!"

Von Seume rührt schon aus dem Jahre 1810 das Gedicht „An das deutsche Volk" her: (Warum traf mich nicht aus einer Wolke Gottes Feuer, eh' in meinem Volke Ich die Gräuel der Verwüstung sah). Ueber Uhland's und Rückert's patriotische Dichtungen: §. 127 und 129. —

Ernst Moritz Arndt (geb. 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen, studirte in Greifswalde und Jena Theologie und Philosophie; auf Reisen in Schweden, Deutschland, in der Schweiz, in Italien und Frankreich; hielt an der Universität Greifswalde Vorlesungen über Geschichte und wurde Professor daselbst. Als Verfasser einer begeisterten Schrift gegen Napoleon: „Der Geist der Zeit" (1806) mußte er nach der Schlacht von Jena flüchten. Seit 1812 konspirirte er gegen Napoleon, in Schlesien mit Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, in Rußland mit dem Minister von Stein, dessen Sekretär er wurde. Durch Flugschriften und patriotische Lieder hielt er die Stimmung des Volkes wach. Nach Beendigung des Krieges lebte er in den Rheinlanden, wurde 1817 bei Errichtung der Universität Bonn Professor der neueren Geschichte; 1819 wegen demagogischer Umtriebe zur Untersuchung gezogen und vom Amte suspendirt. Friedrich Wilhelm IV. berief ihn 1840 wieder zur Universität; † zu Bonn im Alter von 91 Jahren 1860). Eine Sammlung „Gedichte", mit der Arndt bereits 1804 auftrat, enthält Oden, Dithyramben, Episteln im Geschmack Klopstock's und Schiller's. Aus derselben Zeit stammt eine andere Dichtung im Märchengeschmack der Romantiker, die Tragödie in 5 Aufzügen: „Der Storch und seine Familie". Zum Dichter voll Gluth der Empfindung, voll Macht des Wortes erhob ihn erst die patriotische Begeisterung der Jahre 1813—15. Von ihm sind die Lieder: Des Deutschen Vaterland (Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?); das Bundeslied (Sind wir vereint zur guten Stunde, Wir starker, deutscher Männerchor); das Vaterlandslied (Der Gott, der Eisen wachsen ließ, Der wollte keine Knechte); das Lied vom Feldmarschall (Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!); das Lied vom Schill (Es zog aus Berlin ein tapferer Held, Er führte sechshundert Reiter in's Feld) ꝛc. Arndt gab die Lieder in kleineren Sammlungen heraus: „Lieder für Deutsche", 1813; „Kriegslieder der Deutschen", 1814; „Deutsche Wehrlieder", 1814 ꝛc. Von ansprechenden Melodien getragen, wurden die Lieder bald Gemeingut des Volkes. — Derselben Zeit gehören die Schriften Arndt's an: „Katechismus für den deutschen

Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll", 1813; „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" 1814 ꝛc. Nach dem Frieden 1818: „Märchen und Jugenderinnerungen". — Ueber sein eigenes Leben veröffentlichte Arndt: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", 1840; „Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben", 1847; „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein", 1858.

Max von Schenkendorf (geb. 1783 zu Tilsit; studirte Kameralia in Königsberg; verlor in Folge eines Duells die rechte Hand; lebte 1812 in Karlsruhe, wo er mit Jung-Stilling verkehrte; begab sich 1813 in das russisch-preußische Hauptquartier nach Schlesien und nahm, das Schwert in der Linken führend, am Kriege gegen Napoleon Theil; 1815 Regierungsrath in Koblenz, † daselbst 1817). Seine „christlichen Gedichte", 1814, und seine „Vaterlandslieder", 1815, tragen das Gepräge sinniger Frömmigkeit und edler Kraft. Von ihm ist z. B. des Soldaten Morgenlied (Erhebt euch von der Erde, Ihr Schläfer aus der Ruh!), das Landsturmlied (Die Feuer sind entglommen Auf Bergen nah und fern!), auf Scharnhorst's Tod (In dem wilden Kriegestanze Brach die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General!), Freiheit (Freiheit, die ich meine, Die mein Herz erfüllt), der Bauernstand (O Bauernstand, O Bauernstand, Du liebster mir von allen, Zum Erbtheil ist ein freies Land Dir herrlich zugefallen) ꝛc.

Theodor Körner (geb. 1791 in Dresden, Sohn des Appellationsraths Körner, des Freundes Schiller's; studirte auf der Bergakademie Freiberg, dann Geschichte und Philosophie in Leipzig; wurde 1812 Hoftheaterdichter in Wien; trat 1813 in das Lützow'sche Freikorps, fiel in dem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen 26. August 1813, wurde unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust begraben). Der Sohn des aus dem Leben Schiller's allgemein und ehrenvoll bekannt gewordenen Appellationsraths Körner wurde gleich bei seinem ersten Auftreten als Dichter mit Freuden begrüßt. Als sein Leben, der Poesie und dem Patriotismus geweiht, so schnell vorüberging, erhöhte der Schmerz der Wehmuth den Ruhm seines Namens um Bedeutendes. Was Körner Poetisches geleistet hat, muß darnach beurtheilt werden, daß es die frühesten Leistungen eines jugendlich aufkeimenden Talentes sind. Die dramatischen Werke, die ihm in einem Alter von wenig über zwanzig Jahren die Stellung eines Hoftheaterdichters in Wien verschafften, zeigen Nachahmung Schiller's, sind aber poetisch unbedeutend, sowohl die Tragödien: Zriny, 1812 (Untergang des Grafen Niclas Zriny, des heldenmüthigen Vertheidigers von Sigeth in Ungarn, und seiner Familie gegen die Uebermacht des Sultans Soliman); Rosamunde, 1812 (Vergiftung der Geliebten König Heinrich's II. von England durch dessen Gemahlin) ꝛc., wie ferner besonders seine Lust- und Singspiele: „der Nachtwächter, die Gouvernante" ꝛc. Auch unter seinen lyrischen Gedichten (von Körner's Vater unter dem Titel: „Leier und Schwert" 1814 herausgegeben) ist viel Unreifes, pathetisch Schwülstiges. Das Vorzüglichste findet sich unter den Gedichten, die auf dem Boden der Vaterlandsbegeisterung erwachsen sind, z. B. Lützow's wilde verwegene Jagd (Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?), „Durch" (Wie dort im Nebelkranze voll finstrer Majestät Die schwarze Wolkenschanze am Firmamente steht!), der Aufruf (Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen), Männer und Buben (Das Volk steht auf, der Sturm bricht los), Gebet in der Schlacht:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!" ꝛc.

Kurz vor Beginn des Treffens bei Gadebusch dichtete Körner das „Schlachtlied“:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!“ ꝛc.

Erwähnung verdient ferner: Friedrich August Stägemann (geb. 1763 zu Vierraden in der Uckermark; unter Minister Hardenberg mit diplomatischen Geschäften betraut, 1816 geadelt, Geheimer Staatsrath in Berlin, † 1840). „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—13; Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten 1813—15; historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten“, 1828.

Vierter Abschnitt.

Neuere Zeit 1815—1840.

---

§. 125. Charakter der Poesie in den Jahren 1815—1840.

In den Jahren um 1815 trat in der Poesie folgende Wendung ein. 1. Man wagte sich nicht an die höheren Gattungen der Poesie, besonders nicht an das Drama; was darin geschaffen wurde, war von untergeordnetem Werth oder ein Mißgriff in der Anlage und Idee. 2. Man wandte sich mit Vorliebe zu den kleineren Gattungen der Poesie, zum lyrischen Gedicht, zur balladen- und romanzenartigen Erzählung, Novelle ꝛc. 3. In diesen kleineren Gattungen leistete man außerordentlich Schönes: einerseits, indem man sich der feinsten Kunstgesetze in Bezug auf die Form befleißigte; andrerseits, indem, bei der Beschränkung auf das Kleine, einer der liebenswürdigsten Charakterzüge der Deutschen zur Geltung kam: das Gemüth, die sinnige Vertiefung in's Innere, das Klein- und Stillleben der Seele.

Die Umwandlung in den Jahren um 1815 erfolgte nach dem allgemeinen Lebensgesetz, daß nach einer Zeit ungewöhnlicher Anstrengung eine fühlbare Ermattung sich einstellt. Gegen den Eifer, mit dem man seit langer Zeit, schon seit 1770 unter Lessing's und Herder's Vorgang, den großen Zielen poetischer Vollendung nachgestrebt hatte, der Klassicität, der Romantik; gegen die Masse der poetischen Schöpfungen, die während dieser Jahre unter den höchsten und kühnsten Gesichtspunkten von deutschen Dichtern ausgegangen waren: gegen die leidenschaftliche Sicherheit, mit der man sich für das Ideal eines Princips begeistert gefühlt, im Kampfe dafür geläutert und geopfert hatte: gegen alles dies gehalten, begann jetzt eine Zeit, welche im Ganzen als „Epigonen-Zeitalter“ erscheint, d. i. als eine Zeit, in der ein schwächeres, nachfolgendes Geschlecht vergeblich zu der Höhe der eben vorangegangenen Zeit hinaufstrebte: eine Periode ohne beherrschenden Mittelpunkt, ohne Einheit der Bestrebungen, klein durch Vereinzelung, im Einzelnen und Kleinen aber liebenswürdig.

§. 126. Uebersicht.

1. In den lyrischen und in den kleineren epischen Gattungen (Ballade, Romanze) schlossen sich an Uhland und an Rückert zwei Richtungen: jene vorherrschend auf den sinnigen Vortrag eines gemüthvollen Seelenstoffes bedacht (Kerner, Schwab, Mörike); diese mehr auf Ausbildung der Kunstform Gewicht legend (Platen, Chamisso); neben denen andere Lyriker in mehr und minder Selbstständigkeit auftreten (W. Müller, Kopisch, Reinick 2c.). 2. In der Novellen= und Romanpoesie theilten sich zwei Richtungen: die eine, vorherrschend den Ideen der romantischen Schule hingegeben (Hoffmann, Eichendorff, Immermann); die andere, zur Bearbeitung historischer Stoffe hingewandt (W. Alexis, Steffens, Sealsfield 2c.). 3. Dieselbe Unterscheidung trat in der dramatischen Poesie ein: einerseits eine Richtung unter den Einflüssen der Romantik (Müllner, Grillparzer, Zedlitz); andrerseits eine Richtung auf das historische Drama (M. Beer, Uechtritz, Grabbe 2c.).

§. 127. Ludwig Uhland, geb. 1787, gest. 1862.

Uhland's Bedeutung liegt in seinen „Gedichten", 1815 (Lieder und Balladen). Außerdem sind von ihm Dramen: Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel, 1818; Ludwig der Baier, Schauspiel, 1819; ferner wissenschaftliche Werke über Gegenstände der deutschen Literatur.

Johann Ludwig Uhland (geb. 26. April 1787 in Tübingen; studirte die Rechte in Tübingen, wurde Advokat in Stuttgart, übernahm 1830 eine Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen, legte das Amt nieder, als ihm 1833 der Urlaub behufs Eintritt in die würtembergische Ständeversammlung versagt wurde; zog sich nach kurzer Betheiligung am öffentlichen Leben 1848, besonders mit Studien der vaterländischen Literatur beschäftigt, in's Privatleben zurück, † in Tübingen 13. Nov. 1862). Uhland's schöpferische Lebenszeit und die Zeit seiner Geltung als Lieblingsdichter des Volkes fallen ganz auseinander. Die meisten seiner Gedichte entstanden in den Jahren 1806—15; und über 1820 hinaus hat er nur wenig Poetisches noch geliefert. Im Volke bekannt und beliebt wurde er dagegen erst seit 1830. Die ersten Auflagen seiner „Gedichte" erfolgten seit 1815 langsam in Zeiträumen von fünf bis sechs Jahren; seit 1830 aber Jahr aus, Jahr ein, und zuweilen mehrere in einem Jahre. Die Romantiker, mit denen er in Verbindung stand, mit denen er namentlich die Vorliebe für das ritterliche Mittelalter, das Studium der romantischen Stoffe theilte, respektirten ihn wenig. Das wohlthätige Maß, in dem er sich beschränkte; die sinnige Natur, jeder leidenschaftlichen Uebertreibung und Ausschweifung abhold; die stille Versenkung in's bestimmt Gedachte und ruhig Empfundene: alles dies paßte nicht zu dem in's Ungemessene, Unklare, Nebelhafte strebenden Charakter jener Zeit. Es lag in seinen Liedern ein Saatkorn für die Zukunft, das erst später aufging. Selbst in einigen Gedichten, in denen er dem romantischen Wesen nahe stand: „das traurige Turnei" (sieben Ritter kämpfen um das Kind des Königs, und werden alle mit der Königstochter selbst zu Grabe getragen), „die verlorene Kirche" (der Dichter, tief im Walde einem heiligen Geläute folgend, hat die Vision eines in zauberhafter Klarheit erbauten Himmelsdomes:

„Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen;
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer danach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!"),

„König Karl's Meerfahrt" (während eines Sturmes auf dem Meere, da alle Genossen rathlos werden:

„Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.") —

selbst in diesem und ähnlichen Gedichten empfindet man bei aller Monotonie und Unklarheit des phantastischen Minne= und Ritterthums ein Maß der Empfindung und Kunstform, das auf einen reineren und klareren Quell poetischer Kraft deutet. — Ungleich höher aber steht Uhland in Dichtungen, in denen er, von den Romantikern ganz verschieden, die gemeinsamen Empfindungen des Volkes, zur höchsten Reinheit geläutert, ausspricht, in denen er ein Gemüth zeigt, das, mit einem klaren sittlichen Gehalte innig verwachsen, sich in edle Formen der Kunst ergießt. Dieses kleinere Genre der tiefen Gemüthlichkeit hat selten ein Dichter mit mehr Feinheit und Anmuth ausgebeutet. Sanft mitempfindende Stimmungen, mäßige, gerechte Kraft werden durch seine Lieder angeregt, niemals wilde Leidenschaften; immer ist Uhland anziehend, nie gewaltsam, gar nie verletzend. Eine Perle im Schmuck religiöser Innigkeit ist des „Schäfers Sonntagslied":

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur:
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!"

„des Knaben Berglied" — welch' Ausdruck freier Jugendkraft!

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir."

Dort fängt der Knabe den Strom noch mit den Armen auf, der brausend dann hinwegeilt; dort überschallt sein Lied die Stürme, die von Nord und Süd her heulen; dort steht er im Blauen, in seines Vaters Haus, den Blitz und Donner unter sich; von dort steigt er hinab, wenn die Sturmglocke erschallt, schwingt sein Schwert und singt sein Lied: „Ich bin der Knab' vom Berge!" — Die treueste Anspruchlosigkeit, die herzlichste Gottergebenheit liegt in dem Lied vom „guten Kameraden". — Mild und getrost spricht der Dichter das ernsteste Wort des Lebens, die Mahnung an den Tod, in dem Liede „die Kapelle":

„Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal." —

Herrlich ersteht der Glaube an das Leben wieder, wenn man in dem Gedicht „Frühlingsglaube" aus dem harmonischen Akkord, zu dem Alles in der Natur zusammenstimmt, den Zuruf hört:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Im kleineren epischen Gedicht (Ballade, Romanze) hat Uhland ebenso großes Geschick bewiesen. In klarer Objektivität hält er sich bei der Behandlung von historischen und Sagenstoffen: „Graf Eberhard der Rauschebart; der Schenk von Limburg; des Goldschmieds Töchterlein; das Glück von Edenhall; des Sängers Fluch ꝛc.

Was ihn aber besonders auszeichnet, ist, daß er in vielen hierhin gehörigen Gedichten eine eigene Gattung (so zu sagen) des lyrisch-epischen Gedichtes geschaffen hat: Gedichte, in denen vorherrschend eine Stimmung sich vorträgt; aber in der Stimmung verborgen liegt ein episches Faktum, dessen Umrisse sich im Hintergrund vermuthen lassen. In dem Gedicht „das Schloß am Meer" erfährt der hoffnungsvoll rückkehrende Dichter von dem Schmerz, der über den Tod der Königstochter im Schlosse herrscht. Die Art, wie der Dichter fragt, die Art, wie ihm Antwort gegeben wird, Alles deutet auf vorangegangene Dinge; aber nur wie im Nebelbild sehen wir das Faktum; die Hauptsache des Gedichtes ist die Schwingung des Herzens, zu der Vergangenes und Gegenwärtiges wehmüthig zusammenwirken. — In dem Gedicht „der Abschied" (Was klinget und singet die Straße herauf?) mischen sich die heitere Freude des der Jugend weit geöffneten Lebens und der Schmerz der ersten Liebesentsagung zu einer sehr zarten Wirkung. Die Geschichte des wandernden Jünglings und der zurückbleibenden Jungfrau liegt wie ein verborgener Kern in dem Liede. — Auf dieser Mischung des Lyrischen und Epischen, dem Hauptcharakter des „Volksliedes", beides nur in Andeutung gegeben, aber durch die Andeutung klar zum Verständniß gelangend, hierauf beruht der Reiz einer bedeutenden Mehrzahl von Uhland's Gedichten. — Uhland hat in der Zeit der Kampfesbegeisterung gegen Napoleon auch vaterländische Lieder gedichtet: „Vorwärts; Siegesbotschaft" ꝛc. Sowohl in diesen, wie in anderen, in denen er gegen die Ministerwillkür der damaligen würtembergischen Regierung auftritt („Gespräch; den Landständen" ꝛc.), zeigt er ehrenfesten Charakter, Muth und geraden Sinn. — Mit seinen dramatischen Arbeiten bleibt Uhland hinter den gerechten Anforderungen zurück. „Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel", 1818. (Herzog Ernst liegt mit seinem Stiefvater, Kaiser Konrad II., wegen Burgund in Kampf. Nachdem er überwunden und Jahre lang gefangen gehalten, soll er auf seiner Mutter Gisela Bitten begnadigt werden; die Bedingung aber, die der Kaiser daran knüpft, seinen treuen Freund, Werner von Kiburg, in Schwaben nicht aufzunehmen, will Ernst nicht zugestehen; und so wird statt der Vergebung die Acht über ihn ausgesprochen. Während nun Herzog Ernst von Allen verlassen ist, findet er in Werner von Kiburg seinen Gefährten. Er gewinnt einigen Anhang in Schwaben, der Kaiser zieht gegen ihn zu Felde, schlägt ihn und Ernst kommt im Kampfe um.) Dieser Gang der Handlung könnte wohl Stoff einer Ballade sein; aber zu einer Tragödie benutzt, mußte breite Rhetorik, zumal in Uhland's weicher Sprache, scenische Darstellung historischer Zustände, gemüthliche Situationsmalerei zu viel herhalten. In den Worten, mit denen Gisela, an ihres Sohnes Leiche, sich schließlich an ihren Gemahl, den Kaiser, wendet, ist zu viel reflektirende, sich selbst tröstende Sicherheit, als daß wir das Mutterherz noch zu hören glauben:

„O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit.
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Vom Herzog Ernst und Wernern, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt. —
— Nein! leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volkes,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebet dort, wo reines Leben ist!" ꝛc. —

„Ludwig, der Baier, Schauspiel", 1819 (Ludwig, Herzog von Baiern, und

Friedrich der Schöne, Herzog von Oestreich, sind Gegenkönige. Ludwig möchte zurücktreten; aber die Fürsten, die ihn gewählt, gestatten es nicht. Friedrich möchte auch zurücktreten; aber sein Bruder Leopold würde alsdann sogleich an seiner Statt gewählt werden und die Lage bliebe dieselbe. Also soll der Kampf entscheiden. In der Schlacht siegt Ludwig der Baier über Friedrich von Oestreich, der sein Gefangener wird. Da, als seines Gegners treuer Charakter sich in der Gefangenschaft groß bewährt, kommt die Schwärmerei des Wunsches über Ludwig, mit Friedrich gemeinschaftlich den Thron einzunehmen, und Beide geben sich der gut gemeinten Träumerei hin.) — Uhland's Verdienste um die Geschichte der Literatur sind besonders in folgenden Werken niedergelegt: „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, 1822; der Mythus des Thor, nach nordischen Quellen, 1836; Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", 1844 ꝛc.

§. 128. Schwäbische Schule.

Der Weise Uhland's, im lyrischen und kleineren epischen Gedichte verwandt, zeigten sich Kerner, Schwab, Mörike: Dichter, die, aus Schwaben gebürtig, mit anderen gleichzeitigen unter dem Namen der „schwäbischen Schule" zusammengefaßt werden.

Justinus Kerner (geb. 1786 zu Ludwigsburg; nach dem Tode seines Vaters, eines würtembergischen Regierungsraths, einem Tischler zur Erziehung, später bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; durch Karl Phil. Conz (geb. 1762, gest. 1828), Professor in Tübingen, Dichter eines Trauerspiels: „Konrad von Schwaben", 1782, welchem Kerner seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand entdeckte, auf's Studium gewiesen; studirte Medicin in Tübingen 1804—9; Oberamtsarzt in Weinsberg, wo sein gastliches Haus am Fuße der Burg Weibertreu weit und breit bekannt wurde, † 1862). Kerner ist durch seine Forschungen über die Geisterwelt und deren Beziehungen zum Menschen berühmt geworden. Hauptwerke: „Geschichte zweier Somnambulen", 1824, und „die Seherin von Prevorst", 1829 (eine arme Frau aus dem Würtembergischen, deren Visionen im somnambulen Zustande Kerner niederschrieb). Der Anfang seines Verkehrs mit der Geisterwelt liegt in der Zeit seines Knabenalters, da er, in eine schwere Krankheit gefallen, von einem Magnetiseur behandelt wurde. Damals zum ersten Mal fühlte er voraussagende Träume zu haben, von denen er selbst berichtet, daß sie sein Leben vielfach verbittert haben. Später beschäftigte er sich forschend mit den krankhaften Zuständen der Seele, des Hellsehens; und alle Arten des Geisterwesens, Gespenster und Spuk, wurden ihm bekannt und vertraut, zum familiären Umgang. — Auf die Entwicklung seines poetischen Talents war von großem Einfluß, daß er in Tübingen auf der Universität sich eng an Uhland anschloß, ferner daß er das Studium des Volksliedes trieb. Wie sehr das Volkslied die Schule seines Talentes gewesen, zeigen fast alle seine Gedichte. (Deutscher Dichterwald, 1813; Gedichte, 1826 ꝛc.). Eine gewisse Vollendung im Charakter des Volksliedes zeigt sich unter anderen in den Gedichten: „Dauer des Herzens" (worin er die Festigkeit des Stoffes, aus dem das menschliche Herz bereitet ist, in plastischer Anschaulichkeit durch Vergleichung mit dem Saumthier, das eine Centnerlast geduldig trägt, und mit der Schildkröte erweist, die dem schwerbeladenen Wagen nicht ausweicht); in dem Gedicht: „Ach, ach, ich armes Klosterfräulein!" (worin die einfachsten Bilder der Natur, die Blume, das Schäflein und das Vöglein, wie redende Stimmen des Herzens, Sehnsucht erweckend, klingen); in der balladenartigen Behandlung von Sagenstoffen: „der reichste Fürst" (deutsche Fürsten, in Worms zusammensitzend, messen den Werth ihrer Länder gegen einander: der von Sachsen den Reichthum

seiner Berge, der Kurfürst vom Rhein die Trauben, der von Baiern die Städte und Klöster; der von Würtemberg, Eberhard mit dem Barte, das Kleinod, daß er jedem Unterthan sein Haupt in den Schooß legen kann); der „Geiger von Gemünd" (ein armer Geiger wird durch einen goldenen Schuh, den er von der Mutter Gottes geschenkt bekommen, an den Galgen gebracht, durch den anderen goldenen Schuh, den sie ihm darauf noch schenkt, zum Liebling des ganzen Volkes) rc. — Ein oft wiederkehrender Grundzug seiner lyrischen Gedichte ist Sehnsucht aus den Schmerzen des Erdenlebens hinaus. In dem Gedicht „Sehnsucht" redet er die Natur als seine Mutter an und wünscht sich in den Schooß der Erde zurück:

„Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!"

Wenn er aus dieser vorherrschenden Stimmung herauskommt, im Liede sich vom Jammer des Lebens losreißt, dann gewinnt die Freude einen wahrhaft jubelnden Ausdruck. Eines der schönsten „Wander- und Weinlieder" ist von ihm:

„Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus" rc.

In seinen Balladen herrscht ein grausiges Gemisch wirklichen und Gespensterlebens. „Die Mühle steht still" (einem Reiter fliegt das Gespenst einer gemordeten Frau nach und ruft ihn auf, Gerechtigkeit an ihrem Mörder ergehen zu lassen); „Handwerksburschenlied" (von Brentano und Arnim für ein altes Volkslied genommen und in „des Knaben Wunderhorn" abgedruckt):

„Mir träumt, ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg ich, ach in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und Morgens muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft;
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank ich in freier Luft."

In hohem Alter gab Justinus Kerner noch andere Sammlungen von Liedern heraus: der letzte Blüthenstrauß, 1852; Winterblüthen, 1859.

Gustav Schwab (geb. 1792 in Stuttgart; studirte in Tübingen Theologie, wurde 1817 Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Stuttgart, zog sich 1837 als Pfarrer in Gomaringen bei Stuttgart in die Stille des ländlichen Lebens zurück; wurde später Oberstudienrath und Mitglied des evangelischen Konsistoriums in Stuttgart; † 1850) zeigt in seinen Gedichten eine bequeme, gemüthliche Art, eine freundlich gesinnte Natur, aber ohne tieferen Gehalt. Eine beinahe handwerksmäßige Bearbeitung der Sagenstoffe, nach denen man (nach dem Vorgang Brentano's und Arnim's und der Gebrüder Grimm) in allen Ländern, Gebirgen, Flußgebieten, in jedem Dorf und jeder Stadt mit kleinlicher Werthschätzung auch des Geringsten suchte, begann mit Schwab. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg, 1819; die Legende von den heiligen drei Königen, 1821; die Neckarseite der schwäbischen Alp, 1823; der Bodensee, 1827; Griseldis, Volkssage in zehn Romanzen, 1830" rc. Schwab nennt sich „Uhland's ältesten Schüler"; aber das Talent seines Meisters, Alles, was er giebt, mit der Kraft einer lebendig ergreifenden Empfindung, mit dem Geheimniß einer Ahnung,

eines Schmerzes oder einer Seligkeit, zu durchdringen, fehlt ihm. — Aus der Jugendzeit seines Studentenlebens ist das „Lied eines abziehenden Burschen“ am meisten bekannt geworden: (Bemooster Bursche zieh ich aus, Behüt dich Gott, Philisters Haus! Zur alten Heimath geh ich ein, Muß selber nun Philister sein ꝛc.). Unter den kleineren epischen Bearbeitungen von Sagenstoffen: „der Reiter am Bodensee“. (Ein Reiter will vor Abend an den Bodensee; es ist Winter, die Schneefläche breitet sich vor ihm aus, er reitet hastig vorwärts. Nach langem, einsamem Ritt kommt er spät Abend an ein Haus; fragt, wie weit es noch zum Bodensee? Als ihm gesagt wird, daß der See hinter ihm und er hinübergeritten sei, sinkt er vor Schreck todt vom Rosse.) „Johannes Kant“. (Joh. Kant, der Doktor der Theologie, macht eine Wanderung von Krakau nach Schlesien, seiner Heimath; geräth unter Räuber und wird ausgeplündert. Eine Unwahrheit, die er gesprochen, da er einiges Gold verleugnet, treibt ihn wieder zu der Bande zurück. Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopfe; sie geben dem ehrlichen Manne Alles wieder zurück.) — Ein anderer Ruhm muß Schwab reichlich zuerkannt werden: daß er, gegen aufkommende Talente wohlwollend gesinnt, besonders als er die Redaktion der einflußreichen Zeitschrift „das Morgenblatt“ leitete, 1827—37, späterhin bedeutenden Dichtern, wie Platen, Lenau, Freiligrath, den Eintritt in's Publikum erleichterte. — Ferner hat sich Schwab durch Prosabearbeitungen verschiedener Art verdient gemacht: deutsche Volksbücher, 1836; die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, 1838. Von ihm ferner: Schiller's Leben, 1840.

Eduard Mörike (geb. 1804 zu Ludwigsburg; Pfarrer zu Cleversulzbach bei Wiensberg; Professor der deutschen Literatur in Stuttgart; im Ruhestand zu Nürtingen am Neckar; † 1874). Seine lyrischen Gedichte, 1838, enthalten manches Sinnige. Als Beispiel der Art, wie Mörike Stimmungen zeichnet, „die schöne Buche“ (im elegischen Versmaß):

„Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.“

Einzeln, von keinem Nachbarbaume berührt, steht sie da. Ringsherum Rasen, der durch zartes Gebüsch, dann durch hochstämmige Bäume umschlossen wird. Welch Entzücken, als ich zum ersten Mal dorthin kam! An dem Stamm der Buche gelehnt, betrachtete ich den Lichtrand, den die Sonne um den dunkeln Schatten zog.

„Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem feurigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' und dacht' ich nur dich.“ —

Als Beispiel für die Bearbeitung eines Sagenstoffes: „Zwei Liebchen“:

„Ein Schifflein auf der Donau schwamm,
Drin saßen Braut und Bräutigam,
Er hüben und sie drüben.“

Frau Done giebt der Braut, als diese mit der Hand in's Wasser greift, zuerst ein Schwert, dann einen Helm zum Geschenk für ihren Geliebten. Frau Done giebt dem Bräutigam, als er deßgleichen thut, zuerst ein Perlenband, dann einen goldenen Kamm zum Geschenk für seine Geliebte. Als die Braut zum dritten Mal in's Wasser greift, faßt Frau Done sie an und reißt sie hinab. Der Bräutigam will sie halten; Frau Done aber ergreift auch ihn.

„Das Schifflein leer hinunterwallt,
Die Sonne sinkt hinter die Berge bald.
Und als der Mond am Himmel stand,
Die Liebchen schwammen todt an's Land,
Er hüben und sie drüben.“ —

Von Mörike ist ferner der Roman „Maler Nolten“, 1832. (Die Liebe des

Malers Nolten und der ländlich unschuldigen Agnes wird geknüpft, gestört, künstlich erhalten, wirklich wieder geknüpft und endlich doch zerstört. Alles dies führt der Dichter in einer häufig und planlos abspringenden Erzählung vor. Die erste Störung kommt in das harmlose Glück durch ein Zigeunerweib, das Agnes gegen ihren Bräutigam mißtrauisch macht. Während Maler Nolten die Art, wie Agnes ihr Mißtrauen äußert, benutzt, um sich von seiner Braut loszusagen, — ihn hat unterdessen die kunstliebende Gräfin Konstanze gefesselt, — findet sein Freund, der Schauspieler Larkens, dadurch Gelegenheit, mit dem Herzen, man weiß nicht, ob ein Spiel zu treiben oder einen Erziehungsplan vorzunehmen. Er ahmt Nolten's Handschrift nach, setzt sich mit Agnes in Briefwechsel, der Art, daß sie mit Nolten zu korrespondiren glaubt. Endlich bekommt Nolten die Briefe zu sehen und lernt aus ihnen seine verlassene Braut schätzen. Er kehrt zu ihr zurück und Beide geben sich dem Glück der Verbindung hin. Als aber Agnes jenen Betrug erfährt, wird sie wahnsinnig.) — In Hoffmann's Weise ist ein Märchen „der Schatz" (1835 im „Jahrbuch schwäbischer Dichter", von Mörike und Zimmermann herausgegeben).

Unter den Dichtern der schwäbischen Schule sind ferner zu erwähnen: Albert Knapp (geb. 1798 zu Tübingen; Pfarrer in Stuttgart, † 1864). „Christliche Gedichte", 1829, in einfachem herzlichen Ton; „Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten", 1839 ꝛc. — Gustav Pfizer (geb. 1807 in Stuttgart; studirte Theologie und Philologie; journalistisch beschäftigt; Prof. am Gymnasium zu Stuttgart). Drei Sammlungen Gedichte, 1831, 1835 und 1840. Außerdem ist Pfizer als Uebersetzer Byron's 1835 aufgetreten, als Historiker („Martin Luther's Leben", 1836), als Kritiker („Uhland und Rückert", 1837; „Heine's Schriften und Tendenz", 1838) ꝛc. — Wilhelm Waiblinger (geb. 1804 in Heilbronn; lebte in Italien, † 1830 in Rom). In seinen Gedichten (gesammelt von H. v. Canitz 1839 und 40) findet sich viel poetisch tief Empfundenes: „Der Kirchhof" (Die Ruh' ist wohl das Beste Von allem Glück der Welt; Was bleibt vom Lebensfeste, Was bleibt dir unvergällt?) ꝛc. Er beschreibt in Gedichten und auch in Novellen meistens das Leben der Italiener. Von ihm ferner ein philosophischer Roman: „Phaeton", 1825. — Wilhelm Zimmermann (geb. 1807 in Stuttgart, studirte Theologie in Tübingen; Prof. der Geschichte und deutschen Sprache in Stuttgart; später Pfarrer): „Gedichte", 1832; Dramatisches: „Massaniello", 1833, ferner eine Novelle aus der neueren Geschichte Schwabens: „Fürstenliebe", 1834 ꝛc.

Als Forscher und Bearbeiter lokaler Sagenstoffe sind neben den schwäbischen Dichtern ferner zu erwähnen: Egon Ebert (geb. 1801 in Prag; fürstlich fürstenbergischer Archivdirektor, später Domainenverwalter, seit 1857 pensionirt in Prag) behandelt besonders die Sagen Böhmens: „Gedichte" in drei Bänden. Auch größere Dichtungen: „Wlasta, böhmisch nationales Heldengedicht", 1829 ꝛc. — Ludwig Bechstein (geb. 1801 in Meiningen; Bibliothekar beim Herzog von Meiningen; † 1862), zuerst durch eine Sammlung von Sonetten bekannt geworden („Sonettenkränze", 1828); behandelte mit Vorliebe die Sagen seiner Heimath, Thüringens, ferner Frankens und Oestreichs, wandte sich außerdem auf größere Stoffe, bearbeitete das Volksbuch von den „vier Haimonskindern", ferner die Sage vom „Faust", 1833, in der Nibelungenstrophe; schrieb auch historische Romane: „die Weissagung der Libbussa", 1829, und historische Epen: „Luther", 1834 ꝛc. — Karl Simrock (geb. 1802 in Bonn; studirte Jura in Bonn und Berlin; Referendarius in Berlin; 1830 vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen; schriftstellerisch beschäftigt in Bonn; 1850 Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst; † 1876). Ein Lied, das die dreifarbige, in Frankreich aufgepflanzte Fahne besingt, verschloß ihm die juristische Laufbahn: „Große Dinge hat die Zeit geboren, Groß und wunderthätig ist die Zeit: In drei Tagen ward ein Thron verloren, In drei Tagen

ward ein Volk befreit" ꝛc. Seit 1821 trat Simrock mit Uebersetzungen der Poesien des Mittelalters auf: Nibelungen, 1827; Arme Heinrich, 1830; Gedichte Walther's von der Vogelweide, 1833; Wolfram von Eschenbach, 1842 ꝛc. Später übersetzte er auch die ältere und einen Theil der jüngeren Edda. Seit 1839 gab er die prosaischen „deutschen Volksbücher" heraus; ferner bearbeitete er in eigenen Dichtungen die Sagen des Volks: „Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter", 1836. Seine eigenen „Gedichte" erschienen 1844 gesammelt. Im Jahre 1870 entstand das humoristisch kräftige Lied: „Wir saßen so lang in gemüthlicher Ruh Und reimten nur Liebe auf Triebe; Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu Und reimen ihm Hiebe auf Diebe" ꝛc.

§. 129. Friedrich Rückert, geb. 1789, gest. 1866.

Rückert trat 1814 mit Dichtungen unter dem Titel: „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar" auf; darin das bedeutendste: „Die geharnischten Sonette" (patriotische Gesänge). Spätere Sammlungen lyrischer Gedichte sind: „Kranz der Zeit", 1817; „Liebesfrühling", 1821 ꝛc. Seitdem gab Rückert vielfach Uebersetzungen und Nachahmungen heraus (Oestliche Rosen, 1822; die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, 1826; Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, 1836—38 ꝛc.). Mit seinen größeren Arbeiten im Epischen und Dramatischen hat Rückert kein Publikum gefunden.

Friedrich Rückert (geb. 16. Mai 1789 in Schweinfurt; auf der Universität in Tübingen wandte er sich von dem Studium der Rechte, seinem Fachstudium, bald ausschließlich dem der Sprachen und Literaturen zu. 1811 Privatdocent in Jena. Nach einer Reise nach Italien 1817 vertiefte er sich in's Studium des Orientalischen, wurde 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, nahm 1841 dieselbe Stellung in Berlin an; lebte aber meistens auf seinem Landgut Neuseß bei Koburg; † 31. Jan. 1866 in Koburg). Bei keinem Dichter berühren sich die Gegensätze, einerseits des Vollendeten und Untadelhaften, andrerseits des ganz Unbedeutenden und Mißglückten, so nahe wie bei Rückert. Er ist abwechselnd beides: der größte und der schwächste Dichter; und oft beides zu gleicher Zeit. Der Grund dieser Doppelseitigkeit liegt in der überwiegenden Rücksicht, die er der äußeren Form zuwendet. Rückert vertritt die Poesie des geschraubten Wortes, der bis in's Kleinste pointirten Sprache. Man staunt bei jedem kurzen Gedicht über die Menge der technischen Feinheiten und Absichten in Rhythmus und Reim, in Klang und Fall, bei der Wahl der Bilder und Gegenbilder, der Buchstaben und Worte. Die Gewandtheit, die er in dieser Hinsicht frühzeitig erreichte, ist so außerordentlich, daß ihm das Gefühl innewohnte, Alles, alle Dinge der Welt dichterisch behandeln zu können. Interessant ist es, Rückert und Goethe in Bezug auf ein Bekenntniß gegenüberzustellen, das Beide in dieser Hinsicht abgelegt haben. Goethe sagt: „Was ich nicht gelebt, habe ich auch nicht gedichtet;" Rückert: „Was ich nicht gedichtet, habe ich auch nicht gelebt." Goethe giebt sich, wenn er dichtet, einem unabweisbaren Drange seines Lebens hin; Rückert dagegen dichtet beständig, indem er nur lebt. Er sagt dies unter anderem in dem Liede: „Das Leben ein Gesang":

„Daß mein Leben ein Gesang,
Sag' ich's nur! geworden;
Jeder Sturm und jeder Drang
Dient ihm zu Akkorden.

Was mir nicht gesungen ist,
Ist mir nicht gelebet;
Was noch nicht bezwungen ist,
Sei noch angestrebet!

Von der Welt, die mich umringt,
Wüßt' ich unbezwingbar
Wen'ges nur; die Seele klingt
Und die Welt ist singbar."

Darin, daß Rückert sich diesem Grundirrthum hingiebt, daß in der Welt Alles singbar sei, liegt die Ursache seiner Schwächen und Mißgriffe. Ein rastloser Behandlungsgeist, eine poetische Herrschsucht regt sich in ihm: er liebt die Gewohnheit so sehr, Alles, was er sieht und denkt, gereimt und rhythmisch wiederzugeben, daß man in vielen seiner Gedichte die Kunst zum Handwerk erniedrigt sieht. Das Alltägliche, das trocken Verstandesgemäße erscheint ihm ebenso poesiegerecht, wie das Erhabene, wie der geweihte Augenblick, der als Gunst des Himmels doch nur dann und wann durch die Wolken des Lebens bricht. Da aber, wo sich zu seiner technischen Fähigkeit eine innere bedeutende Lebens- und Gefühlsaufregung mitschaffend gesellt, erhebt sich Rückert zu einem der ersten Dichter. Eine hohe beseligende Stimmung liegt in dem Liebesliede:

„Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh', du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bessres Ich!“

„Das Abendlied“ (Ich stand auf Berges Halde, Als Sonn' hinunterging; Ich sah, wie über'm Walde Des Abends Goldnetz hing) schließt mit rührender Wehmuth:

„Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun sich darin aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.“

Ernst und Würde prägt sich in der Elegie „die Gräber zu Ottensen“ aus. Heiter schelmischer Reiz der Märchenphantasie in dem Liede „Vom Bäumlein das andere Blätter gewollt“. Immer anpassend, bald würdig und groß, bald lieblich heiter behandelt Rückert Sagenstoffe: „Chidher“ (Chidher, der ewig junge, sprach: Ich fuhr an einer Stadt vorbei); „die Riesen und die Zwerge“ (Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß, Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß); „das Räthsel der Elfen“ (die Elfen sitzen im Felsenschacht, Vertreiben mit Reden die lange Nacht); „der betrogene Teufel“ (Die Araber hatten ein Feld bestellt, Da kam der Teufel herbei in Eil). Neue und schwierige Formen behandelt er ebenso mit Vorliebe wie mit Geschick. Die Alliteration holte er aus der fernen Vorzeit herauf:

„Roland, der Riese, am Rathhaus zu Bremen
Steht er im Standbild, standhaft und wacht“ 2c.

Dem Sonett widmete er eine fleißige Bearbeitung, z. B. unter den „geharnischten Sonetten“ lautet das an den Adel:

„Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht, den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muths zerborsten?

Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Unthier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler:
Er wühlt, er droht; voll Gier nach schnödem Futter,
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.
Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft Ritter; wenn ihr Ritter seid, seid Retter!"

Das persische Ghasel führte er nach Deutschland, z. B.: „der Schmuck der Mutter":

„Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht;
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst in der Nacht.
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht.
Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht im Meeresschooß
Und der Edelstein im Schacht.
Kind! da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Fülle ist bedacht;
Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid sich macht."

Das italienische Ritornell führte er in Deutschland ein, z. B.:

„Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester unter der Familie!"

Hätte Rückert aus der Masse seiner Schöpfungen das innerlich Poetische von dem bloß äußerlich Poetisirten ausgeschieden: er würde einen Perlenschmuck in den Schatz der deutschen Poesie gelegt haben. Aber er hat den weitverbreiteten Meeresgrund, aus dem er die Perlen hob, mit nach oben gebracht. — Das weite Terrain für seine lyrische Poesie fand er: einerseits indem er Spielereien mit dem Kleinen und Unbedeutenden pflegte, andrerseits indem er sich in die Monotonie ewig gleicher Beschaulichkeit und Erbaulichkeit, verständiger Reflexion über die alltäglichsten Dinge verlor. Als Beispiel für jene Spielerei „die Göttin im Putzzimmer":

„Welche chaotische
Haushälterei!
Welches erotische
Tausenderlei!

Alle die Nischchen,
Alle die Zellchen,
Alle die Tischchen,
All' die Gestellchen!

Fächelchen, Schreinchen
Alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen
All' in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingerchen,
Silberne Blättchen!"

So geht es fort in elf Strophen; mit „Nadel und Nädelchen, Faden und Fädelchen, Sächelchen, Fächelchen, Miederchen, Gliederchen". Die Zumuthung ist zu groß, wenn wir glauben sollen, daß so die „Muse" oder die „Liebe", zumal dem Dichter, erscheint. Denn das Lied schließt folgendermaßen:

„Schöpfrin, Entfalterin
Himmlischer Zier,
Stehst du, Gestalterin,
Muse, vor mir?

Oder du, Liebe,
Einigerin,
Irdischer Getriebe
Reinigerin?

Denn nur ihr beide
Ordnet zum Eins
Buntes Geschmeide
Menschlichen Seins.

Denn nur ihr beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmlischen Lichts!"

Beispiele für die Monotonie seiner beschaulichen Dichtungen finden sich in allen Bänden seiner Gedichte, besonders der didaktischen. — Als Uebersetzer und Nach-

bildner des Fremden hat Rückert das Außerordentlichste geleistet. Die Idee, durch die er sich für Arbeiten dieser Art begeistert fühlte, ist dieselbe wie bei Herder:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf in Wüstengluthwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne."

Besonderen Beifall haben freie Nachbildungen aus dem Arabischen unter dem Titel „die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri" 1826 gefunden; poetisch vorgetragene Erzählungen, in welchen allerlei Räthsel- und Stilaufgaben verflochten werden, die der Dichter aus Serug, in verschiedenen Verwandlungen auftretend, löst. Der fünfte Abschnitt („Makame") fängt an: „Ich besuchte in Meraghet die Staatskanzlei; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Lay, — doch fand ich dort immer eine Confession — von Leuten von allerlei Confession — und Profession, — die sich besprachen über Allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmüthig, einmündig stammelten — alle die hier versammelten — Ritter des Federkieles — und Meister des Zungenspieles, — zum Lobe der Zeit, der vergangenen — und zur Schmach der neu angefangenen: — daß der alten Meister scharfem Witze — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jetzt in Ost und West, — sei so zügel- und bügelfest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen — und steche nach neuen Fahnen? — Wer könne sich mit eignen Federn schmücken — und brauche nicht fremde auszupflücken?" ꝛc. Auf diese Beschuldigung der neuen Zeit ergreift ein Greis das Wort, der bisher schweigend zugehört hatte: „Ich weiß noch jetzt den Mann: was er macht, das lächt; was er schmückt, das glückt; was er beginnt, das gewinnt; wo er haucht, das raucht; wo er spricht, das bricht; was er schafft, das rafft; was er dichtet, das vernichtet; der, wo er rühmet, blümet, und wo er tadelt, entadelt; der, wo er lang ist, wie eines Stromes Gang ist, und wo er kurz, wie ein Wassersturz." Auf die Frage, wer dieser „so schwer gerüstete, hehr gebrüstete" sei, giebt er sich selbst als den Redekünstler zu erkennen. Da wird ihm, seine Kunst zu prüfen, eine Aufgabe gestellt, die bisher Niemand hat lösen können: ein wohlgestelltes, an Sinn und Spruch reiches Bittgesuch aufzusetzen, in dem der Buchstabe R nicht vorkommt. Nach kurzem Besinnen ruft er: „Rüttle am Tintenfasse, und die Feder fasse, daß sie bringe das schwarze Nasse auf das trockne Blasse! und schreib also: „„Milde ist eine Tugend; ewig jung sei deine Jugend! Geiz ist ein Schandflecken; deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! Edle Hand giebt Spenden; unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. Den Gebenden schmückt, was den Empfangenden beglückt; und das Gold, das Dank aufwägt, ist wohl an- und ausgelegt. Zufließt's von innen dem Quelle, wenn von außen abfließt die Welle; und Ausfluß des Sonnenlichts: giebt uns, und benimmt dem Himmel nichts. Wessen Gemüth ist aus edlen Stoffen, hält sein Haus dem Gaste offen; seinen Schutz dem Flehenden und seinen Schatz dem Gehenden. Solange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen; noch weilen, wenn du ihn siehst eilen. Und laß ihn ziehn mit Tasch' und Stabe, nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. So sei von Lust dein Palast bewohnt, mit des Glückes Besuch belohnt, von des Unglücks Fuß gemieden, vom anklopfenden Leid geschieden"" ꝛc. in unermüdlich reimender Sprache. Als diese Probe der Kunst zu des Landpflegers Ohren kommt, will derselbe den Unbekannten in seinen Sold nehmen. Der Dichter aber lächelt und singt:

„Eine Stell' in dem Stalle ist besser Als Bestallung zur Ehrenstelle;
So unsicher ist dieser Boden, Wie beweglichen Sandes Welle,
Knecht sein beim Herrn ist beschwerlich, Und gefährlicher, sein Geselle.
Wankelmüthig ist stets ein Herr, Schnell Ergriffenes läßt er schnelle;
Bäume pflanzt er und schält den Stamm, Baut ein Haus, zerbricht die Schwelle.
Besser, daß du durch Wüsten fahrest, Oder flüchtest in eine Zelle,
Als zu träumen von Hoheit, daß Nackt dich wecke des Morgens Helle."

Unter Rückert's anderen Uebertragungen: „Nal und Damajanti, eine indische Geschichte" 1828; „Schi-King; chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius" 1833. „Amarilkais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen" 1843 &c. Rückert hat durch Werke dieser Art manches Wissenswerthe mitgetheilt. Aber daß er die Anschauungen bereichert, die Empfindungen veredelt, oder auch nur freiere, und sonst nachahmenswerthe Formen der deutschen Poesie mitgetheilt hätte, läßt sich nicht behaupten. Es ist eine späte Nachlese früher (seit Herder) begonnener Studien, die mehr mit dem Werth des Fremden und Fremdartigen als mit dem des Bildenden und Wirkungsvollen ausgestattet ist. — Am wenigsten Anerkennung hat Rückert durch seine größeren Werke im Epischen und Dramatischen finden können. Episch: Rostem und Suhrab, Heldengeschichte in zwölf Büchern 1838, in Alexandrinern (Rostem und Suhrab sind Vater und Sohn, Helden, die ohne sich zu kennen, in Kampf mit einander gerathen); Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede 1839 &c. Dramatisch: Saul und David 1843; Herodes der Große in zwei Stücken 1844. Erstes Stück: Herodes und Mariamme. (Der Idumäer Herodes vermählt sich mit der Makkabäertöchter Mariamme, erobert Jerusalem, setzt Aristobul, den Bruder Mariamme's, zum Hohenpriester ein, ertränkt ihn, ermordet auf einen leichten Argwohn seine Gemahlin; Könige aus dem Morgenlande kommen und fragen nach dem neugebornen König der Juden, Hirten beten das Kind in der Wiege an.) Zweites Stück: Herodes und seine Söhne. (Herodes ruft seine und der Mariamme Söhne aus Rom, tödtet sie auf seines älteren Sohnes Antipater Leumund, und stirbt, indem er Todesurtheile giebt; ein Engel meldet dem Joseph in Egypten, daß er mit dem Kinde nach Judäa zurückkehren könne, wo Simeon und Hanna des Verheißenen harren.) Man erfährt in den Dramen das Meiste aus Berichten gleichgiltiger Personen. Es wird mit so verständiger Gelassenheit erzählt, so ausdruckslos hingestellt, hin und wieder mit Wortspielen ausgeschmückt, daß man erstaunt, bis zu welcher Blässe ein Gesichtsbild erbleichen kann. „Kaiser Heinrich IV." 1844, erster Theil: „des Kaisers Krönung" (Zerwürfniß Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII., seine Buße zu Canossa, sein Sieg über ihn und Krönung durch Papst Clemens III.); zweiter: „des Kaisers Begräbniß" (Kämpfe mit seinem Sohn, Tod und Begräbniß). „Christofero Colombo, Geschichtsdrama in drei Theilen" 1845 &c.

§. 130. Graf von Platen, von Chamisso.

Neben Rückert zeichnen sich durch feine Ausbildung der Kunstform besonders aus: Graf von Platen (lyrische Dichtungen: Lieder, Oden, Ghaselen, Sonette; satirische Lustspiele: die verhängnißvolle Gabel, der romantische Oedipus; das Epos: die Abassiden &c.) und von Chamisso (Peter Schlemihl; Lieder, Balladen, Romanzen).

August Graf von Platen (geb. 1796 zu Ansbach; im Kadetten-Corps zu München, dann im Pagen-Institut erzogen; Lieutenant im bairischen Leibregiment König Maximilian, machte 1815 den Feldzug mit; widmete sich, während

er Officier in der Armee blieb, auf den Universitäten Würzburg und Erlangen dem Studium der alten und neuen Sprachen; seit 1826 meistens in Italien, in Rom und Neapel; wurde 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München; † 1835 in Syrakus). In Platen sind in ähnlicher Weise wie bei Rückert zwei Seiten zu unterscheiden: eine Kraft, die ihn als Dichter außerordentlich hochstellt; und eine andere Richtung, mit der er sich der Gunst, ja nur dem Mitgefühl des Volkes ganz entzieht. Um von dieser letzteren zuerst zu reden, so hatte Platen zu wenig poetische Lebenserfahrungen; er bewegte sich vorherrschend in literarischen Sympathien und Antipathien, theils im Streben nach Vollendung, in Sehnsucht nach Dichterruhm, theils im Verdruß über schlechte Poeten seiner Zeit. Dies verführte ihn, zuviel von der Poesie zu dichten. Er schrieb für die Dichter, nicht für das Volk. In Gedichten allgemeineren Inhalts dagegen zeigt er alle Erfordernisse echter Poesie, die Kraft tiefen Gemüthes und großes Geschick für die Schöpfung vollendeter Kunstformen. In vielen seiner lyrischen und kleineren epischen Dichtungen (zuerst gesammelt 1828 „Gedichte") läßt sich der Einfluß Goethe's und des Volksliedes erkennen. Würdevolle Einfachheit, edle Klarheit theilen den Gedichten großen Reiz mit: „der Pilgrim von St. Just" (Nacht ist's und Stürme sausen für und für); „das Grab im Busento" (Nächtlich am Busento lispeln); „Romanze":

„Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühle mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht,
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen."

Der Dichter sieht den Mühlbach, keine Welle wallt zurücke; die Sterne, sie funkeln durch täuschend entlegene Ferne; er blickt hinauf, er blickt hinunter: „O wehe, wie hast du die Tage verbracht! Nun stille du sacht In der Nacht, in der Nacht Im pochenden Herzen die Reue!" — Seit den zwanziger Jahren wandte sich Platen ausschließlich fremden Formen zu: Oden, Sonetten, Ghaselen. In seinen Oden spricht Platen den ganzen Umfang seines Sinnens und Sorgens, seiner Leiden und seiner Begeisterung aus. Zeugniß seiner politischen Gesinnung geben die Oden „Kassandra; an Franz II.; an Karl X." 2c. Die Kunst der Naturschilderung tritt glänzend in der Ode „Der Vesuv im Jahre 1830" hervor. Rein und weihevoll ist die Stimmung der Ode: „In der Neujahrsnacht" 2c. Platen's Sonette gehören zu den wohlklingendsten der deutschen Poesie. Ein Beispiel der Ghaselen Platen's:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergiebt dem ehrnen Loose, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts.
Dies wissen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß Euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehen, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab,
Denn Jeder sucht ein All zu sein, und Jeder ist im Grunde nichts."

Platen's dramatische Dichtungen, aus früherer Zeit: die Lustspiele „der gläserne

Pantoffel" 1823 (Verbindung der Märchen vom Aschenbrödel und vom Dornröschen), „der Schatz des Rhampsinit" 1824 (Erzählung Herodot's von dem Sohne des Baumeisters, der den Schatz des Rhampsinit bestiehlt und die Tochter des Königs gewinnt), entbehren des inneren Lebens. — „Die verhängnißvolle Gabel" 1826, Satire gegen die Schicksalstragödien, gegen Müllner, Houwald ꝛc. (Das Gespenst der Frau Salome rottet die Familie des Schäfers Mopsus in Arkadien, eine Familie mit zwölf pausbacknen Kindern, mittelst einer Gabel, die als Mordinstrument verwandt wird, aus.) „Der romantische Oedipus" 1828, Satire gegen Immermann. (Der Romantiker Nimmermann, der unter den Haidschnucken in der Lüneburger Haide göttlich verehrt wird, empfängt den Besuch des Publikums. Nimmermann theilt dem Publikum sein Trauerspiel „der romantische Oedipus" mit, das er so eben in Entrüstung über die schülerhafte Tragödie des Sophokles gedichtet hat.) — Die letzte größere Dichtung Platen's ist das romantische „Gedicht in 9 Gesängen, die Abassiden" 1829 (Stoff aus „1001 Nacht", die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid). — So lange Platen lebte, regte sich kaum eine Stimme für ihn. Nur seine Gegner, besonders Immermann und Heine, waren laut, bekämpften und verspotteten ihn. Nach seinem Tode wurde sein Werth unparteiischer gewürdigt; und sein Grab im Garten der Villa Landolina zu Syrakus, in der Nähe des Ortes, wo vor zwei Jahrtausenden Aeschylus seine Gruft gefunden, ist ein Wallfahrtsort der Deutschen, die nach Sicilien kommen. Die „Grabschrift", die er sich selbst gedichtet:

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen." —

Adalbert von Chamisso (mit seinem eigentlichen Namen: Louis Charles Adelaide de Chamisso; einer alten französischen Familie angehörig, geb. 1781 auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne; kam neun Jahre alt, zur Zeit der Auswanderungen des französischen Adels, zuerst nach den Niederlanden, dann nach Deutschland, 1797 nach Berlin, wo er Page der Königin wurde; 1798—1808 Officier in der preußischen Armee; seitdem im Umgang mit Fouqué, Varnhagen von Ense u. A., zum Theil poetischen, mehr aber wissenschaftlichen, besonders naturwissenschaftlichen Studien hingegeben; machte 1815—18 am Bord des Rurick die Romanzowsche Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt mit; wurde nach seiner Rückkehr Kustos des botanischen Gartens in Berlin; † 1838). Seiner Jugend gehören Gedichte im Geschmack der Romantik an, die er in die späteren Sammlungen seiner Werke nicht aufnahm. Die erste bedeutendere Dichtung, welche Chamisso der Aufbewahrung werth hielt, war das Märchen „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte". Fouqué veröffentlichte es 1814, und der gemüthlich humoristische Ton verschaffte ihm Freunde. (Ein armer Mensch läßt für große

Glücksgüter dem Teufel seinen Schatten ab. Kaum ist es geschehen, da erwächst ihm großer Schade daraus. Ueberall, wo man ihn erblickt, verwundert man sich, verhöhnt und meidet ihn; all sein Glück wird vernichtet. Während der Teufel zu schadenfroh ist, ihm den Schatten zurückzugeben, trösten ihn endlich ein paar Meilenstiefel, mit denen er den Menschen entflieht. Er lebt abgeschieden, bloß im Genuß der Natur.) Man hat gefragt, was Chamisso unter dem „Schatten" verstanden habe; und der Dichter giebt selbst die Antwort: nichts als eben den Schatten, d. i. wenn man allegorisiren wolle, allenfalls: das Wesenlose, Nichtige. Damit ist freilich nicht Alles erklärt. Was ist das für ein Mensch, der das Wesenlose, das Nichtige abgegeben hat? Welche Stimmung ist es, in der man sich bewußt ist, etwas Derartiges gethan zu haben? etwa die Peter Schlemihl's? Was soll es ferner heißen: man giebt das Wesenlose dem „Teufel"? — Chamisso wandte sich später ganz von der Romantik ab. Wahrheit, die vielgestaltige, überall charaktervolle Welt, hatte sich ihm im Leben, in Studien und auf Reisen eingeprägt; und ein Grundsatz, jener Zwecklosigkeit des Dichtens gerade widersprechend, war ihm der höchste geworden: „es soll in der Poesie Alles herauskommen!" Edle Gemessenheit wurde der Charakter seiner Poesien. In seinem Wesen verschmolzen sich ganz verschiedenartige Züge. Einerseits ist er innig, tieffühlend, z. B. in all den vielgesungenen Liedern aus „Frauen Liebe und Leben":

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein. —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O laß im Traume mich sterben
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust."

Eine hohe Versöhnung des schmerzlichen Gefühles, Vaterland und Heimath verloren zu haben, enthält das Gedicht „Schloß Boncourt": er segnet den Landmann, der den Boden pflügt, wo einst die väterlichen Hallen prangten. „Ich aber will auf mich raffen, Mein Saitenspiel zu Hand, Die Weiten der Erden durchschweifen, Und singen von Land zu Land." Herzlich spricht Chamisso die Freude an der Pflichterfüllung in dem Gedicht „die alte Waschfrau" aus, die zu ihrem Sterbehemde Alles selbst besorgt, vom Flachs an bis zur Naht, und es dann sonntäglich als ihr bestes Kleinod anlegt:

„Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben!"

In epischen Gedichten tritt Chamisso mit strenger Objektivität auf, immer charakteristisch zeichnend, gleichviel ob auf den Inseln der Südsee, in den Urwäldern Amerika's, den Wüsten Asiens, den Eissteppen Rußlands, den Räuberhöhlen Korsika's oder den Burgen Schwabens. Z. B. „Salas y Gomez" (in Terzinen):

„Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheidelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"

Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als nun die Klippe nah vor Augen stand" 2c.

(Auf einer Meerfahrt ist ein Jüngling dorthin verschlagen; er fristet, von den Eiern der Vögel genährt, länger als funfzig Jahre sein Leben einsam auf dem Felsen); „Matteo Falkone" (über einen Knaben, der die Ehre des Hauses beschimpft hat, hält der Vater Gericht). Ferner „Abdallah" (in der Nibelungenstrophe):

„Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hatte mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht" 2c.

(Die Schätze, deren er unerwartet durch einen herzukommenden zauberkundigen Derwisch theilhaft wird, machen ihn habgierig, so daß er, der Besinnung vergessend, sich selbst sein Unglück bereitet); ferner in fünffüßigen Trochäen: „der arme Heinrich" (§. 34) 2c. — Wiederum neue Züge treten in anderen Gedichten auf: heitere Schalkhaftigkeit, die sich bis zur leichten Posse steigert, in den Liedern vom „Zopf, der immer hinten hängt"; von der „Schneidercourage"; dann Bitterkeit und Satire: „der Invalid im Irrenhaus, der Bettler und sein Hund". In Gedichten letzterer Art läßt sich der Einfluß der damals von Frankreich herübergekommenen Poesie, namentlich der Lieder Béranger's nachfühlen. Chamisso besorgte mit Franz von Gaudy eine Uebersetzung der Lieder Béranger's 1838.

Franz Freiherr von Gaudy (geb. 1800 zu Frankfurt a. O.; preußischer Officier; seit 1833 wiederholentlich in Italien; † in Berlin 1840), ein reich angelegtes Talent, das aber unter der flüchtigen Art des Arbeitens und bei der Ausbreitung über die verschiedensten Gattungen nicht zur Ausbildung kam. Unter dem Titel Erato 1829 schrieb er Elegien voll zarten Ausdrucks unglücklicher Liebe. Viel Aufsehen erregten die Kaiserlieder 1835, zum Ruhme Napoleon's gesungen. In Novellen strebte Gaudy dem Charakter Jean Paul's und Hoffmann's nach.

§. 131. W. Müller, Kopisch, Reinick.

Unter den Lyrikern dieser Zeit sind ferner zu erwähnen: Wilh. Müller (Müller-, Wanderlieder, Griechenlieder); Kopisch (Gedichte, allerlei Geister); Reinick (Lieder eines Malers) u. A.

Wilhelm Müller (geb. 1794 in Dessau; studirte 1812 in Berlin Philosophie und Geschichte; nachdem er 1813 in's preußische Militär getreten, bei Lützen, Bautzen, Hanau, Kulm mitgefochten hatte, setzte er seine Studien in Berlin fort; 1817 und 18 auf Reisen in Wien und Italien; Hofrath und Bibliothekar in Dessau; † 1827). W. Müller besaß ein rasch auflebendes Gefühl und eine leicht gestaltende Phantasie. Als Knabe von vierzehn Jahren war er seines Talentes sich bewußt: er ordnete einen Band Lieder, Oden, Elegien, auch ein Trauerspiel, wie zum Druck. Als er in Berlin studirte, sammelten sich jüngere Dichter um ihn, als den „Ordner" ihrer Gesellschaft. Gedichte, unter dem Titel „Bundesblüthen" 1816 herausgegeben, legen Zeugniß von den Kräften dieser Gesellschaft ab. Eine heitere Art des Lebens, in schöner Mitte zwischen Muße und Arbeit gehalten, begünstigte sein Talent. Jede Reise, die er machte, jeder Aufenthalt in einer interessanten Gegend, setzte eine Menge liebenswürdiger Gedichte ab. So entstand der „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grund", „die Muscheln von der Insel Rügen", die „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno" 2c. Er legte seine Empfindungen Genregestalten einzelner Stände in den Mund: Musikanten, Postillonen, Handwerksburschen. „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden

Waldhornisten" 1821; „Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge" 1827. Unter seinen „Müller-" und den „Wanderliedern":

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern."

An dem Wasser, das keine Rast bei Tag und Nacht, an den Rädern, die nie stille stehen, an den Steinen, die den muntern Reihen mittanzen, an Allem, was er sieht, erblickt er die Lust am Wandern:

„Herr Meister und Frau Meisterin,
Laß mich im Frieden weiterziehn
Und wandern!"

Ferner: „Ich hört' ein Bächlein rauschen Wohl aus dem Felsenquell ꝛc.; Bächlein, laß dein Rauschen sein; Räder, stellt euer Brausen ein! ꝛc.; Ihr Blümlein alle, die sie mir gab, Euch soll man legen mit mir in's Grab!" ꝛc. Auch erzählende Gedichte sind von Müller: „der Glockenguß zu Breslau" ꝛc. Aufsehen erregten die unter dem Titel „Lieder der Griechen" 1822 herausgegebenen Zeitgedichte, die er 1823 durch „neue", 1824 durch „neueste Lieder der Griechen" ergänzte. („Der Phanariot, die Mainottin, Alexander Ypsilanti auf Munkaks ꝛc.)

August Kopisch (geb. 1799 zu Breslau; auf den Kunstakademien in Prag und Wien zum Maler gebildet; lebte in unabhängigen Verhältnissen in Wien, Neapel, später in Potsdam und Berlin; wandte sich mit überwiegender Vorliebe zur Poesie; † 1853). Kopisch war ein ebenso heiterer, wie geistvoller Charakter, überall Wohlwollen und Achtung gewinnend. In Wien und Neapel wurde er populär, wie kaum ein Fremder; in Neapel haben ihn Lustspieldichter aufs Theater gebracht. Als Entdecker der blauen Grotte auf der Insel Kapri, Neapel gegenüber, ist er berühmt geworden; als treuer Freund begrüßt ihn Platen in geistvollen Oden. Unbefangenheit und Humor charakterisiren seine Gedichte; „Gedichte" 1836; „Allerlei Geister" 1848. Mehrere seiner Lieder sind volksthümlich geworden, vor allen „die Historie von Noah" (Als Noah aus dem Kasten war, da trat zu ihm der Herre dar). Reichlich abwechselnde Formen zeigt Kopisch in der Behandlung der altdeutschen Sagenwelt: in dem Liede vom „Klopfer" (dem dienstbaren guten Geist, den ein neugieriges Fräulein leibhaft sehen will, und dadurch gerade vom Schlosse wegtreibt); von den „Heinzelmännchen" (die eines Schneiders Weib mit ihrer Neugier verjagt); vom „gestrichenen Scheffel" (den der Teufel als Bezahlung für einen angehäuften verlangt); vom „Schneiderjungen in Krippstedt" (der dem Bürgermeister einst die Zunge wies) ꝛc. Im kleinsten Verse liegt einnehmende Gemüthlichkeit, z. B. in dem „Kinderreim: die Roggenmuhme" —

„Laßt stehn die Blume!
Geh nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!

Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder;
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!"

In der Behandlung der Sprache entfaltet Kopisch eine Virtuosität, mit der er Rückert sehr nahe kommt: den leichtesten Fluß in Rhythmen und Reimen, die, so seltsam sie oft sind, immer natürlich, ja singbar klingen. Kopisch lieferte außerdem treffliche Uebersetzungen Dante's und italienischer Volkslieder. —

Robert Reinick (geb. 1805 in Danzig: studirte in Berlin, widmete sich zugleich der Malerei, später in Düsseldorf; lange Zeit in Rom; wählte nach seiner

Rückkehr Dresden zum Aufenthaltsort, † 1852). In Reinick's Seele kam keine Dissonanz des Lebens auf, die nicht sogleich in Heiterkeit wieder ausgeglichen wurde. Im Kreise seiner Freunde war er der Liebling, die Seele ihrer geselligen Zusammenkünfte. Lächelnd, wie kein anderer Dichter, besingt er die Treue des Herzens in dem Liede „an den Sonnenschein“:

„O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir in's Herz hinein,
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir zu enge wird die Brust.“

In dem Gedicht „Sonntags am Rhein“ erhebt er aus froher Herzenslust:

„Das fromme, treue Vaterland,
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.“

Einfach, treu und innig ist er in epischen Erzählungen: König Erich (der „klein Anna liebgewann, die schönste Fischermaid“) 2c. Vortrefflich ist er, wenn schelmischer Humor ihn trägt: in dem „Käferlied“:

„Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm, brumm, brumm,
Im Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum“ 2c.

Oder in dem Gedicht „gefährliche Nachbarschaft“:

„Ach, was ist das für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in Einer Seele hausen!
Nimmer giebt es schlimm're Wichter“ 2c.

Reinick's Dichtungen wurden mit Randzeichnungen ausgegeben, zu denen Künstler, wie Schrödter, Lessing, W. Schadow u. A., Vortreffliches geliefert haben: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“ 1838. Dies, und ferner, daß die sangbare Art seiner Lieder bedeutende Tonkünstler zu Kompositionen anregte, trug viel dazu bei, daß Reinick schnell ein beliebter Dichter wurde. „Gedichte“ 1844; „Illustrirtes ABC-Buch“ 1845, „Lieder und Fabeln für die Jugend“ 1849. Von ihm endlich sind „Hebel's allemannische Gedichte, in's Hochdeutsche übertragen“ 1851. —

Mit Reinick befreundet war: Franz Kugler (geb. 1808 in Stettin; widmete sich der Ausübung und dem Studium der verschiedensten Künste, der Musik, Poesie und der bildenden Kunst, studirte in Berlin Philosophie: Geheimer Regierungsrath, vortragender Rath im Kultusministerium zu Berlin, † 1858). Kugler gab 1830 unter dem Titel „Skizzenbuch“ Gedichte mit Kompositionen und Zeichnungen heraus. Mit Reinick gemeinschaftlich verfaßte er 1833 das „Liederbuch für deutsche Künstler“. (1840 Gedichte gesammelt.) Außerdem war Kugler in der dramatischen und Novellenpoesie ergiebig. Dramen: „Jakobäa“, „der Doge von Venedig“ 2c. In den Novellen liegt seine bedeutendste Kraft: „Werner von Tegernsee, ein Bericht aus dem Klosterleben des 12. Jahrhunderts; Novelle vom Meister Zingaro: Tizian's Tochter“ u. a. — Für die Wissenschaft gewann Kugler einen Namen durch sein „Handbuch der Kunstgeschichte“ 1841, worin er zum ersten Mal die Kunstgeschichte im Ganzen und im Zusammenhang mit der Entwicklung der Weltgeschichte darstellte; ferner durch sein „Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen“ 1837.

Als Lyriker in verschiedenen Richtungen sind ferner zu erwähnen: Ludwig I., König von Baiern (geb. 1786 zu Straßburg, regierte 1825—48, dankte zu Gunsten seines Sohnes Maximilian ab, † 1868); für die Kunst begeistert, umfassend für die Unterstützung der Malerei und Bildhauerkunst strebsam. Das erste, öffentlich bekannt gewordene Gedicht des Königs war, durch einen Besuch bei Goethe ver-

anlaßt, „an Weimar" gerichtet 1828. Im folgenden Jahre ließ Ludwig I. seine „Gedichte" gesammelt erscheinen, die seitdem wiederholentlich aufgelegt und fast in alle Sprachen, auch in's Lateinische (von Schumm 1830, von Fiedler 1831), in's Griechische (von Franz 1830) übersetzt sind. In den Jugendgedichten, die er noch als Kronprinz schrieb, kommt zuweilen ein frischer Ton der Begeisterung auf:

„Auf, ihr Deutschen, auf! und sprengt die Ketten,
Die ein Korse euch hat angelegt!"

Trauerlieder, die er auf den Tod Theodor Körner's dichtete, sind voll rührender Mitempfindung. Hauptgegenstand seiner Poesie wurden die Kunsteindrücke, die er in Italien und unter unausgesetzten Beschäftigungen mit der Kunst empfing. In der Form herrscht das Streben nach epigrammatischer Bestimmtheit so sehr, daß Härten der Sprache, in Wortstellungen und Satzbildungen, als Schönheit gesucht erscheinen. Eine bei Dichtern seltene Anspruchslosigkeit zeichnet ihn aus. Das Epigramm „an mich" lautet:

„Finster bliebe der Mond, empfing' er nicht Licht von der Sonne:
Was du gedichtet, es auch, glänzte die Krone nicht drauf." —

Karl August Varnhagen, genannt Varnhagen von Ense (geb. 1785 in Düsseldorf, studirte in Halle, Berlin und Tübingen Medicin, mehr aber Literatur; kämpfte in östreichischen, dann in russischen Diensten, wurde 1814 unter dem preußischen Staatskanzler von Hardenberg diplomatisch angestellt, lebte seit 1819 unter dem Titel eines Geheimen Legationsrath in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, besonders auch in vertrautem Verkehr mit Alex. v. Humboldt; † 1858). In seiner Jugend, dem Kreise Fouqué's und Chamisso's angehörig, strebte er vorzugsweise nach Glätte und Abrundung. Die poetische Kraft, die sich in seinen „Vermischten Gedichten" 1816 zeigt, ist nicht bedeutend. Mehr Anerkennung hat er als Biograph gewonnen. Neben den Biographien preußischer Generale (Derflinger's, des Fürsten von Anhalt-Dessau, Blücher's, Seydlitz' ꝛc.) hat er besonderes Verdienst durch die Biographien der Dichter Fleming, Canitz und Besser erworben. Nach dem Tode seiner Frau, Rahel Antonie Friederike, geb. Levin Marcus, einer geistreichen, um das Vaterland vielfach verdienten Frau, veröffentlichte er aus deren Nachlasse das Werk: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" 1833. Nach Varnhagen's Tode hinwieder veröffentlichte seine Nichte, Ludmilla Assing, aus dem Nachlaß ihres Oheims „Denkwürdigkeiten; Briefwechsel Alex. v. Humboldt's an Varnhagen; Tagebücher." — Heinrich Stieglitz (geb. 1803 in Arolsen; Kustos bei der königlichen Bibliothek in Berlin, später meistens in München lebend und auf Reisen, † 1849 in Venedig) gab 1823 „Lieder zum Besten der Griechen" heraus, die nicht ohne poetische Begeisterung sind; 1831 vier Bände Gedichte „Bilder des Orients". Stieglitz ist mehr durch sein Schicksal als durch seine Leistungen in ausgebreiteten Kreisen bekannt geworden. Am 29. December 1834 gab sich seine Gemahlin Charlotte in der Blüthe ihrer Jugend aus Liebe und Pietät für ihn den Tod. Sie war eine Dame mit den glücklichsten Gaben des Geistes und Herzens. In ihrer Liebe zu ihrem Gemahl quälte sie der Wunsch, ihn zu größerer Thatkraft, zu höherer Anerkennung gehoben zu sehen. Ihr Geist, sonst besonnen, kaltblütig und stolz, schmückte den Gedanken mit phantastischer Schwärmerei aus, daß ihr Tod anspannende Kraft der ermüdeten Seele ihres Gemahls geben würde. (Vergl. Th. Mundt „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" 1835.) — Otto Gruppe (geb. 1804 in Danzig, studirte Philosophie in Berlin; Professor an der Universität, † 1876) gab Lyrisches unter dem Namen „Gedichte" heraus; auch Episches: Alboin 1829; Kaiser Karl 1852 ꝛc.; Dramatisches: Otto von Wittelsbach; Trauerspiel 1860 ꝛc.; ferner literaturgeschichtliche Werke.

§. 132. Hoffmann, von Eichendorff, Immermann.

Unter den Novellen- und Romanschriftstellern im Geschmack der Romantik sind hervorzuheben: 1. Hoffmann (Phantasiestücke in Callot's Manier, Elixire des Teufels, Nachtstücke. Serapionsbrüder, Lebensansichten des Kater Murr 2c.); 2. von Eichendorff (Ahnung und Gegenwart, Aus dem Leben eines Taugenichts, das Marmorbild 2c.; außerdem Lyrisches); 3. Immermann (in der Jugend Dramen: „das Thal von Ronceval, Andreas Hofer, Friedrich II., Merlin" 2c.; Heldengedicht „Tulifäntchen"; später novellenartige Erzählungen „die Epigonen, Münchhausen"; Epos „Tristan und Isolde").

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (geb. 1776 in Königsberg: trieb leidenschaftlich Malerei und Musik, studirte die Rechte in Königsberg; 1800 Regierungsassessor in Posen, wegen einiger Karikaturen auf hochgestellte Personen von dort entfernt, zuerst nach Plock, 1803 als Regierungsrath nach Warschau; hier in den Freundeskreis Hitzig's und Werner's aufgenommen und in die romantische Literatur jener Zeit eingeweiht. Er machte sich als ein seltenes Talent der Geselligkeit ihnen lieb; vielgestaltig, geistreich und kunstsinnig, voll possenhafter Einfälle, immer zu Ausschweifungen aufgelegt. Nach dem Einmarsch der Franzosen 1806, seiner Stelle beraubt, benutzte er seine musikalischen Fähigkeiten zum Erwerb; wurde Musikdirektor bei der Schauspielertruppe in Bamberg; später bei einer anderen in Dresden und Leipzig. Hoffmann fühlte sich hier nach allen Seiten hin in seinem Element; bewirkte die Aufführung der Dramen Calderon's und Werner's; komponirte Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache", „Undine", die Fouqué ihm zur Oper bearbeitete; machte Versuche und Erfindungen für die Technik der Bühne, malte Dekorationen, vervollkommnete Maschinerien. Bald trat er daneben literarisch auf, verband sich mit Friedrich Rochlitz, Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" in Leipzig. 1816 wurde er wieder im preußischen Staatsdienst angestellt: Kammergerichtsrath in Berlin; † daselbst 1822). Hoffmann theilte die Jahre seines Berliner Lebens in förmlichem Kreislauf zwischen juristischen Geschäften, tollen Gelagen und literarischen Arbeiten. Pflichtmäßiges Wirken, Ausschweifung und künstlerische Beschäftigung, Alles in angestrengter, aufgeregter Weise, war die Art seines Lebens; und Alles dies spiegelt sich in seinen Poesien ab. Auch hier ist er ausgelassen und wild; aber nie verliert er den Reiz des Sinnigen aus dem Auge. Er giebt die Alltagsgestalten der Pflicht und Prosa, des „Philisteriums", den Geheimen Rath, Registrator, Kandidaten; legt aber die Illusion einer Traumwelt um sie. Er schildert die dämonische Gewalt eines zersetzenden, unheimlichen Triebes zum Bösen; aber Unschuld und Reinheit des Herzens bleiben ihm die höchsten Güter. Diese Mischung macht den Reiz der Hoffmannschen Novellen aus. Was den Dichter charakterisirt, daß er in seinen Poesien sich selbst giebt, ist bei Hoffmann in vollem Maße der Fall. Alles, was er giebt, tritt lebendig und empfindungsvoll aus der Aufregung seines Inneren hervor: nie wird durch Reflexion, durch Absicht bei ihm etwas abgeschwächt. Er ist eine der lebensvollsten Wirkungen des romantischen Geistes: voll Zerwürfniß in sich, voll Verbindung der Gegensätze, voll kraftvoller Willkür und sinniger Laune. Hoffmann fand, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, besonders in Frankreich Anerkennung. — Sein erstes Werk „Phantasiestücke in Callot's Manier, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten" sind eine Zusammenstellung von Aufsätzen, mit denen er in der „musikalischen Zeitung" aufgetreten war. Sie erschienen 1814 mit einer Vorrede von Jean Paul. Der

erste Abschnitt „Jaques Callot“ ist das erklärende Vorwort des Ganzen. (J. Callot war ein Maler zur Zeit Ludwig's XIV., der in kecker Manier, namentlich durch Anhäufung und Verbindung heterogener Elemente wirkte, im Grotesken und Sonderbaren tiefere Gedanken und Beziehungen verbarg. Hoffmann will mit diesem Meister seine Art zu dichten erklären und entschuldigen.) Unter den folgenden Phantasiestücken sind hervorzuheben: „Kreisleriana“ (Johannes Kreisler ist ein Mann, „bei dessen Organisation die Natur ein neues Recept versucht hat, aber der Versuch ist mißlungen; seinem überreizten Gemüth, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie ist zu wenig Phlegma beigemischt; das Gleichgewicht ist zerstört, das dem Künstler nöthig ist.“ Dieser Kreisler, früher Kapellmeister bei einem Hoftheater, kann sich mit der Welt nicht gut stellen; plötzlich verschwindet er, Niemand weiß, wohin? Seine Freunde finden auf den weißen Rückseiten mehrerer Notenblätter verschiedene Aufsätze, die Hoffmann unter dem Titel „Kreisleriana“ zusammenstellt. Sie enthalten Satiren über dilettantische Salonmusik, Würdigungen klassischer Kompositionen, Crescentini's, Mozart's, Bethoven's, humoristische Bemerkungen über Bühnendekorationen ꝛc.) „Der goldene Topf, Märchen aus der neuen Zeit“. (Der Student Anselmus rennt am Himmelfahrtstage einem alten Apfelweib den Korb um und, all sein Geld zur Entschädigung hingebend, ist er um die Festtagsfreude betrogen. Während er schmollend unter einem Holunderbaum sitzt, hört er die Blätter, die Blüthen, die Strahlen; Alles lispelt und spricht zu ihm, liebliche Augen einer goldgrünen Schlange sehen ihm in's Angesicht. Der Zauber verschwindet mit Sonnenuntergang. Um die Entzückung gebracht, in's armselige Leben zurückgestoßen, ist er wie wahnsinnig. Freunde, der Konrektor Paulmann, Registrator Heerbrand, beruhigen ihn und weisen ihn um des Unterhalts willen an den Archivarius Lindhorst, der nichts weniger als der Ur-Ur-Ur-Urenkel der Feuerlilie und des Jünglings Phosphorus ist, die als die ersten Keime aus dem Geiste hervorgegangen sind, der am Anfang aller Dinge auf die Wasser schaute. In dessen Tochter Serpentine erkennt er bald jene meergrüne Schlange aus dem Holunderstrauch wieder. Er könnte durch sie glücklich werden; aber das broncirte Apfelweib, seine Feindin, unterstützt die Wünsche der schönen Veronika, der Tochter des Konrektor Paulmann, die den Anselmus gleichfalls liebt. Endlich nachdem die bösen Kräfte des broncirten Apfelweibes überwunden, muß sich Veronika mit dem unterdessen zum Hofrath avancirten Registrator Heerbrand begnügen, und Anselmus lebt mit Serpentine auf dem Rittergut seines Schwiegervaters in Atlantis. Der Dichter erblickt in einer Vision das Glück des Anselmus auf diesem Rittergut. Nachdem die Vision vorübergegangen, klagt er, daß er wieder in die Wirklichkeit, in sein armseliges Dachstübchen, zurück müsse. Da klopft ihm der Archivar Lindhorst auf die Achsel: „Verehrter, klagen Sie nicht so! Waren Sie nicht so eben selbst in Atlantis und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitzthum Ihres inneren Sinnes? Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimniß der Natur offenbart?“) „Die Abenteuer der Sylvesternacht“. (Unvermuthet in einer Gesellschaft am Sylvesterabend findet der Held seine Geliebte, Julie, wieder. Er weiß nicht, wie sie dorthin gekommen, er hat sie lange nicht gesehen; aber es ist wahr, sie ist es wirklich, beide erkennen sich. Doch nein; plötzlich muß er gewahr werden, daß sie es nicht ist; ihr Gemahl ruft nach ihr, sie ist seine Geliebte nicht mehr. Die Wandlung des Lebens peinigt ihn gespenstisch. Da geräth er, hinauseilend, in tiefer Nacht auf zwei Personen, denen eine ähnliche Wandlung ihres Wesens als Geheimniß eines Gespensterdaseins anhaftet: auf Peter Schlemihl, der seinen Schatten, und

auf Erasmus Spickher, der sein Spiegelbild verloren hat. Peter Schlemihl in scheuer Furcht enteilt dem Beobachter; mit Erasmus Spickher aber kommt er in einem Gasthauszimmer zusammen und erfährt dessen Geschichte; daß Giulietta, seine Geliebte, ihm sein Spiegelbild genommen; das weile bei ihr; er selbst aber irre, vom Glück verlassen, umher. Von seinem Selbst getheilt, frage er, ob er sei oder nicht sei. Theodor Amadeus Hoffmann sieht die Zerrissenheit des Lebens in diesem Wesen vor sich. Ob es ein Himmelsbild, ein Höllengeist, der auf ihn Einfluß hat? ob es Entzücken oder Qual ist, was ihn ergreift? er weiß es nicht.) Der Titel des letzten Phantasiestückes ist abermals: „Kreisleriana". (Baron von Wallborn schreibt einen Brief mit folgender Adresse: „An den Freund und Gefährten in Liebe, Leid und Tod! Abzugeben in der Welt, dicht an der großen Dornenhecke, der Grenze der Vernunft." Hoffmann vermuthet, daß Kreisler dieser Freund und Gefährte sei und Kreisler liest einen Brief, der folgendermaßen anfängt: „Ew. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falle. Man hat nämlich Dieselben schon lange in Verdacht der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzu merklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufbewahrt." Im Verlauf des Briefes: „Lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unseres Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo aneinander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich Jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet." Kreisler beantwortet den Brief mit der Zuversicht, daß der Baron Wallborn, an den er schreibe, „kein Anderer sei, als derjenige, den er längst so in seinem Inneren getragen, daß es ihm oft schien: er sei ja eben der Baron selbst." Er erläutert die Seelenstimmungen zwischen dem „Du" und „Ich" durch die Harmonien und Disharmonien der Musik und nennt sich schließlich „Johannes Kreisler, den verrückten Musikus par excellence." In dieses Kreisler's musikalisch poetischen Klubb führt das Phantasiestück den Leser.) — Hoffmann's nächstes Werk „die Elixire des Teufels, nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners", 1815 und 16, giebt eine psychologische Geschichte der Sünde und Buße. (Der Mönch Medardus hat im Kloster die Aufsicht über die Reliquienkammer. Von seinem Vorgänger in das Amt eingeführt, wird er vor einem Kästchen gewarnt, das in einer Flasche ein Elixir des Teufels enthält. Zum heiligen Antonius in der Einöde ist einst der Teufel, dem aus den Löchern seines zerrissenen Mantels allerhand Flaschenhälse hervorgeblickt, verführerisch genaht. Zurückgewiesen, hat der Teufel dennoch ein paar Flaschen auf dem Rasen wie absichtslos stehen lassen, von denen eine als Reliquie in den Besitz des Klosters gekommen ist. Medardus bewacht das Kästchen mit heiliger Scheu, bis zufällig ein Graf und sein Hofmeister in das Kloster kommen, von dieser Reliquie erfahren, des Aberglaubens spotten und den Inhalt der Flasche kennen zu lernen verlangen. Er scheint der schönste Wein. Medardus schmeckt auch und findet nichts Schädliches darin. Im Gegentheil, alle Kräfte der Seele und des Geistes erhöhen sich in ihm, er wird eifriger im Dienst der Kirche, der Rede mächtig; das Volk in Massen läuft ihm zu, den gottbegeisterten Prediger verehrend. Aufrichtige Freunde warnen ihn zwar vor Eitelkeit und Beifallssucht, die aus seiner Rede sprechen; da er sich selbst aber bösen Sinnes nicht bewußt ist, geht er eifrig seinen Pflichten weiter nach. Sein Glaube, daß er dem Heiligen diene, ist unbeirrt. Einst im Beichtstuhl sitzend, naht ihm eine verschleierte Frau; aus ihrem Wesen spricht bezaubernde Anmuth. In allen Sinnen benommen, hört

er ihre Beichte: sie hege verbotene Liebe, zu ihm selbst, zu Medardus. Was er darauf gesprochen, weiß er nicht. Aber seine Ruhe ist verloren. Das Bild der Frau steht quälend und reizend vor seinen Sinnen. Dem Zauber sich hingebend, glaubt er, die heilige Rosalie sei ihm erschienen. Wehklagend liegt er vor ihrem Bilde. Alle, die ihn sehen, weichen mit Entsetzen von ihm. Endlich mag er das Leben im Kloster nicht mehr ertragen. Aber während er heimlich zur Flucht rüstet, hat auch der Vater Leonardus sein Leiden bemerkt; und in der Hoffnung, ihn durch eine Aenderung seiner Lage von der Geisteskrankheit zu retten, sendet er ihn als Bevollmächtigten des Klosters nach Rom. Kaum ist der erste Schritt in die Welt gethan, da fühlt er sich frei und wohl. Die Sünde erfaßt ihn mit Uebermacht. Er vergißt seiner Mission. Von der Gelegenheit, von den Verhältnissen geleitet, von der Ehre vor der Welt geblendet, von den Sinnen benommen, wird er ein Verbrecher jeder Art. Peinigende Stimmungen zersetzen ihn: bald fühlt er sich willenlos, ein Werkzeug höherer Macht, die mit ihm spielt; dann wieder bricht in ihm der frevelhafte Hochmuth des Egoismus durch, der, was ihm gefällt, an sich reißen will. Endlich als er über Lüge und Mord zu seinem Ziel gelangt ist, als Aurelie die seine werden soll, führt ihm das Schicksal die Früchte seiner Verbrechen vor. Er sieht, wie der Unschuldige auf den Henkerplatz geleitet wird, den die Gerechtigkeit dieser Welt der Verbrechen für schuldig erkannt hat, die er selbst begangen. Da werden die Geister der Hölle in ihm wach und bäumen sich mit der Gewalt auf, die ihnen über den frevelnden, verruchten Sünder verliehen ist. Von einer Anwandlung des Wahnsinns ergriffen, sticht er nach Aurelie mit einem Dolch, enteilt aus dem Schlosse in die dunkle Nacht. Da setzt sich ihm ein Gespenst höhnend auf den Rücken: „Hihihi! Brüderlein! immer bin ich bei dir, lasse dich nicht, kann nicht laufen wie du, mußt mich tragen, komme vom Galgen, haben mich rädern wollen, hihi!" Als er von seiner Betäubung erwacht, findet er sich im Kloster. Die Kirche umfängt ihn mit ihren Läuterungen, er rettet durch Buße seine Seele aus der Verdammniß.) — Ebenso voll Grauens, voll Angst vor dem Bösen und dem Wahnsinn, sind die Erzählungen, die Hoffmann unter dem Titel „Nachtstücke" 1817 zusammenstellte: „der Sandmann, Ignaz Denner" ꝛc. — „Die Serapionsbrüder" 1819. „Serapionsbrüder" nennen sich Freunde, die hier in Unterhaltung begriffen sind, denn ihr Bund ist in Verehrung eines Eremiten Serapion gestiftet, eines Mannes, der den zweifelhaften Charakter eines Heiligen oder eines Wahnsinnigen hat. Mehrere der ausgezeichnetsten Novellen Hoffmann's sind hier verbunden: „der Artushof" (vor den Blicken eines Malers gewinnen die menschlichen Gestalten, die er von einem Gemälde in Artushof zu Danzig kopirt, Leben); „Meister Martin, der Küfer und seine Gesellen" (aus Liebe zur schönen Tochter des Meister Martin in Nürnberg treten ein Ritter, ein Patricier und ein Bürgersmann bei ihm in die Lehre; die ausharrende Treue des letzteren wird belohnt) ꝛc. — In glücklicher Laune sind 1820 die „Lebensansichten des Katers Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern" geschrieben. (Der Kater Murr ist ein kleiner grauer Kerl, der Verstand zu haben und aus der illustren Familie des gestiefelten Katers zu stammen scheint. Er philosophirt über verschiedene Dinge, z. B. über den Unterschied zwischen Thier und Mensch. Er weiß zwar nicht recht, was Vernunft ist; wenn aber Vernunft nichts als die Fähigkeit ist, mit Bewußtsein zu handeln, und keine dummen Streiche zu machen, dann mag er mit keinem Menschen tauschen. Nachdem er seinem Herrn, dem Meister Abraham, die Kunst des Lesens und Schreibens abgesehen, bald auch dazu gekommen ist, sich in allerlei Poesie, Sonetten, Glossen, zu versuchen, schreibt er seine Biographie in frei reflektirendem Ton mit vielfach eingestreuten Ansichten über Leben und Lebensverhält-

nisse. Er spricht Vermuthungen über seine Herkunft aus, erzählt vom Erwachen seines Bewußtseins, da er aus dem Wasser herauskroch, in dem er ersäuft werden sollte, von der Erziehung, die Meister Abraham ihm angedeihen lassen, von der Klugheit, die er in der Ueberwindung inkonventioneller Triebe bewiesen, von seiner Liebe zu einem Kätzchen, von seiner Freundschaft mit einem Pudel: Alles mit satirischen Beziehungen auf Geschlechtsregister, Erziehungsmethoden, Studentenleben, Poesie, Gelehrsamkeit ꝛc. Unterbrochen wird diese Katerbiographie durch abgerissene Notizen aus einer Biographie des Kapellmeisters Kreisler, der in dieser Zeit am Hofe des Fürsten Irenäus lebt, dort durch seine Musik Alles entzückt, daneben eine unglückliche Liebesintrigue mit Julia, der Tochter einer Hofräthin, besteht. Der Kater nämlich benutzte in dem Eifer des Schriftstellerns zu Zwischenlegeblättern in seinem Manuskript einzelne Bogen aus einem andern Werk; diese Makulaturblätter, zufälliger Weise einen Abschnitt aus der Biographie Kreisler's enthaltend, wurden, wie sie zwischen den Blättern der Katerbiographie lagen, vom Setzer mit abgedruckt, so daß solch ein Doppelwerk entstand, wie es der Titel angiebt.) — Märchen: „Klein Zaches, genannt Zinnober", 1819; „Prinzessin Brambilla, ein Kapriccio nach Jakob Callot", 1821 ꝛc.

Joseph Freiherr von Eichendorff (geb. 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor; studirte in Halle und Heidelberg die Rechte; hielt sich dann auf Reisen in Paris und besonders in Wien auf; machte als Officier bei den freiwilligen Jägern die Feldzüge 1813—15 mit; trat darauf in den Civildienst, wurde Regierungsrath in Danzig, in Königsberg, zuletzt in's Ministerium der geistlichen Angelegenheiten nach Berlin berufen. Nachdem er 1840 den Abschied genommen, lebte er auf seinem Gute Lubowitz, † 1857). Auf der Universität Heidelberg war Eichendorff mit Arnim und Brentano, in Wien mit Fr. Schlegel, in Berlin mit Fouqué in Verbindung gekommen. Wie die Romantiker, stellt auch er vorherrschend ein unbestimmtes Gefühlsleben, ferner statt der individuellen Charaktere allgemeine Genrecharaktere dar. In gewisser Hinsicht hat er Aehnlichkeit mit Fouqué. Wie Fouqué Ritter, Könige, Zauberer schildert, alle nur unwesentlich verschieden, so führt Eichendorff wandernde Musikanten, Dichter, Landsknechte, Jäger ziemlich einförmig vor. Wie Fouqué seine Helden bei Hoffesten, Turnieren, Sänger- und Minnespielen sich begegnen läßt, so Eichendorff die seinigen auf Maskenbällen, Reisen, in Wäldern, unter Mond- und Sonnenschein, immer auf der großen Straße des allgemeinen Lebens. Die Welt ist bei beiden offen; es giebt keine Grenzen und Charaktere in ihr, nur Richtungen und Gefühle. Eichendorff's Erstlingswerk, der Roman „Ahnung und Gegenwart", 1809—12 geschrieben, in der „gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen", kommt von diesen Stimmungen gar nicht los. Der Dichter legt selbst das Geständniß davon ab: „Wir leben in einer weiten, ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig mit einander, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von Neuem über den Meeresspiegel und singen; Alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter; uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampf sind wir geboren, im Kampf werden wir, überwunden oder triumphirend, untergehen." Von diesem Bewußtsein aus, gelang es ihm nicht, in dem Roman mehr zu geben, als ein planloses Gewirre von Begebenheiten und ein dunkles Empfindungsleben. Von der Kraft eines Charakters, der die Verhältnisse siegreich durchbricht, zeigt sich nichts in dem Roman. (Romana, die stolze übermüthige Gräfin, nach vergeblichem Ringen, die

Willkür ihrer Leidenschaft zum Gesetz der Welt zu erheben, giebt sich im Brande ihres Schlosses den Tod; Rudolf, glaubenslos finster, sucht in der Magie, in Aegypten, im Lande der Wunder Befriedigung; Erwin, das schöne junge Mädchen, die dem Grafen Friedrich das Leben rettet und sich ihm dienend widmet, geht unerkannt aus dem Leben; und Graf Friedrich, der ritterliche Held des Romans, behält nur für die Entsagung des Klosterlebens Kraft.) Eichendorff unterscheidet sich von den Romantikern der Vorzeit selbst in diesem Erstlingswerk durch Vorzüge wichtiger Art: durch Anschaulichkeit der Situationen und Wahrheit der Empfindungen. Wie eifert er gelegentlich gegen das Spiel mit poetischen Formen in der Behandlung religiöser Stoffe! „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los und fangen schon wieder an, ihre festen Glaubenssätze, Wunder und Wahrheiten zu verpoetisiren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christenthum, und eines mit dem anderen verwechseln und zersetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird.“ (Z. Werner §. 119.) — Viel Anerkennung fand Eichendorff mit 2 Novellen: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ 1819. (Ein junger Bursche, der nichts als Geige spielen und Lieder singen gelernt hat, wird von seinem Vater, einem Müller, in die Welt geschickt, daß er selbst etwas erwerbe. Ein naives Künstlergemüth, aller Illusionen fähig, bewahrt er unter den Abenteuern seines Lebens die Sicherheit der Tugend. In ein gräfliches Haus als Gärtner gelangend, erblickt er ein Mädchen, dessen Schönheit ihn rührt. Er hält sie für die junge Gräfin und weint bitter, daß sie so hoch und er gar nichts sei. Unmuthig geht er fort; und unter Maler gerathend, kommt er nach Italien. Er behält unter allen Erfahrungen den geraden Natursinn; und zurückkehrend in jenes gräfliche Schloß, wird die Täuschung von ihm genommen. Jenes Mädchen ist nicht die junge Gräfin, sondern die Tochter des Portiers im Schlosse, deren Liebe ihn nun glücklich macht.) „Das Marmorbild“ 1824. (Ein junger Edelmann, Florio, kommt nach Italien. Das heitere Leben des Volkes und die Magie der Kunsterinnerungen halten ihn in unsicherer Spannung, ob er wache oder träume. Während ihm aus dem wirklichen Leben die Schönheit einer jungen Dame, Bianka, anziehend entgegentritt, beleben sich im Zauber der Vision vor seinen aufgeregten Sinnen die Tempel der Alten, die heidnischen Gottheiten der Macht und Lust, und drohen ihn irre zu führen. Bianka rettet seine Seele. Durch die Bilder der Novelle geht in zartester, leise andeutender Weise die doppelte Symbolik: sowohl des Jünglings, der, um die Reinheit seiner Seele zu retten, sich von der Macht der Sinne frei machen; wie der Kunst, die, um Höheres zu erreichen, von der Bewunderung der leiblichen Schönheit der heidnischen Gottheiten zum Gefühl der Gnade sich wenden muß, die „ein anderes Frauenbild“ im Herzen weckt: „Ein Kindlein in den Armen Die Wunderbare hält, Und himmlisches Erbarmen Durchdringt die ganze Welt.“ — In anderen Dichtungen, Novellen und Dramen, ist Eichendorff, in der Weise Tieck's, satirisch. In den dramatisirten Märchen „Krieg den Philistern“ 1824, ferner in der Novelle „Viel Lärmen um Nichts“ 1833 werden Publikum und Dichter in allegorischen Gestalten verspottet. In dem Roman „Dichter und ihre Gesellen“ 1834 kehrt Eichendorff, unter auffallender Nachahmung von Goethe's „Wilhelm Meister“ und Tieck's „Sternbald“ zu der Art seines ersten Romans „Ahnung und Gegenwart“ zurück. In historischen Dramen endlich fehlt die Kraft der geschichtlichen Individualisirung. „Ezzelino

von Romano" 1828; „der letzte Held von Marienburg" 1830 ꝛc. — Ungleich bedeutender ist Eichendorff in seinen lyrischen „Gedichten" (1837 gesammelt). Viele derselben sind voll Wohlklangs der Sprache und Innigkeit der Empfindung. Das Lied „die Stille" (Es weiß und räth es doch keiner, Wie mir so wohl ist, so wohl!) giebt erhebend den seligen Frieden des Liebesglückes. „Der Gärtner" singt ein Lied in der feinsten Weise des Minneliedes:

„Wohin ich geh und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg hinab in die Aue,
Viel schöne hohe Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen schön und fein,
Viel Kränze daraus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön.
Die müssen all verbleichen,
Die Lieb' nur ohne Gleichen
Bleibt fest im Herzen stehn.

Ich schein' wohl guter Dinge
Ich schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab."

Eichendorff bezeichnet in Werken späterer Zeit („über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie" 1847 ꝛc.) seinen Standpunkt als den der „neueren, wahren Romantik". Er findet den Mangel der älteren Romantik darin, daß man in dem Streben nach Vereinigung des Realen und Idealen über ein unsicheres Suchen nicht hinausgekommen, in unverständlicher Sehnsucht befangen geblieben sei. Ihm, als gläubigen Christen, als Katholik, lag das Ziel jenes Suchens klar vor Augen: in der Menschwerdung Christi, in dem Frieden der Kirche. Die ältere Romantik sei bis vor die Thüren der Kirche gedrungen, dort aber wie vor dem Dunkel eines Labyrinths stehen geblieben. Eichendorff will nicht gerade, daß man kirchlich religiöse Stoffe behandle; aber er verlangt, daß, was der Dichter vorführt, in einer christlichen Atmosphäre sich bewege, die man unbewußt athme und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst durchscheinen lasse." — Eichendorff hat sich auch als Uebersetzer, besonders der „geistlichen Schauspiele des Calderon" (1846), bekannt gemacht.

Karl Lebrecht Immermann (geb. 1796 zu Magdeburg; studirte die Rechte in Halle; ging 1815 mit in's Feld; wurde Auditeur in Münster, 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf. Vorliebe für die dramatische Kunst bewog ihn, die Direktion des Theaters in Düsseldorf zu übernehmen 1834. Mißglückte Pläne führten ihn 1836 in seine amtliche Stellung zurück; nahm 1838 den Abschied, um ungestört der Poesie zu leben; † 1840). Immermann wurde frühzeitig durch seine Erziehung zu einem Charakter voll abgeschlossenen Ernstes und Eigensinnes, ebenso frühzeitig wurde er zum Bewußtsein seiner Dichterkraft geführt. Aus dem zwölften Lebensjahre rühren Geburtstagsgedichte von ihm her, sechszehn Jahre alt, hatte er ein Drama „Prometheus" vollendet. Seine poetischen Arbeiten, im Ganzen überblickt, gewährten den zweifachen Eindruck, einerseits des isolirten Eigensinns, der angestrengten Subjektivität und Willkür im Geschmack, andrerseits des Schwankens und Umherirrens nach einem Princip. Künstlerisch frei und sicher ist Immermann nicht geworden. So lange er Dramatisches schrieb, kam er nicht über den Charakter des Mißglückten und Vergriffenen; später erreichte er mit epischen Dichtungen wenigstens den Werth des Heiteren, Leichten und Gefälligen. — Seine ersten Dramen, im Geschmack der Romantik, „das Thal von Ronceval" 1822 (Immermann erfindet zu der Sage von Roland's Tod die Liebe dieses Helden zu einer Mohrenprinzessin Zoraide, die, um seiner würdig zu werden, sich taufen läßt); „Periander und sein Haus" 1823 (Periander, der Tyrann von Korinth, bringt sich durch Greuelthaten um die Liebe seiner Kinder und stürzt sein ganzes

Haus in's Verderben); „Cardenio und Celinde“, 1826 (Bearbeitung des Stoffes in dem gleichnamigen Drama von A. Gryphius). Diese und andere Dramen sind mit abnormen Dingen überladen. Die Wirkung des Abscheulichen ist bis in's Kleinliche beabsichtigt. Stücke dieser Art waren es, durch welche Platen zu seinem Spott im „romantischen Oedipus“ gereizt wurde, zum Spott gegen die „Scharfrichterei: Die größte, mehr als ekelhafte Metzelung, die je der fette Frosch Bombast in dunstigem Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete“. — Seit 1827 wandte sich Immermann zum historischen Drama. Sein „Trauerspiel in Tyrol“, 1827, später „Andreas Hofer“ genannt, legt den Mittelpunkt der dramatischen Handlung nicht in die Seele des Helden, Andreas Hofer, sondern in die Geistlichkeit, die ihn und das Volk zum Aufstand bewegt. In dem Trauerspiel „Kaiser Friedrich II.“, 1828, wendet er das Interesse von dem Kampf zwischen Kaiser und Papst, wofür der erste Akt in Anspruch nimmt, auf Liebesscenen: beide Söhne des Kaisers, Enzius und Manfred, lieben Roxelane, die schöne Sarazenerin, von der sie leider erfahren müssen, daß sie ihre Schwester, Kaiser Friedrich's natürliche Tochter, ist. — Ganz verschroben ist: „Merlin, eine Mythe“, 1831, ein in affektirtem Goethe'schen Fauststil abgefaßtes dramatisches Gedicht. (Merlin ist der Sohn Satans und der Candida, einer reinen Jungfrau. Als väterliches Erbtheil lebt in Merlin das Böse, als mütterliches das Gute. Merlin nennt sich selbst ein „Unseliges Fertigsein und Nimmerwerden, Vom weichen Oel der Schwäche nie gelindert; Von Liebe nicht befeuert, Vom Hasse nicht gehindert“. Das sind, wie Merlin's Pflegevater, der fromme Placidus, sagt: „Klänge ohne Sinn“. Neben Satan und Merlin treten in locker an einander gereihten Scenen die Sagenhelden der Tafelrunde und des heiligen Gral auf, alle ohne Natur und Charakter, in mystischem Irrereden und Allegorisiren. Die Ritter der Tafelrunde schweifen in der Einöde auf dem Wege nach dem Gral umher und verschmachten; der heilige Gral flüchtet sich nach Indien; Satan aber, der seine Absicht, durch Merlin die Welt dem Bösen zu überliefern, nicht erreicht, tödtet seinen Sohn, während dieser zu Gott betet.) Immermann's eigner Aussage nach sollte das Gedicht eine Allegorie für den Gedanken enthalten, daß „das zwischen Böses und Gutes getheilte Wesen (der Mensch), daß der Sohn Satans und der Jungfrau, auf dem Wege zu Gott, in den jämmerlichsten Wahnwitz fällt“. Jämmerlicher Wahnwitz auf dem Wege zu Gott kann wohl bemitleidenswerth, aber nicht poetisch genannt werden. — Immermann's epische Dichtungen erwarben ihm in hohem Grade die Gunst des Volkes. „Tulifäntchen, ein Heldengedicht in drei Gesängen“, 1830: ein Märchen von feiner komischer Wirkung. Immermann begann hier die humoristische Verspottung der kleinen, der „Epigonengestalten“ seiner Zeit, besonders des heruntergekommenen Adels. (Don Tulifant nennt von allen Schlössern, die sonst seinem Geschlechte gehörten, von allen Kornfeldern, Wiesen und Geldsäcken, nur noch einen Kartoffelkeller sein eigen. Dennoch, auf dem Gemäuer dieses Kartoffelkellers sitzend, freut der Don sich des Besitzes seiner Ahnen; er würde keinen Kummer haben, wenn ihm nicht der Erbe versagt wäre:

„Alt bin ich! — bald kommt der Tag,
Wo der fremde Lehngeretter
Pflanzen wird auf diese Mauer
Auch ein fremdes Wappenschild!

Denk ich daran, dann erscheinst du,
O Vergänglichkeit, du Siegerin
Aller Sieger, greise Göttin,
Riesig mir, gespensterhaft!“

Aber Don Tulifant und seine Gemahlin, Donna Tulpe, haben die Freude, daß ihnen ein Sohn bescheert wird. Das Knäblein ist zwar so winzig klein, daß die Eltern erschrecken; aber die Fee Libelle, des Hauses Schutzgeist, nimmt sich des Knaben an; und Tulifäntchen kommt, nachdem er überall in der Welt verhöhnt ist, in ihr Reich. Da bedienen ihn Gnomenpägelein und liebliche Libellen. Und

„ew'ge Jugend Kostet er nun in dem schönen, Traumessel'gen, grünen, tiefen Wunderblühnden Reich der Geister".) — „Die Epigonen, Familienmemoiren in drei Büchern", 1836, eine Novelle, in welcher ganz aufgelöste Verhältnisse einer aristokratischen Familie vorgeführt werden, deren Güter auf bürgerliche Nachkommen übergehen. (Hermann ist, ohne es zu wissen, der Sohn eines Herzogs; als Pflegekind im Hause eines Lübecker Senators erzogen. Durch seinen Oheim, einen Commerzienrath, dem die Güter des Herzogs verpfändet sind, wird er schließlich der Erbe seiner eigenen väterlichen Besitzungen.) Immermann bewegt sich mit großem Behagen in der Schilderung entsittlichter Verhältnisse. Zur Erläuterung des Titels und der allgemeinen Tendenz dient folgende Stelle: „Wir sind, um in Einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reich des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Geld: wer mit fremdem Gut leichtsinnig wirthschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten." — „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken", 1838. (Der Baron Münchhausen ist ein witzelnder, faselnder Lügner: seine Geliebte das Fräulein von Schnickschnackschnurr. In die barocke Schilderung verkommener Verhältnisse flicht der Dichter ein reizendes idyllisches Bild westfälischen Dorflebens ein. Ein Meisterstück der Poesie, das, wenn Immermann es ohne Beziehung auf jene adeligen Verhältnisse hätte geben wollen, über jeden Tadel erhaben wäre. Aber Lisbeth, das unschuldige Naturkind im Hause des westfälischen Dorfschulzen, soll die Tochter des Baron Münchhausen und des Fräulein von Schnickschnackschnurr sein!) — Immermann's letztes Gedicht „Tristan und Isolde", 1840, ausgezeichnet durch glanzvolle Schilderung der Heiterkeit und Lebenslust, blieb unvollendet.

Unter den Novellendichtern der Zeit 1815—30 verdient ferner Hervorhebung: Leopold Schefer (geb. 1784 zu Muskau; Generalbevollmächtigter des Fürsten Pückler-Muskau; viel auf Reisen in England, Italien und in der Türkei; † in Muskau 1862). Schefer schilderte in seinen Novellen die Anomalien des Lebens, den Konflikt der Leidenschaft und Vernunft, der Verrücktheit und des Bewußtseins, der Sünde und des reinen Willens, der Kaprice und Treue, irgend einer Sonderbarkeit und des gewöhnlichen Ganges der Dinge. In der Schilderung konvulsivischer Zuckungen, krankhafter Spannungen, ungeheurer Dinge, die daraus folgen, liegt seine Virtuosität. „Die lebendige Madonna", 1825. (In Neapel ist die Sitte, daß ein Mädchen, als Mutter Gottes gekleidet, eine Krone im Haar, in schwarzem Gewand, mit langem Schleier bedeckt, durch die Straßen der Stadt geschickt wird und für die Armen um eine Gottesgabe bittet. Man wählt zu diesem Dienst junge Mädchen, die durch Schönheit ausgezeichnet sind. Schefer entwirft in der Novelle ein Bild von den Seelenzuständen einer Jungfrau, die, so lange sie das Gefühl der Unschuld in sich trägt, diesem Kultus der Madonna mit naiver Sicherheit dient; als ihr jenes Gefühl aber verloren gegangen, in Wahnsinn verfällt und stirbt.) „Der Unsterblichkeitstrank", 1829. (Nach einer Sage in China lebt die Dynastie des Fo heimlich irgendwo fort. Der Dichter denkt das Fortleben als einen Schlaf, bei dem man nicht altert. Nun schlafen verschiedene Personen des Geschlechtes verschieden lang, und dadurch kommen die Glieder der Familie ganz in Unordnung miteinander; der Vater, der längere Zeit im Schlafe

ohne zu altern fortgelebt hat, ist jünger als sein Sohn und als sein Enkel. Auf diese Weise kommt allerdings viel Possenhaftes zum Vorschein. Aber es fehlt den Erfindungen innere Nöthigung.) „Der Bauchredner", 1831. (Ein Bauchredner betrachtet die beiden Stimmen, die er hat, als zwei Geister, die in ihm leben; der Welt erscheint er bald als Besessener, bald als Gaukler; in der That ist er keines von beiden, mehr eine unglückliche Karikatur des Lebens.) „Die Lebensversicherung, 1832; der Sklavenhändler", 1833 rc. — Seit 1834 trat Schefer auch mit lyrischen Dichtungen auf: zuerst unter dem Titel „Laienbrevier" (eine Art beschaulicher Dichtungen, durch Rückert's „Weisheit des Brahmanen" angeregt). 1843 mit einem ähnlichen Werk „Vigilien" rc.

Der romantischen Richtung angehörig ist ferner Hans Christian Andersen (ein Däne, geb. 1805 in Odense auf Fünen; lebte viel auf Reisen, in Deutschland, Italien, Frankreich, † in Kopenhagen 1875). Durch die von ihm selbst besorgten deutschen Ausgaben seiner Werke stellte er sich auch unter die deutschen Dichter; und unser Vaterland, zuerst durch Tieck und Chamisso auf ihn aufmerksam gemacht 1831, hieß ihn mit aller Begeisterung nationaler Mitempfindung wie einen seiner eigenen Dichter willkommen. An Zartheit der Empfindung, Anmuth und Reichthum der Phantasie, sind seine Märchen unübertroffen. Außer den Märchen hat Andersen Romane geschrieben: „Nur ein Geiger", 1837; „der Improvisator", 1847; „Sein oder Nichtsein", 1857 rc. Unter dem Titel „das Märchen meines Lebens", 1846, erschien Andersen's Selbstbiographie.

§. 133. Steffens, Sealsfield, W. Alexis.

Historische Stoffe wurden in Novellen und Romanen bearbeitet: von Steffens (die Familien Walseth und Leith, die vier Norweger rc.). Sealsfield (der Legitime und der Republikaner, der Virey und die Aristokraten rc.). Wilibald Alexis (Cabanis, der Roland in Berlin, der falsche Waldemar, die Hosen des Herrn von Bredow rc.).

Die Pflege des historischen Romans war eine Folge der Bekanntschaft mit den Romanen Walter Scott's (geb. 1771 zu Edinburg, † 1832 zu Abbotsford, seiner Besitzung am Tweed bei Melrosen): Waverley, 1814; The bride of Lammermoor, 1819; Kenilworth, 1821 rc. rc.

Henrik Steffens (ein Norweger von Geburt, geb. 1773 in Stavanger; seit 1794 in Deutschland, 1804 Professor der Naturwissenschaften in Halle, später in Breslau, von wo er 1813 mit in den Krieg zog; Ritter des eisernen Kreuzes; nach dem Frieden übernahm er die Professur in Breslau wieder; 1831 in Berlin, † 1845). Unter seinen natur- und staatswissenschaftlichen Werken verdienen Hervorhebung: „Karikaturen des Heiligsten; Anthropologie". — Der Roman „die Familien Walseth und Leith", 1827, führt in einem Cyklus von Novellen die Geschichte der beiden Familien durch ein ganzes Jahrhundert hindurch. Einheit künstlerischen Planes ist bei der großen Masse der verschiedensten Erzählungen und bei Steffens' Hinneigung zur philosophischen Reflexion nicht vorhanden. Reinheit und Innigkeit der Empfindung aber, gesunder, kräftiger Natursinn erwarben dem Roman viel Freunde. — In den Novellen „die vier Norweger", 1828, vertheilt Steffens seine eigenen Erfahrungen, die er in Deutschland in Politik, Kunst und Wissenschaft gemacht, in die Lebensgeschichten von vier Freunden. Schwächer sind spätere Romane: „Malcolm", 1831; „die Revolution", 1837. Unter dem Titel: „Was ich erlebte" schrieb Steffens seine eigene Biographie.

Charles Sealsfield (ursprünglicher Name: Karl Postl; geb. 1793 zu Poppitz bei Znaim in Mähren; widmete sich dem geistlichen Stande; floh 1822

nach Amerika, nannte sich Charles Sealsfield; Bürger der nordamerikanischen Freistaaten, kehrte 1828 nach Europa zurück, lebte in London, Paris; siedelte sich 1832 in der Schweiz an, † 1864 auf seinem Landhause am Fuße des Weißenstein in Solothurn). Der erste Roman, den Sealsfield deutsch herausgab, „der Legitime und die Republikaner“, 1833, war eine Umarbeitung eines vorher englisch geschriebenen: „Tokeah or the withe rose“, 1828. (Kräftige Schilderungen des amerikanischen Natur-, Racen- und Volkslebens aus der Zeit des amerikanisch-englischen Krieges.) — „Der Virey und die Aristokraten“, 1834, schildert an der Geschichte Mexiko's im Jahre 1812 die zerrissenen Elemente des Landes, die verschlagene Despotie, die zerfahrene, furchtsame Aristokratie und das in Stumpfheit versunkene Volk. — In den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären“, 1835—37, giebt Sealsfield in lose aneinandergeknüpften Erzählungen treffliche Charakteristiken der in Amerika eingewanderten Europäer, namentlich Engländer und Franzosen. — Spätere Romane sind das „Kajütenbuch“, 1840; „Süden und Norden“, 1842 ꝛc. Groß ist bei Sealsfield die Kraft der Detailschilderung, die Phantasie in der Natur- und Charakterzeichnung.

Wilibald Alexis (mit seinem wirklichen Namen: Wilhelm Häring, geb. 1798 zu Breslau; lebte in Berlin, zuletzt in Arnstadt; † 1871). In den Romanen: „Waladmor“, 1823; „Schloß Avalon“, 1827, war die Nachahmung Walter Scott's überwiegend. Seit 1832 wandte er sich auf vaterländische Stoffe. „Cabanis“, 1832 (Scenen aus dem Hofleben Friedrich des Großen). „Der Roland in Berlin“, 1840 (Kampf der Städte, namentlich Berlins, an dessen Spitze der Bürgermeister Johannes Rathenow steht, gegen Kurfürst Friedrich den Eisernen). „Der falsche Waldemar“, 1842. (Waldemar wird als träumerischer Charakter, der unter Selbsttäuschungen sich in die Seele eines Anderen hineinlebt, aufgefaßt.) „Die Hosen des Herrn von Bredow“, 1846 (Schilderungen des brandenburgisch-ritterlichen Lebens im 15. Jahrhundert). Der Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, 1850, entwirft Bilder aus der Zeit Napoleon's. Ebenso der Roman „Isegrimm“, 1853. — Mit seinem Freunde Hitzig besorgte Alexis seit 1842 die Herausgabe „des neuen Pitaval“ (Sammlung von Kriminalgeschichten).

Julius Eduard Hitzig (geb. 1780 zu Berlin, in Warschau Referendar bei der Regierung; dort mit Z. Werner und Th. A. Hoffmann befreundet; seit dem Einrücken der Franzosen 1806 ohne Amt; gründete einen Buchhandel in Berlin; trat 1815 wieder in preußischen Dienst: Kriminalrath beim Kammergericht; † 1849). Für die Literaturgeschichte hat Hitzig sich durch die Lebensbeschreibungen seiner Freunde: Z. Werner, 1823, und Th. A. Hoffmann, 1823, verdient gemacht.

Als Verfasser von historischen Romanen können außerdem erwähnt werden: Karoline Pichler (geb. v. Greiner, 1769 geboren; † 1843 in Wien) machte schon um 1808 den Anfang mit romanartiger Behandlung historischer Stoffe. Der Roman „Agathokles“, 1808, führt die Zeit der Christenverfolgungen vor; die Romane: „Friedrich der Streitbare; Ferdinand II.; Belagerung Wiens“ behandeln die östreichische Geschichte. — Wilhelm Hauff (geb. 1802 in Stuttgart; lebte in seiner Vaterstadt, † 1827). Seine ersten Märchen und Novellen: „das Bild des Kaisers; Memoiren des Satans; Phantasien im Bremer Rathskeller“ zeigen Nachahmung und Manier Hoffmann's. Seine Erzählung: „der Mann im Monde“, 1826, ist eine launige Verspottung Clauren's, eines in jener Zeit viel gelesenen Romanschriftstellers (mit seinem wirklichen Namen: Samuel Heun, geb. 1771; preußischer Hofrath in Berlin, † 1854). Zu gleicher Zeit wandte sich Hauff zum historischen Roman: „Lichtenstein“, 1826, worin er die Geschichte Herzog Ulrich's von Würtemberg behandelte. Hauff hat auch Lieder gedichtet, die großen Beifall fanden: Reiters Morgengesang (Morgenroth, Leuchtest mir zum frühen Tod? Bald wird die

Trompete blasen, Dann muß ich mein Leben lassen, Ich und mancher Kamerad!), Soldatenliebe (Steh' ich in finstrer Mitternacht So einsam auf der fernen Wacht) ꝛc. — Karl Spindler (geb. 1795 zu Breslau; † 1855 in Baden-Baden). „Der Bastard", 1826, behandelt die Zeit Rudolph's II.; „die Juden", 1827, die Zeit des Konstanzer Konzils. Aus späterer Zeit stammen „die Nonne von Gnadenzell", 1836; „der Vogelhändler von Imbst", 1842 ꝛc.

Der wohlthätige Einfluß, den die künstlerische Behandlung historischer Stoffe geübt hat, liegt außerhalb der poetischen Literatur. Die Geschichtschreibung hat um dieselbe Zeit eine kunstgemäße Vollendung erreicht, die ihr früher gänzlich abging. Friedrich Ludwig Georg von Raumer (geb. 1781 in Wörlitz bei Dessau; Professor der Geschichte in Berlin; † 1874), dessen Hauptwerk: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", 1823—25. — Leopold Ranke (geb. 1795 zu Wiehe in Thüringen; Professor der Geschichte in Berlin). Seine Werke zeigen eine vorher nicht dagewesene Verbindung gründlichster Quellenforschungen und künstlerischer Abrundung in Form und Auffassung, Gedankenfülle und lebendige Anschaulichkeit. „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", 1827; „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert", 1834; „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", 1839 ꝛc.

Romanschriftsteller des Salons: Ida, Gräfin Hahn-Hahn (geb. 1805 zu Tressow in Mecklenburg; 1850 zur katholischen Kirche übergetreten). Zuerst erschienen lyrische Dichtungen: Gedichte, 1835 ꝛc.; seit 1838 Romane: Aus der Gesellschaft; Gräfin Faustina ꝛc. Nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus: Von Babylon nach Jerusalem, 1851; Unsrer lieben Frau ꝛc. — Alexander Freiherr von Sternberg (geb. 1806 zu Noistfer in Esthland, lebte seit 1830 in Deutschland, † 1868 zu Dannfelde in Mecklenburg). Die Zerrissenen, 1832; Lessing, 1834; Molière, 1834; Diana, 1842; die Royalisten, 1848 ꝛc.

§. 134. Müllner, Grillparzer, von Zedlitz.

Der Einfluß der Romantik auf die dramatische Poesie äußerte sich besonders in der Hinneigung zum Gräßlichen und Unnatürlichen. Daher die Pflege der sog. Schicksalstragödie (durch Z. Werner's „vierundzwanzigsten Februar" veranlaßt). Die bedeutendsten Dichter: Müllner (der neunundzwanzigste Februar, die Schuld ꝛc.); Grillparzer (die Ahnfrau; ferner Bearbeitung antiker Stoffe: Sappho, das goldene Vließ ꝛc.); von Zedlitz (Turturel, der Königin Ehre; ferner Lyrisches: Gedichte, Todtenkränze ꝛc.).

Das Schicksal im Sinne der Romantik dieser Zeit ist nicht das Schicksal der Griechen, d. h. der Wille der Gottheit, der, bald neidisch, das Glück den Menschen zerstört, bald versöhnend es wiederherstellt, auf den sich also, wenn auch mit Furcht, noch immer hoffen läßt; auch nicht das Schicksal des Christenthums, d. h. die Weisheit der ewigen Vorsehung, auf die der Mensch baut und vertraut; sondern ganz willkürlich die Zaubermacht irgend eines Fluches. Durch ein Versehen, eine Uebereilung, zuweilen durch ein Verbrechen, ist einem Menschen ein Fluch überkommen; dieser wirkt auf Kind und Kindeskinder, auf völlig unschuldige Personen der Art, daß ihm gegenüber nicht die mindeste Kraft des Kampfes oder gar des Sieges aufkommt. Die ihm verfallen sind, verstricken sich wissend und unwissend in die Uebermacht und gehen bejammernswerth unter. Indem das Drama zu dieser Idee sich verirrte, wurde ihm die erste Bedingung seiner Existenz geraubt: der berechtigte Kampf verwandter Mächte. Die Schicksalstragödie wirkt nur in der Weise

der Gespenstergeschichten zum Grauen. Damit aber erreichte sie in ihrer Zeit Außerordentliches. Tieck, damals Dramaturg in Dresden, sagt mit Bezug auf diese Richtung: „Sehen wir auf die neuere poetische Schule, die aus der Verwirrung aller Ansichten emporgestiegen ist, so müssen selbst die Freunde derselben gestehen, daß in der heutigen Tragödie ein finstrer Geist sich durch diese stolz aufgemauerten Prunkgemächer bewegt, daß der Zuschauer sich, statt gerührt, zerrissen, und statt erhoben, vernichtet fühlt." Tieck klagt, daß Schiller's Wort „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" keine Anwendung mehr findet.

Amadeus Gottfr. Ad. Müllner (geb. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels; seine Mutter war Bürger's Schwester. Nachdem er in Leipzig die Rechte studirt, wurde er 1798 Advokat in Weißenfels. 1815 gab er seine Praxis auf, um ganz der Poesie zu leben; † 1829). „Der neunundzwanzigste Februar", 1812. (Walter weiß nicht, daß die Frau, die er geheirathet, seine Schwester ist. Er ist völlig unschuldig, da er nie von der Existenz einer Schwester etwas erfahren hat. Plötzlich geschieht es, daß die Vermählten durch den Bruder ihres Vaters, der aus fernen Landen herbeikommt, aufgeklärt werden. Sogleich entschließt sich Walter, seinen Sohn Emil, einen bereits vierzehnjährigen Knaben, zu ermorden; Emil selbst bittet um den Tod. Walter aber liefert sich den Gerichten aus. Das Schicksal knüpft und löst sich immer gerade am 29. Februar.) Müllner änderte später den Schluß, indem er noch eine neue Enthüllung eintreten ließ, nun wieder dahin, daß Walter's Frau nicht wirklich seine Schwester sei! — „Die Schuld", Tragödie, 1816. (Don Valeros, Grande von Castilien, hat zwei Söhne, Carlos und Otto. Vor der Geburt des letzteren wird seiner Gemahlin von einem Zigeunerweib geweissagt, daß der Sohn, von dem sie genesen wird, seinen älteren Bruder ermorden werde. Aus Furcht vor dieser Weissagung schenkt sie ihren Sohn Otto im zartesten Alter einer, weithin nach Norwegen verheiratheten Freundin, der Gräfin Oerindur, und Otto lebt unter dem Namen „Hugo, Graf von Oerindur", ohne seine Verwandtschaft mit seinem Bruder Carlos zu kennen. Herangewachsen, wird er bei einem Besuch in Spanien der Freund seines Bruders, bald aber auch sein Nebenbuhler; denn gegenseitige Liebe entbrennt zwischen ihm und Don Carlos' Gemahlin, Elvire. Die im Fluch angedrohte That geschieht: Hugo wird der Mörder seines Bruders, und Elvire die Gemahlin des Mörders. Alles dies ist vor Zeiten geschehen. Die Tragödie führt nun einen späten Jahrestag des Brudermordes vor, den die Ueberlebenden auf dem Schloß des Grafen Oerindur in Norwegen zubringen. Hugo erfährt bei einem Besuch des Don Valeros, den er jetzt erst als seinen Vater kennen lernt, daß er der Bruder des von ihm Gemordeten sei. Er fühlt, daß seine Schuld nur mit dem Tode getilgt werden kann; und Elvire, beider Brüder Gemahlin, die sich mitschuldig weiß, da sie Hugo schon beim Leben ihres ersten Gemahls geliebt hat, geht ihm mit einem Dolchstoß in das Land der Sühne voran.) Die an jede Tragödie gerechtfertigte Frage: warum das Tragische geschieht? läßt Müllner nicht bloß unerledigt, sondern er weist sie geradezu zurück: „Fragst du nach der Ursach, wenn

Sterne auf- und untergehen. Das Warum wird offenbar,
Was geschieht, ist hier nur klar; Wenn die Todten auferstehen."

In Sprache und Auffassung zeigt Müllner eine Mischung von Kotzebue's Sentimentalität und Werner's Mystik. Beides gewann ihm eine Zeit lang großen Beifall. Spätere Tragödien: „König Yngurd", 1816; „die Albaneserin", 1820. Auch Lustspiele im französischen Geschmack sind von ihm: „die Vertrauten, der angolische Kater oder die Königin von Golconda, der Blitz" ꝛc.

Franz Grillparzer (geb. 1790 in Wien; Archivdirektor der kaiserlichen Hofkammer; † 1872). „Die Ahnfrau, Trauerspiel", 1817. (Die Ahnfrau

des gräflich Borotin'schen Hauses war durch ihre Eltern zu einem verhaßten Ehebund gezwungen. Die Folge davon war, daß sie untreu wurde. Der Untreue überführt, war sie von ihrem Gemahl unter dem Fluch gemordet, daß sie ruhelos umwandeln solle, bis das ganze Geschlecht ausgestorben sei. Unter diesem Fluche leiden jetzt die letzten Nachkommen, der Graf Borotin, sein Sohn Jaromir und seine Tochter Bertha. Alle drei sind, wie das Stück sie zeichnet, die besten Menschen; sie haben nichts verbrochen und nichts zu büßen; es ist nur eben ihr „Schicksal", daß die Ahnfrau ihres Geschlechtes im Todtenkleide umherwandelt und die Lebendigen mit Erscheinungen schreckt. Allenfalls auf Jaromir haftet ein Verbrechen, aber nicht sein Verbrechen, sondern das eines Andern. Als dreijähriges Kind ist er von einem Schurken gestohlen, zum Räuber erzogen, und in Folge davon Hauptmann einer in der Gegend hausenden Bande geworden. Seiner Familie unbekannt und sie selbst nicht kennend, wird er in dem Augenblick, da er sich vom Räuberleben zurückziehen, in Ruhe am Rhein leben will, der Geliebte seiner Schwester und zum Schwiegersohn seines Vaters bestimmt. Im Triebrad dieser Verwicklung kommt es ganz natürlich, daß Jaromir, nachdem er seinen Vater, unwissend, wer sein Gegner sei, gemordet hat, folgendermaßen philosophirt:

„Ha gethan! hab ich's gethan?
Kann die That die Schuld beweisen,
Muß der Thäter Mörder sein?
Ja, ich that's, fürwahr, ich that's!
Aber zwischen Stoß und Wunde,
Zwischen Mord und meinem Dolch,
Zwischen Handlung und Erfolg
Dehnt sich eine weite Kluft. —
Unsre Thaten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht.
Ob sie frommen, ob sie tödten?
Wer weiß das in seinem Schlaf!
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!
Dunkle Macht und du kannst's wagen,
Rufst mir: Vatermörder! zu?
Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du!"

Ohne Bewußtsein, ohne Gefühl von Schuld geht er in das Grabgewölbe, um von dort Bertha abzuholen. Statt seiner Geliebten, die Gift genommen, tritt ihm die Ahnfrau entgegen, in deren Armen er stirbt. Die Ahnfrau spricht: „Es ist vollbracht! Durch der Schlüsse Schauernacht, Sei gepriesen, ew'ge Macht! Oeffne dich, du stille Klause, Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause." Mit diesen Worten kehrt sie in ihr Grabmal zurück.) Die Ahnfrau hat den Namen „Bertha", wie der letzte weibliche Sproß des Geschlechts; sie ist ihr in Gestalt und Zügen zum Verwechseln ähnlich. In Hast überstürzen sich die Scenen, in denen die Ahnfrau für Bertha, und Bertha für die Ahnfrau angesehen wird. — In späteren Werken wandte sich Grillparzer zur Bearbeitung antiker Stoffe. „Sappho, Trauerspiel in 5 Aufzügen", 1819. (Sappho, die griechische Dichterin, kehrt sieggekrönt von Olympia heim. Sie ist von einem Jüngling begleitet, Phaon, der ihrem Gesange begeistert gelauscht hat. Sie stellt ihn den Dienern ihres Hauses als ihren künftigen Gemahl vor. Phaon verehrt und bewundert allerdings in der Dichterin ein höheres, göttlich begabtes Wesen, und fühlt sich geheimnißvoll zu ihr hingezogen. Aber es ist nicht Liebe, was in seinem Herzen lebt. Liebe erwacht in ihm bei der ersten Begegnung mit Melitta, der schönen anspruchslosen Sklavin Sappho's. Als Sappho dies bemerkt, beginnen in ihr schwere Kämpfe der Eifersucht gegen Melitta, des Grolls und Hasses gegen Phaon. Gekränkte Liebe führt sie zu verzweifelten Entschlüssen. Endlich siegt die Güte ihres Herzens. Sie weiht sich, durch einen Sturz von dem über das Meer hinragenden Felsen, den Göttern.) — „Das goldne Vließ, dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen", 1822. Erste Abtheilung: „der Gastfreund, Trauerspiel in 1 Aufzug." (Phryxus, einem Orakelspruch folgend, kommt nach Kolchis, um das goldne Vließ dem Gotte des Landes zu weihen. Medea spricht den Fluch über den Mord, den ihr Vater Aietes, von

Habsucht getrieben, an Phryxus begeht.) Zweite Abtheilung: „die Argonauten, Trauerspiel in 4 Aufzügen". (Medea flieht mit Jason, der, den an Phryxus begangenen Mord zu rächen, nach Kolchis gekommen ist. Ihr Vater Aietes stirbt.) Dritte Abtheilung: „Medea, Trauerspiel in 5 Aufzügen". (Medea, die unterdessen mit Jason vermählt ist, wird in Griechenland überall als schuldbeladene Zauberin verwiesen. Da Jason, zur Untreue entschlossen, sich mit Kreusa, Kreon's Tochter, vermählt, rächt sich Medea durch den Mord seiner Kinder und seiner neuen Vermählten.) Von Grillparzer sind ferner: König Ottokar's Glück und Ende, 1825 (Konflikt zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg); des Meeres und der Liebe Wellen, 1840 (Geschichte von Hero und Leander) ꝛc.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (geb. 1790 auf Schloß Johannisberg in östreichisch Schlesien; kämpfte bei Regensburg, Aspern, Wagram; Oberstlieutenant; nahm in Oestreich Hof- und Civilstellungen; lebte theils in Wien, theils auf seinem Gute in Ungarn, † 1862). „Turturel, Tragödie", 1819. (Turturel ist die Tochter eines verbannten Königs, die von ihrem Vater in einem Walde in der Hütte einer Köhlerin verborgen gehalten wird. Sie wird der Gegenstand der Liebe des Prinzen Gavin, der sie auf einer Jagd erblickt; und in Folge davon Gegenstand der Eifersucht der Königin Gylfe, die aus Liebe zu demselben Prinzen Gavin ihren Gemahl umbringen will, die unschuldige Geliebte des Prinzen aber wirklich ertränken läßt. Der Vater der Turturel, der verbannte König, der in der Verkleidung eines Harfners umhergeht, findet die Leiche seiner Tochter und bringt sie der Königin.) „Der Königin Ehre", 1828. (Alfänna, die Gemahlin des Königs, wird von der ihr feindlichen Hofpartei der Untreue beschuldigt. Wiewohl sie unschuldig ist, wird sie doch, nachdem ihr Ritter, Alonzo, im Turnier zu ihrer Ehre gefallen ist, durch des Königs Machtwort verbannt.) „Kerker und Krone", 1833. (Tasso, der im Irrenhause gehalten und gepeinigt, dann freigelassen wird, soll auf dem Kapitol gekrönt werden. In der Freude, daß der Traum, der ihm lange vorgeschwebt, nun erfüllt wird, schwindet die Kraft des Dichters. Er stirbt, und der Lorbeer wird auf seine Leiche gedrückt.) Andere Dramen sind Nachahmungen, beinahe Uebersetzungen spanischer Stücke: zwei Nächte in Valladolid, Trauerspiel, 1825; Liebe findet ihre Wege, Lustspiel, 1827; der Stern von Sevilla, nach Lope de Vega ꝛc. — Die lyrischen Gedichte haben zum Theil lebhaften Anklang gefunden. So die unter dem Titel Todtenkränze 1828 erschienenen. (Elegien in Canzonen, Trauergedanken über das vergebliche Bemühen der Menschen nach Ruhm, über die Vergänglichkeit auch derer, die sich opfernd ihrer Zeit zum Dienste stellen. Im Anschauen der Gräber Wallenstein's, Napoleon's, Petrarca's, dann wieder Canning's und Joseph's II., Shakespeare's, Goethe's und Anderer breitet der Dichter seine Gedanken aus.) Unter seinen „Gedichten" (1832) befindet sich das allbekannte: „die nächtliche Heerschau":

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich."

Auf diesen Klang kommen die Todten der großen Armee aus ihren Gräbern: die unter dem Schnee des Nordens, die aus dem Schlamm des Nils. Auf den Klang der Trompete kommen dann auf luftigen Pferden auch die todten Reiter herbei; zuletzt verläßt der Feldherr sein Grab. Er mustert die Soldaten; die Marschälle und Generale schließen einen Kreis; das Wort, das er dem Nächsten in's Ohr sagt:

„Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!"

Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der große Cäsar hält."

Von Zedlitz ist endlich ein liebliches romantisches Märchen: „das Waldfräulein“, 1843. (Das Waldfräulein wurde von einer guten Fee erzogen. Ihr Schicksal knüpft sich an einen Pantoffel, den sie als Andenken ihrer Mutter besitzt. So lange sie ihn nicht von sich läßt, ist sie wohl behütet und durch die Liebe eines Ritters, Aechter von Möspelbrunn, beglückt. Als sie ihn aber einmal vergißt, fällt sie in die Gewalt eines bösen Weibes, bei dem sie Dienste thun und deren Sohn sie heirathen soll. Auf der Flucht vor diesem Weibe kommt sie an den Hof ihres Großvaters, wo sie ihr Ritter wiederfindet.)

Den Geschmack für die Schauer des romantischen Schicksalsdrama's haben außerdem eine Zeitlang getheilt: Immermann, M. Beer, Heine ꝛc. Besonders erwähnt kann noch werden: Ernst Freiherr von Houwald (geb. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz; Besitzer der Standesherrschaft Straupitz; Syndikus der niederlausitz'schen Landstände, † 1845). „Der Leuchtthurm, Tragödie“, 1821. (Ulrich Hort ist ein verlassener, unglücklicher Gatte. Seine Gemahlin Mathilde ist mit ihrem Entführer, Graf Holm, über Meer gefahren. Auf deren Rückkehr hoffend, harrt Ulrich, tiefsinnig seinem Schmerze hingegeben, am Ufer des Meeres, wo sein Bruder Kaspar die Wartung des Leuchtthurms übernommen hat. Mit ihnen lebt Kasper's schöne Tochter, Dorothea. Außerdem hält sich seit längerer Zeit ein junger Mann zu ihnen, der, in einem Schiffbruch dort an's Land geworfen, Allen unbekannt, in der That aber Walther, der Sohn Ulrich's und der Mathilde, ist. Ohne zu wissen, daß Dorothea seine Cousine, liebt er sie. Unter diesen so wunderbar in die Oede einer Leuchtthurmstube zusammengebrachten Personen ereignet sich nun, daß während eines draußen wüthenden Orkans Walther und Dorothea zum ersten Mal ihre Liebe einander gestehen, daß der tiefsinnig schwärmende Ulrich mit der Harfe hinzutritt, beim Anblick des Liebespaares einen visionären Blick in's Schicksal thut, die Lichter des Leuchtthurms auslöscht:

„Aus! aus! ihr Lichter, ihr müßt schwinden,
Vermessen strahlte euer Schein!
Der Schiffer darf den Weg nicht finden,
Nacht soll es sein!“

Und es zeigt sich, daß er in seinem Wahnsinn ein Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes war. Denn in der Dunkelheit der Nacht strandet ein Schiff; Mathilde, die untreue Gemahlin, die von ihrem Gatten Vergebung zu erflehen herübergekommen war, findet den Tod; gerettet aber wird Graf Holm, der Entführer Mathilden's. Ulrich stürzt sich beim Anblick der Leiche seiner Gemahlin in's Meer, nachdem er dem Grafen Holm verziehen, und in Rührung über die Schickungen der Menschen schließt das Stück.) In Grabbe's satirischer Komödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ werden Houwald's süßliche Sachen um einen Hering gewickelt, um einiges Salz zu bekommen. — Andere Stücke von Houwald: „das Bild; Fluch und Segen“ ꝛc. Besseres leistete er als Schriftsteller für Kinder und für die Jugend. „Bilder für die Jugend; Buch für Kinder“.

Eine andere, mehr mit Tieck verwandte Fortsetzung der romantischen Poesie im Drama zeigte Wolfgang Menzel (geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien; studirte Philosophie in Jena und Bonn; schriftstellerisch thätig, meistens in Stuttgart). Menzel trat zuerst mit spruchartigen Dichtungen auf: „Streckverse“, 1823; schrieb ferner dramatisirte Märchen: Rübezahl, 1829; Narcissus, 1830. Mehr Einfluß haben seine kritischen und geschichtlichen Werke geübt: Geschichte der Deutschen, 1824; Geschichte der deutschen Dichtung, 1828 ꝛc. In den dreißiger Jahren trat Menzel mit Energie gegen die Richtung des „jungen Deutschland“ auf (§. 136).

§. 135. Beer, von Uechtritz, Grabbe.

Historische Stoffe behandelten (neben Uhland, Rückert, Eichendorff, Immermann); **Mich. Beer** (der Paria, Struensee ꝛc.); **von Uechtritz** (Alexander und Darius, Rosamunde, die Babylonier in Jerusalem; ferner der historische Roman: Albrecht Holm); **Grabbe** (Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Napoleon oder die hundert Tage, Hannibal, die Hermannsschlacht; ferner die Tragödie Don Juan und Faust ꝛc.).

Zwischen den historischen Dramen Schiller's und denen aus den Jahren nach 1815 herrscht im Princip folgender Unterschied. Schiller bediente sich der geschichtlichen Wahrheit, soweit sie seinen poetischen Ideen nicht widersprach. Er suchte das geschichtliche Faktum mit der Idee, die es in ihm angeregt hatte und für die er sich erwärmt fühlte, zu durchdringen. Der späteren Dramatik ist der geschichtliche Stoff die Hauptsache. Man zeichnet ein treues Bild der Zeit, man giebt eine realistische Darstellung der historischen Begebenheit. Die letzten Verirrungen dieses Princips zeigen sich bei Grabbe.

Michael Beer (geb. 1800 in Berlin, Bruder des Komponisten Meyerbeer. In seinem elterlichen Hause, einem Banquierhause, wo Gelehrte und Künstler, namentlich auch die ersten darstellenden Künstler der Berliner Hofbühne verkehrten, fand er frühzeitig Gelegenheit, seine Ansichten über dramatische Poesie zu bilden; lebte später viel auf Reisen, in Italien, Paris; hielt sich vorzugsweise in München auf, † daselbst 1833). Achtzehn Jahre alt, dichtete er eine Tragödie: „Klytämnestra“. In seinem nächsten Werk: „**Die Bräute von Aragonien**“, 1823, folgte er der Richtung der Romantik zur Schrecken- und Schicksalstragödie. (Constantia ist ein schuldlos leidendes Wesen, die Tochter der verwitweten Königin von Aragonien. Sie hat das Unglück, von ihrer unnatürlichen Mutter gehaßt und für das Kloster bestimmt zu sein, von ihrer herrschsüchtigen Schwester Hippolita mit Eifersucht verfolgt zu werden. Nach dem Testament des Vaters der beiden Schwestern hat der Erbe des aragonischen Thrones, der Prinz Alphons von Sicilien, die freie Wahl, welche der Schwestern er durch Vermählung zur Königin erheben will. Da Constantia durch seine Liebe ausgezeichnet wird, beschließt ihre Schwester Hippolita ihren Tod und sendet Alvaro, den Mörder, nach ihr aus. Da Alvaro den Dolch auf sie zückt, spricht Constantia schließlich:

„Laßt ab! laßt ab! Wenn ihr dies Herz durchbohrt,
Gemordet habt ihr, nicht getödtet mich.
In **seinem** (Alphons') Busen lebt mein andres Ich,
Und selber in des Grabes ew'gen Tiefen,
Wo Alle schon den langen Schlummer schliefen,
Wird mich die Ruh', wird mich der Friede flieh'n.
Hinauf in seine Nähe wird's mich zieh'n,
Empor mich schrecken aus des Sarges Engen,
Und dem Gesetze der Natur zum Spott
Werd' ich die Riegel meines Grabes sprengen;
Denn nicht ohn' ihn tret' ich vor meinen Gott.“

Die Drohung geht in Erfüllung. An Alphons' nächtliches Lager tretend, ruft ihr Geist ihren Geliebten zu sich. Dieser sieht ihr „holdes Antlitz, bleich wie Tod, die Blicke Eis, und gluthlos ihre Wangen“; ihrem Winke kann er nicht widerstehen. Es zieht ihn in das Grab.) Goethe hat denselben Stoff, der doch nur auf einem unheimlichen Geschehen, nicht auf einer dramatischen Verwicklung beruht, passender

in einer Ballade: „die Braut von Korinth“ behandelt. — Das Trauerspiel: „der Paria“, 1826, gehört insofern zu den historischen Dramen, als darin das geschichtliche Verhältniß der Kasten Indiens vorgeführt wird. (Gadhi, dem verachteten, als Scheusal der Gottheit gehaßten Stamme der Parias angehörig, hat, unter dem schmachvollsten Druck seiner Lage, Reinheit des Sinnes, Hoheit der Tugend bewahrt. Er weiß in seinem Sinn keine Antwort auf die herzzerreißende Frage:

— „Wenn dein Name
Gerechtigkeit und Langmuth, großer Brama,
Gieb Antwort: warum folgt dein ew'ger Haß
Dem unglücksel'gen Stamm, der mich erzeugt?
Weil einst, in grauer Fabelzeit,
Ein Paria die Huld'gung dir verweigert, —
Lehrt deiner Priester Schaar, so weit die Fluth
Des Ganges wogt, daß unsre Nähe schändet,
Daß sich allein von uns in Zornes Gluth
Dein heilig, Gnade strömend Antlitz wendet.“

Von dem Adel seiner Seele überzeugt, hat Maja, eine Tochter aus dem Stamme der Rajas, sich ihm verbunden. Aber allen Gefühlen der Menschheit, der Bruderliebe zum Hohn, vernichtet Benaskar, Maja's Bruder, ihn und sein Haus.) — Das Trauerspiel „Struensee“, 1828, behandelt den Sturz des dänischen Ministers Graf Struensee (1772). (Ein Emporkömmling, vom Leibarzt des Königs zum Günstling, allmälig zum Grafen und allmächtigen Minister gestiegen, unternimmt Struensee, die Partei, durch die er emporgekommen, den Adel in seiner Stellung am Hofe, in seinen Vorrechten im Lande, zu stürzen. Ehrgeizig, von der Idee eines Volksbefreiers geschmeichelt, noch mehr durch Liebe zur Königin, Karoline Mathilde, an seine Stellung gefesselt, sieht er die Gefahren nicht, die ihn umgeben, merkt nichts von dem Komplott, das unter dem Schutze der Königin-Witwe, Juliane Marie, gegen ihn geschmiedet wird, verschmäht die Warnung seiner Freunde, seines Vaters, und geht unter.) — Das bürgerliche Trauerspiel: „Schwert und Hand“, 1831, spielt um 1815, da die deutschen Heere, vom Siege über Napoleon zurückgekehrt, sogleich wieder zum Kampfe gegen ihn aufgerufen werden mußten. (Lothar, Major, aus dem Kriege nach langer Abwesenheit zurückkehrend, findet seine Geliebte, Eleonore, vermählt mit dem kommandirenden General. Der Schmerz getäuschter Liebe verzehrt in ihm die Kraft des Lebens; Eleonore aber, den Verhältnissen gehorchend, ermannt sich zur Tugend des Duldens. Der Funke der Liebe glimmt jedoch beim Anblick des Geliebten wieder auf und bringt auch ihr Vernichtung.) — Von M. Beer sind endlich Lustspiele, z. B. „Nenner und Zähler“. (Hannibal berechnet die Zahl der von seiner Frau erlittenen Kränkungen, nimmt ein Lotterieloos auf diese Zahl, gewinnt damit ein Rittergut, und wird wieder der Herr seiner Frau, deren Sklave er früher gewesen.) 2c.

Friedrich von Uechtritz (geb. 1800 zu Görlitz in der Lausitz; studirte die Rechte in Leipzig; Landgerichtsrath in Düsseldorf; † 1875 zu Görlitz). Uechtritz gehört zu den edleren poetischen Naturen, die sich für ideenvolle Stoffe in reiner Weise begeistern lassen, niedere Mittel des Effekts verschmähen. Jugendwerke: Chrysostomus, 1822; Rom und Spartakus, Rom und Otto III., 1823. Das Trauerspiel „Alexander und Darius“, 1827, begleitete Tieck mit einer lobenden Vorrede. Von bedeutender Wirkung sind zwei Scenen, die wie Gegenstücke zu einander stehen: die eine, da Statira, die gluthdurchdrungene Gemahlin des Darius, um diesen sorgt; er ist in der Schlacht bei Arbela abwesend von ihr; sie erfleht den Sieg für ihn; aber vergeblich, in einer Vision erblickt sie den Untergang des Perserreichs; der erflehte Todesengel kommt ihr in der Gestalt des königlichen Siegers,

Alexander entgegen; die andere Scene: da Thais, die attische Mimin, sich vergeblich um den Jünglingskönig, den Sohn des Jupiter Ammon, bemüht; Lied und Tanz, alle Mittel der Verlockung, wirken in ihm nur die Kraft neuer, größerer Thaten. — „Rosamunde“, Trauerspiel, 1834, behandelt den Untergang des Longobardenkönigs Alboin durch seine Gemahlin Rosamunde (574). (Rosamunde, die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, rächt sich an ihrem Gemahl für den Hohn, daß sie an einem Freudenfest ihm aus dem Schädel ihres Vaters, der zum Becher verarbeitet worden, den Wein reichen mußte.) Der Stoff ist barbarisch; eine Handlung, von der Alboin, nachdem er sie vollführt, selbst sagt: „Was ich im Wahnsinn wilden Zorns gethan, Es steht jetzt als ein unnatürlicher Grauenvoller Frevel vor mir.“ — In dem Trauerspiel „die Babylonier in Jerusalem“, 1836, läßt Uechtritz die Gliederung des Drama's in Akte fallen. In drei Bildern: „der Abfall, der Kampf, der Untergang“, werden die Parteien des Judenthums gezeichnet, mit besonderer Schönheit der Gegensatz in der Prophetie: zwischen Mirjam, die den Messias in ihrem Könige Zedekia erblickt, und enttäuscht wird; und zwischen Jeremia, der dem zukünftigen Messias durch Reinigung des Herzens, durch Demuth und Entsagung, die Wege erst bahnen will, über dem Unverstand seines Volkes aber die Herrlichkeit Jerusalems dahinschwinden sieht. — In späterer Zeit wandte sich Uechtritz zum historischen Roman: „Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit“, 1852 ꝛc.

Christian Dietrich Grabbe (geb. 1801 zu Detmold, Sohn des dortigen Zuchthausverwalters; seine Mutter, eine unmoralische Frau, die ihr Kind selbst zum Trunk anleitete. Grabbe zeigte auf der Schule bedeutende Geistesanlagen; gewöhnte sich früh daran, ein Genie in sich zu finden; leider auch daran, nur im Rausch die Stimmung zu erblicken, aus der eine geniale Kraft hervorbreche; studirte in Leipzig die Rechte, gab sich meistens mit Poesie ab. Alle Bemühungen, als Theaterdichter in Dresden, Braunschweig eine Stellung zu gewinnen, schlugen fehl. Sein Wirthshausleben, sein cynisches Wesen, verdarb ihm Alles. Als er dennoch um der Existenz willen sich ernstlicher um ein Amt bemühte, und in Lippe-Detmold als Regimentsauditeur angestellt wurde 1829, betrachtete er sein Amt bald als bloßen Hemmschuh der Dichtergröße, vernachlässigte es und mußte den Abschied nehmen 1834. Mit seiner Familie, seinen Freunden zerfallen, war er der bittersten Noth preisgegeben; fand kurze Zeit Unterstützung durch Immermann in Düsseldorf, der ihn mit Rollenabschreiben beschäftigte. Ganz gebrochen, elend und krank, kehrte er 1836 zu seiner Gemahlin zurück, die ihm verzieh und bis an seinen Tod, der wenige Monate darauf, 12. Sept., erfolgte, Pflege zuwandte). Seine dramatischen Erstlingswerke sind Mißgriffe. Das Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, 1827, ist eine geschraubte Nachahmung der Tieck'schen Satire, ein Wust abgeschmackter Dinge. Das Trauerspiel: „Herzog Theodor von Gothland“, 1827, ist ein Schauer- und Schreckenstück in der extremsten Manier. — Grabbe wandte sich auf das historische Drama. Ein „Hohenstaufencyklus“, den er zu schreiben unternahm, beschränkte sich auf zwei Stücke: 1. „Friedrich Barbarossa“, 1829, behandelt den Abfall Heinrich's des Löwen vom Kaiser vor der Schlacht bei Legnano und seine Vertreibung aus Deutschland. (Trauerscenen auf den Trümmern der Städte, Schlachtverläufe, Hoffeste mit Tournieren der Ritter, deutschen Minnesängern und provençalischen Troubadours; ein rhetorisches Pompstück.) 2. „Kaiser Heinrich VI.“, 1830, behandelt die Geschichte dieses Kaisers, seine Bemühungen, die Krone in seinem Geschlechte erblich zu machen, seine Fortschritte in Deutschland, seine Siege über die Normannen in Neapel und Sicilien. Die Schlußscene spielt „hoch auf dem Aetna“. Heinrich schwelgt in der Hoffnung noch größerer Thaten, trinkt mit seiner Umgebung Syrakuser auf sein Wohl: da

plötzlich sinkt er zur Erde. Seine Gemahlin Konstanze bricht in die Worte aus: „Er stirbt! ein Schlagfluß! O Jammer, Jammer, Alles nun verloren!" Man umsteht den Leichnam in tiefem Schmerz und einer aus der Umgebung spricht: „Das schrecklichste, das tragischste Geschick!" Grabbe verwechselt Unglück und Tragik. — „Napoleon oder die hundert Tage", 1831, behandelt die europäische Geschichte von der Rückkehr Napoleon's von Elba bis zur Schlacht bei Waterloo. Letztere wird auf der Bühne unter dem Feuer der Batterien, von ganzen Regimentern und allen Kavalleriemassen geschlagen. Das Stück enthält dabei viel Sinniges und Geniales. — Schwächer ist das Trauerspiel „Hannibal", 1835. — In seinem letzten historischen Drama: „die Hermannsschlacht", nach Grabbe's Tode erschienen 1838, werden, statt der fünf Akte, acht ungleiche Hauptabschnitte folgendermaßen betitelt: „Eingang, erster Tag, erste Nacht, zweiter Tag, zweite Nacht, dritter Tag, dritte Nacht und Schluß". Ein epischer Verlauf wird in aller Breite unter Dialogen anschaulich gemacht. Was auf diese Weise auf der Bühne geschieht, ist oft das Unerhörteste: während eines Dialogs wird ein Legionär zu Tode gepeitscht; während eines andern wird eine römische Manipel von einem schlauen Cherusker abwechselnd bergauf und bergab eine Stunde lang im Zickzack umhergeführt rc. — Außer diesen historischen Dramen hat Grabbe eine Tragödie: „Don Juan und Faust", 1829, geschrieben: eines der originellsten Erzeugnisse der deutschen Poesie, wenn auch auf einer Verkennung eines Grundprincips der Poesie, zumal der dramatischen, beruhend. 1. Don Juan und Faust sind excentrische Naturen; jener vermessen, das unendliche Vergnügen des sinnlichen Genusses an sich zu reißen; dieser vermessen, eine überirdische Kraft des Geistes sich unterthan zu machen. Wie die Sage, die spanische und die deutsche, sie erfunden und festgestellt hat, haben beide gar keine Berührung mit einander; und Grabbe kann nur eine Art äußerlicher Begegnung dadurch bewirken, daß er beide zu Donna Anna, Tochter des spanischen Gesandten in Rom, Liebe fassen läßt. 2. Die Geschichte beider Helden verläuft sich, den Sagen zufolge, ohne alle Gegenseitigkeit des Einflusses aufeinander. Grabbe bewirkt nur einen Schein von Zusammenhang dadurch, daß er beide zu gleicher Zeit vom Teufel geholt werden läßt. 3. Der schlimmste Verstoß liegt darin, daß Grabbe auch die Charaktere beider Helden verwischt, Don Juan zu einer Art Faust, Faust zu einer Art Don Juan umbildet. Am meisten störend ist die Verwechslung am Schluß. Der Sage nach wird Faust allerdings vom Teufel geholt; aber vom Teufel, den die Sage als den in letzter Instanz doch Betrogenen, als den von Gott Ueberwundenen, kennt, so daß über dem Schicksal Faust's noch eine Erlösung, ein Erbarmen, möglich ist. Wenn aber Grabbe den Faust in demselben Sinne vom Teufel geholt darstellt, wie den Don Juan, so verwechselt er dieses vergebliche Bemühen des Teufels, den zu Gott Hinaufstrebenden von Gott abzulenken, mit der ewigen Strafgerechtigkeit Gottes. Don Juan verfällt dieser letzteren, dem Strafgericht Gottes. Was aber Gott dazu sagt, daß der Teufel mit Faust gewonnen Spiel hat, darüber theilt die Sage nichts mit. Und Goethe konnte, auf diese unerledigte Frage hin, einen zweiten Theil des Faust dichten, und denselben mit jener Tendenz schließen, daß, wer zu Gott strebt, wenn auch auf Irrwegen, doch zu Gott gelangt. (Vergl. Lenau's „Faust" §. 136.) Die Bedeutung des Drama's von Grabbe liegt in der Kühnheit und Entschiedenheit der Gedankenentwicklung. In dieser Hinsicht enthält die Dichtung viel Außerordentliches. Das Recht der Unruhe des in's Uebersinnliche hinausstrebenden menschlichen Geistes empfinden wir ganz nach, wenn Faust, nachdem er mit dem Teufel durch's Firmament geflogen, enttäuscht über die Wirkung, die er sich davon versprochen, zum Teufel also redet:

— „Schwächling, der du glaubst, daß Massen
Befriedigen mich möchten! — Zeige mir
Den Abgrund, welchen ich nicht bodenloser,
Den Gipfel, den ich mir nicht schwindelnder,
Das Weltall, welches ich mir nicht
Unendlich größer denken könnte. — Was
Bis jetzt ich von der Welt erkannte, hat
Mir nur bewiesen, daß es Größ' und Kleinheit
Darin nicht giebt, — und daß die Milb' so sonderbar
Erbaut ist als der Elephant. — Freund, nach
Der Kraft und ihrem Zweck hab' ich geforscht,
Nicht nach der Außenseite!"

Ebenso gewaltig spricht Don Juan den Abgrund seiner Seele aus, wenn er auf die Erinnerung, daß „ein Gott lebt", mit cynischem Spotte sagt:

„Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ist's Gott —
Nun um so größrer Ruhm für ihn! — Den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speise."

Als Bearbeiter historischer Dramen sind ferner zu erwähnen: Ernst Benjamin Salomon Raupach (geb. 1784 in Straupitz bei Liegnitz; studirte Theologie in Halle; ging als Hauslehrer nach Rußland; wurde Professor der Philosophie an der Universität zu Petersburg; lebte seit 1823 in Berlin, ganz den dramatischen Arbeiten hingegeben; † als Geheimer Hofrath 1852). Wie Kotzebue ist auch Raupach durch massenhafte Production, durch oberflächliche Arbeit und durch Kenntniß dessen, was von der Bühne auf die Masse seiner Zeit wirkt, ausgezeichnet. Die Charaktere, die er zu seinen Tragödien benutzt, sind die auf der Bühne leicht brauchbaren, allgemeinen Genrecharaktere: der verschmitzte, schadenfrohe Bösewicht, der schwache Mensch, der sich von jenem leiten läßt; die weiche Seele, die unter widerwärtigen Einflüssen leidet; der Stolze, der sich auf Tod und Leben in den Kampf stürzt. Solche allgemeine Charaktere treten in möglichst grellen Kontrasten gegen einander auf, sprechen sich in platten Worten aus; dazwischen sieht man Gift und Dolch, Kerker und Folter, allerlei Spannungen und Aengste hervorbringen; schließlich geschieht etwas Gräßliches: das ist die Raupach'sche Tragödie. Die Tragödie „die Leibeigenen oder Isidor und Olga" gründete Raupach's Ruf. (Der Bösewicht ist Ossip, ein Leibeigener des Fürsten Wolodimir. Er reizt seinen Herrn zum Ungehorsam gegen den letzten Willen seines Vaters und zum Wortbruch gegen seinen Bruder. Der schwache Charakter ist dieser Fürst Wolodimir, der Alles, was er thut, sich erst von seinem Leibeigenen einreden läßt. Die weiche Seele ist die Gräfin Olga, die bei aller Liebe zu Isidor, dem Bruder des Fürsten, sich doch mit dem Fürsten selbst vermählt und dadurch sich und ihren Geliebten in's Unglück stürzt. Der stolze Charakter endlich ist Isidor, der, von seinem Bruder auf's tiefste gedemüthigt, zuerst in den Kerker, dann in Bedientenkleider gesteckt, seinen Bruder zum Kampf herausfordert, in dem Beide untergehen.) — Außer anderen historischen Stoffen, die Raupach bearbeitete (Tasso's Tod; Royalisten oder Cromwell General; Cromwell Protektor; Cromwell's Ende; Mirabeau ꝛc.), hielt er sich besonders umständlich bei den Hohenstaufen auf, die er in 16 Dramen behandelte: 4 Stücke von Kaiser Friedrich I.; 2 Stücke von Heinrich IV.; eines, betitelt „König Philipp"; ein andres „König Friedrich"; dann wieder 4 Stücke von Kaiser Friedrich II.; darauf „König Enzio"; „Manfred, Fürst von Tarent"; „König Manfred" und „König Konradin". Was ihn bei diesen

Dramen reizte, war einerseits die Gelegenheit zur Rhetorik gegen das Papstthum, gegen intriguirende Diplomatie, gegen Treulosigkeit der Welschen; andrerseits die Sicherheit des Erfolges, die ihm sowohl bei der dramatischen Vorführung der großen Bestrebungen der Hohenstaufen, wie bei Behandlung des traurigen Geschickes, namentlich Enzio's, Manfred's und Konradin's, vorschwebte. In der Vorrede zu den „Hohenstaufen" (1836) spricht Raupach seine Ansichten darüber aus, worauf es ankommt: „auf die Fähigkeit, etwas Wirksames und Bühnengerechtes hervorzubringen, und auf das Vermögen, viel zu schaffen." Er fährt fort: „Die Fähigkeit, Wirksames hervorzubringen, durfte ich mir zutrauen, denn ich hatte schon die Erfahrung für mich; das Vermögen, viel zu schaffen, besaß ich in der Leichtigkeit, mit der ich arbeite." Voll dieses Bewußtseins geht er an die Arbeit, behandelt alle Stoffe, die ihm seit Jahren vorgekommen und ihn angesprochen hatten; er hatte sie, er weiß selbst nicht warum, sorgfältig gesammelt. Die Vorsicht kam ihm wohl zu Statten; leicht erwärmte er sich wieder für die Stoffe und noch leichter arbeitete er sie aus. So kamen in kurzer Zeit jene Dramen zu Stande. — Wie Kotzebue, hat auch Raupach mehr Fähigkeit für das Lustspiel, freilich nur für das possenhafte. Namentlich zwei seiner Possen: „der Schleichhändler", 1830; „der Zeitgeist", 1835, haben sich lange in der Gunst des Publikums gehalten. — Johann Ludwig Deinhardstein (geb. 1794 in Wien; Vicedirektor des Hoftheaters in Wien, † 1859) behandelte in sog. „Künstlerdramen" kleine Anekdoten aus dem Leben bedeutender Künstler: „Hans Sachs", 1827. (Kaiser Maximilian verhilft Hans Sachs zu einer Braut, der Tochter des zum Bürgermeister gewählten Goldschmieds in Nürnberg. Das Stück ist in Knittelversen geschrieben und stellt das Bürgerthum des 16. Jahrhunderts, das Zünftewesen, den Meistergesang, von der kleinlichsten Seite dar.) „Garrick in Bristol", 1832. (Der Schauspieler Garrick, in London ausgepfiffen, kommt nach Bristol, und verhilft hier seinem Freunde, dem Dichter Frondham, durch seine Kunst zu einer Braut.) ꝛc. — Karl von Holtei (geb. 1797 zu Breslau; 1815 Freiwilliger im preußischen Heere; Theatersekretär und Dichter in Breslau, später privatisirend in Berlin, unter häufig wechselnden Verhältnissen). Besonders beliebt wurden: die Wiener in Berlin, 1826; die Berliner in Wien; der alte Feldherr; Lenore; Lorbeerbaum und Bettelstab ꝛc. 1830 gab Holtei im Dialekt geschriebene Dichtungen „schlesische Gedichte" heraus. Spätere Romane: „die Vagabunden", 1852 ꝛc. — Als Lustspieldichter: Ferdinand Raimund (geb. 1791, Komiker an verschiedenen Theatern in Wien, † 1836). „Der Barometermacher auf der Zauberinsel, 1823; der Bauer als Millionair" ꝛc.

§. 136. Umwendung um 1830.

In den Jahren um 1830 trat in der deutschen Poesie eine Umwendung von durchgreifender Bedeutung ein: 1. indem man die Verfolgung rein idealer Ziele, wie sie bisher in der klassischen und romantischen Richtung gepflegt waren, aufgab; 2. indem man sich zu realistischer Behandlung der Poesie umwandte, unter unmittelbaren Beziehungen auf Politik, Religion, Staat und Kirche. Begründer dieser Richtung waren: Heine (in mehr subjektiver und negativer Weise); Grün und Lenau (in mehr objektiver und positiver Weise).

Die Umkehr der Poesie zeigt sich besonders deutlich in dem Verhältniß derselben zur Philosophie. Vorher hatten Philosophie und Poesie sich gegenseitig unterstützt. Schiller hatte sich in das Studium Kant's vertieft; die romantische

Richtung war mit der Fichte-Schelling'schen Philosophie eng verbunden; Hegel, dessen philosophisches System gleich darauf zur Ausbildung gelangte, wandte die Kraft seiner philosophischen Auslegung vornämlich den poetischen Schöpfungen Goethe's zu. Mit Heine dagegen begann um 1830 eine principielle Verneinung der Philosophie: aller Philosophie, vornämlich der Hegel'schen. — Georg Wilhelm Friedrich Hegel (geb. 1770 zu Stuttgart; Professor an der Universität Jena, später Rektor des Gymnasiums in Nürnberg; 1818 Professor der Philosophie in Berlin, † 1831) brachte die Ideen der Schelling'schen Philosophie in ein kunstmäßig geordnetes System. Sein erstes Werk: „Phänomenologie des Geistes", 1807, enthielt eine geistvolle Vorbereitung desselben. Durch sein Hauptwerk: „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", 1817, empfing das Wort „Philosophie" die allgemeine Bedeutung „Wissenschaft". Der Wissenschaften allgemeinste: Natur und Geist, Sittlichkeit, Recht und Kunst, Religion, Staat und Geschichte, Endliches und Ewiges, das Sein und das Nichts, Alles umfassend: so trat Hegel's System auf. „Das Wirkliche ist vernünftig; das Vernünftige ist wirklich": diese Gegenseitigkeit zwischen Sein und Denken, zwischen Wirklichkeit und Vernunft, bildet die Grundüberzeugung des Systems. Hegel nennt das Vernünftige, welches das Wirkliche ist, den „Begriff". Der Begriff ist 1. (in der Logik) der „Begriff an sich", oder „das Unmittelbare, das Sein an sich, das Wesen und die Idee". Der Begriff wird 2. (in der Natur) das „Andere zu ihm selbst, das Vermittelte und das Fürsichsein", wie es in den mechanischen, physischen und organischen Existenzen auftritt. Der Begriff ist endlich 3. (im Geiste) die „Vermittlung in sich, das Zurückgekehrtsein in sich selbst, der Begriff an und für sich", wie er zuvörderst im „subjektiven Geiste", im Geiste des einzelnen Denkenden; dann im „objektiven Geiste" (Staat, Gesetz, Recht); endlich im „absoluten Geiste", in Gott, wirklich ist. In dem Symbol des christlichen Glaubens, der Dreieinigkeit, fand Hegel das Grundgesetz alles Daseins: die absolute Idee, der zufolge Gott selbst unmittelbar das Sein an sich („das Wort, das am Anfang war"), dann das Andere zu ihm (der „Mensch gewordene Sohn Gottes"), endlich die Rückkehr in sich (der „heilige Geist") ist. Mit immer wachsender Begeisterung hatte man seit mehr als 10 Jahren sich dem Eindruck dieses Systems hingegeben. — Da trat um dieselbe Zeit, als Hegel das Rektorat der Berliner Universität bekleidete (1830) und gleichzeitig seine Philosophie im Glanzpunkt öffentlicher Anerkennung stand, durch Heine eine energische Verhöhnung derselben auf. Heine fand in den Ausdrücken, mit denen Hegel's System sich aufbaute („Begriff an sich, Ansichsein, Fürsichsein, das Andere, das Zurückgekehrtsein" ꝛc.), nur Formen, aber keinen Inhalt; müßige Spielerei, aber keine zwingende Wahrheit. In den „Reisebildern" (1826—31) befindet sich Heine unter anderen im Gespräch mit „einem alten Eydechs", der auf seinem Rücken und Schwanz wunderliche Charaktere, Hieroglyphen, verzeichnet hat, die er für die einzig wahre Philosophie ausgiebt. Der Eydechs erkundigt sich nach Schelling und Hegel. Heine sagt: „Wenn man bedenkt, daß sie bloß Menschen und keine Eydechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen." Er fährt dann fort: „Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, die aus jenen Zahlen formirt sind, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann." Im Gespräch mit dem Eydechs spricht Heine einmal das Wort „ich denke" aus. Sogleich unterbricht ihn der Eydechs: „Denken! Wer von euch denkt? Mein weiser

Herr! Schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Thiere; ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf die seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein. Solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling, noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels! ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts." — Dieselbe Geringschätzung der Philosophie brach sich seitdem in fast allen Dichtern durch, namentlich in denen, die in den dreißiger Jahren mit dem Namen des „jungen Deutschland" zusammengefaßt wurden: in Laube (der den Untergang der Philosophie durch Thaten voraussah); Gutzkow (der in der Abhandlung „Philosophie der That und des Ereignisses" ähnliche Gedanken aussprach); Mundt (der unter anderen in den „Modernen Lebenswirren" 1834 eine Rede am Sarkophage Hegel's, „des letzten Philosophen", hielt, worin es heißt: „Was die Märchen sagen, daß, wer sich selbst wandeln gesehen, nicht mehr leben kann, so hat in deiner Philosophie der menschliche Gedanke sich selbst angeschaut, und ist darin in die Ewigkeit vergangen. Ich hatte sein Ich aufgezehrt und auf die Weltwoge des Allgemeinen hingegeben und im Absoluten verschwimmen lassen. Die seufzende Seele ist im Unendlichen zerflattert. Der Tod ist dein Lorbeer" ꝛc.) —

Heinrich Heine (geb. 1799 in Düsseldorf, jüdischer Herkunft; sollte Kaufmann werden, wurde in das Geschäft seines Oheims, Banquier Salomon Heine in Hamburg, gegeben. Dieser erkannte bald, daß sein Neffe, der die Hamburger Blätter mit Gedichten füllte, sich für den Kaufmannsstand nicht eigne. Er setzte ihm ein Jahrgehalt aus und ließ ihn studiren. Heine studirte die Rechte in Bonn, Berlin und Göttingen; trat 1825 zum Christenthum über; hielt sich abwechselnd in Hamburg, Berlin, München auf, verkehrte daselbst in den literarischen Kreisen; lebte seit 1831 meistens in Paris; empfing dort 1836—48 aus der Kasse des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ein Jahrgehalt, wie er sagt, als einen Antheil an dem „großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimath mehr oder weniger glorreich kompromittirt hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten"; fiel 1849 auf ein schmerzvolles Krankenlager, litt 7 Jahre lang unsäglich; † 1856). Heine's Jugendwerke, die Tragödien „William Ratcliff" und „Almansor" 1823 sind im Stil der Romantik geschrieben: Schauer- und Schreckensstücke. Außerordentliches Aufsehen erregten: die Sammlung lyrischer Gedichte „Buch der Lieder" 1827, und die prosaisch geschriebenen Satiren „Reisebilder" (4 Theile, 1826—31). Heine ist als Lyriker durch die zarte Aussprache der Empfindung einer der ausgezeichnetsten deutschen Dichter; zu gleicher Zeit als Satiriker durch die Schärfe und Gewandtheit seiner Gedanken einer der geschicktesten Prosaisten. Wunderbar schön sind die Lieder: „Leise zieht durch mein Gemüth ꝛc.; Ich hab' im Traum geweinet ꝛc.; Du bist wie eine Blume" ꝛc. und viele andere. Aber er kann die reine Stimmung nicht festhalten; ein Alles zersetzender Spott, schamlose Bosheit brechen immer hervor und vernichten die Weihe der Empfindung. In Heine's späteren Dichtungen, „Neue Gedichte" 1844, „Atta Troll" 1847 ꝛc. steigert sich die Satire in's Widerwärtige.

Anastasius Grün (Dichtername für: Ant. Alex. Maria Graf von Auersperg; geb. 1806 zu Laibach; 1832 östreichischer Kammerherr; Minister in Wien; † 1876). Sein erstes Werk „der letzte Ritter, Romanzenkranz“ 1830 (Geschichte Kaiser Maximilian's I., in kleinen sinnigen Bildern poetisch vorgetragen) lenkte die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf ihn. Seine nächsten Dichtungen, poetisch freisinnige Lieder, regten die Stimmung der Zeit elektrisch auf: zuerst „Spaziergänge eines Wiener Poeten 1831 (der Dichter schaut vom Kobenzlberge auf die Leiden des Volks, wie es, vor den Prunkpalästen stehend, vergeblich um Freiheit bittet, wie die Priesterschaft es in weltlichen Banden hält, wie der Mauthkordon den Reichthum des Landes begräbt, wie der Censor den Gedanken lähmt rc.); ferner „Schutt“ 1835, lyrisch didaktische Dichtungen in vier Theilen. 1. Der Thurm am Strande. (Der Thurm ist das Gefängniß eines Dichters, der in rührenden Liedern sein Leiden singt, z. B.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen.
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.
Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!
Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttin Dienerschaaren.
Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüber hin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Gesang die Kehlen überthauend!
Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's wie Flöt' und Geigen,
Daß Bursch und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüthen tanzen mit den Zweigen!
Die Garben ruh'n den Jungfrau'n nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —
Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Aehre! — —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!“)

2. Eine Fensterscheibe. (Während eines Klosterbaues kam ein Bettler und brachte ein Pfennigstück zur Spende für den Bau. Der Abt nahm es mit Dank an: „Das giebt für's Fenster dort die Scheibe grade!“ Der Bettler aber, der Schalk, wünschte „in seiner Seele, daß es dem Hause nie an Licht fehle“. An dieses Bettlers Scheibe will der Dichter sein Lied ranken, Licht in den stolzen Domen verbreiten.) 3. Cincinnatus. („Cincinnatus“ ist der Name eines am Mississippi gebauten Schiffes, das der Dichter aus dem Golf von Neapel ausfahren und nach Amerika segeln sieht. Geschichte und Leben der alten und der neuen Welt werden verglichen.) 4. Fünf Ostern. (Christus blickt jährlich am Ostermorgen vom Oelberg auf die Welt hernieder. Der Dichter beschreibt den Anblick, den Christus zu fünf

verschiedenen Malen theils gehabt hat, theils haben wird. Einmal blickte er auf die Erfüllung seiner Weissagung, die Zerstörung Jerusalems; ein ander Mal auf die Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer; ein drittes Mal auf das Reich der Muhamedaner; ein viertes Mal auf Napoleon's Weltherrschaft. Es wird aber ein fünfter Ostermorgen kommen: da werden Kreuz und Halbmond, Krieg und Knechtschaft, Bosheit und Elend verschwunden sein: Gottes Friede wird Segnungen spenden.) Grün's „Gedichte" erschienen 1837 gesammelt. Darin: „der Ring, Begrüßung des Meeres, der Deserteur, Legende" ꝛc. Später wandte sich Grün zur humoristischen Erzählung: „die Nibelungen im Frack" 1843. (Herzog Moritz Wilhelm von Merseburg hat eine Kaprice auf kleine und große Leute in seiner Kapelle. Er freut sich sehr, einen Zwerg gefunden zu haben, der die Violine wie eine Baßgeige, dagegen einen Riesen, der den Baß wie eine Violine spielt. Dieser letztere ist aber ein Potsdamer Leibgardist, und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ist nicht gesonnen, denselben zu verlieren.) Ferner „der Pfaffe von Kahlenberg" 1850. In edlem Romanzenton ist „Robin Hood" 1864.

Nicolaus Lenau (Dichtername für: Nic. Niembsch, Edler von Strehlenau; geb. 1802 zu Csatad bei Temeswar; studirte in Wien und Preßburg, zuletzt in Heidelberg, wo er mit Uhland, Kerner, Schwab bekannt wurde. Ihn regierte, wie er sich ausdrückt, „eine Art Gravitation nach dem Unglück": ein „böser Geist", von dem seine Freunde schon damals sprachen. Justinus Kerner hatte den Geist leibhaftig gesehen und beschrieb ihn als einen „haarigen Kerl mit einem langen Wickelschwanz". Die Ereignisse seit 1830 brachten ihn allmälig bis zum Irrsinn. Die Julirevolution, der Ausgang der polnischen Insurrektion, der Schmerz über die Verbannung der Polen: unter diesen Einflüssen entschloß er sich, Europa zu verlassen. Mit einem kleinen Rest seines Vermögens ging er nach Amerika, kaufte einige 100 Morgen Urwald. Aber der böse Geist trieb ihn bald wieder zurück; Lenau lebte abwechselnd in Wien, Ischl, Stuttgart; verfiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn, † 1850 in der Irrenanstalt in Oberdöbling bei Wien). Die Herausgabe seiner „Gedichte" besorgte Schwab 1832 während seiner Abwesenheit von Europa. Eine Sammlung „neuer Gedichte" gab Lenau selbst heraus 1838. Sie sind reich an elegischen Stimmungen.

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerisch,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir.
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für."

Lenau breitet diese Schmerzensstimmungen in den verschiedensten Formen aus: in kürzeren epigrammatischen Liedern (Schilfliedern); in Reflexionsgedichten (Fantasien: der Zweifler; Glauben, Wissen, Handeln ꝛc.); in epischen Gedichten (die Haideschenke, Ahasver ꝛc.). Lenau schrieb ferner größere epische Dichtungen: Faust 1836. (Faust hat mit dem Glauben abgethan. Von einem Felsengipfel, wohin er gestiegen ist, ob hier das Geheimniß des Lebens ihm kund würde, ruft er den Gläubigen unten im Thale zu: „Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint, Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!" Unmuthig klimmt er höher, über die Wetterwolken hinaus. Plötzlich weicht ein Stein; da faßt ihn ein finstrer Jäger, stellt ihn wieder auf den Felsenrand und verschwindet um das Felseneck. Bald erscheint ihm Mephistopheles erkennbarer. Faust ist im anatomischen Theater mit einer Leiche beschäftigt, ob er aus dem Tode das Leben begreifen könne. Mephisto reizt ihn zum Kampf gegen Gott: „Du mußt entweder dieses Erdenleben Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld; Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld." Endlich in eines Urwalds nie durchdrungener Nacht, geht die Verschreibung von Statten. Faust ist von

Neuem den Zweifeln verfallen: „Ist diese Welt dadurch entstanden, daß Gott sich selber kam abhanden? Ist Göttliches von Gotte abgefallen, Um wieder gottwärts heimzuwallen?" Wie eine leere Schenke, wo auf dem Tisch die Karten liegen geblieben, kommt ihm die Welt vor. Ihm ist Alles schaal. Da vollführt er des Teufels Zumuthung: er verbrennt die Bibel und verschreibt sich ihm um den Preis, daß er die Wahrheit durch ihn erkenne. Mephisto hat nicht die Macht ihn zu täuschen. Er führt ihn in die Irre, durch Zauberspuk, Hohn der Welt, sinnliches Ergötzen, Mißbehagen, vergebliches Hoffen. Faust bleibt unter allen Enttäuschungen derselbe, der er vor der Verschreibung war. Der Teufel dagegen verliert in Faust's Vorstellung an Wesenheit; die Verschreibung kommt ihm wie ein Schattenspiel vor. „Behaupten will ich fest mein starres Ich, Mir selbst genug und unerschütterlich: Niemandem hörig mehr und unterthan, Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn." In sich freilich findet Faust nichts als Zweifel. „Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?" Er kann nicht vergessen, daß er Kreatur ist und Gott sein möchte. In diesem Kampf des Inneren ergreift ihn die „Sehnsucht nach dem Untergange". Sich selbst will er aufgeben: denn nach allen Kämpfen erwacht im tiefsten Grunde seiner Seele das Gottvertrauen. Mit Gott ist er „festinniglich verbunden seit immerdar"; den Bund, an welchen Mephisto ihn erinnert, hat „der Schein mit dem Schein geschlossen". Sein ganzes Leben, Lust, Schuld und Schmerz, alles ist ein Traum. Träumend ermordet er sich selbst. Mephisto aber bleibt an der Leiche des Selbstmörders, der höhnend Triumphirende: „Da bist du in die Arme mir gesprungen, Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen.") — Epen mit polemischer Tendenz gegen die Geistlichkeit: Savonarola 1837 (Geschichte des florentinischen Reformators, der 1498 durch das Kirchengericht unter Papst Alexander VI. zum Tode verurtheilt wurde); Die Albigenser 1842. —

Die Richtung dieser Dichter empfing vielfache Unterstützung. 1. Neben Heine sind zu erwähnen: Ludwig Börne (geb. 1786 zu Frankfurt a. M.; † zu Paris 1837). „Briefe aus Paris" 1831 rc. Herm. Ludw. Heinr. Fürst von Pückler Muskau (geb. 1785 zu Muskau in der Lausitz; viel auf Reisen; berühmt als Gartenkünstler; † 1871). Anonym erschienen „Briefe eines Verstorbenen, fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich" 1830 (leichtes Raisonnement über die Schäden der Zeit in Politik und Kirche). Später: Semilasso in Afrika 35; die Rückkehr 46 rc. — Ferner die Dichter des sog. jungen Deutschland, namentlich: Heinrich Laube (geb. 1806 zu Sprottau; studirte in Halle und Breslau Theologie; wegen demagogischer Bestrebungen verfolgt; ließ sich später in Leipzig nieder; 1850 artistischer Direktor des Hofburgtheaters in Wien; 1867 Direktor des neuen Theaters in Leipzig; lebt in Wien). Aus der Zeit der oppositionellen Bestrebungen stammen: Reisenovellen 1834; das junge Europa 37 rc. Seit 1841 wandte sich Laube dem Drama zu: die Karlsschüler; Gottsched und Gellert; Graf Essex rc.; auch dem Roman: Deutscher Krieg, historischer Roman. Karl Gutzkow (geb. 1811 zu Berlin, studirte in Berlin, Heidelberg und München besonders Staatswissenschaften: journalistisch beschäftigt unter wechselndem Aufenthalt; seiner Polemik gegen die bestehenden Zustände wegen vielfach verfolgt; lebte in Paris, Frankfurt a. M. rc.; 1859 um die Gründung der Schillerstiftung verdient; in Weimar, Berlin). Negativen Charakters sind die Romane: Wally, die Zweiflerin 1835; Maha Guru; Blasedow und seine Söhne rc. Gutzkow's Dramen aus späterer Zeit sind mehr objectiv: Richard Savage 39; Werner oder Herz und Welt; Uriel Acosta; Zopf und Schwert; das Urbild des Tartüffe; der Königslieutenant rc. Romane aus späterer Zeit: die Ritter vom Geist; der Zauberer von Rom; Hohenschwangau rc. Theodor Mundt (geb. 1808 zu Potsdam, 1850 Bibliothekar an der Universitätsbibliothek

zu Berlin, † 1861) legte seine Jugendansichten in Novellen nieder: Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen 35; Mutter und Tochter ꝛc. Aus späterer Zeit stammen Romane: Thomas Münzer 41 ꝛc. (Theodor Mundt's Frau ist unter dem Namen Luise Mühlbach als Romanschriftstellerin aufgetreten: Friedrich der Große und sein Hof 1853 ꝛc.) — 2. Neben A. Grün und Lenau sind zu erwähnen die Lyriker: Alexander Graf von Würtemberg (geb. 1801 in Kopenhagen, Oberst in Würtembergischen Diensten, † 1844 in Wildbad): Gedichte 1837; gesammelte Gedichte. Julius Mosen (geb. 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtland; Dramaturg in Oldenburg; † 1867) machte sich durch Lieder in kräftigem Volkston: „Andreas; die letzten Zehn vom 4. Regiment" ꝛc. bekannt, gesammelt unter dem Titel „Gedichte" 1836; schrieb ferner Episches: Ahasver 38; den Roman: Congreß von Verona 42; und Dramatisches: Cola Rienzi; Herzog Bernhard von Weimar; Kaiser Otto III. ꝛc. Karl Beck (geb. 1801 zu Baja in Ungarn, studirte in Wien und Leipzig Naturwissenschaft und Geschichte; lebt in Wien); Gepanzerte Lieder 1838; der fahrende Poet; Lieder vom armen Mann ꝛc.; ferner Episches in Versen: Janko, der ungarische Roßhirt 42; Roman: Maler Dolorosa ꝛc. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, nach seinem Geburtsort genannt (geb. 1798 im Lüneburgischen; Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau; 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor zu Corvey in Westfalen; † 1874). Die „unpolitischen Lieder" 1840 hatten seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst zur Folge. Von ihm ferner: Allemannische Lieder 26; Gedichte 34 und viele andere Sammlungen lyrischer Dichtungen. Hoffmann von Fallersleben hat sich durch Erforschung und Veröffentlichung der poetischen Reste des Mittelalters für die Wissenschaft verdient gemacht. Seit 1867 schrieb er: „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen". — Friedrich von Sallet (geb. 1812 zu Neiße; preuß. Officier; † 1843), dessen „Laienevangelium" 1839, dem kirchlichen Christenthum entgegengesetzt, die Gottwerdung des Menschen durch Liebe und Sittlichkeit als höchste Aufgabe der Religion darstellt.

§. 137. Uebersicht der neuesten Literatur.

Charakter und Ziele der Poesie seit den dreißiger Jahren sind in der Entwicklung begriffen. Es folgt hier, nach Gattungen geordnet, ein Verzeichniß der hervorragenden Dichter und Dichtwerke.

I. Dramatiker. Friedrich Halm (Dichtername für: Franz Jos. Freiherr v. Münch-Bellinghausen; geb. 1806 zu Krakau, 1845 Custos der Hofbibliothek zu Wien, 1866 Generalintendant des Wiener Burgtheaters; † 1871): Griseldis 35; der Sohn der Wildniß; der Fechter von Ravenna ꝛc. Friedrich Hebbel (geb. 1813 zu Wesselburen in Ditmarschen; vom 15. bis 22. Jahre Schreiber beim Vogt des Dorfes; bereitete sich in Hamburg für die Universität; studirte in Heidelberg und München Geschichte und Literatur; Reisestipendium vom König von Dänemark; läßt sich in Wien nieder; † 1863): Judith 41; Maria Magdalena; das Trauerspiel in Sicilien; Agnes Bernauer; die Nibelungen, 3 Theile: gehörnte Siegfried, Siegfried's Tod, Kriemhild's Rache, 1863 durch den vom Könige von Preußen ausgesetzten Preis von 1000 Thalern gekrönt. Oskar von Redwitz (geb. 1823 zu Lichtenau unweit Ansbach; studirte Philosophie und Jura in München und Erlangen; kurze Zeit Professor der Aesthetik in Wien; lebt auf Schellenberg bei Kaiserslautern): romantisches Epos Amaranth 49; dann Dramatisches: Sieglinde 54; Philippine Welser; der Zunftmeister von Nürnberg; 1871 Episches in Sonetten: das Lied vom neuen deutschen Reich. Paul Heyse (geb. 1830 zu Berlin, studirte Philologie in Berlin und Bonn; von König Maximilian II. nach

München berufen; blieb in München, auch nachdem das Verhältniß zum Hofe gelöst war): Franzeska von Rimini 50; Meleager; Sabinerinnen; Ludwig, der Baier; Hans Lange; Colberg ꝛc. Außerdem Novellen: L'Arrabiata, das Grafenschloß, die Blinden, die Einsamen, die Pfadfinderin, Auferstanden ꝛc.; Novellen in Versen: die Brüder, die Furie, Thekla, Rafael ꝛc. Romane: die Kinder der Welt ꝛc. Außerdem Gedichte und Uebersetzungen. Emil Brachvogel (geb. 1824 zu Breslau; studirte in Breslau Philosophie; Sekretär bei einem Theater in Berlin; in einem telegraphischen Büreau; schriftstellerisch beschäftigt): Narciß 57; Adalbert von Babanberge ꝛc. Außerdem Romane: Friedemann Bach 58; Schubart und seine Zeitgenossen; William Hogarth ꝛc. Salomon Mosenthal (geb. 1821 zu Cassel; naturwissenschaftliche Studien; Bibliothekar im Cultusministerium zu Wien; geadelt): Deborah 49; Cäcilie von Albano; Bürger und Molly; der Sonnwendhof; der Schulz von Altenbüren ꝛc.; auch Lyrisches: Gedichte. Jul. Leop. Klein (geb. 1810 zu Miskolz in Ungarn; studirte in Wien Philosophie, in Berlin Medicin; lebte in Berlin; † 1876); Kavalier und Arbeiter, sociale Tragödie 50; Maria; Heliodora ꝛc. Ferner Lustspiele: Ein Schützling; Voltaire ꝛc. Außerdem Literaturgeschichtliches: Geschichte des Drama's ꝛc. Otto Ludwig (geb. 1815 zu Eisfeld im Thüringschen; studirte Musik in Leipzig, mußte Krankheit wegen derselben entsagen; lebte zurückgezogen in Leipzig, Meißen, Dresden, † 1866): der Erbförster 52; die Makkabäer ꝛc. Dann Romane: Zwischen Himmel und Erde ꝛc. Nach seinem Tode herausgegeben: Shakespeare-Studien. Rudolf Gottschall (geb. 1823 zu Breslau, studirte Jura, schriftstellerisch beschäftigt in Breslau, Hamburg, Leipzig); Lustspiele: Pitt und Fox; die Diplomaten; Trauerspiele: Mazeppa; Katharina Howard; der Nabob ꝛc. Außerdem Wissenschaftliches: Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts; Poetik ꝛc. Albert Lindner (Gymnasiallehrer in Rudolstadt, legte seine Stelle 1867 nieder, um der Poesie zu leben): Brutus und Collatinus, Trauerspiel, 1866 durch den Preis von 1000 Thalern vom Könige von Preußen gekrönt. Heinrich Kruse (literarisch beschäftigt in Berlin): die Gräfin, Wullenwever, König Erich, Moritz von Sachsen, Brutus, Marino Faliero (Trauerspiele). Adolf Wilbrandt (geb. 1837 zu Rostock; studirte Philosophie und Geschichte in Berlin und München; lebt in Wien): Graf von Hammerstein; Gracchus, der Volkstribun. Lustspiele: Unerreichbar; die Maler; die Wahrheit lügt ꝛc. Ferner Novellen: die Brüder; Johann Ohlerich; Narziß ꝛc. Wissenschaftliches: Heinrich von Kleist's Leben. — Als Lustspieldichter sind hinzuzufügen: Karl Töpfer (geb. 1792 zu Berlin, Schauspieler in Hamburg; † 1871): der beste Ton; die Einfalt vom Lande; Rosenmüller und Finke ꝛc. Amalia, Herzogin von Sachsen (geb. 1794, Tochter des Kurfürsten Maximilian von Sachsen, † 1870): Lüge und Wahrheit; der Oheim; Vetter Heinrich ꝛc. Eduard von Bauernfeld (geb. 1802 zu Wien, studirte Jura; in öftreichischem Staatsdienst, 1848 aus dem Amt getreten): die Bekenntnisse; Bürgerlich und romantisch ꝛc. Eduard Devrient (geb. 1801 in Berlin; Schauspieler an der Berliner Hofbühne, Oberregisseur in Dresden, Direktor in Karlsruhe): die Gunst des Augenblicks; der Fabrikant; Treue Liebe ꝛc. Roderich Benedix (geb. 1811 in Leipzig; Schauspieler; mit der Leitung verschiedener Theater betraut; 1858 schriftstellerisch in Leipzig; † 1873): das bemooste Haupt 39; Doctor Wespe; die Hochzeitreise; die zärtlichen Verwandten; Aschenbrödel ꝛc. Gustav Gans Edler zu Putlitz (geb. 1821 zu Retzien in der Priegnitz, studirte Jura; Theaterintendant in Schwerin; Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen: Intendant des Theaters zu Karlsruhe); idyllisches Märchen: Was sich der Wald erzählt 50; dann besonders Lustspiele: Badekuren; Salzdirektor; das Herz vergessen! ꝛc.; Schauspiel: das Testament des großen Kurfürsten; Um die Krone ꝛc.

II. Epiker. Adalbert Stifter (geb. 1806 zu Oberplan in Böhmen, studirte Naturwissenschaften, Schulrath in Linz; † 1868): Studien, 6 Bände, 44 rc.; bunte Steine; Nachsommer; Wittiko rc. Gustav Freytag (geb. 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studirte Philologie in Breslau und Berlin; Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur zu Breslau; eine Zeitlang journalistisch beschäftigt; Vorleser des Herzogs von Gotha) trat zuerst dramatisch auf: die Valentine 46; Graf Waldemar; die Journalisten; die Fabier. Später Romane: Soll und Haben 55; die verlorne Handschrift; die Ahnen: Ingo, Ingraban, das Nest der Zaunkönige, die Brüder vom deutschen Hause, Marcus König. Ferner geschichtlich Deskriptives; Bilder aus der deutschen Vergangenheit, bis jetzt 5 Bände. Aesthetisches: die Technik des Drama's rc. Friedrich Gerstäcker (geb. 1816 zu Hamburg; wiederholentlich in Amerika, auf Seereisen, in Afrika; † 1872 in Braunschweig): Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika 44; Regulatoren in Arkansas rc. Friedrich Hackländer (geb. 1816 in Burtscheid bei Aachen, Kaufmann, Soldat, viel auf Reisen, Hofrath in Würtemberg; privatisirt in Stuttgart): Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden 41; Europäisches Sclavenleben; Eugen Stillfried rc. Außerdem Lustspiele: Der geheime Agent; Magnetische Kuren rc. Ludwig Storch (geb. 1803 zu Ruhla; Lehrling in einem kaufmännischen Geschäft; besucht das Gymnasium; studirte Theologie in Göttingen und Leipzig; lebt schriftstellerisch beschäftigt an verschiedenen Orten, zuletzt zu Freiburg a. d. Unstrut): Ein deutscher Leineweber 46; Leute von gestern; das Pfarrhaus zu Hallungen rc. George Hesekiel (geb. 1819 zu Halle, studirte Philosophie, literarisch thätig in Berlin; preußischer Hofrath; † 1874): Vor Jena 59; Von Jena nach Königsberg; Bis nach Hohen-Zieritz; Stille vor dem Sturm; Krummensee rc. Ferner Lyrisches: Fünf Bücher deutscher Gedichte 62; Neue Gedichte rc. Das Buch vom Grafen Bismarck. Levin Schücking (geb. 1814 zu Clemenswerth im Münsterschen, studirte Jura in München und Heidelberg; im Verkehr mit Annette v. Droste Hülshoff; journalistisch beschäftigt in Augsburg, Köln rc.; lebt auf einer Familienbesitzung zu Sachsenberg bei Münster): die Ritterbürtigen 46; ein Sohn des Volkes; Günther von Schwarzburg: Verschlungene Wege rc. Edmund Hoefer (geb. 1819 zu Greifswalde, studirte Philosophie, ging 54 nach Stuttgart; literarisch beschäftigt): Aus dem Volk, Geschichten 52; Swanewieck, Skizzenbuch aus Norddeutschland; Loreley; Altermann Ryke rc. Adolph Stahr (geb. 1805 zu Prenzlau; studirte Philologie in Berlin; Gymnasiallehrer; trat seiner Gesundheit wegen vom Amt; Reisen in Frankreich, Schweiz, Italien; lebte in Berlin; † 1876 in Wiesbaden): die Republikaner in Neapel 49. Außerdem Kunstgeschichtliches: Weimar und Jena; Torso; Lessing, sein Leben und seine Werke rc. Stahr's Gattin: Fanny Lewald (geb. 1811 zu Königsberg; Reise nach Italien; 54 mit Stahr vermählt): Clementine 42; Prinz Louis Ferdinand; Wandlungen; Von Geschlecht zu Geschlecht rc. Otto Ruppius (geb. 1819 zu Glauchau; Buchhändler in Berlin; flüchtet 48 nach Amerika; 61 nach Deutschland zurück; † 64 in Berlin): Geld und Geist; Aus dem deutschen Volksleben; Das Vermächtniß des Pedlar rc. Hermann Kurz (geb. 1813 zu Reutlingen, studirte Theologie in Tübingen; Universitätsbibliothekar daselbst; † 1873): Schiller's Heimathjahre, vaterländischer Roman 43; der Sonnenwirth, schwäbische Volksgeschichte rc. Außerdem Lyrisches: Gedichte; Uebersetzungen: Tristan und Isolde rc. Wilh. Heinr. Riehl (geb. 1823 zu Biberich, studirte Theologie in Marburg und Göttingen; kulturhistorische Studien in Bonn; unter wechselnden Umständen literarisch beschäftigt; Professor der Kulturgeschichte in München): Kulturgeschichtliche Novellen 56; Musikalische Charakterköpfe; Novellenbuch rc. Wissenschaftlich Deskriptives: Die Naturgeschichte des Volkes, als Grundlage einer deutschen Social-Politik (die bürgerliche Gesellschaft; Land und Leute; die Familie); die Arbeit rc. Theodor Storm

(geb. 1817 zu Husum, studirte Jura in Kiel und Berlin; Advokat in Husum; wegen Betheiligung an der deutschen Bewegung in Schleswig-Holstein seiner Stelle verlustig; Assessor im preußischen Dienst beim Kreisgericht zu Potsdam, Heiligenstadt; 64 Landvogt in Husum): Immensee 50; im Sonnenschein; Sommergeschichten; Auf der Universität 2c. Auch Lyrisches: Gedichte. Max Waldau (Dichtername für: Georg Spiller von Hauenschildt, geb. 1825 zu Breslau, studirte Philosophie in Breslau und Heidelberg; † 55 auf Tscheidt bei Bauerwitz in Schlesien): Nach der Natur 50; aus der Junkerwelt; Cordula; Rahab, ein Frauenbild nach der Bibel 2c. Robert Giseke (geb. 1827 zu Marienwerder, studirte in Halle und Breslau Theologie, dann Philosophie; schriftstellerisch beschäftigt in Leipzig, Dresden, Berlin): Moderne Titanen 50; Pfarr-Röschen; Carriere; Käthchen 2c. Auch Dramatisches: Die beiden Cagliostro 58; Moritz von Sachsen; der Hochmeister von Marienburg 2c. Wilhelm Raabe (zuerst unter dem Namen: Jacob Corvinus; geb. 1831 zu Eschershausen in Braunschweig; studirte in Berlin, lebt in Stuttgart): Chronik der Sperlingsgasse; ein Frühling 2c. Hermann Grimm (geb. 1828 zu Kassel, Sohn Wilhelm Grimm's, lebt in Berlin): Novellen 56 2c. Roman: Unüberwindliche Mächte. Ferner Dramatisches: Demetrius 54 2c. Kunstgeschichtliches: Essays; Leben Michel Angelo's 2c. Elise Polko (geb. 1826, geborne Vogel, lebt in Minden); Musikalische Märchen 50; ein Frauenleben 2c. Philipp Galen (Dichtername für: Philipp Lange; geb. 1813 zu Potsdam; studirte Medicin in Berlin; Stabsarzt zu Potsdam): der Irre von St. James 50; Fritz Stilling, Erinnerung aus dem Leben eines Arztes; die Tochter des Diplomaten; Walter Lund, aus dem Leben eines Schriftstellers 2c. Otto Müller (geb. zu Schotten bei Frankfurt a. M.; Bibliothekar in Darmstadt; journalistisch beschäftigt in Mannheim, Frankfurt, Stuttgart): Bürger, ein deutsches Dichterleben 48; Charlotte Ackermann: der Klosterhof, Familienroman 2c. August Becker (geb. 1828 zu Klingenmünster in Rheinpfalz, historisch ethnographische Studien, lebt in München): Novellen; des Rabbi Vermächtniß 56 2c.; auch Episches in Versen: Jung Friedel, der Spielmann, lyrisch episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts 54 2c. Ludwig Steub (geb. 1812 zu Aubach in Baiern, studirte die Rechte in München; bairischer Beamter in Griechenland; Rechtsanwalt in München): der schwarze Gast; Deutsche Träume; Romane: Das Seefräulein 2c.; Novellen. Joseph Victor Scheffel (geb. 1825 in Karlsruhe; Bibliothekar in Donaueschingen; privatisirt; geadelt): Ekkehardt, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert 55 2c.; in Versen: der Trompeter von Säkkingen. Ferner Lyrisches: Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich v. Ofterdingen's Zeit; Gaudeamus 2c. Karl Frenzel (geb. 1827 zu Berlin, studirte Philosophie und Geschichte, lebt in Berlin): Vanitas, moderner Roman 61; Watteau, Künstlerroman: Papst Ganganelli; Charlotte Corday; freier Boden 2c. Außerdem: Literarische Studien, Dichter und Frauen 2c. Friedrich Spielhagen (geb. 1829 zu Magdeburg; studirte in Berlin und Bonn Philosophie, literarisch beschäftigt in Berlin); Problematische Naturen 53; die von Hohenstein; in Reih und Glied; die deutschen Pioniere; die Sturmfluth 2c. Franz Trautmann (geb. 1813 in München, studirte daselbst die Rechte; auf Reisen außer Deutschland; im Justizdienst, dann literarisch beschäftigt in München): Eppelein von Geilingen, und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen 52; die Abenteuer Herzogs Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer 53; die gute alte Zeit, Münchener Geschichten 2c. Julius Große (geb. 1828 in Erfurt, studirte Jura in Halle; journalistisch beschäftigt in München): Novellen, mehrere Bände 62; der Revolutionär; ferner: Epische Dichtungen: das Mädchen von Capri; Pesach Bartel 2c. Auch Dramatisches: die Ynglinger; der letzte

Grieche &c. Robert Hamerling (geb. 1832 zu Kirchberg in Niederöstreich; lebt in Graz): Ahasverus in Rom, epische Dichtung in 5füßigen Jamben; der König von Sion, epische Dichtung in 10 Gesängen (Hexameter); Aspasia, Roman &c. Julius Rodenberg (geb. 1831 zu Rodenberg in Hessen; studirte die Rechte in Heidelberg, Göttingen und Berlin; lebte in Paris, London; durchreiste England, Irland, Belgien, Holland, Dänemark, Italien; nahm seinen Wohnsitz in Berlin): ein Herbst in Wales 57; Alltagsleben in London: Stillleben auf Sylt; die Myrthe von Killarney (Reiseschilderungen). Ferner Romane: die Straßensängerin von London 63; die neue Sündfluth &c. Epische Dichtungen: König Harald's Todtenfeier &c. Ferner Lyrisches: Für Schleswig-Holstein 50 &c. Felix Dahn (1834 geb. in Hamburg, in München erzogen; studirte in München und Berlin; Professor der Rechtsphilosophie in Würzburg, Königsberg): Harald und Theano, Epos, 55; Gedichte 57; Sind Götter? 73; Ein Kampf um Rom, Roman, 74; Die Amalungen; Dichtung &c. Ferner Dramen: König Roderich, Markgraf Rüdiger, Deutsche Treue &c. Außerdem Geschichtliches. Karl Aug. Heigel (geb. 1835 zu München; studirte Philosophie und Rechtswissenschaft; Bibliothekar auf Schloß Carolath in Schlesien; seit 63 in Berlin, literarisch beschäftigt): Bar Cochba, episches Gedicht 56; Novellen 66; Es regnet, eine Münchener Geschichte; Benedictus &c. Georg Ebers (geb. 1837 in Berlin, studirte in Göttingen die Rechte, in Berlin Philologie und Archäologie, bald mit besonderem Bezug auf Aegypten; Privatdocent in Jena; Reise durch Spanien und Nordafrika nach Aegypten, Nubien und Arabien 1869 und 70; Professor in Leipzig): Die ägyptische Königstochter 64; Uarda. Außerdem Wissenschaftliches: Aegypten und die Bücher Mose &c. Hans Hopfen (in München): Peregretta; Verdorben zu Paris &c. — Von unbekanntem Verfasser: Eritis sicut Deus 1854.

Dorfgeschichten: Jeremias Gotthelf (Dichtername für Albert Bitzius, geb. 1797 zu Murten in Bern, Pfarrer zu Lützelflühe im Emmenthale, † 1854); Bauernspiegel 1837; Uli, der Knecht; Uli, der Pächter &c. Josef Rank (geb. 1815 zu Friedrichsthal in Böhmen, studirte in Wien; literarisch beschäftigt in Weimar, Nürnberg): Aus dem Böhmerwald 42; Neue Geschichten aus dem Böhmerwald. Romane: Vier Brüder aus dem Volk, ein Roman aus Oestreich's jüngsten Tagen &c.; Novellen; Drama: Der Herzog von Athen. Berthold Auerbach (geb. 1812 zu Nordstetten in Würtemberg, studirte Philosophie; wechselte häufig den Aufenthalt, zuletzt in Berlin): Schwarzwälder Dorfgeschichten 43 &c.; Barfüßele; Josef im Schnee. Ferner: Dichter und Kaufmann; Neues Leben; Auf der Höhe; Waldfried &c. Nach dreißig Jahren, neue Dorfgeschichten 76. W. O. von Horn (Dichtername für Wilh. Oertel, geb. 1798 zu Horn im Hundsrück, Prediger, hat sein Amt niedergelegt; † 1867 zu Wiesbaden): die Spinnstube, Jahrbuch, seit 1846 &c. August Wildenhahn (geb. in Zwickau, Kirchen- und Schulrath zu Bautzen): Erzgebirgische Dorfgeschichten 48 &c. Melchior Meyr (geb. 1810 zu Ehringen bei Nördlingen, studirte Philosophie in München; ging 40 nach Berlin, später nach München; † 71): Erzählungen aus dem Ries 56 &c. Ferner Romane: Vier Deutsche; ewige Liebe &c.; Dramatisches: Franz von Sickingen &c. Anonym die politische Satire: Gespräche mit einem Grobian 66.

III. Humoristen. Moritz Gottlieb Saphir (geb. 1794 zu Pesth, schriftstellerisch beschäftigt in Berlin, München, Wien, † 1858 in Wien): Gesammelte Schriften 32; humoristische Damenbibliothek &c. Johann Hermann Detmold (geb. 1807 zu Hannover, studirte Jura, 1849 Reichsminister, später hannoverscher Gesandter am Bundestag, † 56 in Hannover): Anleitung zur Kunstkennerschaft 34; Randzeichnungen 43; Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeier 49. Bogumil Goltz (geb. 1801 in Warschau, studirte Philosophie in

Breslau; Landwirth in der Gegend von Thorn; privatisirend in Thorn; † 1870): Buch der Kindheit 54; ein Kleinstädter in Aegypten 2c. Wilhelm von Merkel (geb. 1803 zu Friedland in Schlesien, Kammergerichtsrath in Berlin, † 1861): Kleine Studien, Novellen und Skizzen 63; ferner Gedichte 66. Hermann Schiff (geb. 1801 zu Hamburg; Schauspieler, Fechtmeister, Tänzer; immer guter Dinge, trotz vielfacher Noth; schrieb zuerst unter dem Namen Isaac Bernays; † 67 in Hamburg): Schief-Lewinche mit seiner Kalle oder polnische Wirthschaft; das verkaufte Skelett; die wilde Rabbizin 2c. Hermann Marggraf (geb. 1809 in Züllichau, studirte in Berlin, journalistisch beschäftigt in Leipzig, † 64): humoristische Romane, Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech 40; Johannes Mockel, bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut; Fritz Beutel, eine Münchhausenjade 2c. Auch Dramatisches: das Täubchen von Amsterdam 2c. Ad. Glasbrenner (geb. 1810 in Berlin; für den Kaufmannstand bestimmt; 32 schrieb unter dem Namen „Brennglas" humoristische Schilderungen der Zustände Berlin's und Wien's, lebte in Berlin, Neu-Strelitz, Hamburg und wieder in Berlin; † 1876): Berlin, wie es ist — und trinkt; Bilder und Träume aus Wien; der neue Reinecke Fuchs; die verkehrte Welt 2c. Ernst Kossak (geb. 1814 zu Marienwerder; studirte Philosophie, schriftstellerisch beschäftigt in Berlin): Humoresken, Blätter aus dem Papierkorb eines Journalisten 53; Badebilder; Berliner Historietten 2c. Ferner: Eduard Hildebrandt's Reise um die Erde, nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt.

IV. Lyrik und kleinere epische Gattungen.

a. Die politische Lyrik der vierziger Jahre. Ferdinand Freiligrath (geb. 1810 zu Detmold, Kaufmann; trieb sprachliche, literaturgeschichtliche und ästhetische Studien; in Darmstadt; empfing 42 vom König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., ein Jahrgehalt von 300 Thalern; von liberalen Ideen, besonders seit dem Umgang mit Hoffmann von Fallersleben, ergriffen; verzichtete auf jenes Jahrgehalt 44; Verfolgung fürchtend, ging er nach Belgien, der Schweiz, England; 48 nach Deutschland zurück; nach der Unterdrückung der republikanischen Partei wieder nach London; in einem Banquierhause angestellt; 67 nach Deutschland zurück; durch ein von der demokratischen Partei aufgebrachtes Kapital sorglos gestellt; lebte in Stuttgart; † 1875 zu Cannstadt): Gedichte 38; ein Glaubensbekenntniß 44, ça ira! sechs Gedichte 46 2c. Ferner Uebersetzungen: Robert Burns, Longfellow. Franz Dingelstedt (geb. 1814 zu Halsdorf in Hessen, studirte Philologie, Theater-Intendant in Weimar; 1867 artistischer Director des Wiener Hofoperntheaters; vom König von Baiern geadelt); Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters 40. Außerdem Novellen: Heptameron 41 2c.; Trauerspiel, das Haus des Barneveldt; Gedichte; Uebersetzung von Shakespeare's Dramen. Georg Herwegh (geb. 1817 zu Stuttgart, studirte Theologie in Tübingen; journalistisch beschäftigt in Stuttgart; zum Militär durch's Loos bestimmt; wegen militärischer Vergehen auf der Flucht; journalistisch beschäftigt zu Emmishofen im Kanton Thurgau; dann in Zürich; durch seine „Gedichte eines Lebendigen" 41 schnell berühmt; Audienz bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV.; wegen eines Briefes, den er an den König schrieb und veröffentlichen ließ, aus Preußen verwiesen; Bürger in Basel; organisirte 48 den Aufstand in Baden; floh nach dem ersten kurzen Treffen bei Schopfheim; seitdem meistens in der Schweiz; † 1875 in Baden-Baden): Gedichte eines Lebendigen 41; Gedichte 44. Außerdem Uebersetzung von Lamartine's Werken. Robert Prutz (geb. 1816 zu Stettin, studirte Philosophie in Berlin und Halle, Professor der Literaturgeschichte in Halle; 59 in Stettin privatisirend, † 72): Gedichte 41; neue Gedichte. Auch Dramatisches: die politische Wochenstube, eine Komödie 45; Mo-

ritz von Sachsen rc.; ferner Romane: das Engelchen rc. Nicolaus Becker (geb. 1810 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, studirte die Rechte, † 1845): Dichter des Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein". Gedichte 41. Gottfried Kinkel (geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studirte Theologie; Religionslehrer und Prediger in Köln; 45 Professor der Kunstgeschichte in Bonn; 48 der republikanischen Partei angeschlossen, beim badischen Aufstand 49; verwundet und gefangen; zu lebenslänglicher Festung verurtheilt, entkam aus Spandau; 51 nach London; 66 Lehrer der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich): Gedichte 43; Kerkergedichte 49. Auch Episches: Otto der Schütz; der Grobschmied von Antwerpen rc. Ferner: Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern. Von Kinkel's Gattin, Johanna (geborne Meckel, 1843 mit Kinkel vermählt), ein Roman: Hans Ibeles in London 60. Titus Ulrich (geb. 1813 zu Habelschwert in Schlesien, studirte Philosophie in Breslau und Berlin; journalistisch in Berlin beschäftigt; dann im Büreau der Intendantur der königl. Schauspiele): das hohe Lied 45; Victor. Moritz Hartmann (geb. 1821 zu Duschnik in Böhmen, studirte in Prag und Wien; von der östreichischen Behörde verfolgt, weil er ohne Censur im Ausland „Kelch und Schwert" hatte drucken lassen; in Brüssel, Paris; gehörte 48 im Frankfurter Parlament der äußersten Linken an; 49 flüchtig; Professor der Literatur in Genf; später journalistisch beschäftigt in Stuttgart; † 71): Kelch und Schwert 45; Neuere Gedichte rc. Ferner die Satire: Reimchronik des Pfaffen Mauritius 49. Auch Idyllisches: Adam und Eva 51; Novellen: der Krieg um den Wald; die letzten Tage eines Königs rc. Alfred Meißner (geb. 1822 zu Teplitz, studirte Medicin in Prag; viel auf Reisen; in Paris, Frankfurt a. M., Prag): Gedichte 45; ferner Episches: Ziska 46; Romane: Neuer Adel; Dramatisches: das Weib des Urias rc. Gottfried Keller (geb. 1819 zu Glattfelden in der Schweiz, widmete sich der Malerei in München, trieb dann literarische Studien in Zürich, Heidelberg, Berlin; in die Schweiz zurückgekehrt, wurde er Staatsschreiber des Kantons Zürich und Mitglied des großen Raths): Gedichte 46 rc.; ferner Romane: der grüne Heinrich; die Leute von Seldwyla rc. —

b. Die Lyrik mit allgemeineren Tendenzen. Christian Friedrich Scherenberg (geb. 1798 zu Stettin, für den Kaufmannstand bestimmt; mannigfach bewegtes Leben; in Berlin; dichtete viel, ohne es herauszugeben; erregte die Aufmerksamkeit durch das Gedicht „Waterloo"; Bibliothekar im Kriegsministerium; lebt in Berlin): Gedichte 44; ferner größere Schlachtbilder: Ligny, ein vaterländisches Gedicht 47; Waterloo; Leuthen; Abukir, die Schlacht am Nil. Eduard Freiherr von Feuchtersleben (geb. 1806 zu Wien, studirte Medicin, Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, † 1849 in Wien): Gedichte 36 (Darin: „Es ist bestimmt in Gottes Rath"). Von ihm ferner das populär medicinische Werk: zur Diätetik der Seele 38. Victor Strauß (geb. 1809 zu Bückeburg, studirte Jura in Erlangen, Bonn und Göttingen; dann Theologie; Kabinetsrath, Bundestagsgesandter von Schaumburg-Lippe; von Oestreich geadelt): Lieder aus der Gemeine 43; das Kirchenjahr im Hause rc.; ferner Dramatisches: Polyxena 51; Judas Ischarioth rc.; Novellen: Ein ländliches Paar, die Bibliothek rc. Episches in Versen. Annette, Freiin von Droste-Hülshoff (geb. 1798 zu Hülshoff bei Münster, † 1848 auf Schloß Mörsburg am Bodensee): Gedichte 44; das geistliche Jahr 52. Karl Gerok (geb. 1815 in Vaihingen, studirte in Tübingen, Superintendent in Stuttgart; später Prälat und Oberhofprediger daselbst): Palmblätter 57; Pfingstrosen; Blumen und Sterne; Deutsche Ostern 71 rc. Julius Sturm (geb. 1816 zu Köstritz im Reußischen, studirte Theologie in Jena; Erzieher des Erbprinzen von Reuß j. L.; Pfarrer in Köstritz):

Gedichte 50; fromme Lieder; neue Gedichte; das hohe Lied der Liebe ꝛc. Emanuel Geibel (geb. 1815 zu Lübeck, studirte Philosophie, Professor der Aesthetik in München, lebt in Lübeck): Gedichte 40; Juniuslieder 48 ꝛc. Ferner Episches: König Sigurd's Brautfahrt 46; Dramatisches: König Roderich; Brunhild; Sophonisbe, 1869 durch den Preis von 1000 Thalern vom Könige von Preußen gekrönt. Ferner Uebersetzungen: Volkslieder und Romanzen der Spanier: fünf Bücher französischer Lyrik; Spanisches Liederbuch (mit Paul Heyse). Moritz Graf von Strachwitz (geb. 1822 zu Peterwitz in Schlesien, † 1847 zu Wien): Lieder eines Erwachenden 42; Neue Gedichte. Bernhard von Lepel (geb. 1818 zu Meppen in Hannover, Officier in preußischen Diensten, seit 1850 literarisch beschäftigt in Berlin; 66 in die Armee zurückgetreten): Lieder aus Rom 46; Gedichte 66. Ferner Humoristisches: Zauberin Kirke. Dramatisches: König Herodes ꝛc. Theodor Fontane (geb. 1819 zu Neu-Ruppin, naturwissenschaftliche Studien; literarisch beschäftigt, eine Zeit lang in London, jetzt in Berlin): Männer und Helden 50; von der schönen Rosamunde; Gedichte; Balladen. Ferner Belletristisches beschreibender Art: Ein Sommer in London; Jenseit des Tweed; Wanderungen in der Mark Brandenburg, mehrere Bände. Geschichtliches: der Schleswig-Holsteinische Krieg; der deutsche Krieg von 1866; der Krieg Deutschlands mit Frankreich. Hugo Freiherr von Blomberg (geb. 1820 in Berlin, Geschichtsmaler, auch auf kunsthistorischem Gebiete literarisch thätig, in Berlin, nahm seinen Wohnsitz in Weimar; † 71): Bilder und Romanzen 60; Raphael's Fabel der Psyche; Treu zum Tod, vaterländische Gedichte. Friedrich Bodenstedt (geb. 1819 zu Peine in Hannover, Erzieher im Hause des Fürsten Galizin in Moskau; Reisen in Armenien, im Kaukasus; 46 nach Deutschland; Professor der slavischen Sprachen in München, Theater-Intendant in Meiningen; geadelt): Lieder des Mirza-Schaffy 49; Gedichte; neue Gedichte ꝛc. Außerdem Erzählendes: Tausend und ein Tag im Orient ꝛc. Roman: das Herrenhaus im Eschenwalde. Dramatisches: Demetrius; König Authari's Brautfahrt ꝛc. Ferner Uebersetzungen: Shakespeare's Sonette und Dramen; Lermontow, Puschkin ꝛc. Julius Hammer (geb. 1810 zu Dresden, studirte Philosophie und Literatur in Leipzig; literarisch beschäftigt in Dresden, Leipzig; privatisirte in Nürnberg; † 1862 auf seinem Landsitz in Pillnitz): Schau um dich und in dich 50; die Psalmen der heiligen Schrift; Unter dem Halbmond ꝛc. Auch Romane: Einkehr und Umkehr 56 ꝛc. Wolfgang Müller „von Königswinter" (geb. 1816 zu Königswinter am Rhein, studirte Medicin in Bonn und Berlin; auf Reisen; Arzt in Düsseldorf: später in Köln; von der ärztlichen Praxis zurückgezogen, in Köln): Junge Lieder 41; Balladen und Romanzen; Gedichte. Auch Episches: Loreley, Bearbeitung der Rheinsagen 51; Die Maikönigin, Dorfgeschichte in Versen; Prinz Minnewin, ein Mittsommerabendmärchen ꝛc. Erzählendes in Prosa: Rheinische Dorfgeschichten ꝛc. Hermann Kletke (geb. 1813 zu Breslau, studirte Philosophie, schriftstellerisch thätig in Berlin): Kinderlieder 46; Gedichte: Lied und Spruch. Ferner Literaturgschichtliches. Otto Roquette (geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, studirte Philosophie in Berlin, Heidelberg, Halle; Lehrer in Dresden; an der Kriegsakademie in Berlin; Professor in Darmstadt): Waldmeisters Brautfahrt 51; Tag von St. Jacob; Herr Heinrich; Hans Haidekukuk; Gedichte. Ferner: Novellen ꝛc.; Roman: Heinrich Falk; Literaturgeschichtliches: Geschichte der deutschen Literatur; Leben Günther's ꝛc. Hermann Lingg (geb. 1820 in Lindau, studirte Medicin in München, Berlin, Prag; Militärarzt in Baiern; Reise nach Italien, privatisirend in München): Gedichte 54; Vaterländische Gesänge und Balladen. Ferner Dramatisches: Catilina, Trauerspiel; Die Walkyren, dramatisches Gedicht. Ferner Episches: die Völkerwanderung 66 ꝛc. Joh. Georg Fischer (geb. 1820 zu Groß-Süssen in

Würtemberg; studirte in Tübingen Philosophie, besonders Aesthetik und Literatur; Professor der Geschichte und Literatur in Stuttgart): Gedichte, 1854; Den deutschen Frauen ꝛc. Auch Dramatisches: Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, historische Tragödie; Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel; Kaiser Maximilian von Mexiko ꝛc. Karl Ernst Eduard Tempeltey (geb. 1832 in Berlin, studirte Philosophie und Geschichte; literarisch beschäftigt in Berlin; Kabinetsrath des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha): Mariengarn, 1860. Ferner Dramatisches: Klytämnestra, 1857; Hie Welf, Hie Waiblingen! Vaterländisches Drama. Ferdinand Gregorovius (geb. 1821 zu Neidenburg in Ostpreußen, studirte Philosophie und Theologie in Königsberg, später Geschichte; Lehrer an verschiedenen Orten Ostpreußens; 1852 Reise nach Italien, Aufenthalt in Rom): Polen- und Magyarenlieder. Ferner episch Deskriptives: Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen, 1858. Ferner Geschichtliches: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Deskriptives: Wanderjahre in Italien. Darin das früher selbstständig erschienene Werk: Siciliana, Wanderungen in Neapel und Sicilien ꝛc. Robert Waldmüller (Dichtername für Charles Duboc, geb. 1822 zu Hamburg; Kaufmann; auf Reisen in Paris, Kopenhagen, Warschau, Wien ꝛc.; ließ sich in Dresden nieder): Unterm Schindeldach, 1851; Gedichte ꝛc. Ferner Episches: Irrfahrten, Gedicht in 4 Büchern ꝛc. Romane: Unterm Krummstab; Dorf-Idyllen ꝛc. Wilhelm Hertz (geb. 1835 in Stuttgart, studirte Philosophie in Tübingen; Reisen in Frankreich, England und Schottland; Professor an der Universität zu München): Gedichte, 1859; ferner Episches: Lanzelot und Ginevra; Hugdietrich's Brautfahrt; Heinrich von Schwaben ꝛc. Karl Lemcke (geb. 1831 zu Schwerin, studirte in Göttingen und München; Professor der Aesthetik und deutschen Literaturgeschichte an der Universität zu Heidelberg, München; 1873 in Amsterdam): Lieder und Gedichte, 1861. Ferner Wissenschaftliches: Populäre Aesthetik, 1865; Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit (seit Opitz).

V. Uebertragungen. Johann, König von Sachsen (geb. 1801): Reise nach Italien; regiert 1854—73; Dichtername Philalethes: Dante's Divina Comedia mit kritischen und historischen Erläuterungen. Gottlieb Mohnike (Consistorial- und Schulrath in Stralsund, † 1841): Tegnér's Frithjofs-Sage, 1826; Tegnér's Sämmtliche Gedichte. Ferner: Kleinere Gedichte aus verschiedenen Sprachen ꝛc. Adolf Böttger (geb. 1815 zu Leipzig, studirte Philologie, lebte in Leipzig; † 1874): Byron's Sämmtliche Werke; Milton's Poetische Werke; Ossian; Longfellow's Hiawatha. Ferner Lyrisches: Gedichte, Wartburglieder ꝛc. Dramatisches: Agnes Bernauer ꝛc.; Episches: Till Eulenspiegel ꝛc. Joh. Gust. Droysen (geb. 1808 zu Treptow in Pommern; Professor der Geschichte in Berlin): Komödien des Aristophanes, 1835; Tragödien des Aeschylos. Außerdem Wissenschaftliches: Geschichte Alexander's des Großen; Geschichte des Hellenismus; Leben des Feldmarschall Yorck von Wartenberg; Geschichte der Freiheitskriege ꝛc. Georg Friedrich Daumer (geb. 1800 zu Nürnberg, studirte Theologie in Erlangen; zur pietistisch-schwärmerischen Richtung neigend; dann, von Zweifeln gequält, der Theologie entsagend; studirte Philologie; Professor in Nürnberg; seit 1833 privatisirend; mit den Liedern des persischen Dichters Hafis bekannt, den er wegen seiner Satire gegen die Heuchelei liebte und übersetzte; zum Glauben zurückkehrend; wurde katholisch, Jesuit; † 1875): Hafis, 1846; Hafis, neue Sammlung. Außerdem philosophisch Theologisches: Urgeschichte des Menschengeistes ꝛc. Ferner Marianische Legenden und Gedichte, nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen ꝛc. Johannes Minkwitz (geb. 1812 zu Lückersdorf bei Kamenz, studirte Philologie

in Leipzig; reiste nach Italien; Professor in Leipzig): Aristophanes, Sophokles ꝛc. Ferner Lyrisches: Gedichte, 1847. Aesthetisch-Wissenschaftliches: Metrik. Adolf Friedrich von Schack (geb. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin; Geh. Legationsrath in Mecklenburgischem Staatsdienst; privatisirt in München): Firdusi's Heldensagen aus dem Persischen, 1851; Stimmen vom Ganges; Spanisches Theater: Lopez de Vega; Calderon ꝛc. Ferner Lyrisches: Gedichte, 1866. Wissenschaftliches: Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, 1846; Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Edmund Lobedanz: Kalidasa's Dramen, Sakuntala, 1858; Vikramorvasi ꝛc. Außerdem Romane: Narren des Glücks, 1858; Ein neuer Glaube ꝛc. Friedrich Max Müller (geb. 1820 zu Dessau, Sohn des Dichters Wilh. Müller; Prof. in Oxford): Kalidasa's Megha-Duta. Außerdem Wissenschaftliches über vergleichende Mythologie. Albrecht Friedrich Weber (geb. 1825 in Breslau, Professor der altindischen Sprache und Literatur in Berlin): Lustspiele von Kalidasa, Mâlavikâ, Agnimitra, 1856. Außerdem Wissenschaftliches: Vorlesung über indische Literaturgeschichte. Otto Gildemeister (Senator in Bremen): Byron's Werke; Shakespeare's Dramen. — Vergl. Freiligrath, Dingelstedt, Herwegh, Geibel, Bodenstedt, Heyse.

VI. Dialektdichtungen. Franz Ritter von Kobell (geb. 1803 zu München, studirte in Landshut; Professor der Mineralogie in München): Gedichte in oberbairischer Mundart, 1840; in pfälzer Mundart ꝛc. Auch Hochdeutsches. Lyrisch: Hochdeutsche Gedichte, 1852; Didaktisch: Die Urzeit der Erde, ein Gedicht ꝛc. Klaus Groth (geb. 1819 zu Haide in Holstein; Professor in Kiel): Quickborn, plattdeutsche Gedichte, 1843; voer de Goern, Kinderreime; Quickborn, zweiter Theil, 1871 ꝛc.; ferner Prosaisches: Vertelln; Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochter ꝛc. John Brinckmann (Lehrer in Güstrow, † 1869): Aus dem Volk und für das Volk, plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten, 1854; Kasper Ohm un ick; Peter Lurenz bi Abukir ꝛc. Fritz Reuter (geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, studirte in Rostock und Jena die Rechte; wegen Theilnahme an der Burschenschaft zum Tode verurtheilt, zu Festung begnadigt; 1840 in Freiheit gesetzt; verschiedene Versuche, eine Lebensstellung zu gewinnen; lebte in Eisenach; † 1874): Läuschen un Riemels, plattdeutsche Gedichte, 1854; Hanne Nüte un de lütte Pudel ꝛc. Ferner Prosaisches: Olle Kamellen. Darin: Woans ick tau 'ne Frau kamm; Ut de Franzosentid; Ut mine Festungstid; Ut mine Stromtid ꝛc. Eduard Hobein (Advokat in Schwerin): Blömings un Blomen ut frömden Gorden (Uebertragungen), 1861; Feldflüchters, plattdütsch Leeder un Läuschen ꝛc. Auch Hochdeutsches: Gedichte, 1863; Buch der Hymnen (Uebersetzung lateinischer Kirchengesänge). Von Hobein herausgegeben: Vom Ostseestrand, belletristisches Jahrbuch, 1866 und 67, in welchem plattdeutsche Dichtungen von Hobein, von den Brüdern Friedrich Eggers (geb. 1819 zu Rostock, für den Kaufmannstand bestimmt, studirte Philosophie in Rostock, Leipzig, München und Berlin; journalistisch in Berlin beschäftigt; Professor an der Akademie der Künste in Berlin; im Ministerium des Geistlichen; † 1872): Gedichte 1874; ferner Biographie: Christian Daniel Rauch; und Karl Eggers (geb. 1826 zu Rostock; Senator daselbst; jetzt privatisirend in Berlin). Von beiden Brüdern gemeinschaftlich: Tremsen, 1875 ꝛc. Willem Schröder: Haidekraut und Waterkant, prosaisch Erzählendes. Darin: De Tambur von Waterloo; Hinnerk Swinegel's Lebensloop un Enne in'n Staat Muffrika ꝛc.

Alphabetisches Verzeichniß

der

Schriftsteller, der näher besprochenen Werke und der erklärten Begriffe.

(Die Zahlen bedeuten Paragraphen. Wegen der Seite benutze man die Seitenüberschriften rechter Hand.)

J.

K.

L.

M.

N.

T.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Comp. in Altenburg.

Hahn, Werner

Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen

Berlin 1877